Digitized by Google

Per. 16 od 4v
(2

Sonntagsblatt

= Div. [redacted]

Digitized by Google

<36638116230019

<36638116230019

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Weimarer

Sonntags-Blatt.

Zeitschrift

für

Unterhaltung

aus

Literatur und Kunst.

Unter Mitwirkung

von

K. Biedermann, Otto Roquette, J. Saupe, O. Schade, A. Schöll, Ch. Schuchardt

herausgegeben.

Zweiter Jahrgang.

Preis 1½ Thaler.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Weimar

Druck und Verlag von Hermann Böhlau

1856.

Digitized by Google

Inhalt.

Zur Unterhaltung.

Novellen, Gedichte, Reiseskizzen etc.

Von Neapel nach Sorrent. Von A. Dörr Seite 155. 270. 275

Von Neapel nach Ischia. Von demselben S. 406

Kriegslisten. Erzählung von Gustav Junior . S. 1. 10. 17. 25. 33. 42. 49. 57. 65 76. 81. 89. 97. 116. 124

Im Maderanerthal. Wanderskizze von Luckenbein . . . . . S. 290. 296

Eine Harzwanderung. Von H. Pröhle. S. 194. 202

Johann. Eine Erzählung von O. Roquette. S. 353. 361. 374. 384

Gefangen, von E. Anhalt . . . S. 413

Der sterbende schleswig-holsteinische Ajax, von E. W. Arndt . . . . . S. 153

Gewitter in Rom, von A. Dörr . S. 225

Michel Angelo's letztes Gedicht. Uebersetzt von A. Dörr. . . . . S. 185

Lied von Emanuel Geibel. . . . S. 161

Deutsche Kernsprüche der Vorzeit . S. 350

Frühling, von Albert Lindner. . S. 231

Vom Strande, von demselben . . . S. 209

Wilde Bienen, von demselben . . S. 427

Epigramme von M..... . . S. 183. 231

Häusliche Sonette von M..... . S. 239 255. 279

Johanna Wagner als Romeo, von demselben S. 169

Mirza Schaffy . . . . . S. 201

Sonette von Fr. Otte.

1) Aktuar Salzmann . . . . . S. 73

2) Friederike von Sesenheim . . . . S. 81

3) Pfarrer Oberlin . . . . . S. 241

4) Arneld . . . . . S. 249

Gevatter Tod, von O. Roquette . S. 337

Sonette von O. Roquette . . . . S. 405

I. Die Helden des Tages.

II. Der Musterjüngling.

Carl August und die Blumen, von A. Rugo S. 310

Die Gesellen, von Adolf Schöll . . S. 9

Prolog des Weimarischen Hoftheaters zur Feier von Mozarts 100jährigem Geburtstag, von A. Schöll . . . . . S. 41

Der See, von A. Schöll . . . . S. 193

Weltorakel, von demselben . . . . S. 373

Charfreitag und Ostern. Lied von Sperogel. Aus dem 12. Jahrhundert . S. 12

Herbst, von Theodor Storm . . . S. 289

Kunst und Wissenschaft.

Bildende Kunst, Musik, Kulturgeschichte, Literaturgeschichte, Naturwissenschaften, Verschiedenes.

Aberglaube und Sagen aus Göttingen und nächster Umgegend. Von K. Seifart S. 267

Beethoven-Symphonie. Zeichnung von Moritz von Schwind. Von Chr. Schuchardt. S. 392

Beschauliches und Erbauliches. Ein Familienbilderbuch von Ludwig Richter . S. 4

Ueber die Burgen des Meininger Landes. Von G. Brückner . . . . S. 228. 236.

Digitized by Google

Copernicus und der Papst Paul III. Von Julius Schaller . . . . . S. 269
Der Esthnische Schöpfungsmythus S. 318
Faust vor Göthe. Von O. Schade. S. 313. 321. 330. 430
Faustiana von Julius Saupe
I. Der Rippacher Hans . . . . S. 39
II. Das Lied der Hexe . . . . . S. 47
III. In Lebensfluthen, in Thatensturm S. 111
IV. Der Drudenfuß . . . . . S. 166
Aus der Familie Gagern . . . . . S. 166
Ihr sollt eure aufgeklärten Großväter ehren! Ein Gebot der Kulturgeschichte. Von K. Seifart . . . . . S. 381. 389
Heinrich Heines Geburtstag . . S. 135
Kulturgeschichtliche Streifzüge aus der deutschen Vergangenheit. Von K. Biedermann S. 169
Zur Landschaftsmalerei. Von Chr. Schuchardt . . . . . S. 175
Worin hat der Materialismus Recht. Von C. Fortlage . . . . . S. 162
Die Körbe des Meininger Landes Von G. Brückner . . . . . S. 177
Zur Säcularfeier von Mozarts Geburtstag. 27. Januar 1856 . . . . . S. 28
Der Musikdilettantismus der Römischen Kaiserzeit. Eine Parallele. Von H. Göll S. 397
Zur Kunde unsrer Namen . . . . S. 210
Der neue Rath. Ein böhmischer Regentenspiegel aus dem 14. Jahrhundert. Von Julius Saupe . . . . . S. 413
Ueber den Räuberroman Rinaldo Rinaldini. Von O. Roquette . . . . . S. 145
Hans Sachs. Von Julius Saupe S. 113. 121
Schillers Jungfrau von Orleans. Eine Kritikprobe aus den russischen Ostseeprovinzen S. 326
Eine Bemerkung Schillers über die Schönheit der Kleidung . . . . . S. 347. 357
Zu Schillers Worten des Wahns . . S. 299
Die drei Sprüche im Prinzessinengarten in Jena . . . . . S. 133
Zur Erinnerung an Esaias Tegner. Von J. Saupe . . . . . S. 185
Ein Nachtrag zum Tischrücken . . . S. 329
Zur Geschichte der Toleranz in Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert. Eine kulturgeschichtliche Skizze von K. Biedermann S. 341. 345
Wernike's Ueberschriften. Von J. Saupe S. 217

Aus Weimars Vergangenheit.

Carl August.

Der Großherzog Carl August und die Blumen S. 144
Briefe des Großherzogs Carl August und Göthes an Döbereiner . . . . S. 149

Göthe.

Aus Göthe's Arbeitszimmer. Von Ch. Schuchardt . . . . . S. 411
An Döbereiner. Im Namen der Kinder. Von Göthe . . . . . S. 137
Briefe des Großherzogs Carl August und Göthe's an Döbereiner. Herausgegeben von O. Schade . . . . . S. 149
Göthe's Lutherthum. Von Julius Saupe. S. 285
Erinnerungen eines Weimarischen Musikers. Von K. Eberwein. S. 226. 234. 241
Judenpredigt. Ein Scherz von Göthe. S. 418
Briefe Göthe's an A. Nicolovius. . S. 137
Göthe und Passow. Von A. L. Bucher. S. 417
In Fräulein von Schiller's Stammbuch. Ungedrucktes Gedicht von Göthe . . S. 33
Ein paar Winke zu und über Göthe. Von E. M. Arndt . . . . . S. 301

Außerdem zahlreiche Notizen in der Kleinen Zeitung.

Schiller.

Der Oberconsistorialrath Böttiger der Verunreinigung von Wallensteins Lager beschuldigt. Von E. W. Weber . . . . S. 305
Zwei Schreiben Schiller's und des Herzogs Georg von Sachsen-Meiningen. . . S. 182
Lauter Dank an Schiller im Weimarischen Hoftheater. Von E. W. Weber. . . . S. 249
Ein Brief Schiller's an H. Meyer. d. Jena 30. Nov. 1794 . . . . . S. 316
Schiller's Geburtstag. Von Julius Saupe S. 387
Schiller und Lotte. Von A. Schöll S. 257. 265. 273. 280. 292
Zur Literatur von Schiller's Jugendjahren. Von A. Schöll. . . . . S. 158. 172
Zur Schiller-Literatur . . S. 197. 214. 223

Digitized by Google

Außerdem zahlreiche Notizen in der Kleinen Zeitung.

Wieland.

Wielands Bescheidenheit . . . . . S. 422
Brief von Wieland an Düson. d. Weimar, den 26. März 1806 . . . . . S. 425
Brief von Wieland an Buchhändler Schwan in Mannheim. d. Weimar, den 4. Sept. 1778 S. 6

Verschiedenes.

Was Weimar in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts für die Oper that. Von E. W. Weber . . . . . S. 54. 61. 69. 86. 92. 106
Weimar und Lauchstädt. Von G. Lothholz S. 73
Brief von Frau Charlotte von Schiller an F. W. Riemer. d. Weimar d. 20. März 1810 S. 46
Brief Ludwig Tieck's an G. Hofrath Dr. F. W. Riemer. d. Baden-Baden, den 3 Julius 1841 . . . . . S. 36
Außerdem zahlreiche Notizen in der Kleinen Zeitung.

Literarische Streifzüge.

Balther, E., Aus dem Evangelium . S. 199
Bonn, F., Schott von Grünstein . . S. 199
Bornemann, W., Humoristische Jagdgedichte S. 244
Dahn, F., Harold und Theano . . . S. 96
Dörr, F., Christabend . . . . . S. 244
Finnische und arabische Volkspoesie . S. 349
Genast, W. und J. Raff, Dornröschen. Märchen-Epos in 4 Theilen mit Musik . S. 189
Grimm, H., Novellen . . . . . S. 244
Halm, Fr. und Fr. Bacherl . . . S. 246
Hebbel, Fr., Gyges und sein Ring . S. 368
— — Michel Angelo . . . . . S. 95
Hermann, B., die Schöpfung . . . S. 199
Jordan, W., der Liebesläugner . . . S. 95
Konrad, G., die letzten Messenier . . S. 95
Kühne, G., die Verschwörung von Dublin S. 96
Lindner, A., Dante Alighieri . . . . S. 95
Longfellow, das Lied von Hiawatha . S. 200
— —, der spanische Student . . . S. 95
Laube, H., Graf Essex . . . . . S. 333
Lohmann, P., Dramen . . . . . S. 333
Ludwig, O., Zwischen Himmel und Erde S. 377
Meyer, M., Erzählungen aus dem Ries S. 377
Mirza Schaffy, Lieder . . . . . S. 200
Mosen, J., Bernhard von Weimar S. 12. 19
Percival, L., Tannengrün . . . . S. 199
Reinhart, G., Gedichte . . . . . S. 96
Riehl, W. H., culturhistorische Novellen S. 377
Schulte, A., Ludwig Capet . . . . S. 96
Stern, A., poetische Erzählungen und zwei Frauenbilder . . . . . S. 96
Storm, Th., Gedichte . . . . . S. 244
Taura, E. von, Friedrich der Freudige S. 244
Tempeltey, Klytämnestra . . . . S. 402
Treitschke, H. von, Vaterländische Gedichte S. 244
Vogel, J. N., Neue Gedichte . . . S. 199
Waldener, W., Die Pilgerin . . . S. 199
Werther, K. L., Liebe und Staatskunst S. 334
Außerdem zahlreiche Notizen in der Kleinen Zeitung.

Kleine Zeitung,

Wochenchronik der neuesten Ereignisse auf dem Gebiete der Literatur und Kunst enthaltend, befindet sich am Schlusse jeder Nummer.

Digitized by Google

№ 1. 6. Januar 1856.

Kriegslisten.

Erzählung von Gustav Junior.

Der Juni ließ in diesem Jahre sich prächtig an. Nach einem regnerischen Mai begann er mit sehr warmen Tagen, welche die Saaten rasch in die Höhe trieben und die reizende Hügelgegend im Schmuck der schönen Jahreszeit so hell durchsonnten, daß es gar nicht war als ob es je einen Winter gegeben hätte. Der Schloßberg im Norden des Städtchens, wo das Gemäuer der längst verfallenen Burg zwischen dem dichten Gewipfel von Laubholz kaum hervordämmert, tauchte an diesem Morgen aus leichten fallenden Nebeln in seiner ganzen Höhe und Breite klar empor, die kleineren Höhen, Gebüsche, Gärten und Wiesen, die sich von ihm herabsenken bis zu dem ehemaligen Klostergebäude der Oberstadt, der jetzigen Stadtschreiberei, glänzten und lachten in aller Frische mit ihren blühenden Gehegen und ihren thaublitzenden Wiesenstreifen. Drüben auf der Landstraße, die vom westlichen Nachbarhügel des Schloßbergs herunterbiegt, wimmelte es schon von Marktleuten und in dem Winkel zwischen ihr und dem Schloßberg, im Hof und Hause des Oberforstmeisters, war auch allerlei Leben. Zwar daß der Oberforstmeister in aller Frühe sich herausgemacht hatte, war nichts Ungewöhnliches. Seit er die neuen jungen Pferde besaß, war er jeden Morgen beschäftigt, sie selbst einzufahren. Allein daß auch die gnädige Frau schon aufstehen wollte, gab etwas Außerordentliches zu erkennen, wäre auch nicht die Jungfer hin und hergejagt worden und der Bediente mit einem langen Zettel in Begleitung des Laufjungen, der einen großen Korb trug, nach der Stadt gegangen. Hier, in der hochgelegenen Stadtschreiberei lag der heiterste Morgenblick auf Wänden und Giebeln. Dieser stattliche Bau besteht nämlich aus zwei Theilen, einem Hauptgebäude, zum Wohnhaus eingerichtet, das gegen Mittag und die Stadt sieht, die zu ihm heraufsteigt, und, an ihm rückwärts rechtwinkelig angeschlossen, einem Seitengebäude, dessen äußere Fenster gegen Abend sehen. Dieses enthält die große Schreibstube und die Wohnzimmer der Subalternen. An seiner äußern Seite ist ein steiler Graben, unten von einem Bächlein durchzogen, mit Bäumen, Gesträuch und Rasensitzen zu einem Garten ausgefüllt, in dem die Nachtigallen das Beste sind, die in dem schattigen, bewässerten Grunde sich den ganzen

Digitized by Google

Sommer zahlreich hören lassen. Aber an der entgegengesetzten Seite liegt in der Fortsetzung des Haupthauses gegen Morgen ein größerer, ebener Garten mit allem, was einen solchen schön und nützlich macht, zuletzt ein Lustwäldchen von Fruchtbäumen. Der innere geräumige Hof von dem der Garten ausgeht, wird von den beiden Gebäuden und einer nördlichen Mauer, dem Ueberrest eines dritten eingeschlossen und er ist nicht der unlustigste Platz dieser Schreiberresidenz. Der Hühnerstall in einem Stück Bogenhalle der Nordmauer und das zierliche Taubenthürmchen, das frei im Eck auf getünchten und mit Staniol beschlagenen Holzpfeilern steht, entließen auch am heutigen Morgen ihre bunte Bevölkerung, die den Hof mit wandelnden Gruppen belebte. Der große deutsche Hausbahn hatte seine Familie schon in verschiedenen Richtungen unter den Fenstern des Schreiberflügels und auf den Grasplätzen vor dem Gartenzaun hin- und hergeführt und der schlanke beschopfte Pariser war dabei stets in einem respektmäßigen Abstand von ihm geblieben. Ungescheut aber und ungestört nickte und lachte unter den Hühnern eine Lachtaube. Auf dem Flugbrett des Thürmchens saß ein Turteltaubenpaar schimmernd in der Morgensonne, rückte mit Kurren ab und zu und schnäbelte sich. Eine Trommeltaube spazierte auf dem Schutzdach des Hühnerstalls und ließ in Absätzen ihre dumpfen Schläge vernehmen. Auf dem Sandwege putzten sich etliche großgehaubte schwarze Mondtauben und schluckten kleine Kiesel. Da spreizte auch eine Pfauentaube ihr Federnrad, bog den Kopf zurück bis an das Rad und zitterte. Ruhig gingen eine breite isabellfarbe Türkin und eine gefleckte Römerin über die Steinplatten dem Wasserbecken zu. Dieselbe Absicht schien eine hyacinthne Kropftaube zu haben, da sie aber nicht lassen konnte, immer gewaltiger ihren Kropf aufzublasen, kam sie nicht vom Fleck. Ein rothgestreiftes Nönnchen flatterte über alle hin ins Becken und badete sich emsig Brust und Flügel und den krausen Halskragen. Auch ein Paar Holländerinnen mit gelben Köpfen und Schwänzen und Federmuschelchen am Hinterkopf platschten ins Wasser.

Aber jetzt gab der Hausbahn ein Zeichen und unter gemischten kurzen Tönen stürzte sich das verschiedene Gefieder gegen das Hauptthor des Schreiberflügels. Der jüngste Schreiber, ein weißblondes Bürschchen, trat heraus, mit zwei flachen Körben im Arm, und warf mit ernster, beinahe trauriger Miene das Futter unter die begierigen Gäste, nicht ohne Auswahl, bald näher, bald ferner, bald aus dem einen, bald dem andern Korb, damit die schwächern und langsamern Gäste nicht von den vordringlichen verkürzt und die verschiedenen Schnäbel und Köpfe mit der ihnen zuträglichen Speise bedient würden. Er machte den Kapaunen und Hühnern, und den Enten, die rasch und laut aus einem Hinterhalt herzugewackelt waren, mit weit ausgeworfenem Welschkorn und Gerste eine Diversion, um Erbsen und Wicken, Waizen und Hanfsamen den Kropf- und Mondtauben, den Turteln und den manigfach gefärbten und beschopften Verwandten, die jetzt mit diesen vom Thürmchen niederflatterten, sicherer zuzutheilen. Den Sperlingen, die zwischen drinn wirbelten und hüpften, war ihr Diebsantheil nicht zu wehren.

Als die Körbe leer waren und das Geflügel sich auf die Nachlese zerstreute, ging der Weißblonde zurück ins Haus und treppauf. In dem großen Flur, dessen Wände mit verdunkelten Bildnissen alter Aebte bekleidet sind, stellte er die Körbe in den Fliegenkasten, nahm einen andern heraus und ging nach der Treppe zum Oberstock. Als er an der großen Schreibstube vorbeikam, sah er durch die offne Thür hinein. Ein einziger Schreiber war vor dem Haupttrepositorium schon an der Arbeit, der Erste in der Rangstufe der sechs Subalternen, Albert, der Vetter des Stadtschreibers, der alle Geschäfte leitete und auch im Hause Alles galt oder gegolten hatte; denn seit einigen Monaten schien es anders geworden. Der Kleine blieb einen Augenblick in der Thüre stehn und grüßte hinein, da jedoch Albert ohne vom Papier aufzusehn dankte, schritt er betrübt weiter. Denn es war ihm auffallend, wie sich Albert, der sonst bei aller Thä-

Digitized by Google

tigkeit vom heiterſten Humor und voll guter Einfälle war, neuerdings verändert hatte. Er war meiſt viel trockener und ſtiller und ſelten klang der alte Ton durch. Des Blonden, der als jüngſter und unterſter Manches von den Kollegen zu leiden hatte und von Natur leicht verlegen war, hatte ſich Albert immer mit vieler Freundlichkeit angenommen und ſeinen Anſtößen vorgeſehen. Auch jetzt noch beſchied er ihn wohlwollend, aber nur, wenn er fragte und ſelten war ein überflüſſiges Wort dabei. Unter ſolchen Gedanken war der Kleine über den Oberſtock und Boden hinauf unter das Dach gekommen, wo am Ende des Schreiberflügels oben in dem gegen Morgen gerichteten Giebel der große Taubenſchlag für die Feldflüchter iſt. Seine Flugthür war noch nicht geöffnet als das Haus- und Hofgeflügel gefüttert wurde. Dieſen Schlag hatte früher Albert vortrefflich in Ordnung erhalten, in den letzten Monaten aber, wo er außerordentlich viele Arbeiten bekommen, war dieſe Parthie dem Blonden übertragen worden. Es hatte ihm gleich Anfangs keinen kleinen Schreck verurſacht, da er ſich viel zu wenig ſachverſtändig fühlte. Als er nun in der ihm anvertrauten Wartung trotz öfteren Belehrungen Alberts allerlei Unglück hatte, blieb ſie ihm eine ſchwere Sorgenlaſt. Er wußte nicht, daß Albert heute ſchon oben geweſen, als er ſelbſt noch ſchlief. In einem der Behälter, die ſich außerhalb dem Schlag im Schatten des Bodenwinkels befinden, hatte Albert ein gar zierliches weißes Kreuztäubchen oder Mövchen mit röthlichen Bruſtlöcklein in ſeiner heimlichen Pflege, welches krank geweſen war. Dieſem kleinen Reconvaleſcenten hatte er heute wieder Hammelſülze, mit Fenchel, Kümmel und Hanfſamen, Honig und Wein gemengt, eingegeben und ihn äußerlich mit Butter beſtrichen. Daß Albert in einem andern Behälter eine Schweizertäubin, ohne daß ſie krank war, abgeſondert fütterte, wußte der Blonde ebenſo wenig, obgleich er ſie ſeit geſtern vermißte; aber er hielt ſie für verflogen mit andern Vermißten. Aus dem Schlage, an deſſen Bretterwand er verweilte, vernahm der Blonde Stimmen und Laute zum Theil derart, daß ihm nicht wohl dabei wurde, neben dem Geräuſch der Tauber, die ihre Weibchen zum Neſtbauen umtrieben, ächzende, girrende Töne von brütenden Täubinnen, die ſich vom Tauber verlaſſen klagten und ängſtliches Piepen von Jungen. Er blickte nun durch das eine und dann durch das andere Guckloch in den Schlag, der durch Seitenfenſter ſattſam erhellt war, ſo daß das Innere und die Reihen der Neſter großentheils erſchaut werden konnten und indem er wechſelnd die Einſicht wiederholte, ſchüttelte er bedenklich mit dem Kopf. Hierauf trat er unter die Thür und ſtreute das Futter die Dielen des Schlags entlang. Da fehlte es nicht an Munterkeit in dem Gemach. Lichtblaue Feldtauben, Rothelben mit grünſchillernder Bruſt, ſchwarze Weißſtriche, roth Genagelte, braun Getigerte, Geſtaarte, kamen von den Brettern und aus den Neſtern, pickten und laſen, äzten halbflügge Junge oder flatterten zur Hecke, um Neſtjungen den Kropf zu füllen. Aber es verließen auch einzelne Täubinnen ungern und flüchtig die Brut-Eier, um Nahrung zu nehmen und klagend zur Brut zurückzukehren, und ein lebhafter Schweizertauber, weiß mit rothbraunem Panzer, bezeugte die größte Unruhe, ſtob auf und nieder, bäumte ſich, drehte ſich, fuhr zur Seite und ſchien mit ſeinen Baßtönen bald zu locken und zu rufen, bald zu jammern. In das lichte Geſicht des Blonden traten beim Umſehn Grübchen und Falten, die noch verweilten, als er ſich aus der Thüre zurückſchlich. Er zog jetzt die Schnur, welche die Zugbretter am Flugloche aufſchlägt und ſah wieder durch das Guckloch hinein. Gleich eilten einige Paare auf die Latten und Brettchen des Fluchlochs, einzelne Tauber flogen hinaus aufs Dach, ſahen ins Freie, putzten ſich die Flügel, ſpazierten auf der Dachrinne. Drin krochen Junge herauf in den Neſtern und ſetzten ſich an ihren begitterten Rand, größere folgten den Paaren auf das Flugbrett und die Nebenſtangen. Der Schweizertauber hatte ſich auf dem Schutzdach des Flugloches raſch umgeſehn, flog ſteilauf und warf ſich ſüdoſtwärts in den Morgenhimmel. Bald rauſchten jetzt um den Giebel die Fittige dichter zuſammen, ein Paar blaue ſchwarzgenagelte Feldflüchter hoben ſich lebhaft und ſofort reihten die Andern ſich an. In zierlicher Wendung ſtieg der Schwarm, ſenkte ſich

Digitized by Google

bodenwärts, flatterte wieder in schräger Steigung empor, senkte sich wieder in schwebender Biegung — wie reizend blitzten im Entfernen und Wiedernahen die emsigen Schwingen und farbigen Hälse vorüber! — und nach wenigen solchen Kreisflügen tauchte der Zug höher und höher ins tiefe Blau und entfernte sich in derselben Richtung wie der Schweizertauber. Im Schlage blieben nur Junge und brütende Täubinnen zurück. Nun trat der Blonde abermals hinein, musterte die Hecken, in welchen er Einiges vorzunehmen fand, die Leimbeize, das Wassergefäß und wurde unter diesen Obliegenheiten des prächtigheitern Morgens wenig gewahr.

Eigens um sich an diesem zu laben und zu erfreuen, war inzwischen die Tochter des Stadtschreibers, die oft sehr früh aufstand, nach dem Garten gegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Beschauliches und Erbauliches.

Ein Familienbilderbuch von Ludwig Richter.

Leipzig, Georg Wigand. 1855.

Jetzt ist die dritte Lieferung dieses Familienbilderbuches herausgekommen und mit den beiden ersten zu einem vorläufig abgeschlossnen Ganzen vereinigt worden; darum mag eine kurze Besprechung an der Zeit sein.

Unter das Beste was Ludwig Richter noch geschaffen hat, gehört dieses Werk und trägt in der That seinen schönen Namen mit Recht: wer's beschaut, den's erbaut. Um sich wahrhaft zu erbauen, braucht der Beschauer nichts mitzubringen, als ein offnes Auge und ein so echt deutsches Gemüth, als das des Künstlers ist. Richter weiß was im deutschen Herzen hell und voll widerklingt: kräftig-heitres Gottvertrauen, Sittenreinheit und Ehrbarkeit, Liebe zu Weib und Kind und Haus und dabei — hart neben der oft überschwenglichen Sehnsucht nach dem Unerreichbaren, neben der tiefsinnigen Schwärmerei für Lieb und Lenz — das frohe Behagen am Scherz, die schallende Lust am derbsten Spaß. Das alles drängt sich auch, mit nie rastendem Schaffentrieb, im Meister empor, das umgaukelt ihn in ewig wechselnden Gestalten und er greift mit sichrer, unermüdlicher Hand nach dem Heiligen, dem Edlen, Schönen, wie nach dem Tüchtigen, Anmuthigen, Schwärmerischen, nach dem Heitren und dem Lustigen. So sucht er das Wort, das seiner Stimmung entspricht, dessen Idee die in ihm ringende frei, klar und lebendig macht, das setzt er seiner schaffenden Phantasie als Markstein und als Maß, nach dem er die Gestalten bildet, fügt und richtet. Bald wählt er ein Wort des Glaubens und der Verheißung aus der Schrift, bald einen Spruch der Andacht oder Lebensweisheit; dann schöpft er wieder aus dem reichen Quelle unsrer Dichtung, der alten wie der neuen.

So werden seine Bilder keine Umschreibungen des Geschriebenen, keine von den unnützen Illustrationen, die nur verständlich und anschaulich machen wollen, was schon genug verständlich und anschaulich ist, die aber ohne Hülfe des Wortes selbst unverständlich bleiben würden und die Wirkung des Gedichtes oft nicht heben, sondern hemmen, indem sie am unrechten Platze (nämlich da, wo ein Gedanke des Dichters so ausschließlich poetisch ist, daß er nur durch das Wort, nicht durch Linie oder Note vollkommen ausgedrückt werden kann) ihre Linien einschieben und die vom Dichter zum anmuthigen Genusse angeregte Phantasie des Lesers, das kurz und plastisch Gegebene zu durchdringen, sich zu beleben und weiter auszuschmücken, in ihrem eng und derb umschriebnen Kreise bannen.

Richter überschreitet nie die Grenzen seiner Kunst, weil er nur solche Ideen entlehnt, welche nicht nur im Wort, sondern auch im Bild ihren vollkommnen Ausdruck finden können. Dann gestaltet er in selbständiger Weise, ohne um die Ausführung des Dichters sich

Digitized by Google

weiter zu kümmern, denn sobald es ihm gelungen ist, durch die Mittel seiner Kunst der Idee zu genügen, weiß er auch, daß der Dichter in keinem Falle etwas Höheres hat erreichen können. So mag der Leser als Beschauer mit gleichem Genusse in das Bild wie in das Wort sich vertiefen, Wort und Bild erleuchten einander dadurch, daß dieselbe Idee mit gleicher Klarheit aus jedem strahlt und im andern widerglänzt. Das ist die schöne Frucht, welche nur aus der weisen Selbstbeschränkung auf die unwandelbaren Grenzen jeder einzelnen Kunst erwächst.

Fügen wir gleich noch, nicht zur Verkleinerung, sondern zum hohen Lobe des Meisters hinzu: er weiß auch, was seinem individuellen Talente eignet und wo er ganz Meister ist. Sein eigenstes Feld ist die Idylle; er fühlt sich am heimischsten in der glücklichen Häuslichkeit des Bürgers und Bauers; die maßvolle Werkthätigkeit und ehrbare Sittenreinheit dieser Stände muthet ihn mehr an, als das in Gegensätzen bewegtere, um so weniger harmonische Treiben auf den Höhen und in den Tiefen der Menschheit. Darum hindert ihn sein Zug nach Anmuth an Gestaltung des Erhabenen und seine Epik am Dramatischen. Wir können z. B. nicht alle seine Zeichnungen zu Goethe's Werken, namentlich nicht die aus dem Götz von Berlichingen, für gelungen halten; da fehlt es an der ehernen Kraft. Wo hingegen Idee und Ausführung eines Dichters in weicher Lieblichkeit sich bewegen, artet Richters Darstellung wohl auch in Weichlichkeit aus: aus dem Familienbilderbuche nennen wir, als einziges Beispiel solcher Verirrung, des Schäfers Sonntagslied nach Uhland.

Welch unerschöpflichen Reichthum aber Richter seinem Erbtheil mit unermüdlicher Künstlerschaft abzugewinnen vermag, davon legen die übrigen Blätter des Beschaulichen und Erbaulichen das schönste Zeugniß ab. Machen wir noch einen raschen Gang zusammen an ihnen vorüber; aus dem Kreise der Gestaltungen — den wir nicht eng nennen dürfen — klopfen alle Pulse des Lebens in uns herüber.

Im tiefen Schatten des Leides „die Schmerzensreiche", die auf der Wanderschaft, unter dem Marienbilde, kummerbeladen eingeschlafen ist und ihren Knaben an sich geschmiegt hält, während ein schweres Wetter am Himmel heraufzieht. Der Besuch der Aeltern am Grabe ihres Kindes (nach Paul Gerhards innigem Liede: „ach es ist ein bittres Leiden und ein rechter Myrrhentrank"), während das Kind in den Armen eines Engels, über ihnen schwebt. — Und doch sind diese dunklen Wolken des Leides vom frommen Glauben tröstlich-hell umrändert.

Mit wahrem Behagen stellt uns aber der Künstler in den klarsten Sonnenschein auf die Mittagshöhe des Lebens und läßt den Vollton häuslichen Glückes erklingen. Hier tragen sie im festlichen Zuge den Täufling zur Kirche, dort beten sie vor dem Essen: „Aller Augen warten auf Dich;" dann liegt wieder die ganze segensvolle Wirksamkeit der Hausfrau anschaulich vor unsrem Blicke („wem ein tugendhaft Weib bescheret ist"), die erquickende Ruhe bei Weib und Kind „nach gethaner Arbeit" oder die gottvertrauende, heitere Zuversicht des Hausvaters: „Laß Neider neiden, laß Hasser hassen, was Gott mir giebt, das müssen sie mir lassen!"

Neben dieser abgeschlossen sich selbst genügenden, ehrbaren Heiterkeit des Hauses, lacht uns aber auch die kecke Lust des Lebens an, wie sie alt und jung in ihren Reigen sieht: „schon um die Linde war es voll und alles tanzte schon wie toll" (Goethe). Und wem das Blut hierbei noch nicht leichter die Adern durchläuft, den schüttelt gewiß der gesunde derbe Spaß im Volksmährchen „Tischchen deck' dich" zurecht; wer nicht lacht wenn er den cholerischen Schneider, die Brille auf der Nase, so ingrimmig sticken sieht, daß seine Zipfelmütze sich hoch aufbäumt — oder den diebischen dicken Wirth, wie er in drei verschiedenen Stellungen und Sprüngen vor dem fliegenden Knüppel vergeblich sich zu schützen sucht — oder die Schar der Verwandten, die still in sich hinein lachend, schmunzelnd Pläne schmiedend, laut jubelnd ihren goldnen Antheil sammelt und nach Hause schleppt — wer da nicht lacht, der muß ein Bret zum Zwerchfell haben.

Digitized by Google

Nicht minder hell scheint aber auch die Sonne des Lebensfrühlings aus dem Glück der ersten Liebe und der Kindheit uns an. Dort das Volkslied: „ich habe mein Feinsliebchen" und „der Spaziergang am Sonntage", wo der gute Papa mit seinem Fernrohr in's Weite schaut, aber nicht sieht, daß dicht hinter ihm sein Töchterlein der Liebeserklärung des Anbeters zulächelt; hier der Einzug einer gehäuft vollen Schüssel Klöße unter dem Triumphgeschrei „zum Essen"; „das Frühlingslied", das die Kinder mit Störchen, Staaren und einem ganzen Hausthierreiche um die Wette, in den blauen Himmel hinauf jubeln oder „die Kinderlust", wie sie jauchzend in der kleinen klaren Bucht des See's herumplätschern.

Erwähnen wir noch die reizende Idylle Mörike's „der alte Thurmhahn", deren Zeichnungen von geringerer Bedeutung sind und Verwandtschaft mit den gewöhnlichen Illustrationen zeigen und betrachten wir dafür zwei Blätter von eigenthümlichstem Reize und voller Selbständigkeit im Kunstwerthe etwas näher. Hier ein Nachtstück, die Christmette am Weihnachtsmorgen. Auf dem Umgang des Kirchthurmes stehen dicht gedrängt die Stadtmusiker, den Festchoral posaunend „vom Himmel hoch, da komm' ich her," und vor ihnen der Knabenchor, im vollsten Eifer singend, beherrscht von dem seiner hohen geistlichen und musikalischen Würden sich wohlbewußten, mit den Leistungen heute zufriednen Cantor. So steht die mannichfaltige Gruppe, beleuchtet vom Weihnachtsbaum, Laternen und Lichtern, während vom nächtigen Himmel herab die Sterne und aus der dunkeln Tiefe herauf erleuchtete Fenster grüßen.

Dort ein sommerliches Bild auf dem Strome: „die Ueberfahrt." Der alte Spielmann sitzt im Kahne und singt zur Harfe, ein Kind ihm zu Füßen läßt seinen grünen Zweig mit durch die Wellen ziehn, der eine junge Wandersmann schaut träumerisch horchend vor sich hin, während der andre, keck im Fahrzeug stehend, nach der alten Burg auf dem Felsen blickt; das junge bäuerliche Ehepaar sitzt Hand in Hand und lauscht andächtig dem Gesange, während ein größeres Mädchen hinter ihnen wie befremdet nach dem Sänger sieht und nicht sich zu regen wagt, der alte Fährmann aber handhabt, behaglich seine Pfeife schmauchend, nach dem Takt des Liedes kräftig sein Ruder. Es konnte die verschiedne Wirkung des Gesanges nicht leicht in einem glücklicheren Motive zusammengefaßt werden. Die, während der kurzen Ueberfahrt den Reisenden aufgenöthigte Unthätigkeit wird vom Harfner passend benutzt, doch er muß sein Lied rasch zu Ende bringen, ehe die nahe Landung die zufällige Gesellschaft wieder nach allen Richtungen zerstreut. Motiv und Ausführung wetteifern in Reiz und Anmuth.

Fast befürchten wir aber, selbst in den Fehler derer verfallen zu sein, die am unrechten Orte illustriren, die Darstellungen Richters sind so klar, daß sie einer Erläuterung nicht bedürfen. Darum schließen wir die Uebersicht mit dem Rathe, daß der Leser lieber ein Beschauer werde, dann wird ihm die Erbauung gewiß nicht ausbleiben. W.

Aus Weimars Vergangenheit.

Ungedruckte Briefe.

Brief von Wieland an Buchhändler Schwan in Mannheim.

Weimar, den 4. Septemb. 1778.

Diesen Augenblick erhalte ich Ihren Brief vom 26. Aug. mit den gedruckten Sachen. Ists möglich? Ist er an mich geschrieben? An mich? von Ihnen? Sie, der mich so nahe kennen gelernt hat, Sie, und sogar Mahler Müller, den ich so herzlich lieb gewonnen habe, deßen herrlichen genius und braves Herz kein Mensch mehr fühlt, mehr erkennt als ich — und auch Dalberg, der liebenswürdige Dalberg — Ihr allen — Ihr

Digitized by Google

für deren Gesinnung gegen mich ich mein Blut verpfändet hätte, seyd fähig, mich für einen so elenden Tropfen und Buben zu halten, wie ich seyn müßte um Euch in die Abderiten zu setzen, euch darinn zu verspotten und dem Hohn der Narren vorsezlich Preiß zu geben? Guter Gott, ists möglich? Mit Nerven die vor Unwillen zittern, setz ich mich eilends hin, lieber Schwan, Sie und Müllern und Dalberg zu beschwören, doch einen Augenblick zu euch selbst zu kommen, und zu dem Teufel, dem elenden eurer unwürdigen Argwohnsteufel, der in dieser unseligen Stunde Gewalt über euch gehabt hat, zu sagen hebe dich weg von mir Satan!

Lassen Sie Sich eine Wahrheit sagen, die auch am großen Gerichtstage Wahrheit seyn wird. Seitdem ich lebe, habe ich nichts, was ich jemals gethan habe oder die Absicht womit ich es gethan habe, desavouirt. Wenn ich in allem was ich in den Monaten Jul. und August d. J. von den Abderiten publicirt habe, nur mit einem Wort auf Müllern, oder Dalberg oder Sie hätte zielen wollen, so würd' ichs Ihnen gesteben, im Nothfall der ganzen Welt gestehen. Aber so ist Mein eigen Herz und Gewissen mein treuer Zeuge, und der Allwissende Gott ist es auch, daß kein Gedanke an Müller, Dalberg oder Sie in meine Seele gekommen ist, da ich die Abderiten und vom Abderitischen Theaterwesen schrieb — auch kein Gedanke, daß so ein unverständiger Mensch in der Welt seyn könne (verzeyht mir!) der mich dessen, zumal nach dem Verhältnis worin wir stunden, für fähig halten könnte. Gott erbarm sich eurer, daß Ihr dessen fähig waret!

Ich *sehe* indessen nunmehr, nachdem ich Ihren Brief gelesen, hintendrein wohl ein, was euch in die Irre geführt hat. Weil *vieles* auf das dortige Abderitische Wesen paßt, so habt ihr euch (zumal meiner ehemals in Augenblicken von vorübergehendem Unwillen ausgestoßenen Drohungen eingedenk) in den Kopf gesetzt, ich habe eine Satyre auf das Mannheimer Theaterwesen machen wollen. Aber, merkts euch und sagts, wenn Ihr noch einiges Gefühl für mich habt, überall wo Ihr könnt: Meine Absicht *war nie* und ist *auch diesmal nicht gewesen* eine Personal- und Local-Satyre zu schreiben *), sondern eine Carricatur-Geschichte, wo ich zwar wohl *einzelne Züge* von Individuis nehme, wo aber, meiner Absicht nach, das ganze schlechterdings nichts als eine idealisirte Composition der Albernheiten und Narrheiten des ganzen Menschengeschlechts, besonders unsrer Nation und Zeit seyn soll. Ungerechte, boshafte, oder mißverstandne Applicationen können bey einem Werke dieser Art nicht verhütet werden. Wäre mir aber eingefallen, hätte mir's, nach meiner simpeln und geradherzigen Art zu denken und zu seyn, nur in den Sinn kommen können, daß es *möglich* sey, daß euch einfallen könne zu glauben, der Hyperboles z. ex. oder Paressiasmus sey auf Müllern oder der Schlaps auf Dalbergen oder euch selbst gemünzt: lieber hätt' ich das Mscpt. sogleich ins Feuer geworfen.

Gott weiß, daß es mich in der Seele schmerzt, daß es dahin mit mir gekommen seyn soll, daß ich meinen Charakter, mein Herz, meinen guten Nahmen, gegen *solche* Anschuldigungen — und von *Freunden* — vertheidigen soll. Es ist abscheulich.

Ich rüge den Ton Ihres Briefes nicht, lieber Schwan. In der Supposition, worinn Sie stunden, hätten Sie mir noch ärgers sagen können. Aber guter Gott! Wie? wie soll ich Ihnen und Müllern verzeyhen, daß Sie so was von mir wähnen konnten? Es ist ganz um von Sinnen zu kommen!

Schreiben Sie mir mit ehester Post, daß Sie und Müller und Dalberg an Ihre Brust geschlagen haben, und Gott und mir das Unrecht, das Sie mir thun, abgebeten. Das allein, daß Ihr mich so scheuslich verkennen, Euch selbst so verkennen, und was ich geschrieben habe, so erbärmlich schief ansehen konntet, ist der einzige Abderitenstreich, den ich von Euch weiß. Ich kann diesmal nicht mehr — Euer elender Argwohn raubt mir die Ruhe auf mehr als einen Tag! Indessen bleibts doch auf meiner Seite beym alten, und hier ist meine Hand drauf.

Wieland.

*) Abdera ist *allenthalben* — und das Gesit. vom Abderit. Theaterwesen paßt auf Berlin, Wien, Hamburg, Gotha, Cassel, und selbst auf Weimar (und auf Weimar in den Jahren 73. 73. 74. hauptsächl.) mehr als auf Mannheim ꝛc.

Digitized by Google

Kleine Zeitung.

Briefe aus Weimar.

3. Januar 1856.

Das neue Jahr brachte uns ein Fest seltener Art, dessen Feier auf wahrhaft herzliche Weise begangen wurde. Der erste Musik-Direktor der Großherzoglichen Hof-Kapelle, Conrad Götze, feierte am 1. Januar sein 50jähriges Dienstjubiläum. Im Alter von 16 Jahren trat er 1806 als Violinist in die hiesige Hof-Kapelle ein, blieb derselben unverändert treu, und widmet ihr noch jetzt, in einem rüstigen Alter, seine ungeschwächte Thätigkeit. — Am Morgen des Festtages begrüßten ihn 3 Ständchen, der Seminaristen unter Musikdirektor Mentag, der Hof-Kapelle unter Musikdirektor Stör und des Militär-Musikchors. Letzteres hatte Stücke aus den Opern des Jubilars zur Morgenmusik gewählt. — (C. Götze hat an größeren Werken, unseres Wissens, 2 Opern: „der Gallego", und „Blumen und Schmetterlinge", sowie Ouvertüre und Musik zu Schiller's „Glocke" und zum Schauspiel „die Majoratsherrn" componirt, welche sämmtlich in Weimar zur Aufführung kamen.) — Hierauf überbrachte der Intendant und Oberhofmeister Freiherr von Beaulieu-Marconnay dem Jubilar, im Auftrag S. K. H. des Großherzogs, das Ritterkreuz 2. Klasse des Hausordens der Wachsamkeit oder vom weißen Falken, und im Auftrag J. K. H. der Frau Großherzogin-Großfürstin zwei prachtvolle silberne Leuchter. Im Namen der Hofkapelle überreichte Musikdirektor Stör, an der Spitze einer Deputation, den Jubilar mit einer passenden Rede einen großen silbernen Pokal, mit Lorbeer umwunden; die Gesellschaften „Erholung" und „Verein" übersandten ihm das Diplom als Ehrenmitglied; mehrere Privatgeschenke vom Hof-Kapellmeister Dr. Liszt, u. A. folgten. Sämmtliche Mitglieder der Hofkapelle und des Hof-Theaters, sowie die große Anzahl der übrigen Freunde und Verehrer des Jubilars in unserer Residenz, brachten ihm persönlich ihre herzlichen Glückwünsche dar. — Am Vorabend zu seinem Jubiläum hatte Musikdirektor Götze die letzte Oper im alten Jahre, die „Zauberflöte" dirigirt; zur Mozartfeier am 27. Januar wird er die Festvorstellung des „Don Juan" dirigiren, und überhaupt auch ferner in Amt und Thätigkeit verbleiben — gewiß ein ebenso seltener als erfreulicher Fall.

Am Abend des 1. Januar fand, wie alljährlich, in der großen Gallerie des Großherzogl. Residenzschlosses ein brillantes Hof-Concert mit großem Orchester, unter Leitung unseres Hofkapellmeister Dr. Liszt statt. Zur Aufführung kamen: Die „Fest-Ouvertüre" in C (op. 124) sowie die achte Symphonie in F (op. 93) von Beethoven; zwei Männer-Quartette (der Herren Cassari, Knepp, v. Milde und Reil) von Franz Schubert: „die Gondelfahrer" und „Nachtgesang im Walde" (mit Hornquartett) von denen das erstere wiederholt wurde; endlich „Le Streghe" (Hexentanz) Variationen von Paganini, vorgetragen von Ritter von Adelburg, einem jungen Violinisten aus Wien, welcher erst vor Kurzem seine öffentliche Laufbahn in Leipzig begann.

Am 2. Januar wurde das neue Jahr im Theater mit „Herzog Bernhard", historische Tragödie von Julius Mosen, eröffnet. Wir finden es zwar durchaus gerechtfertigt, daß dieses Drama, dessen Mittelpunkt Herzog Bernhard von Weimar ist, aus patriotischen Gründen hier zur Aufführung gelangte. Aber aus ästhetischen Gründen ist zu wünschen, daß dasselbe baldigst wieder vom Repertoir verschwinde, zumal es sich in keiner Weise mit dem bei uns bereits eingebürgerten „Bernhard von Weimar" unseres Wilhelm Genast messen kann, und zur Verherrlichung des großen Bernhard sicher Nichts beitragen wird. Jemehr wir J. Mosen als Mensch und Schriftsteller achten, desto lebhafter bedauern wir, daß er diese Tragödie neuerdings an die Bühnen versendet hat, welche ihm anderwärts noch bitterere Erfahrungen, als hier, bringen dürfte.

Das Gastspiel von Bogumil Dawison beginnt hier am 9. Januar mit „Hamlet", welchem am 11. Januar „Clavige" und „die Wiener in Paris", und am 13. Januar „Faust" folgen wird.

Literatur und Musik.

Die Münchener Dichterschule, welche auf den Ruf und unter der Aegide von König Max von Baiern sich bildete, und immer kräftiger entwickelt, hat sich ein Organ gegründet, wodurch sie von nun an auch in der Tagespresse vertreten sein wird. Unter dem Titel „Abendblatt" erscheint vom neuen Jahr an eine Beilage zur „Neuen Münchner Zeitung", welche der Literatur, Kunst und Wissenschaft gewidmet ist. — So treten denn die trefflichen Kräfte Münchens endlich auch in den Wirkungskreis des Journalismus ein, von dem sie sich bisher fast ercluſiv entfernt hielten. Wir begrüßen ihr Erscheinen auf diesem zeitgemäßen Gebiete mit vieler Freude und nicht geringen Erwartungen. Für des literarische München wird das neue „Abendblatt" ein ebenso würdiger Vertreter, als es durch sein voraussichtlich gediegenes, positives Wirken, allenthalben die ehrenste Anerkennung in kurzer Zeit sich erringen muß.

Eine neue Schillerstiftung hat sich am 27. Dezember in Stuttgart constituirt. Dem geschäftsführenden Comité gehören u. A. Hofrath Hackländer, Präsident von Köstlin und Freiherr von Taubenheim an. — Eine Geschichte der, bis jetzt gebildeten Schillerstiftungen, hat seoben Julius Hammer in Dresden, in der zweiten Auflage von dem, bereits früher erwähnten „Dresdner Album" (siehe Nr. 50 des vorigen Jahrganges) veröffentlicht. Wir kommen darauf zurück.

Das Andenken an Händel, einen unserer größten Tondichter des 18. Jahrhunderts, soll in seiner Vaterstadt Halle auf würdige Weise erneuert werden. Im Jahre 1859 ist der hundertjährige Sterbetag des großen Meisters, den die Engländer so gern unserer Nation streitig machen möchten. Dieser Zeitpunkt ist gewählt worden, um Händel nach Kräften zu feiern. In kurzer Zeit wird von einem sich zu diesem Zweck in Halle gebildeten Comité, eine ausführliche Mittheilung darüber an die Freunde und Förderer der „klassischen Musik" erlassen werden, welche zur Mitwirkung für diesen Zweck in entsprechender Weise auffordern soll.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Vierteljahrspreis 10 Sgr.

Digitized by Google

№ 2. 13. Januar 1856.

Die Gesellen.

Es ist Einer in mir, der erzählt immerfort
Und hehlt immerfort
Sein emsiges Mährchengeflüster.
Wenn lange mich stille Gedanken gebannt,
Da merk' ich auf einmal, wie unter der Hand
Er plaudert durch alle Register.
Nun lausch' ich hin,
Gleich hält er inn,
Er kautzt sich, vermummt sich, schweigt fortan,
Bis ich seiner nicht achte, dann geht's wieder an.

Es ist Einer in mir, der schmählt immerfort
Und quält immerfort
An meinem Behagen so grämlich.
Wenn ich mühsam schaffe, da pustet er schwach,
Wenn ich ruhe, da brummt er schon allgemach,
Und gefall' ich mir, schmählt er vernehmlich.
Nun acht' ich drauf,
Ei schnautzt er auf
Und mängelt und mäkelt und kanzelt mich ab,
Bis ich seiner nicht achte, dann schnurrt er ab.

Mit beiden Gesellen verträg' ich mich gut
Und vergnügte mich gut,
Wenn sie wollten vertauschen die Sitten:
Daß, achtet' ich seiner, dem Schmähler das Wort
Ausginge, jedoch der Erzähler sofort
Mich bediente mit Mährchen auf Bitten.
„Kann das nicht sein?"
So frag' ich hinein.
Der Erzähler vermummt sich, kautzt sich, stumm,
Und der Schmähler brummet und schnautzt: Wie dumm!

A. Schöll.

Digitized by Google

Kriegslisten.

Erzählung von Gustav Junior.

(Fortsetzung.)

Beim Durchschreiten des Hofes hatte sich Elise gegen das Thürmchen hin umgesehen, ob ihre Lieblingstaube nicht herbeikomme, die aber nicht in der Nähe war. Im Garten eilte sie über die blanken Kieswege an den thauigen Rabatten und dem Springbrunn vorüber auf die Rasentreppe zu der Erhöhung, wo über seltenen Gesträuchen und Bäumen ein Tisch in einem Rund von Bänken steht und Durchsichten sich öffnen sowohl auf die Kette des Schloßbergs, als auf die Triften in Osten und gen Mittag über die Stadt weg auf die Felder, hinter welchen Waldberge und entferntere Höhenzüge den Blick begrenzen. Indem Elise die frischen Wohlgerüche des Gartens einathmete, ließ sie die Augen mit stiller Freude herumgehen. In einer und derselben Bläue des Himmels hoben sich vor ihr über den Spitzen des nächsten Busches die tanzenden Pünktchen winziger Insekten und die schwungvollen Wipfelkränze und fernen Waldbildßen der nördlichen Höhenkette. Feurig glänzte der Morgen auf den Triftflächen zur Rechten, in deren Senkung sich die Rinderherde hinunterzog. Das Wäldchen des Gartens durchfunkelten zwischen den Schatten des Bodens, der Stämme und Blätter tausend Sonnenblicke, und eben so lebhaft schütteten die Girlitzen aus seinen Gezweigen Wirbel und sanfte Cadenzen durcheinander. Nach jedem Erguß der hellen Stimmen äffte ein Gartenlaubsänger unter ihnen bald diesem, bald jenem Finkenschlag nach, und aus weiterer Entfernung rief ein Rothschwänzchen von einem Hausgiebel herüber. Ueber ihrem Haupt in der Luft vernahm Elise die weichen Töne eines Häuflings. Wie sie emporblickte, sah sie den Taubenschwarm blinkend hindannschweben. Dann wandte sie den Blick über den Garten zurück nach dem Hause, das ihr, wie wohlbekannt immer mit seinem alten Giebel- und Simswerk, doch mitten in dieser vollen Frühlingsklarheit gleichsam wiedererstanden und gebadet in dem Aether vorkam, in welchen sein Frühstücksrauch aus dem hohen Schornstein senkrecht aufstieg.

Es geht uns wohl so in dieser Jahreszeit, wo das Leben der Natur auf seine Höhe kommt und eine oft genossene Fülle wohlthätiger Eindrücke, weil sie doch allemal bald wieder vorüberging, uns wie etwas Unverhofftes überrascht, daß dann auch die Gegenstände, die selbst keinen Theil haben am vegetirenden Leben, und die alltäglichsten Erscheinungen uns erneut und bedeutender dünken, wei sich ihre Gestalt im lichtreichen Tage reiner darstellt und unwillkührlich unser Auge sie leichter und völliger umfaßt als in den trüben und beengteren Zeiten des Jahrs. Es war aber nicht blos die unschuldige Lust an dem heitersten Bilde der schöpferischen Lebensmacht, wie es der Wechsel der Natur heraufführt, was das junge schlanke Mädchen heut in Wallung setzte; sie fühlte wie zum erstenmal das Blühen ihrer eigenen Jugend, diese leise steigende Reife der Glieder und des erhöhten Bewußtseins, die jedes gut entwickelte Kind einmal in seinen glücklichsten Moment eintreten läßt, den die kurze Dauer einzig schön macht. Das Gefühl ihrer zarten Kräftigkeit und Fülle, mit einer Beimischung der Ahnung dieser nur zögernden Vergänglichkeit selbst, wandte die Anmuth des sonnigen Morgens und der gemüßreichen Umgebung auf Elisens eigene Brust zurück. Mit einem flüchtigen Schauer, als hätte sie vor Uebermuth sich zu wahren, nahm sie die Arme in der leichten Mantille zusammen und senkte den hohen Hals und die trunknen Augen. Sie hob sie aber gleich wieder. Sie sagte sich selbst, daß sie die Schönheit der Welt und den Glauben an Glück noch nie so bewußt empfunden wie heut. Sie verglich die kindische Naivetät ihrer letzten Jahre mit dem gefaßten Wesen und heimlichen Selbstgefühl, zu dem sie im verwichnen Winter gediehen.

Sonst waren die häuslichen Geschäfte, in welchen ihr die Tante sich rüstig zu bewegen lehrte, ihre beste Freude gewesen. Neben gewöhnlichen Erholungen mit ihren Gespielinnen hatten wohl auch Musik und Lektüre sie ergötzt, aber nur als Unterhaltung. Jetzt war ihre innere Welt und ihre Fähigkeit durch die Bekanntschaft mit Meisterwer-

Digitized by Google

ken unserer Sprache erweitert, sie konnte mit Unterscheidung lesen und getraute sich dem was sie dabei fühlte und dachte, Ausdruck zu geben. Im Gesang, wie sie ihn jetzt übte, hatte sich nicht allein ihre Fertigkeit erhöht, sondern es war ihr ein Urtheil über Musik aufgegangen. Wenn sie schon sich wohlverstanden beschied, daß Poesie und Musik geheimnißreiche Welten seinen, über deren Grenzen und Stufen Auskunft zu geben, eine ganz andere Bildung fodere als die ihr erreichbar oder überhaupt einem Mädchen zuträglich sein möchte, so genügte ihr die klare und bestimmte Empfindung, die sie von der verschiedenen Eigenthümlichkeit der Genien hatte, aus deren vorzüglichen Erzeugnissen sie Rührung und Begeisterung geschöpft. Mit diesen Erfahrungen hatte sich ihr ein Reich erschlossen, das noch fernere Genüsse und Erhebungen versprach, und zugleich war sie im eignen Selbst eines früher ungeahnten Gehalts inne geworden, dessen Ausleben ihr auch im Umgang und Benehmen mit Andern mehr Klarheit und Sicherheit gegeben. Das verdankte sie ihrem jungen Freunde, dem Baron (ihr Blick richtete sich bei diesem Gedanken nach dem Westabhang des Schloßbergs auf sein Vaterhaus, die Forstmeisterei, die mit Thürmchen und Fahne zwischen ein Paar hellen Frühlingswölkchen stand). Baron Karl war es doch gewesen, der die Nachmittagsgesellschaften der Frau Oberamtsrichterin zu dem Winterabendkränzchen erweitert hatte, in welchem die Unterhaltungen so viel geistreicher und bildender wurden als die Spiele jener früheren Wochenzirkel. Mit seinem musikalischen Geschmack, seiner Gewandtheit im Begleiten der Sängerinnen und Leitung kleiner Concerte brachte er seit dem vorigen Herbst, wo er der Kanzlei des Kameralverwalters zugetheilt worden, ein ganz neues Element in die Geselligkeit. Sein leichtes, einnehmendes Betragen hatte ihm die angelegentliche Aufmerksamkeit der Frau Oberamtsrichterin erworben und er lenkte bald ihre Beherrschung des Zirkels und den einseitigen Stempel, den sie ihm aufdrückte, unbeschadet ihrer Gunst, zu einer weitern Betheiligung und wetteifernden Zusammenwirkung hinüber. So sehr die Oberamtsrichterin überall ihre Pauline vorschob, hatte der Baron doch gleich im Anfang bemerkt, wie viel schwächer im Gesang Pauline als Elise sei, deren Stimme und Vortrag auch die seiner eignen Schwester weit übertraf. Bei aller Artigkeit für Paulinen, für die er an den musikalischen Abenden immer noch eine vortheilhafte, wenn auch leichtere Parthie anzubringen wußte, war mit seiner Steigerung der kleinen Concerte stets mehr das Schwierige und Bedeutendere andern Herbeigezogenen, das Bedeutendste Elisen zugefallen, und seine Auswahl ihr neuer ausgezeichneter Stücke, seine gefällige Einübung hob nicht wenig Elisens Freude an der Musik und ihr schnell wachsendes Verständniß. Mittelbar veranlaßte hiermit Baron Karl noch einen andern Gewinn für Elisens Bildung.

Denn indem der Frau Oberamtsrichterin nicht völlig entgehen konnte, daß Pauline nicht genug im Lichte stand, war sie schnell bedacht, als zweites Unterhaltungsmittel Vorlesungen und Deklamationen, zum Theil mit lebenden Bildern verbunden, einzuführen. Weil der Baron weniger stark im Lesen war, bewog sie den Vikar des Superintendenten, einen eifrigen Verehrer Goethes, der selbst dichterische Gaben hatte, erst ein Parmal zu Vorlesung eines ganzen Stücks, dann zu solchen mit vertheilten Rollen und zur Einflechtung von Deklamationen Einzelner zwischen die Konzertstücke. Hier konnte Pauline im Rezitiren glänzen, und bei den lebenden Bildern nach Balladen oder Szenen von verschiedenen neueren Dichtern, welche abwechselnd mit Gesängen und mit Deklamation der Dichtung begleitet wurden, erhielt Pauline bald an der letztern ihr Theil, bald gewährte ihr das Bild eine günstige Darstellung ihrer zierlichen Figur, gehoben durch ein reizendes Kostüm, und gelegentlich auch eine unverfänglich anmuthige Gruppirung mit dem Baron Karl. Die Vorlesungen hatten Elisen lebhaft ergriffen, mit Deklamationen aufzutreten hatte sie vermieden und nur eine oder die andere Rolle beim vertheilten Lesen übernommen. Es war das Eingehen in die Dichtungen selbst, was ihr bei diesen Zusammenkünften eine Erweckung gab, die sie durch mehr Lesen zu Haus in der Stille nährte und entwickelte. Mit ihr am meisten sprach

Digitized by Google

der Vikar über das was er vorgebracht oder Verwandtes, worauf er sie gewiesen hatte. Und zwischen all diesen Anregungen der Phantasie und des Geistes hatte sie noch die Befriedigung, in diesen Gesellschaften wahrzunehmen, daß sie aus einem schüchternen Kinde ein verständiges Mädchen wurde, welches ungezwungen Zurückhaltung und Gefälligkeit mit Charakter und mit Einsicht in die Persönlichkeiten zu begegnen vermochte.

Sie hatte die besondern Interessen und Schwächen Einzelner durchschaut und dieselben in ihrem Betragen bescheiden und zuvorkommend zu schonen gesucht. Dies war ihr zumal mit der Oberamtsrichterin und ihrem hinter große Freundlichkeit versteckten absichtsvollen Wesen wohlgelungen. Hierbei war Elisen gleichfalls Baron Karl mehrmals durch vorhergehende Andeutungen oder geschickte Vermittlung behilflich gewesen, und sein leichtes Einverständniß mit ihr in solchen Momenten hatte sich bisweilen mitten in der Gesellschaft in witzigen Worten geäußert, die nur ihnen beiden deutlich waren. Für alles dies war sie ihm dankbar. Gerade jetzt, wo sie unter diesen Erinnerungen das Auge erfüllt hatte von den ruhig aufgerichteten Bergen, die über tiefgrünen Schattenstellen sich in glänzende Luftfernen zurückstuhten, und wo dicht um sie selbst der würzige Hauch der Gartengewächse und der Jubelgesang der Vögel in den Lichtraum emporwallte, kamen ihr die Anschläge und Ambitionen, die sich immer mit in jenen Gesellschaften bewegt hatten, recht klein und lächerlich vor. Sie fand sich weit darüber hinausgehoben in's Gefühl der Freiheit und Natur; und sie schien sich darin mit dem jungen Freunde zu begegnen, dessen Belächlung der Netze, welchen er sich bequemte, ihr so eben beigefallen war.

Elise verließ den Rosenhügel, um einige Blumen für den Vater zusammen zu binden. „Wie hat sich im Ganzen, dachte sie dabei, die Stimmung des Vaters im letzten Winter gehoben und erheitert, da ihm sonst seine Reizbarkeit gegen den Oberamtsrichter so oft verdrüßliche Stunden machte. Es ist wahr, unter dem alten läßlichen Oberamtsrichter wurde es bei vielen Gelegenheiten deutlich, daß der Vater für den ersten Mann in der Stadt angesehen war. Dieser neue, mit seiner Lebhaftigkeit, seinen vornehmen Manieren und Verbindungen in der Hauptstadt und mit den Ministern, machte sich gleich in Geschäften, Stadtsachen und vielen Privatverhältnissen unbedingt geltend. Die Empfindlichkeit des guten Vaters, als er ein Parmal sehr unschonend von ihm beseitigt wurde, war natürlich. Wie widrig sind aber solche Spannungen in einem so beschränkten Kreise, wo man sich doch unvermeidlich alle Augenblicke begegnet! Wie erwünscht war die Wiederkehr wenigstens einer oberflächlichen Freundlichkeit!“ sagte Elise, als sie an den Tulpen vorüber zu den hohen Irisblumen ging. „Ich wollte wetten, Baron Karl war es, der das liebenswürdige Betragen seines Vaters verursacht hat und in dem Grade als er selbst veranlaßt wurde, den Anziehungen des Oberamtsrichter-Hauses nachzugeben, den Oberforstmeister bewog, um so aufmerksamer gegen meinen Vater zu sein, ihn überall sichtlich auszuzeichnen und eine immer vertrautere Freundschaft mit ihm zu schließen. In dieser ehrenden Verbindung hat der Vater glücklich sein Behagen wiedererlangt und sich leicht im Genuß dieses Umgangs über jene Empfindlichkeiten weggefunden. Wie sollte ich nun den Freund nicht werthschätzen? Gewiß, ich bin ihm recht gut, sagte sie halblaut, als sie am Aurikelflor angekommen war. Dieser stand lang und hochgereift beisammen, einige Arten waren schon abgeblüht, viele noch frisch und ließen, so dicht neben einander, die ungemeine Mannichfaltigkeit der Farben und die glühende Tiefe der einzelnen bewundern.

(Fortsetzung folgt.)

Bernhard von Weimar.

Historische Tragödie von Julius Mosen.

Unter den Dichtern neuerer Zeit nimmt Mosen einen ehrenvollen Platz ein. Seine lyrischen Dichtungen erfreuten sich zu einer gewissen Zeit einer außerordentlichen Popularität.

Digitized by Google

Wer kännte nicht den „Trompeter an der Katzbach", das Polenlied: „die letzten Zehn vom vierten Regiment" und andere ähnliche Dichtungen, welche einst in Aller Munde waren? Weniger bekannt und gewürdigt, doch vielleicht kaum minder schätzbar sind seine epischen Dichtungen „Ritter Wahn" und „Ahasver". Wo immer es sich um Lyrik und Schilderung handelt, reicht er an das Bedeutendste. Aber eben dieser Umstand hat seinen Novellen und noch mehr seinen Dramen Eintrag gethan. Der „Bernhard von Weimar" ist unseres Wissens eines der neueren dramatischen Erzeugnisse Mosens, und verdient unsere Aufmerksamkeit um so mehr, als der Dichter demselben mehrfach Ueberarbeitung und Feile angedeihen ließ, eine Sorgfalt, welche für den Werth spricht, den er selbst auf dieses Drama legte. Die Fehler indeß, welche früheren dramatischen Werken des Verfassers ankleben, treten auch in diesem wieder zu Tage: Verlassen der geschichtlichen Wahrheit und willkürliche Idealisirung von Personen, Handlungen und Verhältnissen, romantische Verschwommenheit in der Characterzeichnung und Motivirung, Haschen nach dem Effecte der Situation, gleichviel in welcher Weise dieselbe herbeigeführt sei, absichtliches Herbeiziehen äußerlichen Effectapparates, unverhältnißmäßiges Ausbeuten der lyrischen Momente, welches dem ganzen Stücke einen völlig opernhaften Anstrich giebt. Das historische Drama in idealisirender Richtung ist von Schiller so hingestellt worden, daß wir es für Unrecht hielten, Berechtigung oder Lebensfähigkeit dieser Gattung auch nur zu bezweifeln. Allein um Schillers Weg gefahrlos zu wandeln, bedarf es Schillers Kraft und Bewußtsein, und wenn wir bekennen, beides an Mosen zu vermissen, so haben wir wohl kaum des Beweises nöthig. Wenn uns der Dichter aus der bekannten Welt der Thatsachen in die uns unbekannte seiner idealen Anschauung versetzt, so muß es verstehen uns in dieser letztern durch die künstlerische Verwendung eines hohen poetischen Vermögens die schöne Täuschung zur annehmbaren Wirklichkeit zu gestalten, und darin zu fesseln und zu rühren. Wenn wir demnach Mosen die streng-historische Gestaltung seines Stoffes erlassen sollen, so haben wir ein Recht seine poetische Darstellung nach Maßstäben zu bemessen, welche nicht verworfen werden dürfen, weil sie in der dramatischen Dichtkunst aller Zeiten begründet sind.

Fassen wir in dieser Richtung zuerst die handelnden Personen ins Auge, so begegnen wir einer Anzahl Namen, wie Erlach, Taupadell, Rosen, Flersheim, Ferentz, Hortleder, Byström u. a., deren Träger ohne allen characteristischen Antheil an der Handlung ganz episodisch und unwirksam verwendet erscheinen. Das Hauptinteresse soll sich nach der offen bevortretenden Absicht des Dichters an Bernhard, den Pater Joseph, und Marie de Vignerot heften. Gewiß hat es sehr viel für sich, die Handlung zu vereinfachen und zu concentriren, indem man sie zwischen wenigen Hauptpersonen vorgehen läßt. Die Darlegung der Motive kann klarer und rascher bewerkstelligt, die Characteristik prägnanter gefaßt, Zeit und Raum können gewonnen werden. Allein es ist Mosen großentheils entgangen, diese Vortheile richtig zu benutzen, wie man aus einem kurzen Nachweise alsbald ersehen wird. Zuvörderst hat er es nicht verstanden, für den Helden das Interesse zu erwerben, welches dem Träger eines fünfactigen Trauerspieles immer zugewandt werden soll. Wir werden zwar durch Mariens Erzählung an die Schlacht bei Lützen erinnert, welche den Ruhm Bernhards für immer begründete, und was sie von dem „Heldenjünglinge, der schon aus dreißig Schlachten als Sieger kam", sowie von dem Benehmen Bernhards am Hofe Ludwigs erzählt, ist geeignet, unsere Erwartungen von seiner Person aufs höchste zu spannen. Wenn bald hernach die Trompeten ertönen, welche den Einzug Bernhards in Cassel ankündigen, so sind wir als Zuschauer ebenso begierig wie Pater Joseph, „einen Siegesfürsten einmal zu sehen nach einer Niederlage"; wenn wir aber gleich darauf hören, daß dieser „Siegesfürst" sich „vor dem Pöbel dieser Stadt am Tage auszugeben scheue", so stimmt dies unsere hohe Meinung beträchtlich herab, und was er am Schlusse des 1. Actes zu Elisabeth von Hessen sagt, ist nicht geeignet, uns für ihn einzunehmen. „Ich dien' der Zeit", sagt Bernhard, und dies ist allerdings das Schlimmste, was ein tragischer Held thun kann. Er hat einer großen sittlichen Idee zu dienen, und der Zeit höchstens in soweit, als sie der Ausdruck dieser Idee ist. Weiterhin liegt die Tragik gerade darin, daß der Held als Träger einer solchen Idee gegen Zeit und Verhältnisse ankämpft. In der Conferenz mit Oxenstierna und Pater Joseph beschränkt er sich, seine durch

Digitized by Google

die Trägheit und den bösen Willen der Alliirten erlittenen Unfälle zu erzählen; als er von dem Abschluß des Vertrags zwischen Schweden und Frankreich hört, weiß er nichts zu sagen, als: „hör ich auch recht?“ und: „ich träume wohl“; erst als Oxenstierna ihn endlich in seinem „Träumen“ stehen läßt und abgeht, fängt er an, einigem Aerger Luft zu machen, er verklagt den Schweden beim lieben Herrgott und verläßt den Pater Joseph mit dem Reime: „Doch Frankreich wisse, über meine Leiche geht erst der Weg zum heil'gen deutschen Reiche,“ welcher ganz leidlich klingt, aber von dem Franzosen nicht eben für klingende Münze genommen wird. Die Rath- und Thatlosigkeit Bernhards dauert fort. In einer kurzen Scene mit Elisabeth erfährt man, daß er mit dieser verlobt ist, aber er kann sich nicht zum Heirathen entschließen. Darauf bringt ihm der Famulus des P. Joseph einen von Frankreich angebotenen Vertrag; Bernhard kann sich nicht zum Unterschreiben entschließen. Wenn nunmehr Taupadell dem Herzog von einer Reihe neuer Niederlagen Kunde bringt, so ist es tröstlich zu bemerken, wie dieser letztere dem decimirten Heere endlich sagen läßt, „er habe seine eigenen Gedanken“, er, der anderthalb Acte nichts gedacht und nichts gethan, sondern Schweden, Franzosen, seinen Generalen, und zwei Frauen das Denken und Handeln für oder gegen ihn überlassen hat. Aber zu einem herzhaften Entschluß kommt er auch jetzt nicht. Vielmehr endet diese Scene mit einem Monolog, worin Bernhard in kläglicher Weise sein verlorenes Herzogthum Franken apostrophirt. Erst als ihm bei der Kunde vom Prager Frieden, die ihm Hortleder überbringt, das Wasser bis an die Kehle steigt, gibt er ein Lebenszeichen von sich, indem er den ihm zur Unterschrift dargereichten Friedensvertrag zerreißt, und gleich darauf einen Vertrag mit Frankreich unterzeichnet; aber auch dies ohne alle Haltung: „Wenn nicht das Glück, die Ehre soll uns bleiben, und mit dem Schwert will ich den Frieden schreiben!“ so ruft er aus, und eine Minute nachher seufzt er: „Doch ist mein Herz befangen, wie noch nie, und meine Seele bis zum Tod betrübt.“ Wenn nunmehr Elisabeth wiederholt ihm ihre Hilfe anbietet und ihn von einer Vereinigung mit Frankreich abhält, so begreift man nicht, warum Bernhard diese uneigennützigen Anerbietungen ablehnt, umsomehr, als er sichtlich und mit Recht an der Ehrlichkeit Frankreichs zweifelt, und das Gewisse dem Ungewissen immerhin vorzuziehen wäre. Am gänzlich opernhaften Schluß dieser Scene rückt die Musik vor den Palast und Bernhard macht Anstalten sich an die Spitze des Heeres zu stellen, wo es denn mehr als naiv wirkt, wenn er sagt: „des Krieges Schicksal treibt mich, zu beginnen den dritten Act vom deutschen Trauerspiel.“

Es ist uns nicht gelungen zu entdecken, was Bernhard hier anderes meinen könnte, als den dritten Act der Mosenschen Tragödie, und das macht seiner Divinationsgabe Ehre. Indessen er geht zum Heere, und so haben wir Aussichten, den Helden, welcher die zwei längsten Aufzüge des Dramas hindurch entweder geyoltert oder gejammert hat, endlich handeln zu sehen. — Der dritte Act beginnt. Breisach will capituliren, wenn kein Entsatz komme. Aber dieser Entsatz ist schon da. Erlach meldet das Anrücken des Götz und seines Heeres; Bernhard giebt seine Befehle, und will sich dann — schlafen legen. Recht unzeitig kommt ihm nun der Pater Joseph in die Quere, beide zanken sich etwas herum, und Bernhard erklärt zuletzt, daß er mit ihm und Frankreich nichts weiter zu thun haben wolle, was freilich seltsam genug klingt, weil gleich darauf die Franzosen die Schlacht mit seinen Truppen gemeinschaftlich schlagen. Indessen der Held mußte möglichst kurz angebunden sein, sonst wurde ihm der Schlaf zu Wasser. Während er nun schlummert, werden seine Truppen angegriffen und allenthalben zurückgedrängt. Eine Hiobspost nach der andern kömmt ins Lager. „Wo ist der Herzog? Alles in Verwirrung!“ ruft Ferenz. Bernhards „was gibt es?“ klingt hierauf ganz gemüthlich. Aber er ist ein Held, und im Verzuge ist Gefahr: „Die Fechthandschuh, den Helm! den Rappen vor“, ruft er aus. Die Pagen bringen ihm dann auch Alles und er setzt sich zu Pferde, gewiß nicht, um nach dem Kampfplatze zu eilen, einem Terrain, vom Rhein allenthalben durchschnitten, voll „Schanzen,“ „Gräben,“ „Redouten,“ „Wällen,“ „Brücken,“ wo ihm sein Rappe sehr hinderlich sein könnte, sondern offenbar und hauptsächlich, um für den Actschluß etwas zum Ergötzen desjenigen Publicums zu thun, welches lieber einen Gaul auf dem Theater sieht, als die Kunst. — Was der Held und sein Rappe ausgerichtet, erfährt man eigentlich nicht, indeß findet sich im 4. Acte doch, daß

Digitized by Google

Breisach in seine Gewalt gekommen ist. Bernhard vollendet nun den Bruch mit Frankreich, indem er Gesandte an den König von England, dessen Neffen den Pfalzgrafen, an Georg von Lüneburg, Elisabeth von Hessen, und nach Schweden abordnet, um überall Bündnisse anzuknüpfen, und indem die Anträge, welche ihm Pater Joseph macht, um ihn an Frankreich zu fesseln, verwirft. So viel hat er während der drei vorhergehenden Acte nicht gethan. Es ist billig, daß er nach dieser Anstrengung eine tüchtige Mahlzeit einnehme. Es schickt sich wohl, daß die Breisacher ein großes Bankett für ihn veranstaltet haben. Er begiebt sich in einem großen opernhaften Zuge nach dem Rathhause, tritt dort auf den Altan, hebt einen Pokal empor, und ruft: „Es lebe hoch die deutsche Nation.“ Dieses kostet dem Dichter wenig und macht als Actschluß eine Wirkung, welche der vorhergehenden durch den „Rapyen“ hervorgebrachten ganz gleich kömmt. In jenen fatalen Pokal hatte Marie de Vigne-rot Gift gemischt. Bernhard weiß es nicht. Wir finden ihn im 5. Aufzuge zu Neuenburg krank und schwach. Seinen wahren Zustand erfährt er erst, als Marie ihm entdeckt, daß sie ihn vergiftet habe. Der Dichter, welcher in den vier vorhergehenden Acten so wenig gethan hat, seinen Helden in unseren Augen würdig hinzustellen, wirft einen neuen düstern Schatten auf denselben, indem er ihn gestehen läßt, daß er Marien geliebt: „Nicht deine Liebe sollte mich beglücken, mich riß von dir die zürnende Bellona zum Dienst der Freiheit und des Vaterlandes. Das eigne Herz hab' ich erdrückt im Busen und darf nicht fragen was gewonnen ist — ein wenig Erde und ein Leichenstein. —“ Klingt dies nicht wie Reue? Ist es nicht geeignet, den Helden als treulos an Marien und Elisabeth hinzustellen? Im ganzen Stücke verräth Bernhard nirgends ein großes politisches oder religioses Princip, welches seine Handlungen leite. Er sagt nur immer, was er nicht will, niemals was er will, und steht so am Rande des Grabes als ein haltloser wankelmüthiger Mann vor uns da. Der Dichter spielt ihm übel mit, indem er ihn — allerdings gewiß aus Unbedacht — auch in seinen rein menschlichen Beziehungen verdächtig werden läßt. Es ist denn schließlich Nichts damit gut gemacht, wenn Bernhard sterbend sagt: „Der Gnade Gottes sei mein Volk empfohlen,“ denn dies ist nachgerade sehr nöthig, und „der Gedanke, dem ich Thaten gab, dem Mann der Zukunft, den sich Gott erwählt.“ Was für ein Gedanke ist dies? Wir erfahren es von Mosen nicht und sein sterbender Bernhard ist uns wie der lebende, ein räthselhafter Sphinx. Zu Bernhards letztem Wunsche „zeigt Weg und Steg den fremden Nationen zurück in ihre Gränzen mit Kanonen“ wird gewiß jeder ehrliche Deutsche nur Amen sagen, allein er wird tief empfinden, daß Bündnisse mit Frankreich, England und Schweden nicht der richtige Weg zu seiner Erfüllung sind. So stirbt denn Bernhard in dem Mosenschen Stücke ohne uns als Träger einer großen sittlichen Idee über sich selbst hinauszuweisen, und uns jenes achtungs- und bewunderungsvolle Mitleid abzugewinnen, welches wir dem wahrhaft tragischen Helden zollen. Vielmehr empfinden wir bei seinem Sterben nur jenen Schmerz, den uns ein gewaltsamer Tod und der Anblick seines einen Act lang dauernden Ausringens abnöthigt, und an welchem die moralische Sympathie den allergeringsten Antheil hat. (Schluß folgt.)

Aus Weimars Vergängenheit.

Zur Literatur.

„Schillers Jugendjahre“ wurden aus dem Nachlaß des verstorbenen Eduard Boas, von dem Herausgeber von „Lessings sämmtlichen Schriften“, Wendelin von Maltzahn, soeben in Hannover, bei Rümpler, veröffentlicht. Von besonderem Interesse wird den Verehrern Schillers der beigegebene Schattenriß des Dichters sein, wohl die früheste Abbildung von Schillers Gesichtsformen, die uns aufbewahrt wurde. Dieser Schattenriß wurde von Schillers Tochter, der Freifrau von Gleichen-Rußwurm, dem Herausgeber zur Veröffentlichung überlassen. Die Original-Silhouette rührt aus dem Nachlaß der Schwester Schillers, Christophine, her, welche diese Silhouette, namentlich in Betreff des „trotzigen Mundes“ sehr gelungen zu nennen pflegte.

Digitized by Google

Kleine Zeitung.

Theater und Musik.

Bogumil Dawisons Gastspiel in Weimar hat am 9. Januar mit „Hamlet“ begonnen, und zwar mit ganz außerordentlichem Erfolg. Die Aufnahme war enthusiastisch. Dawison wurde vom Publikum empfangen, nach jedem Akt, am Schluß mehrere Male und im Verlauf des Stückes wiederholt, in offener Scene gerufen — eine Auszeichnung, wie sie in Weimar nur Künstlern ersten Ranges in den allerseltensten Fällen zu Theil wird. Dawisons vollendete Meisterschaft riß Alle zur Bewunderung hin. Ueber sein Gastspiel berichten wir, nach dessen Vollendung, in einem besonderen Artikel ausführlich.

Wagners Lohengrin ist in **Hannover** am 16. Dezember zum ersten Male in Scene gegangen, und erlebte am 20. bereits die zweite Aufführung bei prachtvoller Ausstattung, und mit vollständigem Erfolg. Sämmtliche Sänger wurden nach jedem Akt stürmisch gerufen, ebenso der dirigirende Hofkapellmeister Fischer.

Wagners Tannhäuser ist in **Meiningen**, zur Feier des Geburtstages Sr. Hoheit des Herzogs, auf der dortigen Hofbühne zur Aufführung gekommen. Die Ausstattung war würdig, die Ausführung in künstlerischer Hinsicht vortrefflich zu nennen.

Die erste Aufführung des Tannhäuser in Berlin hat Montag den 7. Januar unter großem Zudrang des Publikums stattgefunden. Eingehende Berichte fehlen noch, doch läßt sich der Erfolg im Allgemeinen als ein sehr günstiger bezeichnen. Johanna Wagner war ganz vorzüglich als „Elisabeth“. Die Ausstattung war eine, alle Bühnen überbietende, glänzende.

Der Goldschmied von Ulm, ein romantisches Volksmärchen in 3 Akten, Rosenthals neuestes Drama, mit Liedern und Chören, Musik von Marschner, ist in Dresden zuerst am 1. Januar zur Aufführung gekommen, und mit entschieden günstigem Erfolg aufgenommen worden. Der anwesende Dichter wurde dreimal gerufen. Die Musik soll sehr ansprechend und charakteristisch sein.

Auf der **Darmstädter** Hofbühne soll die **Mozartfeier** festlich begangen werden. Der junge Dichter W. B. Scholz aus Wiesbaden hat die Abfassung des Festspieles übernommen.

Bildende Kunst.

Für die bevorstehende **Mozartfeier in Wien** gravirt der Medailleur Prof. Radnitzky eine Medaille, Hans Gasser modellirt eine Büste Mozarts, Blasius Höfel in Salzburg sucht das Portrait der Familie Mozart, ein Erbstück der Familie, gegenwärtig Eigenthum des „Mozarteum“ in Salzburg. — Für die Salzburger Mozartfeier, im September 1856, sucht der Wiener Kupferstecher Schmidt eine, dem Fest entsprechende Composition J. H. Geilners.

Neue Beiträge zur Kunstgeschichte sind in letzter Zeit sehr zahlreiche und bedeutende erschienen. Die erste Stelle nimmt darunter die Geschichte der Architektur von Lübke ein; (Leipzig, Grau!) sodann das Handbuch der Kunstgeschichte von Springer (Stuttgart, Rieger). Beide Werke sind durch zahlreiche Illustrationen erläutert. Von Försters Geschichte der deutschen Kunst ist bereits der dritte Band erschienen (Leipzig, T. O. Weigel) von Brunns Geschichte der griechischen Künstler der zweite Band (Braunschweig, Schwetschke) und von Stahr „Torso“ gleichfalls der zweite Band. (Braunschweig, Vieweg.)

Literatur.

„Eine Schiller-Feier“, scenischer Prolog in einem Akte von J. Gaßmann, erschien kürzlich in Hamburg, nachdem er an Schillers Geburtstag daselbst zur Aufführung gekommen war.

Weimar und Jena in den Jahren 1794 bis 1806, ist der Titel des Supplements zur ersten Auflage von Julian Schmidts „Geschichte der deutschen National-Literatur im 19. Jahrhundert“, welche bei Herbig in Leipzig in zweiter Auflage nun vollständig erschienen ist. Für die Besitzer der ersten Auflage wurde das Supplement separat herausgegeben.

Das Düsseldorfer Journal, dessen achtzehnter Jahrgang mit dem Jahre 1856 begonnen hat, erscheint seit 4 Monaten in R. Hocker einen neuen Redakteur, und zählt gegenwärtig zu seinen Mitarbeitern die bedeutendsten Dichter der Rheinlande, namentlich Karl Simrock, Wolfgang Müller, Alexander Kaufmann, H. Pröhle u. A. — Dasselbe liefert einen fortlaufenden Bericht über die Leistungen der **Düsseldorfer Kunstschule** unter dem Titel „Wanderungen durch die Ateliers.“ — Wir machen auf dieses tüchtige, und bei uns noch zu wenig bekannte Journal namentlich deßhalb aufmerksam, weil eine besondere Abtheilung desselben „Düsseldorfer Memoiren“ gewidmet ist, deren erster Theil: **„Goethe in Pempelfort“** bereits erschienen ist, und deren zweiter Theil: **„Karl Immermann**, sein Künstleben und seine Bühnenleitung. Nach den Berichten seiner Freunde, und mündlichen Traditionen seiner Zeitgenossen,“ in diesem Quartale erscheinen wird.

Goethes Hermann und Dorothea ist von Professor Wbewell in Cambridge — dem trefflichen englischen Gelehrten, der sich angelegen sein läßt, die Saat gesunder Ideen und die Früchte der Wissenschaft in den weitesten Kreisen zu verbreiten — im Versmaß des Originals zum ersten Male ins Englische übertragen worden. — Nachdem derselbe schon vor einiger Zeit Auerbachs „Frau Professorin“ ins Englische übersetzte, hat er, wie er sich in einem Schreiben ausdrückt, „seine Landsleute „nun mit dem schönsten Gedicht und der gelungenen „Prosa-Erzählung neuerer Zeit bekannt gemacht.“

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Vierteljahrspreis 10 Sgr.

Digitized by Google

№ 3. 20. Januar 1856.

Kriegslisten.

Erzählung von Gustav Junior.

(Fortsetzung.)

Während Elisens Blick auf diesem reizenden Teppich ruhte und sie da und dorthin griff, um daraus ihren Strauß zu bereichern, fiel Vetter Albert ihr ein. Denn er hatte in den vorigen Jahren diesen Flor ihr eingerichtet und die schönsten Arten zusammengebracht. „Also heut kommt er auch nicht, sagte sie zu sich, und ist doch gewiß lange schon auf. Im vorigen Frühjahr war er immer da oder folgte gleich, so wie ich in den Garten kam. Wie oft hatte er an den Bäumen zu thun mit Pfropfen, mit Beschneiden, mit Baumwachs, und was der Monat eben heischte. Wie hübsche Sachen wußte er dann zu erzählen, die er bei Leben seines Vaters in dessen großem Wirthschaftsbetrieb schon als kleiner Knabe mitgemacht und wohlbegriffen hatte. Und wie war er bei der Hand, wo ich etwas zu begießen oder anzubinden hatte. Diesen Frühling noch nicht einmal, das ist kleinlich." Sie blickte hin nach seinen Fenstern, den letzten des Oberstocks im Schreiberflügel, wo aber Nichts zu sehen war als der Bauer mit dem Zeisig an dem einen und am andern die Resedastöcke. Sie fragte sich im Weitergehen unter den Blumen: „Durfte es ihn verstimmen, daß ich theilnahm an einer Gesellschaft, die mir so nützlich war? Oder mißfielen ihm Karls Besuche? Wer hieß sie ihn nachtheilig deuten? War ich nicht immer offen gegen ihn? Warum sprach er sich nicht aus, anstatt sich bloßen Voraussetzungen zu überlassen und mit einem falschen Stolz mich zu meiden."

Jetzt kam sie an den Nelkenflor Sie labte sich im Pflücken an seinen köstlichen Gerüchen, setzte aber doch ihr Nachsinnen fort und suchte den Vetter zu entschuldigen. Sie gedachte, daß er den ganzen Winter über mit Geschäften sehr beladen gewesen, wie ihr Vater selbst mehrmals geäußert hatte. Aber der Einwand stieg ihr auf, daß der Vetter doch viele Stunden für den Apotheker und seinen Sohn, den jungen gelehrten Doctor habe erübrigen können und oft in diesem angenehmen Haus die Abende zubrachte, wo die älteste Tochter Minchen, ein sehr liebenswürdiges Mädchen war. Und seit vierzehn Tagen, wo Minchen verreist war, kam Albert viel seltener hin; seiner Ge-

Digitized by Google

schäfte waren jetzt weniger, das wußte sie auch; und gleichwohl sah sie ihn auch diese vierzehn Tage her blos bei Tische oder in zufälligen Begegnungen ganz flüchtig. „Es ist wohl nur," sagte sie, „Treue gegen München, daß er sich auch jetzt noch immer von mir ferne hält. Und, setzte sie hinzu, als sie den Weg nach der Seitenlaube einschlug, um von den Stauden und Gräsern daselbst einige große schöngeformte Blätter zu brechen: „Das nehm' ich ihm übel. Hab' ich nicht wahre Theilnahme für ihn? Bin ich nicht Minchens aufrichtige Freundin? Bin ich keines Vertrauens werth? Diese Verschlossenheit und Entfernung ist unedel und ungerecht gegen mich."

Elise nahm Platz in der Laube und legte Blumen und Blätter vor sich auf den Tisch, um sie nun aufs beste geordnet zu binden. In eben dieser Laube hatte Albert sie einst (es waren schon mehrere Jahre her) mit dem Vater gefunden, als er sie durch einen schönen Dienst überraschte. Sie hatte Abends vorher bei der Nachhausekunft von einer Landpartbie mit Schmerzen bemerkt, daß sie ein goldenes Kreuzchen, ein Andenken ihrer seligen Mutter, vom Halse verloren. Wie sie nun des Mittags mit dem Vater in der Laube saß, kam Albert eilig und heiß vom Walde und brachte ihr das Kreuzchen. Er hatte frühmorgens den Weg angetreten und mit aufmerksamen Augen durchgemacht, dann die Spielplätze vor dem Jägerhaus, deren er sich genau erinnerte, hin und her durchsucht, war glücklich gewesen und sofort zurückgerannt. Es erhöhte damals noch den Eindruck seiner Dienstfreudigkeit, daß er unverzüglich wieder forteilte nach der Unterstadt in die Accisbude, weil gerade Schäfermarkt war, wo die Schreiber den ganzen Tag vor unausgesetzten Fertigen der Zettel für die vielen Marktkäufe kaum zu Athem kommen. Er hatte noch keinen Bissen gegessen und die Tante konnte ihm, da er flugs wieder verschwunden war, einige Erfrischungen nur in die Bude nachschicken. Elise erinnerte sich Dessen oft an dieser Stelle. Indem es ihr auch jetzt vor die Seele trat, während sich der Strauß in ihren gewandten Fingern vollendete, sagte sie wieder zu sich: „Es hat mich herzlich gefreut, wie gut er gegen mich war, und ich war nicht so unverständig, zu glauben, er sei mir das immer schuldig oder vergehe sich gegen mich, wenn ihn ein anderes Mädchen anziehe. Und doch muß er mich für so eigensüchtig halten, da er sich seit seinem Eintritt in Minchens Familie, als hätte er kein gutes Gewissen, von mir zurückzog. Da benahm sich Karl doch freier und schöner, indem er mir offen sagte, was ihm an Paulinen anziehend, ja verführerisch erschien, so wie was ihm störend und mißfällig war. Er fühlte wohl, daß ich ein vertrauendes Wort zu ehren und zu bewahren weiß, und ohne daß ich es gesucht, sagte sie im Aufstehen, während sie den fertigen Strauß vor sich in die Höhe hielt und betrachtete, bin ich ihm näher als Pauline." Von neuem lauschte sie auf das Geschmetter der Finken und des Laubvogels, blickte in die Demantblitze des Springbrunnens und darüber empor in den lichten Horizont. „Der Tag wird wunderschön. Es wird ein anmuthiger Gang ins Feld und ein vergnügter Besuch werden", sagte sie, als sie mit leichten Schritten dem Hof und Hause zuging.

Kaum trat Elise durch die Gartenthür, so rief ihre Tante Veronika aus dem Eckfenster der Küche schon ihren Gruß zu: „Das machst du recht, Lischen. Ein kurzes Bad in der Morgenluft schafft muntre Sinne. Heut und morgen gibts noch allerlei, und da sollst du mir immer hell und munter sein." „Aber," rief Elise freundlich hinauswinkend zurück, „Du solltest heute nicht so früh munter und fleißig sein, liebe Tante, sondern dich schonen für den Weg, denn da das Wetter so schön ist, glaub ich nicht, daß wir fahren werden" „Ei, mach du mich invalid! Ich laufe mit Euch noch um die Wette!" entgegnete die Tante lachend und drehte sich zu den Mägden um, während Elise ins Haus nach ihrem Zimmer eilte. Gleich darauf schlenderten die Schreiber theils plaudernd, theils noch halbschläfrig über den Flur nach ihrer Frühstücksstube neben der Küche. Die Tante, die bei der Thür stand und von allen respektvoll begrüßt wurde, hatte mit Albert im Flurfenster noch einige Worte zu tauschen, worauf sie ihn mit einem Händedruck zu seinen Kollegen entließ. Diese hatten ordnungsmäßig seine Tasse

Digitized by Google

zuerst gefüllt, dann ging die Kanne dem Range nach von Hand zu Hand, zuletzt in die bescheiden harrende des Blonden. Uebrigens hielten alle sich zur Sache und dämpften ihre Stimme möglichst bei den zwischenfallenden Aeußerungen und Scherzen, weil nächst der Frühstücksstube das Schlafgemach des Herrn Stadtschreibers liegt. Allein er hatte dieses vor einer halben Stunde schon verlassen und ging beschäftigt in seinem Wohnzimmer hin und her in schwarzen Pantalons und seinem Hemde unter dem grauen Schlafrock, während an seinem neuesten schwarzen Frack der Stadtschreibereidiener im Oberstock kein Stäubchen und Flöckchen zu lassen mit Bürste und Fingerspitzen bemüht war.

Im Zimmer des Stadtschreibers war an dem Sekretär, der von unten auf jederseits eine Reihe großer wellenförmig geschweifter und zierlich beschlagener Schubladen und zu den Seiten des hohen Aufsatzes ebensolche kleinere übereinander hat, die Schlußplatte der Mitte umgelegt, das Thürchen im Innern des Aufsatzes offen, und aus den Fächern dahinter lag eine Anzahl Papiere, auch eine Rolle mit Planzeichnungen auf der Platte. Der Stadtschreiber hatte die Schriften und Grundrisse, als meist bekannt, mit Bequemlichkeit durchgesehen, eine unverkennbare Befriedigung lag auf seinem Gesichte, indem er nachdenkend auf und abging. Er trat wiederholt an die Fenster und sah über die Stadt hinunter, wobei sein Blick allemal mit einem leisen Lächeln auf dem linken Ende der Stadt ruhen blieb, wo das Dach des Oberamtsgerichts hervorragte.

(Fortsetzung folgt.)

Bernhard von Weimar.

Historische Tragödie von Julius Mosen.

(Schluß.)

Etwas weniger problematisch als sein Bernhard ist die Haltung des Pater Joseph. Fehlt ihm auch wie dem ersteren eine ausgesprochene religiöse Richtung, die wir in der Zeit, in welcher das Stück spielt, nur ungern vermissen, so bekundet und bethätigt er doch entschiedenes Nationalgefühl: er ist Franzose und überdies Vertreter der absolutistischen raison d'etat Richelieu's. Von vorn herein legt er sein Verhältniß zur Handlung offen dar, wenn er als Zweck seiner Mission die Absicht, Bernhard für Frankreich zu gewinnen, bezeichnet. Es ist nun freilich sehr unwahrscheinlich, daß in einem protestantischen Hof- und Heerlager ein Mönch als französischer Bevollmächtigter fungire. Allein wir fügen uns in diese Willkührlichkeit Mosen's wie in andere noch gewaltsamere. Die erste politische Handlung, mit der uns Pater Joseph entgegentritt, ist sein Vorschlag in der Conferenz mit Bernhard und Oxenstierna, worin er den Schweden Norddeutschland überlassen will, für Frankreich aber Elsaß und das Protektorat über die unteren Rheinlande verlangt, worein Bernhard nicht willigt. Einen Auftritt später läßt er sich aber durch die verliebte Marie einen Separatvertrag mit Bernhard „in die Feder dictiren", obgleich ihm diese im ersten Akte schon anvertraut, daß nicht die Politik sondern die Liebe zu Bernhard sie in's Lager geführt habe. Dieser von Marien dictirte Vertrag ist es denn auch, welchen Bernhard annimmt, und um welchen sich seine Beziehungen zu Frankreich drei Akte lang drehen. Begreift man dieses nicht wohl, so findet man es noch unwahrscheinlicher, daß späterhin wieder Joseph auf eigene Faust an diesem Vertrage rütteln und denselben thatsächlich in Frage stellen darf, wie dies im dritten Aufzuge geschieht, während erst im vierten Marie thatsächlich ihren Einfluß zu Gunsten Bernhards aufgibt. Gänzlich unwahrscheinlich ist es, wenn Joseph, nachdem er dem Bernhard nicht einmal jenen Ver-

Digitized by Google

trag mehr halten will, diesem die Kaiserkrone anbietet, und in höchstem Grade unpolitisch, Bernhard geringere Anerbietungen zu machen, nachdem er die höchsten ausgeschlagen. Nachdem er, um sein diplomatisches Talent zu retten, Marien vermocht, Bernhard zu vergiften, findet er nicht einmal Mittel und Wege, diese vom Schauplatze der That zu entfernen, und während er sich aus dem Staube gemacht zu haben scheint, da er nach geschehener That im Stücke nicht mehr vorkommt, so wird er schließlich von seinem eigenen Werkzeuge denuncirt, was seinem Witze keine Ehre macht. Wie mangelhaft dieser P. Joseph auch immer gezeichnet sei, so ist er doch der bestdurchgeführte Charakter im Stücke und eine Meisterleistung im Vergleiche zu Marie de Vignerot. Diese „kluge Nichte" des Cardinals Richelieu kömmt nach Cassel gereist, und sagt dem Pater Joseph, sie wolle sich in seinen „beil'gen Schutz" begeben. Der Cardinal schickt sie als „Alliirten" des Paters. Sie selbst erklärt aber sogleich bei ihrer Ankunft, daß „nicht die Politik sie hinweggetrieben von Paris", sondern die „Liebe". Die Richelieu „sein feines Kind" genannt, trägt im Herzen das Elend „unglücklicher, verschmähter Liebe" und fängt gleich bei ihrem Wiedersehen mit Pater Joseph damit an, ihm „zu beichten". Das „feine Kind" beichtet dem Pater Joseph, dessen Anschläge gegen Bernhard, und dessen Ergebenheit gegen Richelieu sie kennt, und um sich das Werkzeug des Kardinals gefügiger zu machen, empfiehlt sie sich zwar seinem „beil'gen Schutz", nennt ihn aber gleich nachher „Meuchelmörder,"„Eule," „vermöchtes Herz." Was sie erzählt, klingt theilweise möglich und wahrscheinlich, während jedoch die Geschichte mit der Lecture des Tacitus geradezu ins Unglaubliche spielt. Daß zwei Leute bis in die Abenddämmerung hinein beisammensitzen und den Tacitus lesen, dann Sie an seine Brust sinkt, Er Sie küsse und dann beide sich trennen ohne alle Erklärung, kann bei blutjungen unerzogenen Personen vorkommen, einem Staatsmanne aber und der „klugen Nichte" des Cardinals passirt dergleichen doch wohl nicht. Indessen Marie liebt den Bernhard; das vernünftige Ziel dieser Liebe ist die Vereinigung mit dem Geliebten. Er liebt sie auch, wie er am Schlusse des Stückes gesteht, und nun begreift man nur das Eine nicht: Wenn Marie riekirt nach Cassel zu kommen und sich dem P. Joseph anzuvertrauen, dessen Plane sie kennt, warum entdeckt sie sich nicht Bernhard selbst? — Marie folgt dem Heere des Bernhard allenthalben nach, und er, dessen Augen überall hinreichen und dessen Agenten von Allem Kunde haben müssen, entdeckt Alles, nur sie nicht. Das ist unglaublich. Warum folgt sie ihm? vielleicht um ihn zu retten? Aber im dritten Acte ist der Bruch mit Frankreich fertig. Im vierten läßt sie sich vom P. Joseph bereden in der Kutte des Famulus einer Unterredung zwischen beiden beizuwohnen, sie scheint gänzlich von ihrer Leidenschaft geheilt zu sein, und ist, wie sie sagt, nur noch „Französin und ein Weib", will sagen ein beleidigtes Weib. In dieser Unterredung bietet P. Joseph dem Bernhard ihre Hand an. Der Letztere sagt nichts, was eine Abneigung gegen Marien verriethe, in seinen Worten „lebendig tritt ihr Bild vor meine Seele" liegt sogar ein Geständniß dauernder Theilnahme, einzig will er sich in keiner Weise kaufen lassen. Man sieht nicht ein, wie dadurch Marie „bis auf den Tod gekränkt", warum dadurch „ihr Herz zertreten sein" soll. Gleichwohl läßt Mosen dies versichern, und motivirt dadurch den Entschluß Mariens, dem P. Joseph als Werkzeug zur Vergiftung Bernhards zu dienen. Die Anwesenheit Mariens in Breisach ist öffentliches Stadtgeheimniß, denn sie hat „gesprochen mit den Damen dieser Stadt, und ihnen zugesagt, den Festpokal dem Herzog darzubringen." Alle Welt weiß, daß sie da ist, nur Bernhard muß es Mosen zu Liebe wieder ignoriren. Sie tritt im Zuge auf, und Bernhard nimmt aus ihrer Hand den Giftbecher ohne sie zu erkennen, da sie verschleiert ist; sodann stürzt sie „aus dem Rathhause heraus, Joseph fängt sie auf und führt sie hinweg." Ein solches Benehmen bei einem Feste, wo die Augen ihrer Umgebung nothwendig auf sie gerichtet sein müssen, darf natürlich nur dem Publikum auffallen, für welches es als Theatercoup bestimmt ist, nicht aber den an der Handlung Betheiligten. Man darf sich daher auch nicht wundern, daß jenes Benehmen bei Niemand Verdacht erregt, und sie mit P. Joseph unangefochten entfliehen kann. Es ist nun in keiner Hinsicht wahrscheinlich, daß der letztere irgend es gewagt haben sollte, die Nichte des Cardinals Richelieu aus eigener Machtvollkommenheit in ein Kloster zu sperren, viel näher liegt es, daß er sie in Güte vermocht haben

Digitized by Google

würde, sich vom Schauplatze ihrer That zu entfernen; allein Mosen bedarf einer neuen Abentheuerlichkeit, um in seiner Weise auf unsere Nerven zu wirken. Marie entweicht aus Gott weiß welchem Kloster, und reist in das Lager Bernhards zu Neuenburg, um diesem zu entdecken, daß sie ihn vergiftet habe (wir brauchen den Leser wohl nicht erst daran zu erinnern, daß Mosen dieser historischen Person das Verbrechen von sich aus angedichtet hat) und stürzt sich endlich in den Rhein — in einem Anfall von Wahnsinn, wozu sie allerdings gleich zu Anfang des Mosenschen Stückes viel Disposition verrieth. —

Haben wir nunmehr die Hauptcharactere einer kurzen Betrachtung unterzogen, so übrigt uns nur noch einen Blick auf die übrigen Personen zu werfen, welche durchweg secundärer Bedeutung sind, da sie nirgends einen wesentlichen Antheil an der Entwickelung des Dramas nehmen. So ziemlich alle Kriegsleute im Stücke sind Muster von Treue und Bravour, wenigstens mit dem Munde. Als die Hervorragendsten davon bezeichnen wir Taupadell, welcher sehr viel Niederlagen erleidet, aber alles durch guten Willen, und tapfere Worte gut macht, — und Guebriant, welcher bei den Franzosen commandirt, aber von den ehrenhaftesten Gesinnungen und der aufrichtigsten Bewunderung gegen Bernhard geleitet, nur darauf Bedacht nimmt, Frankreichs Kriegsehre im Lager der Protestanten zu wahren, und den Absichten des P. Joseph, unter dessen Diction er doch eigentlich stehen soll, geradezu entgegenhandelt. Der „große Oxenstierna" zeigt sich als ein hochfahrender Mann und mittelmäßiger Diplomat. Elisabeth von Hessen endlich, Bernhards Verlobte, ist eine gute treue Seele, visionär, resignirt; sie verkehrt mit Bernhard, so lange er in Cassel ist, läßt ihn dann seiner Wege gehn, und stößt auf seine Aufforderung zu ihm in dem Augenblicke, als er den Geist aufgiebt, das Muster einer deutschen Frau im Sinne gewisser Romantiker, in unserm Sinne sehr uninteressant und langweilig. Wenden wir uns nun zu einer kurzen Uebersicht der Anlage und Ausführung des Dramas, bezüglich der dichterischen Absicht, der Disposition, der Motivirung, der tragischen Schuld und Katastrophe!

Die dichterische Absicht Mosens scheint folgende zu sein: Bernhard wird durch Verrath und offenbaren Abfall seiner Verbündeten veranlaßt die Hülfe Frankreichs zu suchen. Er selbst gedenkt diese Hilfe nur so lange zu gebrauchen, bis er entweder aus eigenen Kräften den Krieg erfolgreich weiter zu führen vermag, oder aber andere Verbündete findet, welche zuverlässig sind und seinen Zwecken uneigennütziger dienen. Frankreich jedoch will aus dem blutigen Zerwürfnisse Deutschlands Nutzen ziehen, und zu diesem Ende entweder Bernhard für sich gewinnen, oder aber, wenn er zum Hindernisse für die Verwirklichung seiner Absichten wird, ihn beseitigen. Wenn nun diese dichterische Absicht mit Anlehnung an gewisse Thatsachen, deren Ausbeutung aus der großen Reihe geschichtlicher Begebenheiten dem Dichter freigestellt war, klar und anschaulich verwirklicht werden sollte, so mußte der Ausgangspunkt vor allem prägnant hingestellt werden. Allein in Mosens Stück werden wir zwei Acte hindurch mit einer Exposition behelligt, welche trotz dem unverhältnißmäßig großen Raum, den sie wegnimmt, immer noch ungenügend erscheint. Diese zwei Acte nehmen $\frac{2}{5}$ des ganzen Stückes ein. Man lies't an ihnen 68 Min., und an den übrigen 3 Acten 42 Min. Schon hieraus ersieht man ein schreiendes Mißverhältniß in der Disposition. Die Fehler in der innern Anlage des Stückes sind aber nicht geringer. Die beiden Elemente nämlich, welche den Fall Bernhards bewirken, sind trotz der Weitläufigkeit der Exposition nur halb motivirt. Das eine davon wäre die Politik Frankreichs, repräsentirt durch Peter Joseph. Wir haben schon bemerkt, daß hier der Gegensatz zu Bernhard nur immer als nationaler, niemals als religiöser gefaßt ist. Es ist indeß geradehin lächerlich, wenn im ersten Acte P. Joseph einmal hinwirft: „Ein protestantisches Reich mit einem solchen Kaiser an der Spitze wär unser Untergang", im 4. Acte aber zu Bernhard sagt: „Frankreich gelobt, daß es mit aller Macht Euch bahnen will den Weg zum Kaiserthron." Der religiöse Gegensatz war eine wesentliche Verstärkung des Motives, welches für Frankreichs Verhältniß zur Katastrophe eingeführt ist. — Das andere jener Elemente wäre die Privatleidenschaft Mariens. Wir haben schon bei der Betrachtung dieser Person nachgewiesen, daß ein Grund zur Rache Mariens im Drama eigentlich nicht vorhanden ist. Sollte

Digitized by Google

ein solcher aber eingeführt werden, wie leicht war dies nicht! Marie kömmt nach Cassel. Dort kann sie erfahren, in welchem Verhältniß Bernhard zu Elisabeth von Hessen steht, und erst die nach dieser Seite hin gemachte Entdeckung bestimmt sie dann, Bernhard zu gewinnen oder zu verderben. Durch die Verstärkung der Motivirung bei Marie ergab sich von selbst auch eine andere Stellung für Elisabeth im Drama, und eine ergiebige Seite für die Characteristik des Bernhard. — Die sittliche Idee nun, für welche Bernhard kämpft, kann nach politischer Seite hin nur der Friede und durch denselben die Einheit der Nation, nach religiöser Seite die Glaubensfreiheit sein. Aber wir suchen vergeblich eine Stelle im ganzen Drama, wo Bernhard dem Gefühl seiner Mission Worte liehe. Dies wäre zur moralischen Rettung des Helden um so nöthiger gewesen, als die tragische Schuld desselben wenigstens nach einer Seite hin durch ihn selbst dargelegt wird. Nach einer Seite hin, sagen wir. Sie ist nämlich eine gedoppelte. Einmal liegt sie darin, daß Bernhard sich in den Mitteln vergreift (wenn auch im Drange der Umstände), indem er das Heil der Nation mit Hilfe eines Nationalfeindes erstreben will. Diese Schuld bekennt der sterbende Bernhard auf indirecte Weise. Dann aber liegt sie auch darin, daß der Held sich überhebt, indem er die Lösung einer unermeßlichen Aufgabe für sich allein vindicirt, wiewohl sie in den gegebenen Umständen die Kräfte eines Einzelnen übersteigt. Diese Seite der tragischen Schuld vermissen wir in Mosens Drama, und sie ist gleichwohl die gewichtigere, weil weniger specifische, sondern generelle. — Nach diesen Andeutungen wird der Leser darauf gefaßt sein zu vernehmen, daß die eigentliche Handlung im Stücke, womit wir die Entwickelung des Dramas von der Exposition an bis zur Katastrophe zu bezeichnen gewohnt sind, sich auf ein unzulängliches Maß beschränkt, weil der Raum in der Disposition nicht vorgesehen ist, — daß der Kampf der feindlichen Elemente nicht genügend zur Anschauung gebracht ist, weil diese selbst nicht deutlich ausgeprägt sind, — daß die Schürzung des Knotens wegen der mangelhaften Motivirung unvollkommen wird, — und daß endlich die Katastrophe der tragischen Erhabenheit entbehrt.

Mosen hat nun durch den bunten Wechsel der Scenen, durch forcirte Abgänge, durch eine reiche, wenn auch nicht makellose Diction, durch schwungvolle lyrische Momente, durch sinnliche Bühnenwirkungen verschiedener Art seinen todtgebornen Entwurf zu einem gewissen Scheinleben galvanisirt; allein wir können uns durch solchen Schein keinen Augenblick täuschen lassen. Bei der zunehmenden Production auf dramatischem Gebiete wachsen auch unsere Ansprüche, wenngleich sie das Maß einer geschichtlich und theoretisch begründeten Berechtigung keineswegs übersteigen. Weiterhin können wir von einem Dichter, wie Mosen, dem so viel Fähigkeit, Fertigkeit und Ruf eigen sind, verlangen, daß er zu einer Arbeit so großer allseitiger Prätension als eine „historische Tragödie" Studien, Aufmerksamkeit und Umsicht mitbringe. Wir dürfen dies in erhöhtem Maße hinsichtlich des „Bernhard von Weimar" verlangen, eines Stoffes, der uns noch kürzlich von jüngerer Hand in einer gesunden, verständigen, kraft- und lebensvollen, vielseitig bedeutsamen Gestaltung vorgeführt worden ist.

Wir können diese Besprechung nicht schließen ohne das Bekenntniß, daß wir die Aufführung ihres Gegenstandes an der Weimarischen Hofbühne sowohl des Stoffes, als des vielfach verdienten Dichters willen, nur billigen müssen. Die Aufführung war eine sorgsam vorbereitete und in allen Theilen gelungene. Z.

Dawison in Weimar.

Die Tage vom 9. bis 14. Januar, in denen Bogumil Dawison in fünf verschiedenen Rollen hier auftrat, boten uns seltene und interessante Kunstgenüsse, die wir unter die bemerkenswerthesten Bühnenereignisse der letzten Jahre zu zählen haben. Das Publikum bewies

Digitized by Google

durch außergewöhnliche Theilnahme, daß es den Werth dieser Erscheinung erkannte und schätzte. Wir erlebten das hier merkwürdige Schauspiel eines, innerhalb sechs Tagen viermal gefüllten Hauses bei erhöhten Preisen, und zweimal das eines ausgeräumten und in Sperrsitze verwandelten Orchesters — wodurch Dawisons Gastspiel schon in Berlin sich auszeichnete. Das, von Nah und Fern herbeigeströmte Publikum, empfing den Künstler mit einer Wärme, und folgte ihm mit einer Aufregung, welche ihm deutlich zeigen mußten, daß man sein Auftreten auf dem classischen Podium der Weimarer Bühne unter die Festtage zählte.

Daß Dawisons Gastspiel auf ausdrücklichen Wunsch S. K. H. des Großherzogs erfolgte, und nur möglich wurde, indem der, hierzu erforderliche außerordentliche Urlaub auf speciellen Befehl S. M. des Königs von Sachsen ertheilt ward, möge in dankbarster Anerkennung hervorgehoben werden. Wir knüpfen hierant zugleich die erfreuliche Nachricht, daß Dawison von unserer umsichtigen Intendanz bereits zu einem zweiten, längeren Gastspiel für die nächste Saison gewonnen wurde, in welchem wir hoffen dürfen, Dawison in Leistungen kennen zu lernen, welche uns diesmal, bei der Kürze der Zeit, nicht geboten werden konnten — als Richard III., Othello, Macbeth, Franz Moor u. A. — Charakterrollen, welche nicht minder, als die des „Hamlet", seinen Ruf so schnell verbreiteten und fest begründeten.

Bei Dawison wiederholte sich das Phänomen, welches das Auftreten eines Genies zu begleiten pflegt. Das Dunkel, welches seinen Namen anfänglich verhüllte, wich schnell dem hellen Licht, das ihn jetzt umgiebt. Noch vor wenig Jahren fast unbekannt, erschien Dawison plötzlich als Mitglied des Wiener Hofburg-Theaters, eine Auszeichnung, welche die Aufmerksamkeit aller Kunstgebildeten auf ihn lenken mußte. In Folge der eigenthümlichen Verhältnisse Wiens, und der isolirten Stellung, welche die dortige Hofbühne den norddeutschen Bühnen gegenüber einnimmt, wurde aber Dawison's Talent nicht so schnell und allgemein anerkannt, als man erwarten durfte. Erst von seinem Gastspiel in Dresden, im Sommer 1853, datirt sich sein großer, allgemeiner Ruf.

Dawison hatte den Muth, in Dresden mit „Hamlet" zu beginnen, einer Rolle, in welcher Emil Devrient seit Jahrzehnten mit Enthusiasmus gefeiert wurde, so, daß dessen Auffassung des „Hamlet" fast traditionell geworden war. Dawison frappirte sofort durch seine, von E. Devrient gänzlich verschiedene Auffassung. Ein heftiges Für und Wider entspann sich in der Presse, und spaltete das Publikum in zwei feindliche Lager — ein Kampf, aus welchem Dawison, wenn nicht als Sieger, doch als Ebenbürtiger hervorging. Alle gegnerischen Stimmen schlug er aber mit seinem Richard III. völlig zu Boden. Und seitdem zählt Dawison's Name unter denen, der gefeiertsten Bühnengrößen der Gegenwart.

Um über den allgemeinen Eindruck Rechenschaft zu geben, welchen Dawisons Bühnenerscheinung hervorruft, sei es gestattet, an das Urtheil zu erinnern, welches Karl Gutzkow bei Dawisons erstem Gastspiel in Dresden veröffentlichte. — „Ueberall, wo Dawison „auftritt, wird er die Hallen der Bühnenkunst füllen. Er wird zuweilen nicht ganz befrie„digen, nicht ganz die Vorstellung „decken", die man mit dieser oder jener Rolle verbindet — „aber anregen wird er die ganze höhere Intelligenz jeder Stadt. Er wird durch seinen „Richard III., durch Mephisto, durch Hamlet, durch Franz Moor, alle die Erörterungen an„regen, die z. B. in Berlin mit dem Tode Seydelmanns eingeschlummert scheinen. Das ent„setzliche Unter-der-Rolle-Stehen, das man den braven und redlichsten Schauspielern „oft ansieht, diese unerquickliche, trostlose Empfindung des Hörers, in der verarbeiteten Auf„gabe Mühe statt Freude, Knechtschaft statt Freiheit, Blindheit statt Hellsehen zu erblicken, „fällt bei Dawison gänzlich weg. Dieser geistreiche Schauspieler steht seinen Aufgaben auf „jeder Linie gleich, soweit sich Produktionen und Reproduktionen überhaupt gleichstehen können."

„Es ist aber darum noch nicht gesagt, daß wir mit Dawison überall ganz einver„standen sind. Seiner ganzen schauspielerischen Weise wäre sogar vorzuwerfen, daß sich in „ihr ein gewisser Uebermuth des Verstandes, eine triumphirende Keckheit der Dialektik, „eine herausfordernde Willkühr mit gewissen Wagnissen, gewissen Effekt-Druckern, ge„wisser, als Blitzen gegebenen Theater-Manieren, geltend macht. Wo indessen dieser „Champagnergeist, dieser prickelnde Esprit, diese Lust an greller Farbe, mit dem Geiste der

Digitized by Google

„Rolle in Einklang steht; wo die volle Gelegenheit geboten ist, sich mit der ganzen Kraft einer „geistreichen Subjectivität geltend zu machen: da fällt die Aufgabe und die Darstellung „dieses Künstlers so harmonisch zusammen, daß man ein anderes Bild weder wünschen mag, „noch wünschen darf. — Gewöhnlich endlich ist bei Dawison Nichts. Selbst einer, wie „sein Shylock ersehen, unfertigen Rolle, fehlen weder die Spuren der Genialität, noch „die ersten und besten Zeugnisse des bewunderungswürdigsten Studiums." — — —

In das Detail von Dawisons einzelnen Rollen einzugehen, ist hier nicht der Ort. Es sei nur kurz bemerkt, daß wir unter den 5 in Weimar von ihm gegebenen Rollen seinen „Hamlet" und „Carlos" (im Clavigo) am höchsten stellen. — Dawison bringt im „Hamlet" die feinsten und verborgensten Facen dieses räthselvollen Charakters zur klarsten Erkenntniß. Er zeigt in seiner Auffassung ein so tiefes Studium, in seiner Entwickelung eine so imponirende Consequenz, wie wir sie noch bei keinem andern Hamlet-Darsteller gefunden haben. Diese abspringende, geistreich ironisirende, immer angespannte und doch thatlose, im vollen Bewußtsein mit dem Wahnsinn spielende, seine ganze Umgebung geistig tyrannisirende, und schließlich sich und seine ganze Umgebung dadurch zu Grunde richtende Natur, erscheint uns als der wahre Hamlet. — Ebenso scheint uns seine Auffassung des „Carlos" als menschenverachtenden, völlig illusionsfreien, die Mittel durch den Zweck heiligenden Hofmann, der seine letzte Regung von Liebe und Hoffnung auf Clavigo überträgt, — die einzig richtige und maßgebende zu sein. Nur ein Dawison vermochte unser Interesse an diesem Trauerspiel wieder zu beleben, das, wenn es nicht den Namen Goethe trüge, von unseren Bühnen wohl längst verschwunden wäre. — Der „Bonjour" in Holtei's „Wiener in Paris" ist ein Virtuosenstück, in welchem Dawison, wenn auch immerhin vortrefflich, doch nicht so einzig dasteht, daß nicht andere Charakterspieler ihm ähnliche Genrebilder entgegenzusetzen hätten, die von gleicher Wahrheit und Wirkung sind. — Das Gleiche gilt von seinem „Shylock" im „Kaufmann von Venedig," den wir auch für weniger originell, wenn natürlich immer für bedeutend genug halten, um den genialen, sein beobachtenden, tief denkenden, klar auffassenden und bewußtvoll wiedergebenden Bühnenkünstler zu erkennen.

Am wenigsten konnten wir uns mit seinem „Mephisto" einverstanden erklären. Dawison zeigt hier offenbar das Bestreben, der Tradition entgegen, eine völlig neue Auffassung zur Geltung zu bringen, die zwar frappirt, aber die Wenigsten ganz befriedigen wird. Das ist nicht der Goethe'sche „Mephisto," von dem „der Herr" im „Prolog im Himmel" sagt:

„Von allen Geistern die verneinen,
„Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last."

Dawison giebt uns einen anderen, sehr interessanten und geistreichen Teufel, in welchem aber die drei verschiedenen Phasen: des dämonischen Princips, der sinnlichen Erscheinung als „edler Junker," und des „verneinenden Schalks" — ziemlich unvermittelt neben einander stehen. Wir glauben zwar deutlich zu erkennen, was Dawison zu dieser Auffassung geführt hat, aber wir können nicht zugestehen, daß diese Auffassung geeignet sei, das künstlerische Problem dieser Rolle vollständig zu lösen. — Wir müssen freilich hinzufügen, daß wir noch keinen Künstler gesehen haben, welcher in dieser Rolle Nichts zu wünschen übrig gelassen hätte. Und jedenfalls ist die Dawison'sche Auffassung jener, seit Seydelmann so beliebten, bei weitem vorzuziehen, welche aus dem Goetheschen „Schalk" schließlich einen — Schalksnarren gemacht hat. — — R. P.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Vierteljahrpreis 10 Sgr.

Digitized by Google

№ 4. 27. Januar 1856.

Kriegslisten.

Erzählung von Gustav Junior.

(Fortsetzung.)

Nach dem Frühstück pflegte sonst Albert das laufende Geschäftliche mit dem Oheim zu besprechen. Heut bedurfte es dessen nicht, denn er hatte, weil ihm bekannt war, daß der Oheim diesen Tag in Gesellschaft zubringen werde, bereits das Nöthige gestern Abend abgemacht, und so begab er sich sofort vom Frühstückstische zurück nach der Schreibstube. Es war dies auch für die andern Schreiber das Zeichen des Aufbruchs; nur der Blonde konnte, wenn schon mit schwerem Herzen, nicht unterlassen, seinen Morgen-Rapport als Verweser des Taubenschlags abzustatten. Er klopfte an der Seitenthür zum Schlafgemach, horchte, klopfte stärker, trat leise ein, sah das Bett leer und war des Klopfens an der Thür ins Wohnzimmer überhoben, weil sie offen stand und der Herr Stadtschreiber ihn freundlich heranrief. Nun, wie stehts im Lager? fragte er. „Ach, noch immer nicht zum Besten, Herr Stadtschreiber, antwortete kleinlaut der Blonde. Die Weißen und die Blauschnallen sind noch nicht wiedergekommen und nun fehlen auch der Mohrenkopftauber, der schwarzrothe Raiger und der graue Weißelbe." Ei, daß dich! sagte der Stadtschreiber, obwohl mit viel weniger Unmuth als der vorsichtig aufblickende Kleine zu gewärtigen schien; nur die Frage fügte er hinzu: der Schlag ist doch sauber, und es hat nicht etwa gar ein heimlicher Feind Assa foetida hineinpracticirt? „Gewiß nicht, erwiederte der Kleine, dessen bin ich ganz sicher. Der Schlag ist in Ordnung, rein in allen Hecken und Winkeln, und im Wasser; die Beize ist genau nach Herrn Alberts Rezept und wohlgebraucht; die Heimischen sind gesund und lebhaft; nur daß die verlassnen Brutmütter trauern, die ich aber füttere und ihre Brut wird gut; aber neuflügge Jungen, setzte er wieder leiser hinzu, sind etliche ausgeblieben und auch die Schweizertäubin." Auch noch! rief der Stadtschreiber, mäßigte jedoch abermals den Ton gleich wieder, indem er bemerkte: Was soll man denken? Der Habicht ist doch vor drei Wochen geschossen worden. „Allerdings, Herr Stadtschreiber. Und doch, fürchte ich, ist dieser Habicht der Anfang der Unordnung geworden. Denn er hielt sich immer auf dem Spittelkirchenthurm über dem Feld am Georgenthor, wo die Schwärme sich auf die Erbsen niederließen. Da waren denn die Oberamtsgerichtstauben, denen die

Digitized by Google

Erbsenfelder zunächst liegen. Sobald sich nun der Habicht hob und hoch über ihnen kreiſte, so flatterten sie dicht beisammen im Zickzack auf und ab, bis er sich hinunterstürzte durch den Schwarm und eine stieß. Und die unsern, die auch nach den Erbsen kamen, fanden den Schreck vor und machten dieselben Schwenkungen." Nun, was thut das aber jetzt, wo kein Habicht mehr zu sehen ist? fragte der Stadtschreiber neugierig. „Ja, bei diesem Flüchten und Kreisen, bemerkte der Blonde mit Ehrerbietung, da lag immer der Oberamtsgerichtsdiener auf dem Schlage, schwenkte sein Tuch und pfiff seinen Tauben und pfiff und schwenkte in einem fort. Hörten sie es wohl lange nicht vor ihrer Angst und Hast und dem Lärm der Flügel, so hörten sie es doch endlich und flüchteten in den nahen Schlag und die unsern folgten nach. Da zog der Oberamtsgerichtsdiener hurtig den Schlag und von den unsern nahm er die schönsten heraus und sperrte sie absonders ein und fütterte sie mit Leckerbissen, die andern ließ er fliegen." Also daher bläst der Wind? sagte der Stadtschreiber mit einer fast erhabenen Ruhe. Das Oberamtsgericht hat seine Hände drin. „Ich bin leider, fuhr der Kleine fort, nur allmählig durch den Hauslehrer dort, durch unsern Böttner, dahintergekommen. Aber natürlich, jetzt fliegen unsre Flüchter wieder in dieselbe Gegend wegen der Leinsaat, und weil daneben Gerste gesäet wird. Nun löst der Oberamtsgerichtsdiener die gefangenen, die er angewöhnt hat, mit seinem Schwarm fliegen und die unsern erkennen sie als alte Bekannte und werden confus, ob das nicht ihr Schwarm sei, und, schloß der Blonde mit unverhaltenem Pathos, von dieser schändlichen Confusion kommt das ganze Unglück!" Hm, sagte der Stadtschreiber nicht ohne Wohlgefallen an dieser Wärme, nehmen Sie's nicht zu schwer, Herr Amanuensis, Erstlich bin ich dergleichen von dorther gewöhnt. Pro secundo fragt sichs, wie lange solche Machinationen vorhalten. Fahren wir nur fort (hierbei klopfte er dem Blonden zu dessen stillem Entzücken auf die Schulter), unsern Schlag nach der alten Methode in pünktlicher Pflege zu halten. Die Haltung im oberamtsgerichtlichen Schlage ist nicht die beste. Der Oberamtsgerichtsdiener hat zu viel andern Dienst und Zerstreuungen, da geht sein Eifer schußweise und setzt dann wieder aus. Dazu das Mittagsfüttern der Tauben auf der neuen Veranda, womit die Oberamtsgerichtsdamen vor Gästen Parade machen, geschieht auch ohne feste Ordnung. Die Flüchter werden träge und leiden um so mehr gelegentlich Hunger. Und das wird sich jetzt in Bälde zeigen, wo keine frischen Ansaaten mehr geschehen. Unsere Jungen, die in die Oberamtsgerichtsküche geschlachtet sind, müssen wir schon verschmerzen. Aber unsre verführten Alten — wenn die schönen hellen Tage währen und sie sehen unsern hohen Giebel winken, wo sie immer so gut gehalten wurden, da wett ich, die besten machen sich auf, kommen wieder und bleiben heimisch. „Das wolle Gott! rief der Kleine, übernommen von der Güte des Prinzipals. Und wahrhaftig, Herr Stadtschreiber, die schwarzen Weißstriche wenigstens, die sind wirklich schon wiedergekommen." Gut, sagte der Stadtschreiber; und der Blonde zog sich mit einer tiefen Verbeugung durch die Zimmerthür und ging mit aufgerichteter Seele in gestrecktem Schritt hinüber nach der Schreibstube, wo er am sechsten Pulte Platz nahm.

Der Stadtschreiber trat wieder ans Fenster und sah wieder über das Blumenbrett weg auf das ferne Dach des Oberamtsgerichts. Wer so drauf aus ist, sagte er vor sich hin, immer Andern alles wegzufangen, verrechnet sich wohl einmal. Nehmt euch nur in Acht, indessen ihr euch an meinen Tauben erholt und mich auslacht, daß euch nicht ein Flüchter aus dem Schlage geht, den ihr fleißig gelockt habt und ihn schon für hauszahm haltet.

Lächelnd ging er zurück zu den Schriften und blätterte behaglich darin. Sodann griff er einen neuerhaltenen Brief heraus, den er obenauflegte. Indem trat die Tante herein. Briefe! rief sie und wollte sich zurückziehen. „Nein, Schwester, fiel er freundlich ein, es ist eine angenehme Nachricht, die du wissen mußt. Es ist vom Vetter Rechnungsrath. Allernächstens bekommt Albert einen guten Revisor-Posten in der Hauptstadt, und der führt nach wenigen Jahren zu einer guten Kameralverwalterstelle."

Digitized by Google

Das wäre! sagte die Tante mit leisem Erstaunen. Darum hat er sich beworben? „Er nicht, erwiederte der Stadtschreiber; er weiß noch gar nichts davon; aber ich hab es für ihn gethan.“ Eilt das? fragte die Tante wieder. „Nun, war die Antwort, er muß doch vorwärts kommen. Sterben will ich noch nicht, und blos mein erster Schreiber zu sein, das ist für ihn auf die Dauer nicht genug.“ Du kommst mir großmüthig vor, Bruder, bemerkte die Tante, wenn dichs nur nicht reut. „Wie so? Er hats verdient, er ist in jeder Art empfehlenswerth.“ Ebendarum mein ich, daß er dir fehlen wird. Einem Fremden, laß ihn auch eben so geschickt sein, kannst du doch nicht mit dem Vertrauen alles überlassen. Es wird dir, sollt ich glauben, seltsam vorkommen, auf einmal wieder den ganzen Karren selbst zu schieben. „Hm, versetzte der Stadtschreiber mit einigem Selbstgefühl; was er von mir gelernt hat, das hab ich noch nicht verlernt.“ Ich rede auch nicht vom Verstehen, Bruder, erklärte die Tante; aber was einem Jungen noch wohlschmeckt, kann man in deinen Jahren satthaben. Hast du mir nicht manchmal selbst gesagt, daß du das Wenigste auch nur ansiehst, was er dir zum Unterschreiben vorlegt. Du wirst es nicht leicht wieder so bequem bekommen, und doch solltest du billig später noch eher als jetzt es bequem haben. „Es ist nicht so schlimm, sagte der Stadtschreiber; und soll ich allein an mich denken? Ich bin ihm Vorschub schuldig. Er hat sich musterhaft benommen; und nicht blos im Amt. Von Unterhainbuchen hat er den Winter die Inventars-Uebersicht und Ertragsanschläge einsichtig und sehr fleißig gemacht, die Spezialia des Kaufkontrakts geordnet und nach meinem Besitzantritt auch die vorläufigen Maßregeln und Einrichtungen zur nützlichen Bewirthschaftung mit Verstand bezeichnet. Und wie ich dann auf den Hinzukauf der Stücke von den Nachbarn, die auswandern wollen, einging und hiervon ihm nur die Besorgung der Urkunden übertrug, weiterhin aber allein hinausfuhr und das Nächste Wirthschaftliche selbst in die Hand nahm, hat er sich eben so anspruchslos als dienstgefällig benommen. Er hat wohl gehört oder gemerkt, daß die Inspektion des Guts nicht ihm, sondern dem jungen Baron zugedacht sei, und hat sich deßhalb im Haus nur desto discreter und bescheidener gehalten. Das rechn' ich ihm hoch an; denn bei seiner Jugend und unsrer Liebe wär' es nicht zu verwundern, wenn er sich andere Gedanken gemacht hätte. Nun soll er aber auch meine Erkenntlichkeit nicht vermissen, und was ich zu seinem Glück thun kann (ich kann Einiges dazu) soll nicht versäumt werden.“ Schön, Bruder, sagte die Tante. Und doch weiß ich nicht, ob du ihm deine dankbare und gütige Absicht so recht fühlbar machen wirst durch die Beförderung zum Revisor. Mich dünkt, du hättest in dem Grundbesitz, den mit Vortheil zu erwerben und einzurichten er so fleißig geholfen hat, ein näheres und erwünschteres Mittel gehabt. „Vergiß nicht, Schwester Vrene, sagte der Stadtschreiber, daß ich nicht der alleinige Besitzer bin, sondern das Geschäft auf Betrieb des Oberforstmeisters und in Gemeinschaft mit ihm gemacht habe. Die Verwaltung, war von Anfang abgeredet, seinem Sohn, sobald er hinlänglich vorbereitet sei, anzuvertrauen.“ Nimms nicht übel, Bruder Franz, bemerkte die Tante; aber den Handel versteh ich nicht recht. Du kaufst die Güter mit ihm zusammen, das heißt, du bezahlst sie und seine Compagnieschaft besteht darin, daß sein Sohn sie bekommt. „Er bezahlt sie mit,“ hielt der Stadtschreiber entgegen. Sind denn nicht bis jetzt, fragte die Tante, alle Raten aus deinem Beutel geflossen? „Aber für die weiteren tritt der Oberforstmeister ein. Sie sind der kleinere Theil, aber der Antheil des Sohns am Ertrag wird auch nur im Verhältniß dieses Beitrags gerechnet.“ Und wann sind seine Raten fällig? fragte die Tante weiter. „Die größere morgen.“ Gut, sagte sie mit Befriedigung; so wird sichs zeigen. Wundern sollt es mich aber, wenn da auf einmal ein Vermögen zum Vorschein käme, wo bisher die ganze Besoldung ins Haus und für die vielen Kinder aufging und immer noch Schulden abzutragen waren. „Das hat mir der Oberforstmeister, entgegnete ihr der Stadtschreiber, von Anfang offen gesagt, daß er kein Vermögen habe, sein Karl aber die nahe Aussicht auf ein beträchtliches Legat von der Schwester seiner Mutter, der Stiftsdame. Liebe Schwester, der

Digitized by Google

Oberforstmeister hat von vorneherein ehrenhaft und freundschaftlich mit mir gehandelt. Er zuerst hat mich aufmerksam gemacht auf Unterhainbuchen, als ein zwar kleines, doch wohlbestandenes, bei seiner steigenden Holznutzung noch viel versprechendes Gut, welches gleichwohl die ausländischen Erben für einen mäßigen Preis losschlagen würden, sobald ein sicherer Käufer Baarzahlungen in kurzen Fristen biete. Bedenklich wie ich bin, Kapitalien zu kündigen und auf ein Geschäft zu setzen, hätt ich den guten Handel nie gemacht, ohne sein Zureden und seine Theilnehmung. Daß aber diese keine förmliche Gewißheit habe, hat er selber betont. Daher ist der erste Kauf (du weißt es ja) und nicht minder der glückliche Hinzukauf, der eine gewünschte Abrundung gewährt, einzig auf meinen Namen ratificirt, alle Urkunden und Quittungen sind in meiner Hand und mein Contract mit dem Oberforstmeister, beziehungsweise mit seinem Sohn wird (etwas Anderes hat er nie verlangt) erst dann abgeschlossen, wenn die Anzahlung geschehen ist, auf die damals nur Aussicht war." War? fragte noch immer die Tante. „Die Stiftsdame, versetzte der Bruder, ist im März gestorben und Baron Karl stand im Testament. Zweifle nicht, Vrene, daß wir ebendazu heute hingeladen sind, um unsre Verbindung festzumachen. Und sage selbst, ist nicht Baron Karl ein hübscher, gebildeter, liebenswürdiger junger Mann? Zeichnet er nicht Elisen mit Feinheit und Aufmerksamkeit aus? Und ist dem Mädchen nicht anzumerken, daß er aufhört, ihr gleichgültig zu sein?" Die Tante schien Athem zu sammeln, um recht viel darauf zu sagen, da kam das Frühstück herein nnd Elise mit ihrem Morgenkuß und ihrem Strauß für den Vater.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Säcularfeier von Mozarts Geburtstag.

(27. Januar.)

Die Vereinigungspunkte, um welche sich die menschlichen Individuen sammeln, sind nach Zweck und Form verschieden. Sie sind es nicht minder ihrer Geschichte nach. Die verschiedenen Kirchen haben darin eine der weisesten Einrichtungen getroffen, daß sie an jeden Tag des Jahres die Erinnerung an eine geschichtliche Begebenheit knüpfen, oder den Namen eines bedeutenden Bekenners, wodurch im Gedächtnisse der Gläubigen das Andenken an Personen oder Ereignisse, welche in der Kirchengeschichte von Bedeutung sind, fortwährend lebendig erhalten wird. Es giebt Staatskalender, welche eine kurze Uebersicht derjenigen Thatsachen und Bürger enthalten, die in der Geschichte des betreffenden Staates von besonderem Einflusse gewesen sind. Besäßen die durch freiwillige, wenn auch unsichtbare Bande vereinigten Individuen, deren Losung die Ideale der Kunst und die großen Endzwecke aller wissenschaftlichen Speculation sind, ein Gedenkbuch von der Form eines Kalenders, so würden darin die einzelnen Tage mit großen Entdeckungen, mit den Märtyrern und Aposteln weltbewegender Lehren, mit den Schöpfern unsterblicher Kunstwerke in Verbindung gebracht sein. So würde denn auch der Name unseres Mozart mit obigem Datum zusammen eine unzertrennliche Ideenverbindung im Geistesleben aller deutschen Generationen ausmachen. Wer wäre nicht irgend einmal, sei es in der Kirche, im Theater, im Concertsaal, im häuslichen Kreise, im gesellschaftlichen und Vereinslocale, oder im Freien durch den Genius Mozart's berührt worden? erheiternd, tröstend oder erhebend? ergötzlich, anmuthig oder erschütternd? Unsere Großeltern und Eltern sind mit seinen Melodien von der Wiege bis ans Grab gewandert, und wie viel Umwälzungen aller Art hat es nicht bedurft, um zwischen der jüngsten Generation und der Mozartschen Kunst eine Kluft zu öffnen, von der noch dahin gestellt werden muß, ob sie auch wirklich eine unausfüllbare sei. Alle öffentlichen dramatischen und musikalischen Institute Deutschlands, alle privaten Musikgesellschaften und Vereine feiern den heutigen Tag mit festlichen Kundgebungen, wer wird zählen, auf wie manchem Hausaltar deutscher Familien ein Kranz, in wie manchem Herzen eine Opferflamme für den Genius des Meisters blühen und glühen? Wie viel Hände mögen heute nach irgend einer Encyclopädie greifen, um sich die Lebensumstände des Mannes zurückzurufen, welcher den „Don Juan" und die „Zauberflöte" gesungen? Wie

Digitized by Google

viele öffentliche Blätter im ganzen civilisirten Abendlande erinnern heute ihre Leser an den deutschen Künstler, dessen Werke Gemeingut aller großen gebildeten Nationen geworden sind? Zu den schon vorhandenen Stiftungen, die sich an den Namen Mozart's knüpfen, fügen sich neue; die Literatur, die sich mit demselben beschäftigt, erhält heute durch verschiedene Druckschriften neuen Zuwachs, Medaillen und Büsten vermehren die monumentalen Erinnerungen an ihn, der sich selbst die dauerndsten Monumente mit dem flüssigsten Kunstmateriale zu bereiten wußte, und selbst die Industrie und merkantilische Speculation vermögen in ihrer Weise das Andenken an den armen Musiker in Gold zu verwerthen. Bezeichnend für die verbreitete Popularität Mozart's ist es gerade in literarischer Hinsicht, daß die bedeutendsten biographischen Arbeiten über denselben von dem Dänen Nissen, dem Russen Ulibischeff und dem Engländer Holmes herrühren, wovon die zweitgenannte auch in nicht musikalischen Kreisen eine bedeutende Sensation hervorgerufen hatte. Das neueste Werk über Mozart's Leben und Werke von Otto Jahn verspricht das vollständigste und in jeder Hinsicht bedeutsamste zu werden. Der erste Band davon ist soeben erschienen, und es dürfte sich in diesen Blättern eine Gelegenheit finden, denselben eingehender zu betrachten.

Wir hoffen der Zustimmung unserer Leser sicher zu sein, wenn wir sie mit einer biographischen Notiz über Mozart verschonen, da der Inhalt einer solchen als bekannt voraus zu setzen ist, und erlauben uns, ihre Theilnahme für eine kurze Beleuchtung der Stellung, welche Mozart's Kunst den heutigen musikalischen Bestrebungen gegenüber einnimmt, in Anspruch zu nehmen.

Es ist eine an sich ganz richtige Aufstellung der modernen Aesthetik, daß die Musik eine romantisch-subjective Kunst sei. Indessen betont die Wissenschaft diese Aufstellung hauptsächlich insoweit, als es sich darum handelt, die Musik als Tochter eines jüngern Ideals dem plastischen, klassischen Ideale entgegenzustellen. Da jede Einzel-Kunst in ihrer Art das Ganze der Welt hat, so hat sie auch folgerichtig das Ganze der Kunst, und die Grundnormen der äußerlichen Entfaltung und Wirkung sind bei jeder dieselben. In dieser Hinsicht zeigen sich nun bei aller Kunst zwei Richtungen. Die eine zielt auf mögliche Besonderung des Inhaltes und der Darstellung. Wir wollen sie die individualisirende Richtung nennen. Die andere sucht mehr an das Allgemein-Menschliche anzuknüpfen, und sie heißt sohin die generalisirende, wenn gleich wir diese Benennungen weniger erschöpfend, als für unsere Darlegung der Kürze wegen ersprießlich finden müssen. Es ist nun beim Generalisiren in der Kunst immer darauf zu sehen, daß man den Begriff des Allgemein-Menschlichen soweit fasse, als es eben geht. In der Musik ist hierfür ein natürlicher Anhaltspunkt gegeben, indem sie selbst einen Theil ihres Stoffes aus dem Volksmunde entnehmen kann, nämlich aus dem Volkslied, dem Volkstanz und aus einer Art von instrumentaler Naturmusik, wie sie bei den Aelplern, den Zigeunern u. s. w. zu treffen ist. Auch in Hinsicht der Form ist hier schon viel gegeben. Wenn es sich indeß um die eigentliche Kunstmusik handelt, so dürften hiezu die Elemente, welche aus der Volksmusik gezogen werden, nicht mehr ausreichen; hier könnt dann dem Künstler die Architectur zu Hilfe. Sie ist außer Gesang und Tanz die volksthümlichste Kunst. Von ihr sind daher auch die Analogieen für das musikalische Kunstschaffen im größeren Style zu entnehmen. Die geordnete Gliederung, worin nichts unmotivirt, nichts überflüssig erscheint, die Symmetrie der einzelnen Theile müssen im Baue eines großen Musikstückes das Ohr befriedigen, wie dort das Auge. Der Unterschied ist nur dieser, daß das Auge diese Eigenschaften bei einem Gebäude auf einmal und nebeneinander, das Ohr dieselben bei einer Composition nach und nach und in Aufeinanderfolge wahrnimmt. Sonach stellt sich uns in der Musik vom ästhetischen Gesichtspunkte dasjenige als das Gemeinmenschliche dar, was stofflich der Naturmusik im oben angedeuteten Sinne entnommen oder nachgebildet, hinsichtlich der Form aber nach architektonischen Regeln schön und gemeinfaßlich ausgestaltet ist. Die generalisirende Richtung sucht nun aber auch in historischer Hinsicht das Allgemeine auf. Hier wird dem Besten aller Zeiten Rechnung getragen. Der Künstler lernt seine großen Vorfahren kennen, er schmiegt sich liebevoll an das an, was er als solches erkannt, das allen Geschlechtern heilig und erfreulich war, weil es ihm mit dem menschlichen Gefühl und Bewußtsein in innigem Zusammenhange zu sein scheint, und wird solchergestalt ein organisches Glied im Verlaufe der Kunstgeschichte, indem er in der Vergangenheit wurzelt, und bei naturgemäßer Entwickelung auch mit seiner Zeit und über dieselbe hinaus fortschreitend bedeutungsvoll in die Zukunft weist. — Dieser Richtung gehört Mozart mit der größten Entschiedenheit an, ja sofern sie einmal als solche ausgesprochen ist, steht er als ihr größter Vertreter da. Seine Erfindung spricht überall menschlich an. Wir, die bald ein Jahrhundert nach ihm leben, vermögen nächstens kaum mehr zu unterscheiden, wie viel er

Digitized by Google

aus dem Munde des Volkes genommen, oder wie viel von ihm Volkseigenthum geworden. Seine Formen sind einfach, beinahe schlicht, aber symmetrisch und leicht erfaßbar, seine contrapunktischen Gliederungen von einem wunderbaren Ebenmaß, erstaunlich wegen ihrer Größe und anmuthend zugleich durch ihre Schönheit. Was die historische Bildung Mozart's betrifft, so ist bekannt, daß er von Kindesbeinen an unablässlich studirte, daß er alles Mögliche, was es an Musik gab, kennen lernte und man braucht eben noch kein Adept zu sein, um bei ihm die Einflüsse der alten Italiäner neben denen von Bach, Händel, Gluck, Hasse und Haydn aufs deutlichste zu erkennen. Bei ihm, wie bei den meisten großen Künstlern widerlegt sich der gewöhnliche Köhlerglaube, daß die Erzeugung monumentaler Kunstwerke einzig Sache des „Genies" sei, worunter gewisse Leute eine gewisse Gabe verstehen, in süßem far niente dahin zu leben und gelegentlich ein Meisterwerk „aus dem Aermel zu schütteln", — was es freilich nie gegeben hat und nicht giebt. —

Haben wir das Wesen der generalisirenden Musikrichtung, als deren letzter bedeutendster Vertreter Mendelsohn-Bartholdy anzusehen ist, in Kürze bezeichnet, so wird es leicht sein, die Hauptmerkmale der individualisirenden Richtung festzustellen. Hier erklärt sich der Einzelne als absolut. Er und seine persönlichen Empfindungen, oft auch nur sein persönlicher Wille, sind der Kunststoff, dessen Gestaltung wiederum das Werk der subjectiven Nothwendigkeit, oft auch nur der persönlichen Willkühr ist. Hier stellt sich der Einzelne immer dem Allgemeinen grundsätzlich gegenüber, und versucht es im offenen Kampfe sich Verständniß, Anerkennung, einen Minoritäts-, dann Majoritäts-, wenn nicht endlich allgemeinen Beifall zu erringen. Das Volksthümliche wird hier verachtet, und wenn es benutzt wird, geschieht es weniger aus naiver Freude daran, als aus speculativen Gründen. Die ästhetischen Analogieen werden nicht mehr aus der Volksweise und der Architectur, sondern aus der Kunstpoesie und der Malerei genommen, worin das Walten des künstlerischen Subjectivismus schon befestigt ist. Das Historisch-Vorhandene wird vornehm ignorirt oder fragmentarisch — d. h. nicht in seiner organischen Gesammtheit, sondern nach willkührlicher Wahl — anerkannt und benutzt. Gelernt wird folgerichtig so wenig wie möglich, und die „Genialität", im übeln Sinne, an die Stelle der historischen Bildung gesetzt. Die Vertreter dieser Richtung zu finden, braucht man in neuester Zeit keine Diogeneslaterne anzuzünden. Indessen beruft sich diese Richtung auch auf ein historisches Ideal, auf — Beethoven.

Betrachtet man aber den Entwickelungsgang Beethoven's näher, so gewahrt man bei ihm das entschiedenste Anknüpfen an die großen Vorbilder, der ihm vorausgegangenen Wienerschule. Erst, nachdem er in mühliger Durchbildung des von daher aufgenommenen Geistes an die Stelle kam, wo er mit Bewußtsein die Schranken der Gegenwart um ihn glaubte durchbrechen zu können, geschah dieses, aber noch immer maßvoll, noch immer unwillkührlich, nach innerer Nothwendigkeit, noch immer mit Anlehnen an — das Volksmäßige in der Motivirung, noch immer architectonisch in der Form, selbst, wo die Gliederung die gigantischen Verhältnisse annimmt, welche man an den spätesten Werken des Meisters anstaunt. Wir geben zu, daß diese Architectur dann nicht mehr die griechische ist, welche Mozart's und Haydn's Werke auszeichnet, sondern die gothische, oft mit allen Eigenthümlichkeiten ihrer phantastischen Ornamentik. — Indeß man knüpfe immer das Subjectivitäts-Princip an Beethoven an, diesen Microcosmus, in welchem sich eine ganze Geschichte im Raum eines halben Menschenalters vollzogen hat. Man citire Beethoven als den Prototyp eines subjectiven Musikers und stelle ihn als solchen Mozart gegenüber. Wir fragen dann: Wann, wo und wie habt Ihr den historischen Proceß, den Beethoven für, in und an sich vollzogen, und welcher sich dann sehr persönlich zuspitzte, an Euch selbst durchgemacht und in seinen prägnanten Stadien zur Erscheinung gebracht? Ihr stoßt die Historie verächtlich bei Seite, Palästrina und Bach sind für Euch nicht dagewesen, Händel und Mozart sind für Euch abgethan, Mendelsohn, der historische Musiker der Neuzeit par excellence, ist Euch ein „Heuchler", ein „Jude" und was noch mehr, von Beethoven selbst ist Euch nur dasjenige angenehm, was Eurer Willkührlichkeit zur Entschuldigung dienen kann. Wo sind Eure historischen Rechtstitel für die Gegenwart, wo ist Eure persönliche Vergangenheit, was ist es mit Eurer „Zukunft"? —

Doch wenden wir uns ab von den Subjectivitätsextremisten der Gegenwart, zu jenen Künstlern und jenem Publicum, welche für die Geschichte offene Augen haben. Sie werden es alle einsehen, daß im menschlichen Wesen ein bestimmter Sinn für das Schöne, eine bestimmte Vorstellung von demselben vorhanden sind, daß die verschiedensten Erscheinungen im Gebiete der Kunst einander nicht ausschließen, sondern bedingen und ergänzen, weil sie im Jahrtausendlangen Verlaufe der Begebenheiten einem und dem-

Digitized by Google

selben ewig grünem Stamme entsprossen sind. Nach Shakspeare blühte der Kranz Homer's fort, der Kölner Dom in seiner Vollendung wird das Panthenon nicht vergessen machen, und nach Angelo's jüngstem Gerichte blieb die Sixtinische Madonna noch immer eine hehre Offenbarung des christlichen Ideales. So sagen wir es auch heute: nach Beethoven lebt Mozart noch, weil die Bedingungen der Mozartschen Kunst annoch bestehen, und todt war, ist und bleibt er nur für Diejenigen, welche bestrebt sind, das Wirken des Meisters für sich und Andere unfruchtbar zu machen, und in vermessenem Dünkel die eigenen unreifen Aepfel dem goldenen Erzeugnisse der Hesperiden vorziehen. Möchte an diesem Tage recht mancher talentvolle Künstler den Vorsatz fassen, seine Kunstthätigkeit dem Vorbilde Mozart's anzureihen, nicht im Sinne der Zeit Mozart's, welche dem Meister Schranken der Endlichkeit entgegenstellte, sondern im Sinne des Mozart'schen Ideales, welches ein ewiges, weil wahres ist. Möchte aber auch das Publicum stets mehr und mehr in den Geist Mozart's eindringen, und das Zufällige, Endliche an seiner Erscheinung von jenem trennen lernen, damit das Wirken des Meisters für die Kunstanschauungen der Gegenwart stets mehr den richtigen Maßstab ergebe, welcher zur gerechten Ermittelung und Würdigung unserer Kunstzustände wünschenswerth und heilsam ist! **Quod erat in votis.** R.

Kleine Zeitung.

Briefe aus Weimar.

II.

23. Januar 1856.

Seit längerer Zeit hat uns keine Opern-Novität in kleinerem Genre und anspruchsloser Form in dem Maße interessirt, wie die lyrische Oper „Klein-Karin", Text von H. C. Andersen, Musik von J. P. E. Hartmann, welche am 17. Januar auf unserem Hoftheater überhaupt zum ersten Male in Deutschland aufgeführt wurde. Unser Publikum verhielt sich zwar diesem anmuthigen nationalen Genrebild gegenüber sehr indifferent, doch gereicht ihm das keineswegs zum Lobe. Der Sinn für das Harmlose, Zarte, Einfache auf der Bühne scheint immer mehr abhanden zu kommen. Man verlangt jetzt von der kleinsten einaktigen Oper Spannungen, Verwickelungen, Effekte, wie bei der größten Oper; man drängt allenthalben den Text, die Fabel in den Vordergrund, als wenn nicht eine angenehme und entsprechende Musik bei der reinen lyrischen Oper die Hauptsache wäre, die, wenn sie nur von einem vernünftigen, anständigen, die Entfaltung lyrischer Stimmungen, und naturgemäßer Situationen, befördernden Text getragen wird, allen Auferderungen genügt, die man gerechter Weise an sie machen darf.

Wir stellen nicht in Abrede, daß der Text von Andersen höheren dramatischen Anforderungen nicht entspricht; daß eine gewisse Einförmigkeit, ein Gefühlsübermaß ohne dramatische Kraft, ein Mangel an Entwickelung und Charakteristik ihm vorzuwerfen sei. Aber Andersen ist nie Dramatiker gewesen, sondern eine durchaus lyrische Natur, welche wohl darauf Anspruch machen darf, daß man ihr in derselben harmlosen Weise entgegen kommt, durch welche der dänische Dichter ein Liebling des gebildeten deutschen Publikums geworden ist. Das Balladenhafte des ganzen Stoffes erklärt sich dadurch, daß Andersen seinem Texte eine dänische Volksballade zu Grunde legte, wie denn die Geschichte von „Liden Kirsten" (der dänische Titel der Oper) in der dänischen Volkssage überhaupt eine große Rolle spielt.

Wenn schon der Text zu „Klein Karin" durch sein nationales Element, und durch die in ihn verwebten Balladen, unser Interesse erregen mußte, so verdient die Musik von Hartmann unsere Aufmerksamkeit in höherem Grade. Hartmann (geboren 1805), Professer und Musikdirektor am Conservatorium in Kopenhagen, Schwiegervater von Gade, hat eine ganze Reihe von Opern und Melodramen componirt, zu denen Andersen, Hertz, Heiberg, Oehlenschläger u. A. den Text lieferten. „Liden Kirsten" ist, unseres Wissens, seine letzte Oper. Sie kam 1847 in Kopenhagen zuerst zur Aufführung. In Deutschland waren bis jetzt nur Instrumentalwerke von ihm bekannt geworden. Das Verdienst, seine erste Oper in Deutschland hier zur Aufführung gebracht zu haben, ist daher ein sehr anerkennenswerthes.

Die Hauptstärke Hartmanns ist seine meisterliche Behandlung der dänischen Volkslieder, die auch in „Klein Karin" den Glanzpunkt bildeten. Wir heben vorzugsweise die beiden Lieder des Minnewart (Narren) mit Chor, sowie das reizende Duett zwischen Karin und Hialmar (die Ballade von der Königstochter und dem Edelknecht beim Würfelspiel) hervor. Doch wurden auch in andere Nummern offenbar Volksmelodien verwebt; so in das Quartett mit Chor (Nr. 4), dem gelungensten Ensemblestück der Oper; in die Romanze mit Chor und Tanz (Hmoll, $\frac{2}{4}$) und in die „Wechsel-Romanze" (Nr. 11). — Eigentlich dramatische Entwickelung und Charakteristik läßt Hartmann allerdings vermissen; die Bewältigung tragischer Situationen, großer Ensembles ist nicht seine Sache. Er kann sich nirgends von der Liedform ganz befreien, kommt zu keinem dramatischen Schwung, und bewegt sich mit Vorliebe in den kleineren Formen, zuweilen sogar in Aphorismen. Bei diesen Eigenschaften dürfte ihm eine große Oper schwer-

Digitized by Google

lich gelingen, doch sichert ihm sein Talent gerade in der lyrischen Oper eine sehr respektable und charakteristische Stellung.

Von großem Interesse war uns seine auffallende harmonische und melodische Verwandschaft mit Gade, zu dem er gewissermaßen eine dramatische Ergänzung bildet, sowie ein eigenthümlich sympathischer Zug mit Schumann, der sich namentlich in der Behandlung des Recitativs, der Phrasirung und der Instrumentation kund giebt. — Aus allen diesen Gründen sei diese reizende Oper anderen Bühnen zur Aufnahme aufs Beste empfohlen. Eine Trennung in zwei Akte dürfte der Oper noch von Vortheil sein. — Die Aufführung hier war eine vortreffliche.

Theater und Musik.

Joachim Raff's große Symphonie, in E-moll, welche wir am 20. April v. J. unter Leitung des Componisten im hiesigen Hoftheater aufführen hörten, ist am 23. d. M. im zweiten Concert des Cäcilien-Vereins in Wiesbaden, unter Leitung des Kapellmeister Hagen, zur Aufführung gekommen, und hat im wahren und günstigsten Sinne des Wortes Sensation gemacht. Man sieht der Aufführung des „König Alfred" daselbst noch vor den Osterferien entgegen. — Im dritten Abonnements-Concert des Cäcilien-Vereins spielt Concertmeister Baldenecker Raff's Violinconcertstück: „die Liebesfee." Durch den großen Erfolg der Symphonie ist den Werken des Meisters dort die regste Theilnahme gesichert.

Hector Berlioz wird seine diesjährige Reise nach Deutschland Ende dieses Monats antreten und sein erstes Concert am 6. Februar (zur Aschermittwoch) im Theater zu Gotha geben. Auf Wunsch des Herzogs soll „Romeo und Julie" daselbst zur Aufführung kommen. — Am 8. Februar wird Berlioz in Weimar erwartet, woselbst am 16. Februar, zum Geburtsfest der Frau Großherzogin-Großfürstin, seine neue Bearbeitung des „Benvenuto Cellini" unter Liszt's Direktion zur Aufführung kommt. Berlioz wird sodann hier, wie im vorigen Jahre, das Concert des Orchester-Pensionsfonds dirigiren, und dabei zum ersten Male seinen ganzen „Faust" in 4 Theilen zur Aufführung bringen. Auch ein großes Hof-Concert unter seiner Direktion steht in den Festtagen vom 16. bis 18. Februar in Aussicht.

Kapellmeister Dorn in Berlin hat die Partitur seiner, zuerst in Weimar aufgeführten Oper „Die Nibelungen" S. K. Hoheit dem Großherzog von Weimar dedicirt, wofür ihm von Höchstdemselben das Ritterkreuz des Hausordens vom Weißen Falken verliehen wurde. Kapellmeister Liszt überbrachte Dorn diese Dekoration, im Auftrag des Großherzogs, nach der ersten Aufführung des „Tannhäuser" in Berlin.

Zum Besten der Mozartstiftung wird in Weimar, zur Feier des einhundertjährigen Geburtstags von Mozart, am 27. Januar, eine Festvorstellung bei aufgehobenem Abonnement stattfinden. Die Ouverture zu „Titus" wird die Vorstellung eröffnen. Dann folgt ein Prolog, gesprochen von Herrn Grans, und hierauf zum ersten Male „Don Juan" mit den deutschen Original-Recitativen.

Santa Chiara, die neueste Oper des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha, kam in Dresden unter Reißigers Leitung, in prachtvoller Ausstattung auf dem Hoftheater, mit großen, einstimmigen Beifall zur Aufführung. Der hohe Componist war selbst anwesend. — Dieselbe Oper ging vor kurzem auch in Gratz in Scene.

Literatur.

Der Briefwechsel von **Charlotte von Schiller** mit **Knebel** wird, von **Düntzer** herausgegeben, demnächst bei Brockhaus erscheinen. Auf diese, im höchsten Grade interessante Publication, sei bei Zeiten aufmerksam gemacht.

Die Schillerstiftung in **Frankfurt** am Main, welche am 10. November vorigen Jahres durch ein provisorisches Comite begründet wurde, hat sich nunmehr definitiv constituirt, ihre Beschlüsse veröffentlicht und durch einen Aufruf zur Theilnahme aufgefordert. — Die Dresdner Schillerstiftung hat vom König von Preußen ein Geschenk von 300 Thalern erhalten.

Alexander Rost, in weitern Kreisen bekannt durch seinen „Kaiser Rudolf in Worms" und „Landgraf Friedrich", hat ein neues fünfactiges Trauerspiel: „Das Regiment Madlo" beendigt, auf welches wir unsere Leser aufmerksam machen. Möchte dieser neuen Arbeit unseres Landsmannes eine gleich freundliche Aufnahme zu Theil werden, wie den ersten zwei Dramen, welche auf einer großen Anzahl deutscher Bühnen mit Beifall gegeben wurden.

Bildende Kunst.

Moritz von Schwind hat eine Zeichnung vollendet, welche den Zug der heiligen Elisabeth nach der Wartburg darstellt. Die heilige Elisabeth kam (1211) bekanntlich als vierjähriges Kind aus Ungarn nach Thüringen, um dort mit ihrem spätern Gemahl, dem damals 11jährigen Landgrafen Ludwig, zusammen erzogen zu werden. — Derselbe Meister hat eine Composition über die „Zauberflöte" im Entwurf fertig, als Seitenstück zu seiner früheren allegorischen „Symphonie" (in welcher man Beethovens A-dur Symphonie erkennen wollte). Der Entwurf zeigt die Königin der Nacht, umgeben von ihren drei Damen, wie sie dem Tamino erscheint und ihm die geraubte Pamina zeigt.

A. de Bayer in Baden-Baden hat für den König von Preußen, einen, nach den eigenen Andeutungen des Königs entworfenen, Bilder-Cyclus zu **Schillers** Ballade „Ritter Toggenburg" vollendet, welcher von der süddeutschen Presse sehr gerühmt wird. — Das Ganze ist, nach Art der mittelalterlichen Altarbilder, in einem Kasten mit zwei Flügelthüren eingeschlossen, wodurch dem Maler Gelegenheit gegeben wurde, zu dem Aufsenwerk eine Reihe sinniger Statuetten, Arabesken, Wappenschilder und Initialen zu erfinden. Das große Gemälde war in Karlsruhe im Monat December öffentlich ausgestellt, und ist jetzt vom Künstler selbst nach Berlin gebracht worden.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Vierteljahrpreis 10 Sgr.

Digitized by Google

№ 5. 3. Februar 1856.

Ungedrucktes Gedicht von Goethe.

In Fräulein von Schiller's Stammbuch.

Weil so viel zu sagen war
Wußt' ich nichts zu sagen,
Ob die Blätter gleich ein Jahr
Mir vorm Auge lagen.

Jetzo da du sie entführt,
Mag die Feder walten:
Denn es bleibt, wie sich's gebührt,
Immerfort beym Alten.

Milde zum Verständlichen
Wird die Mutter mahnen,
Deutend zum Unendlichen
Auf des Vaters Bahnen.

d. 10. August 1819. **Goethe.**

Kriegslisten.

Erzählung von Gustav Junior.

(Fortsetzung.)

Das Auge des Stadtschreibers ruhte mit weicher Liebe auf seiner muntern Tochter und ihrer stolzen Schönheit. Zart, fast scheu nahm er ihre Hand zwischen die seinen und seine Stimme hatte einen Anklang von Feierlichkeit bei der Frage: „Freust du dich denn auf den heutigen Tag meine Tochter?" Immer freu ich mich, sagte Elise, wenn die Zeit da ist, wo man die Fenster offen stehen läßt, der Sonnenschein und die Vögel einem alle Pracht der Wälder ins Gedächtniß rufen und sich jedermann hinauslocken läßt in dieses ausgebreitete Wohlbehagen. „Freust du dich auch auf die

Digitized by Google

Leute?" fragte der Vater. O ja, die Baronessen sind recht freundliche und gefällige Mädchen. — „Artig waren sie, bemerkte die Tante, und leicht unterhalten, als sie kamen unsern Hyacinthenflor zu sehn. Nur ist das Völkchen immer zerstreut. Wenn sie eine Blume loben, sehen sie dabei auf das Armband oder den Kopfputz einer Nebenstehenden, und wenn sie einen etwas fragen, hören sie, statt auf die Antwort, auf das was Dritte miteinander sprechen." Es ist wahr, sagte Elise lachend, sie sind immer in Bewegung, aber harmlos und zuthunlich. „Und was für eine liebe Dame ist die Baronin," fuhr der Stadtschreiber fort, als man sich zum Frühstück setzte. Mit vieler Güte hat sie, stimmte Elise bei, inmer ihre Freude an meinem Singen ausgedrückt. „Ja, das machen diese Damen besser als unsereins, sagte die Tante. Unsereins, wenn es von etwas Schönem ergriffen ist, schweigt stille, aus Bewegung oder in der Meinung, es dürfte nur etwas ganz Bedeutendes darauf gesagt werden; und das ist einfältig. Diese Damen sind gleich bei der Hand mit lautem Bewundern und Beifall, und so ists recht; denn der dems gilt, wird beruhigter als bei dem ungewissen Stillschweigen, und die Unterhaltung bleibt lebendig im Gleise. Daß der Stumme und Zurückhaltende es nicht mitunter besser fühlt, will ich damit nicht gesagt haben." Elise sah vom Einschenken zur Tante hinüber, während der Stadtschreiber hinzusetzte: Der Baronin ist dies lebhafte Wohlwollen natürlich. Wie gütig ist sie gegen ihre Kinder. „Gegen die jüngsten Bardnchen, führte die Tante weiter aus, ist sie mir zu gütig. Es hört sich seltsam an, wenn sie immer mit derselben Silberstimme bei den ausgelassensten Unarten zärtlich bittend ihr ganz vergebliches Abwehren fortsetzt." An den älteren Söhnen rechtfertigt sich diese sanfte Erziehung doch, entgegnete der Stadtschreiber; Baron Karl (er zog, indem er dies sprach, die wiedergefüllte Tasse heran und besah das Gebäck, das er eintunken wollte) Baron Karl gefällt mir besonders durch die Mäßigung in seinem ganzen Wesen. Er hat weder das Vorlaute, noch das Reizbare und Excentrische so vieler jungen Männer. — „Er gewinnt, bestätigte Elise, durch sein ruhiges Annähern." „Und ist, nickte ihr der Vater zu, immer ohne Prätension, ohne ambitidses Auffahren." — Wohl, wohl, fiel die Tante ein; darnach aber hat es ihm auch unsre Gesellschaft nicht gemacht, daß er Prätension hätte zeigen sollen, wo ihm die erste Rolle präsentirt wurde, oder auffahren, weil ihm Alles schönthat. „Der Vikar, wendete Elise ein, hat ihn doch ein Parmal, wo er seine Urtheile unrichtig fand, nicht geschont und ziemlich rund oder ironisch abgefertigt, ohne daß Karl sich eine Empfindlichkeit anmerken ließ." Der Stadtschreiber hörte das aufmerksam und verweilte noch eine Zeit lang in der freundlich zuhörenden Miene; dann erhob er sich und mahnte, hübsche Toilette zu machen; lange werde der junge Freund nicht auf sich warten lassen. Die Tante ging, um Bestimmungen für den Mittagstisch zu treffen, dem diesmal Albert allein präsidiren sollte. Elise wusch noch die Tassen, indem sie mit dem Papa fortplauderte. Der Stadtschreibereidiener trat herein, legte den Frack des Herrn über den Lehnsessel am Sekretär, stellte Hut und Stock daneben und meldete den Großknecht aus Unterhainbuchen, der zu Markt gekommen; worauf der Stadtschreiber ihn hereinließ, etwas mit ihm abrechnete und buchte und ihm Befehle gab. Inzwischen hatte Elise des Vaters Weste gewählt, in die Taschen derselben den Inhalt der Alltagsweste übertragen und seine weiße Halsbinde gelegt. Sie knüpfte sie ihm nun zierlich um und steckte auch die Busennadel fest. „Wenn du nun fortbist, sagte er, indem er sie auf die Stirn küßte, wer soll mir das alles mit so lieben Fingern machen?" Behalte mich im Amt, Väterchen, sagte sie; ich kündige dir nicht. „Ich halte dich zu lange auf," sagte er erinnernd. Also soll ich doch fort, erwiederte sie lächelnd, bin aber gleich wieder da!

In der großen Schreibstube hatten unterdessen die Federn an den verschiedenen Pulten, jede für sich in ihrem Takte, fortgekratzt und, vorübergehende flüsternde Separatconferenzen abgerechnet, eine Stille geherrscht, daß man den Pendel der Schwarzwälder-Uhr in gleichmäßiger Deutlichkeit zucken hörte. Auf einmal rief der dritte Schreiber, der unter den Kollegen gewöhnlich Rothschild hieß, mit lauter Stimme: „Buttler!" Die Andern

Digitized by Google

blickten auf und sahen unter der Thüre den rothbackigen jungen Mann mit Mütze, Brille, langem Haar und studentischer Kleidung. „Buttler!" wiederholten sie aus einem Munde: „Was willst du? Was bringst du? und Mehre stunden auf und liefen zu ihm. Der so Begrüßte, dessen wahrer Name Böttner war, hatte nach seinem Absprung vom Studium der Theologie, über ein Jahr auf dieser Schreibstube zugebracht, weil er aber dann bei dem Oberamtsrichter die Hauslehrerstelle für die jüngsten Kinder annahm, von den Kollegen, indem sie dies neckend als einen Verrath an ihrem Patron bezeichneten, den Scherznamen Buttler bekommen. Er nickte nur den Herangetretenen mit lächelnder Miene zu, blieb aber auf der Schwelle stehn, von wo er immer seinen Blick auf Albert richtete und als er seinen Gegenblick erhielt, mit bittender Gebehrde ihm winkte. „Dort ist, sagte er den zudringlichen Fragern, mein Beichtvater und Geheimrath. Bleibt ihr doch nur auf euern Böcken bei Folio, Pagina und Latus im pflichtschuldigen Paßgang eurer Dinteverschwendung und mißbraucht nicht meine Leutseligkeit zu Entschuldigung eurer Tagdieberei." Ei du großmaulige Kindsmagd, versetzte ihm der zweite Schreiber, mit dem gewöhnlichen Namen Storch wegen seiner Langbeinigkeit, was hast du hier zu suchen? „Als ob ich, erwiederte Buttler, euch mechanischen Schreibfingern und untersten Spuhlen an der Staatsmaschine einen Begriff geben könnte von den Erziehungsproblemen, Binsenwahrheiten und pädagogischen Schwierigkeiten, die mich hierherführen, in welchen ihr alle zusammen Ignoranten seid und nur dieser Weise (hier schob er seine Hand in den Arm des herangekommenen Albert und endigte im Hinausgehen) mir helfen kann. Addio!"

Albert ging mit Buttler hinauf in seine Stube und gab ihm einen alten Blechkasten mit einigem Material zu farbigen Feuern, das er ihm aus der Apotheke verschafft hatte. „Wenn Sie nur, sagte Buttler, morgen Abend selbst kommen könnten! Ich verstehe mich auf nichts als die Schwärmer und dem Thürmer trau ich nicht genug zu." „Auf den können Sie sich verlassen, beruhigte ihn Albert; ich kenne ihn von vielen Herbsten her." „Es ist besonders, fuhr Buttler fort, wegen des Namenszugs. Er wird keinen Effect machen. Die Patronen mögen richtig angelegt sein, aber die Zeichnung ist affenschändlich. Das **C** möchte noch gehen, obgleich es mehr eckig als rund ist, aber das **B** hat gar keine Proportion, und sieht unten aus, wie ein mishandeltes **R**." „Je nun, sagte Albert, so lassen sie den untern Bogen ganz weg und machen ein **P** daraus; so haben Sie, statt „Caroline Braun," Gattin und Gatten; der Oberamtsrichter heißt doch Paul." „Bliß, das ist wahr! rief Buttler, und gibt obenein eine prachtmäßige Zweideutigkeit, da es eben so gut Carl den Baron und unsre Pauline anzeigen kann." Wenn das nicht zu voreilig ist, bemerkte Albert. „Dann bleibts halt, sagte Buttler, bei Caroline und Paul. Aber warum wäre denn, setzte er hinzu, seit einigen Tagen die Frau Oberamtsrichterin so gnädig gegen das ganze Gesinde, daß ich sogar vorgestern Nacht barbarisch spät nach Hause gekommen bin ohne beim Frühstück einen seinen Stich oder zu Mittag einen verblümten Denkzettel zu erhalten? Und warum träfen sich denn schon seit drei Tagen der Oberforstmeister und mein Hausherr jeden Morgen zum Frühstück in der Au-Mühle?" Das weiß ich nicht, sagte Alfred, wohl aber ganz andre Dinge. Allein — ich muß zurück! schloß er kurz; denn er hatte bei einem Blick durchs Fenster, drüben in einem Fenster des Haupthauses Tante Veronika bemerkt, die, schon umgekleidet, heraussah und ihm ein Zeichen gab. Buttler verwandelte seine neugierige Mundöffnung in Dank und polterte, den Blechkasten im Arm, die nächste Treppe ganz hinunter und zur äußern Thür hinaus. Albert traf die Tante im Flur-Eingang des großen Schreiberflügels.

Da du doch die meisten Briefe zuerst in die Hand bekommst, sprach die Tante zu Albert, hast du wohl bemerkt, daß der Rechnungsrath mit meinem Bruder ebenfalls in Correspondenz ist und ihm gleichzeitig mit uns geschrieben hat. „So hat er ihm, fragte Albert lebhaft und leise, wohl gar unmittelbar wegen des Berichts und der Tabellen geschrieben?" Wo denkst du hin, Vetter? sagte sie; das wäre ja gegen die Ab-

Digitized by Google

rede. „Nach seinem letzten Schreiben, bemerkte Albert, hatte ich das verheißene Reskript mit dem gestrigen erwartet. Darum beunruhigt mich das Ausbleiben.“ Geduld, lieber Vetter, sprach die Tante; es kommt gewiß nächster Tage. Die Pünktlichkeit des Rechnungsraths ist erprobt in Verheißungen wie in Besorgungen. Er hat mir, was ich von ihm erbeten hatte, ganz nach Wunsch nach und nach bewerkstelligt und mit der gestrigen Zuschrift völlig geleistet. Er wird auch das Reskript, sobald er es hat, expediren. Dem Onkel aber hat er von deinem Anliegen ebenso wenig geschrieben als dir von des Onkels Anliegen für dich. Denn so viel wollt ich dir davon sagen, seine Korrespondenz mit ihm betrifft dich und der Bruder hält dich hoch und hat gute Absichten mit dir. „Seine Güte kann ihn nie verlassen, erwiederte Albert, wer hat das mehr erfahren als ich? Aber seine Absichten werden andre sein als meine Wünsche.“ Welche — gab die Tante seinem fragendem Blick zur Antwort — darf ich noch nicht verrathen. Was ich aber sagen wollte, du solltest Elisen nicht so hartnäckig aus dem Wege gehen, während man von anderer Seite alles Mögliche aufbietet. Du machst das Mädchen noch irr. Komm doch gleich jetzt herunter! Der Baron muß im Augenblick da sein. Zeige du dich, Albert! „Es würde, sagte er, dem Onkel nicht recht sein.“ Geh mir doch! rief sie halblaut, indem sie ihm die Finger an den Arm legte. Wie leicht nimmst du Anlaß zu einer Meldung oder Frage an den Onkel; er hält dich dann bei uns fest beim Gabelfrühstück. Da stell dich neben das Bärönchen, sag Elisen ein Wort; was Tausend — „Das . . kann ich nicht“, versicherte Albert. Bist doch nicht kindisch demüthig? sagte sie. „Das nicht.“ Nun so bist du desto ärger hochmüthig! „Gewiß nicht!“ Also unklug. Sieh zu, was du machst! sagte sie drohend im Abgehen; aber in ihrem Auge war kein Unwillen und sie schritt in ihrem schweren grauen Atlaskleid und der höchst reinen weißen Haube und Krause ruhig dahin. Albert heftete noch eine Weile in Gedanken den Blick vor sich nieder; dann schwenkte er lebhaft nach der Schreibstube.

(Fortsetzung folgt.)

Brief Ludwig Tiecks an G. Hofrath Dr. F. W. Riemer.

Baden-Baden, den 3. Julius 1841.

Geehrter Herr Hofrath!

Ich kann es nicht unterlassen Ihnen meinen Dank auszusprechen für das eben so interessante als lehrreiche Buch, welches Sie uns über Goethe geschenkt haben. So viele Lügen, Verdrehungen und Schiefheiten haben Sie berichtigt und den großen Mann gerechtfertigt. Daß Sie die lügenhafte B. so derb abführen, hat mich gefreut; über Falk und dessen Unzulänglichkeit hatte ich schon früher, in der letzten Ausgabe des Novalis, etwas bemerkt, über den er Goethe etwas in den Mund legt, was dieser niemals gesagt haben kann.

Nur fragen möchte ich: warum der bittre, menschenfeindliche Ton, der im ganzen Buche herrscht? Warum Sie mich so bitter, als einen ausgemachten Gegner unsres Genius behandeln, als einen, der ihn erniedrigen will *)? Weil ich unter seinen Schriften viele vollendete Kunstwerke, manche vortrefflich, manche schwach und verfehlt nenne? Meine Kindheit, Jugend und Mannesalter ward immerdar von Goethe begeistert; dieser, Homer und Shakspear sind unwandelbar seit frühesten Zeiten meine leitenden Sonnen gewesen. Goethe selber sagt: nur, wer mich liebt, darf mich tadeln und kritisiren. Nun, an dieser Ueberfülle der Liebe hat es mir doch in keinem Momente gefehlt; aber was Eugenie, die Wanderjahre, Groß-Cophta und Triumpf der Empfindsamkeit betrifft, so habe ich früh und spät diese Dichtungen für ungenügend und verfehlt erkannt. Wird jemals wieder etwas geschrieben

*) Riemer, Mittheilungen über Goethe I S. 647 f.

Digitized by Google

werden, wie der Faust in seiner Ersten fragmentarischen Gestalt? Aber die Fortsetzungen? Passen diese zu jener frühern Begeisterung? Mag sein, daß Goethe nirgend sich so ganz als Goethe hingegeben hat, mit allen Launen, Capricen, Grillen, Einfällen, großen Anschauungen der Welt und der Menschheit — macht aber alles das schon ein Kunstwerk? Ein in sich geschlossenes, nothwendiges? Hat Sie denn vielleicht meine kleine harmlose Erzählung: „Uebereilung" geärgert? Warum? Ist es denn nicht höchst komisch, daß Z. nicht weiß, was Byzanz ist? Und wäre es für Z. nicht besser gewesen, diese grobe Unwissenheit zu verschweigen? Meine Einleitung zum Lenz kennen Sie. Ich bildete mir ein, G. sei noch nie so gelobt worden. — Macht gleich der Mensch sein Schicksal selbst, und kann es nicht anders werden, wenn es einmal geschlossen ist — aber die Frage ist erlaubt und höchst wichtig, nur durch große Geister der Zukunft ganz zu beantworten — ob der große Dichter denn dort seine wahre Umgebung fand, ob es nicht für deutsche Literatur und Dichtkunst weit größere Folgen für alle Zukunft gehabt hätte, wenn er sich nicht so zersplittert, Eifer, Fleiß und Zeit nicht auf Werke und Studien gewendet, die ihm so oft größer und edler erschienen, als die Poesie? — Wenn ich, der ich im Leben erst von meinen Lehrern, dann den Nicolaiten und Berlinern, nachher von Müllner und Anhang verfolgt und verläumdet wurde, eben so von Merkel und den Anhängern Herders und den fanatischen Anbetern Schillers, weil ich Goethe zu hoch stellte, neben ihm keinen andern Deutschen oder Ausländer so wollte gelten lassen —, so mußte mich Ihre Erwähnung meiner wohl befremden, da ich mich überall in dem Bilde nicht erkenne. Wenn also dieser Tieck, der jetzt 68 Jahr alt ist, Zeitlebens fast ausschließend sich nur mit Goethe und Shakspear beschäftigt hat, wenn ein solcher Critiker, der seine Critik immer nur aus der Begeisterung hat schöpfen wollen, nur mißkennt, entstellt, gar nicht werth ist, mitzusprechen, so habe ich freilich in einem langen Irrthum mein Leben verlohren. — Die Nachschrift zu Lenz ist übrigens gar nicht von mir, sondern vom Geheimen Rath Rehberg, der keinen Sinn für den Faust hatte, und den Manfred viel zu hoch stellte. Ich gestehe, ich habe dem Byron die fast unbedingte Bewunderung nicht abgewinnen können. Da ist Goethe, vorzüglich im Ersten Faust, ein gar anderer Dichter.

Doch wollte ich, indem ich den Brief anfing, eigentlich nicht von mir sprechen. Ich zählte Sie bis jetzt zu meinen Freunden, wenigstens Wohlwollenden. Erinnern Sie sich der Tage noch, als ich Sie zuerst in Giebichenstein kennen lernte? Sie hatten eben den Klosterbruder und die Phantasien über Kunst gelesen und lobten sie mir sehr. Das kleine Buch hat allerdings gewirkt, aber, wenn ich Meyer darüber hörte, kannte ich es auch nicht wieder. Ist diese Schule, die gewissermaßen daraus erregt hervorging, so gar nichts? Auch der große, poetische Jeremias von Bendemann etwas ganz verfehltes? *) — dann schweige ich für immer. — Aber wo sind die Beweise: gefallen Ihnen die Bücher, die über Faust geschrieben sind und werden?

Von Novalis wollte ich sprechen: Er sollte G. haben vernichten wollen? Mit dem kleinen Fragment. — Er war, durch die Schlegel veranlaßt, verliebt in das Werk: er irrte, indem er die ganze, unbedingt die höchste Poesie darinn suchte und fand. Wie er nach etwas Unbedingtem strebte, und deshalb auch keinen Sinn für Shakspear hatte, so genügte ihm endlich (was ich mit ihm theile) der Ausgang des Buchs nicht, diese nicht befriedigende Ausgleichung: das Zurückführen von begeisterten Zuständen in den Prosaismus einer schwachen Nüzlichkeit. Daß Fried. Schlegel ihm scharf widersprach, den Ausgang befriedigend fand und die Krone des Werkes nannte, — dieser recht scharfe Streit hat jenen kleinen Aufsatz veranlaßt. Ich kann Sie aber versichern, daß er bis zum Tode ein eifriger Verehrer Goethe's war, Faust, die Gedichte, Tasso, Iphigenia kamen weder von seinem Tisch noch aus seinem Gedächtniß. —

Sie waren wohl nicht so glücklich diesen philosophischen Genius persönlich zu kennen? Er war der gesundeste, frohsinnigste Mensch, der keckste Reiter, unermüdlicher Bergsteiger

*) Riemer, A. X. D. 1-S. 202.

Digitized by Google

und Wanderer, schlief fast nicht, indem er praktisch und schreibend immer thätig war — aber freilich starb er, und unerwartet, an der Schwindsucht.

Frd. und W. Schlegel priesen Goethe bey jeder Gelegenheit. Seit 1800 ist es auch, daß G. mehr allgemein erkannt ward und daß die gemeinen Gemüther sich als Feinde erklärten. Das Geschrei gegen mich und diese Freunde entstand ja auch nur hauptsächlich dadurch, daß G. uns mehr als alle übrigen sein sollte. Verfechten Sie also, Geehrter, die gute Sache, so haben Ihnen diese wenigstens trefflich vorgearbeitet. Sie spielen darauf an, diese Männer hätten es aus eigennütziger Absicht gethan. Die Sache war längst geschehn, G. war längst zum Helden ausgerufen, als erst spät, bei wirklicher Schändlichkeit der Gegner, W. Schlegel einmal G. aufforderte, sich der Verfolgten, und seinethalb Verfolgten, auch einmal anzunehmen. Hierauf scheinen Sie anzuspielen: aber mit Unrecht, wie ich glaube, und ich vollends stritt mit W. Schlegel, weil ich diese Anmuthung unpassend fand, und es durchaus vermied, als Mitglied einer Parthei zu sprechen und zu handeln.

Wenn Sie von mir wissen, so müssen Sie wissen, daß ich gewiß nicht mit den extremen und kranken Meinungen des spätern Frd. Schlegel einstimmte. Als er 28 in Dresden war, war er täglich in meinem Hause. Am letzten Tage as er bei mir, wie oft, Hausmannskost, war mäßig, trank wenig, und am Abend trafen wir uns beim Thee im Hause eines Freundes. Um 11 Uhr gingen wir auseinander, und um 2 Uhr war er an einem Stickfluß verschieden. Der bekannte Ubique schrieb nun in die Welt hinein, eine Leberpastete habe ihn hingerichtet. Er folgte aber, sich aufdrängend, der Leiche, was ich, bei dem kalten Wetter, unterließ. Es ist betrübend, daß auch edle Männer, wie Sie, an dergleichen Klätschereien glauben, ja die Lüge gewissermaßen zur Wahrheit stempeln. Derselbe Ubique schrieb, auch in die Augsburger, unmittelbar nach Goethe's Tode, G. sei ein undankbarer Mensch gewesen, vorzüglich gegen Herder, da dieser, H., ihn doch, nachdem er selbst kaum seine Stelle bekommen, Goethen dahin, nach W., berufen habe, oder die Veranlassung gegeben. Diese schamlose, mit Wissen des Gegentheils geschriebene Lüge — wie würden Sie mit Recht zürnen, wenn Sie sie wiederholt irgendwo fänden? —

Verzeihung meiner Achtung und Freundschaft zu Ihnen wegen des langen Geschwätzes, auch der schlechten Schrift wegen: immer noch bekomme ich ein Nervenzittern, wenn ich eine Weile schreibe. Ich nenne mich, wenn Sie mich auch verkennen, mit wahrer Hochachtung

Ihren seit lange Sie ehrenden Freund
L. Tieck.

Faustiana.

I. Der Rippacher Hans.

Beim Eintritt des Faust und Mephistopheles in Auerbachs Keller ergehen sich Brander und Frosch in allerlei Vermuthungen, wer und was die Fremden sein möchten. Beide wollen an ihrer wunderlichen Weise erkennen, daß sie eben von der Reise kämen und noch nicht eine Stunde in Leipzig wären. Brander erklärt sie für Marktschreier, Frosch dagegen schließt aus ihrem stolzen und unzufriedenen Aussehen auf eine edle Abkunft und macht sich zugleich anheischig, die muthmaßlichen Junker zu schrauben und auszuholen. Des Mephistopheles flüchtigen Spott über der Herren schlechten Wein giebt ihm eine willkommene Veranlassung, seinen Witz auf Kosten der Fremden spielen zu lassen. Um ihnen recht sinnlich zu machen, wie sehr ihnen der Leipziger Pli fehle und wie deutlich ihr wunderliches Gebaren den Krautjunker verrathe, fragt er sie:

„Ihr seid wol eben erst hier angelangt und gehört wahrscheinlich zu der Familie der Herrn von Gimpel und Greßhans.

Für diese Deutung spricht zunächst der Umstand, daß noch in den 30er Jahren der Ausdruck „Hans von Rippach" in Leipzig gäng und gäbe war, um einen landjunkerlichen Greßhans aus der nächsten Runde (Rippach war nämlich die letzte Station auf der alten Poststraße von Naumburg nach Leipzig), und im weitern Sinne einen stolzen Gimpel und ungeleckten Bären zu bezeichnen. Nicht minder wird diese Auf-

Digitized by Google

faſſung durch den Zuſammenhang gerechtfertigt, und zwar nicht bloß mit dem, was vorausgeht, wie wir bereits gezeigt haben, ſondern auch mit der nachfolgenden Antwort des Mephiſtopheles.

Düntzer faßt den Rippacher Hans nur als Bezeichnung eines rohen tölpelhaften Menſchen, alſo in der weitern Bedeutung des Wortes, bei der freilich die vorausgegangene Aeußerung des Froſch:

„Sie ſcheinen mir aus einem edlen Haus,
Sie ſehen ſtolz und muſizieren aus.“

unberückſichtigt bleibt. Zugleich gedenkt Düntzer der ſonderbaren Deutung eines neuern Erklärers, nach welcher „Junker Hans von Rippach“ für eine „nationale Bezeichnung des Teufels“ zu halten wäre. Dieſe Erklärung würde, ſelbſt wenn ſie ſonſt begründet wäre, ſchon an den Worten des Mephiſtopheles ſcheitern:

„Den Teufel ſpürt das Völkchen nie,
Und wenn er ſie beim Kragen hätte.“

Noch müſſen wir eine andere Deutung erwähnen, die uns zufällig in Gödeke's „elf Büchern deutſcher Dichtung“ aufgeſtoßen iſt und die nächſte Veranlaſſung zu vorſtehender Erörterung gegeben hat. Im 2. Bande S. 57 ſteht unter dem Text der Szene in Auerbachs Keller die erläuternde Note: „Herren Hans d. i. dem Galgen, der am Wege ſtand.“ Dieſe eigenthümliche, uns völlig unbekannte, Bezeichnung des Galgens würden wir eher für einen Kunſtausdruck der Diebs- und Gaunerſprache halten, als für einen Provinzialismus. Selbſt aber zugeſtanden, daß man irgenwo den Galgen am Wege ſo genannt habe, müſſen wir doch ſtark bezweifeln, daß der Rippacher Hans in und um Leipzig jemals eine andere Bedeutung gehabt habe, als die oben angegebene. Auch dürfte denn doch der Galgenwitz, ſelbſt im Munde eines Froſch, etwas gar zu draſtiſch klingen. J. S.

Kleine Zeitung.

Briefe aus Weimar.

III.

1. Februar 1856.

Die Mozart-Feier iſt in Thüringen nach Kräften feſtlich gefeiert worden. In Gotha wurde „Don Juan“ mit den deutſchen Recitativen gegeben, nachdem die Ouvertüre zur „Zauberflöte“ und der Prieſterchor „O Iſis“, mit einem neuen, auf die Feierlichkeit bezüglichen Text vorausgegangen war. — In Meiningen fand ein großes Concert im Hoftheater ſtatt, deſſen Ertrag der Mozartſtiftung in Frankfurt a. M. übergeben wurde. Die vorgetragenen Werke von Mozart leitete ein Prolog von L. Bechſtein ein. Hofmaler Diez hatte hierzu zwei lebende Bilder: „Euterpe“ und „Mozarts Tod“ arrangirt.

In Jena feierte das akademiſche Concert-Inſtitut im Saale der Roſe, den Feſttag durch ein großes Concert, mit rein gewählten Programm aus Mozarts Meiſterwerken. Zur Aufführung kamen: Ouvertüre zur „Zauberflöte;“ Prolog (von Ehoh) geſprochen von Dr. Gille; Marſch, Arie und Chor der Prieſter aus der Zauberflöte; „Ave verum“ für gemiſchten Chor; Klavier-Concert (in C-dur) geſpielt von M. D. Stade; Sanctus und Benedictus aus dem „Requiem.“ Ferner im 2. Theil: Große Symphonie in C-dur mit der Fuge; Arie und Duett aus „Figaro's Hochzeit“ (geſungen von Frl. Genaſt und H. v. Soupper); Ouvertüre zu „Figaro's Hochzeit“; Erſtes Finale aus „Don Juan“; die Chöre geſungen von den Jenaiſchen Geſangvereinen, die Soli von Frl. Genaſt, Frau Stade, H. Genaſt, H. v. Soupper und mehreren Dilettanten. Die Ausführung war eine vortreffliche.

Eine größere Anzahl Weimaraner betheiligten ſich, theils als Mitwirkende, theils als Zuhörer, bei dieſer Feſtfeier in Jena, weil leider in Weimar die Mozartfeier an dieſem Tage ausfallen mußte. Die Bewohner der Reſidenz, ſowie die, von Nah und Fern herbeigeeilten Fremden, wurden am Morgen des 27. Januar durch die Nachricht überraſcht, daß ſie, in Folge eines „Unwohlſeins“ des Herrn von Milde, auf die Mozartfeier verzichten müſſten. Das Theater war geſchloſſen. — Die Feier wird nun am 3. Februar ſtattfinden. Ein Orcheſterſatz aus „Titus“ wird dieſelbe eröffnen, dem ein Prolog, von A. Schöll verfaßt, folgt. „Don Juan“ wird ſodann auch auf unſerer Bühne zum erſten Male mit deutſchen Recitativen, zur Aufführung kommen.

Am 31. Januar fand die dritte Quartett-Soirée der Herren Singer, Stör, Walbrül und Coſmann im Saale des Stadthauſes ſtatt. Zur Aufführung kamen: Mendelsſohns Quartett in Es-dur (op. 44, Nr. 3); eine Serenade für Klavier, Geige und Cello von Hiller (Manuſcr.), und das große Quartett in D-moll von Franz Schubert, aus des Meiſters Nachlaß. — Letzteres erhielt den Preis des Abends. Dieſes wunderbar tief und poetiſch gefühlte Meiſterwerk iſt noch viel zu wenig nach Verdienſt gewürdigt. Es ſollte nicht minder, wie Beethovens Quartette, die bleibende Zierde jedes Quartettvereines ſein. Die Ausführung war vortrefflich. — Die Serenade von Hiller konnte, trotz vorzüglicher Ausführung, nur wenig anſprechen. Sie gehört mehr zur Salon-, als zur Kammermuſik, iſt zwar gräzios und elegant, aber weder tief empfunden, noch formell bedeutend zu nennen. Am Meiſten gefielen die 4. und 5. Nummer (Ghaſel und Intermezzo), erſtere durch wirkſame Durchführung eines gut angelegten Cantus firmus, letztere durch originelle Anwendung des $\frac{3}{4}$ Tattes. — Das Mendelsſohn'ſche Es-dur Quartett, wohl das größte und beſte des Meiſters, iſt ſchon allgemein bekannt. Der zweite und

Digitized by Google

dritte Satz (Scherzo und Adagio) sprachen besonders an, und excellirten auch in der Ausführung am Meisten.

Noch ist zu erwähnen, daß am 5. Januar unser trefflicher erster Flötist, Hofmusikus Schöler, im Zwischensatze eine Fantasie für Flöte von Heinemeier mit großem Beifall vortrug. Ebenso ließ sich am 19. Januar der Fürstlich Reußische Hofmusikus Baumgärtel im Zwischensatz auf der Oboe hören. Er blies ein Concertino für Oboe von Kalliwoda (op. 110.) mit großer Virtuosität und schönem Ton, und erwarb sich den ungetheiltesten Beifall. Namentlich sind sein schönes Staccato und Piano zu rühmen.

Zum Besten der Kleinkinder-Bewahr-Anstalt wurde am 22. Januar im Saale des Stadthauses eine französische Theater-Vorstellung von Mitgliedern des Lukas-Vereins und anderen Dilettanten gegeben. Zur Aufführung kamen: „Le mari de la veuve“ und „Le petit Pierre.“ Die sehr gelungene Aufführung fand vor einer glänzenden Versammlung Statt. Die Einnahme für den milden Zweck war eine sehr bedeutende.

Zur Mozartfeier.

Die Mozartsstiftungen mehren sich in überraschender Weise. Außer den zwei, schon seit Jahren bestehenden Stiftungen dieses Namens, in Salzburg und Frankfurt a. M. und außer der, im vorigen Jahre in Gotha gegründeten Mozartstiftung, (welcher in neuester Zeit der Hohe Protector derselben, Herzog Ernst zu Sachsen, die Rechte einer juristischen Person verliehen hat), rief die Säkularfeier Mozarts drei neue Mozartstiftungen ins Leben. Die zunächst zu begründende ist die in Wien, zur Unterstützung österreichischer Musiker. An diese reiht sich das Project zweier anderen, ähnlichen Stiftungen, welche in Pest und Ofen und in Agram gegründet werden sollen. Sie sollen theils zur Unterstützung alter, von allen Mitteln entblößter Musiker, theils zur Heranbildung musikalischer Talente bestimmt sein. — Endlich hat man auch in Leipzig ein Mozart-Stipendium begründet, dessen erster Fond durch das am 27. Januar im Leipziger Gewandhaus veranstaltete große Concert (mit musterhaftem Programm) gebildet wurde. Das Stipendium ist zur Unterstützung junger musikalischer Talente bestimmt, welche das Leipziger Conservatorium der Musik besuchen.

Das Mozart-Denkmal, welches bei der Säkularfeier in Wien in Anregung gekommen ist, geht seiner Verwirklichung entgegen. Das „Deutsche Kunstblatt“ hat diese Idee mit Wärme ergriffen, und fordert ganz Deutschland zu Beiträgen auf. „Wir sollten meinen“, sagt es u. A., „wir dürften es Wien, selbst wenn es wollte, gar nicht zugestehen, daß es allein dieses Denkmal setzt. Wir Deutschen müssen es unserm größten Tondichter in Wien errichten. Hoffentlich wird man sich nicht damit begnügen, nur ein Monument auf dem Friedhofe, neben dem, erst kürzlich aufgefundenen Grabhügel Mozarts zu stellen. Man wolle für ein Denkmal im würdigsten Style, wie es unser Mozart von seinen dankbaren Enkeln fordern darf, auch den Blick auf die größten deutschen Bildhauer richten, und die Denkmal-Errichtung zur allgemeinen Nationalsache machen.“

Die Mozart-Medaille, welche auf Veranlassung des Gemeinderathes der Stadt Wien zur Säkularfeier geprägt wurde, ist in Silber für 10 fl., in Bronce für 2 fl. durch alle Kunsthandlungen zu beziehen. Der Reinertrag wird zur Errichtung des Mozart-Denkmals verwandt.

Mozart-Album heißt ein, in Hamburg erschienenes Sammelwerk, zur Mozartfeier herausgegeben von Kayser, welches eine Biographie und Charakteristik Mozarts, einen Novellenkranz über Mozart von J. P. Lyser (darunter eine sehr hübsche Novelle über Mozarts Besuch in Leipzig), eine Chrestomathie aus Mozarts Werken und eine Operette des gefeierten Meisters mit neuem Text von Lyser: „Wünzer und Sänger“ enthält. Die beigegebenen Illustrationen sind leider sehr mangelhaft.

Mozart auf der Reise nach Prag ist der Titel einer reizenden Kunstnovelle von Eduard Mörike, welche bei Gelegenheit des Mozartfestes bei Cotta erschien. Diese Novelle gehört zu dem Anziehendsten, was aus der, so schweigsamen Feder des beliebten Dichters hervorgegangen ist, und wird den Freunden der Literatur, wie der Musik gleich willkommen sein.

Musik und Literatur.

Hector Berlioz ist am 1. Februar in Gotha eingetroffen. Er wird dort nicht, wie wir in voriger Nummer berichteten, „Romeo und Julie“, sondern sein Oratorium „L'enfance du Christ“ (des Heilandes Kindheit) und einige Orchestersätze aus seinen übrigen großen Werken, im Hoftheater zur Aufführung bringen.

J. Raffs Symphonie hat in Wiesbaden binnen 6 Tagen zwei Aufführungen erlebt. Wir haben über die erste vom 23. Januar in der letzten Nummer d. Bl. bereits berichtet. Die zweite fand schon am 29. Januar im Theater Statt, und war von noch größerem Beifall begleitet als die erste. Es ist überall ein seltener, und auch in Wiesbaden der erste Fall, daß ein symphonisches Werk die Theilnahme des Publikums in so hohem Maße erregte.

Raffs Sonate für Piano und Violine (E-moll) ist am 23. Januar durch die Hrn. v. Bülow und Laub im Sternschen Verein zu Berlin vorgetragen worden. Es ist dies dasselbe Werk, welches in den vorjährigen Soireen für Kammermusik dem hiesigen Publikum durch die Hrn. Pruckner und Singer vorgeführt wurde. Wie hier, so hatte es sich auch in Berlin eines auszeichnenden Beifalles zu erfreuen. Jeder der vier Sätze wurde aufs lebhafteste applaudirt.

Professor **Kriepenkerl** aus Braunschweig wird in diesem Monat hier zwei Vorlesungen halten, deren Brutto-Ertrag zum Besten des Göthe-Schiller-Denkmals verwendet werden soll. Das Thema dieser Vorträge wird sein: Was heißt kunstgeschichtlicher Fortschritt in Poesie und Musik?

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Vierteljahrpreis 10 Sgr.

Digitized by Google

№ 6. 10. Februar 1856.

Prolog des Weimarischen Hoftheaters
zur
Feier von Mozarts hundertjährigem Geburtstag.

Als dort in Salzburgs heitrem Alpenschos
Vor hundert Jahren seines Engels Hand
Ein zartes Kind an's ungewisse Los
Des Gastes auf der Erde band,
Flößt' er in seiner Seele Knospentraum,
Eh' er sie übergab dem niedern Raum,
Den süßesten an Süße und an Helle
Den hellsten Thau der Paradiesesquelle.

Und durch die Kinderseele drang
Des Himmelsbau's untrüblichreine Stärke
Und ward sie selbst. Als kaum zum freien Gang
Sein Fuß erstarkt, als noch zu jedem Werke
Zu klein die Hand, sein Sinn zu schwach noch war
Für ersten Unterrichtes Uebungsstand,
Erfüllte schon sich Brust und Ohr und Hand
Mit Wohlmaaß-Fülle wunderbar.

Der Töne Reih'n und Wechselfolge faßt
Im Alter, das zum Puppenspiel erst paßt,
Mit Sicherheit und rascher Lust der Kleine,
Und all sein kindlich Spielen ist dies eine
Der Kunst. Sein zarter Finger zwingt bebend
Das Andern lang unwillige Instrument,
Mit Zauberkraft umspannt er seine Weiten
Und weckt und schwingt den Wohllaut-Strom der Saiten.

Sechs Jahre zählt' er, wo die Knaben wir
Noch führen, tragen, erste Wege weisen,
Und schon ein Bote seelenvoller Weisen
Erstaunt', entzückt' er Männer dort und hier.
Wie durch die Haide, leicht und hoch entfacht,
Die Flamme wachsend überfliebt den Zunder,
Erbob er spendend seine Himmelsmacht
Und ging von Land zu Land, ein lieblich Wunder.

Digitized by Google

Schon flicht erfindrisch er zu neuen Reigen
Der Töne Sylphentanz. Geschiedne Bahnen
Vergangner Meister eint sein Abnen
Und aus dem Schönen wird ihm Schön'res eigen.
Vertheilt an die Befehle, die er schrieb,
Stehn Altgesellen, mitten steht der Knabe,
Der Chor bewegt sich seinem Herrscherstabe
Und hell im Werke braust sein Schöpfungstrieb.

Wie nun: als auf des Jünglings Pfad
Beseligend Gott Amor trat!
Wie Liebe flebt, wenn Traumglück sie umgaukelt,
Wie sie in Wehmuth klagt, in Sehnsucht brennt,
Mit Qualen tändelt, sich in Hoffnung schaukelt,
In Güte schmilzt, in Wonne sich erkennt,
Empörwallt über Schreck und Todesgraus,
In Melodieen-Allmacht goß er's aus!

Was ist noch in des Menschen Seele, sprecht,
Das nicht durch ihn zur Wohllautblüthe schwoll?
So Pein wie Lust, Scherz, Laune, List und Groll,
Der Weisheit Ruh', der Leidenschaft Gefecht,
Des Leichtsinns Flattern, Heldenmuths Befreiung,
Der Thorheit Witz, der Flug der Phantasie,
Reu', Andacht, Himmel, aber auch Entzweiung,
Wuth, selbst die Hölle ward zur Harmonie.

Er war ein Urquell, sein Erguß war selig,
Und seine Seele war dem Weltall gleich.
Er gab's zu fühlen, voll, unwidersteblich,
Das Leben selbst sei Einklang, göttlichreich.
Klar war's, daß wie einmal die Jugend lenzet,
Tags Wölbung einer Sonne nur gibt Statt,
Das Jahr ein Mai, die Lieb' ein Brautfest kränzet,
So die Musik nur einen Mozart hat!

Und da, in Mannesblüthe schied er? Schied?
Er? Niemals! Wo im Kreis hier fänd' ich Einen,
Den er nicht früh erquickt mit süßem Lied,
Den Mann gelehrt perlreine Thränen weinen,
Er, der der Jungfrau ihren Traum erzählt,
Den Greis in heitrer Unschuld Wonnebade
Zum Kinde wiegt, des Jünglings Busen stählt
Mit Macht, und alle überströmt mit Gnade!

Entzückt er Tausende wie ein Gemüthe,
Dann schlägt an unser Herz sein Herz voll Güte,
Sein warmer Lebensodem, ewigjung:
Der König bleibt er der Beseligung,
Der durch Geschlechter fort, die blühn und fallen,
Wohlthätig wird, ein Liebesbote wallen:
Ihn klaget nicht, deß Blut als Nektar fließt,
Und dankt ihm, wie man Göttern dankt: Genießt!

A. Schöll.

Kriegslisten.

Erzählung von Gustav Junior.

(Fortsetzung.)

Die Tante ging hinüber nach dem großen rothen Zimmer neben des Hausherrn Wohnstube. Dieses gibt sein hoher Spiegel mit vergoldetem Schnitzrahmen, und die Standuhr, von schwarzen Blumen und goldenen Engelchen eingefaßt, an der ein Paar silberne und ein Paar goldene Taschenuhren aus der jüngeren Familie der Nürnberger

Digitized by Google

Eier hängen, als altväterisches Gesellschaftszimmer zu erkennen, dem auch der Glaslüster in der Mitte, an den Wänden die Schränkchen mit Porzellan- und mit Silbergeräth, die Tischchen mit eingelegtem Schach- und Mühlenbrett, und um den langen Tisch die hohen gebohnten Armsessel, mit Sammt gepolstert, entsprechen. Vor der Flügelthür dieses Zimmers begegnete sich so eben Elise in einem heiterfarbigen Mousselinkleide, den Strohhut am Arm, mit dem sommerlich leicht nach der neuesten Mode gekleideten Baron Carl. Er gewahrte auch gleich das Heranrauschen der Tante, hinter die er mit einer Verbeugung und dem Ausdruck der Freude, daß sie der Parthie sich anschließe, zurückwich. Der Stadtschreiber stand mit strahlendem Gesicht unter der Thüre.

„Sie haben sich, lieber Baron," sagte der Stadtschreiber, als der junge Mann im Triumph hereingeführt war und man sich niederließ am wohlbesetzten Tische „frühzeitig aufgemacht: Sind Sie herein geritten? (Seit Ende März befand sich nämlich Baron Carl nicht mehr in der Cameralverwaltung, sondern auf einem königlichen Gut, eine Meile von der Stadt, als Volontaire). „Papa hat mich aus den Federn geholt", antwortete Carl, „und sehr beklagt, Sie jetzt nicht ebenfalls abholen zu können. Er hat aber auf morgen für die Kreisconferenz des forstwissenschaftlichen Vereins noch so Vieles vorzubereiten, daß er mich nur eilig bei Kaufmann Werner abgesetzt hat und gleich seinen Geschäften nachgefahren ist. „Sie haben gewiß Probe gehalten in Werners Haus. Wie ging sie?" fragte Elise. Die Chöre, erwiederte er, die nicht schwer und längerher geübt sind, gehen ganz leidlich. Aber mit dem Geigenquartett sieht es noch gefährlich aus. Die erste Violine, der junge Werner, leistet was man verlangen kann, allein die zweite, der Aktuar, hat eine famose Seelenruhe. Sein Instrument stimmt kaum zu Anfang und wenn es immer peinlicher vom Wege abkommt, ist er der einzige, der nichts davon merkt. Es hat mich sehr matt gemacht, sagte er und war ziemlich lebhaft beschäftigt, sich mit dem fleißig dargereichten kalten Braten und Wein wieder aufzubessern. „Sie spielen morgen auch mit in der Comödie des Vikars", sagte der Stadtschreiber, während er Carls Glas von neuem füllte. Wie dieses Festspiel ausfallen wird, sprach Carl in's Glas blickend, wissen die Götter. „Die Sie selbst sein werden", fiel Elise ein. Nein, sagte er, im Trinken absetzend, nur die himmlischen! Wir, die wir sie vorstellen, am wenigsten: so confus haben die öftern Aenderungen und Nachträge uns gemacht. Auch haben wir, setzte er lachend hinzu, noch nicht einmal unsere Attribute beisammen. „Um so mehr, bemerkte die Tante, machen Sie, Herr Baron, bei so viel Schwierigkeiten sich verdient. Die Frau Oberamtsrichterin kann sich bedanken. Sie ist manchmal schon gefeiert worden, so aber noch nie." Sie hätte, sprach Karl, indeß er mit einem Hähnchenflügel zierlich umging, uns wohl den Gefallen thun können, ihren Geburtstag etwas früher oder später im Jahr zu haben, anstatt mir den heutigen Tag, auf den ich mich so gefreut habe, mit diesem Gedränge zu verkürzen. „Sie hat ja nicht auf den feuchten Mai rechnen können, erwiederte lächelnd Elise, der alle Landpartheien hinausschob." Und hat sich auch, fügte der Stadtschreiber bei, diese ausgesuchte Feier doch nicht selbst bestellt. Nein, sie nicht, nur er, sagte Carl mit einem leisen Blick. „Und wie die Leute sagen, ergänzte die Tante, regiert er alles und sie ihn." Elise bemerkte aufrichtig, die Gesellschaft sei dieser Frau, die sich der gemeinschaftlichen Erheiterung zuerst angenommen und immer am meisten annehme, jede freundliche Aufmerksamkeit schuldig. Carl stimmte bei; wenn es mir nur, sagte er, den heutigen Abend nicht wegnähme und wenn überhaupt der Anstalten etwas weniger wären! Denn von Manchem hätt' ich mich lieber gleich dispensirt, und im Grunde interessirt mich nichts an der ganzen morgigen Aufführung, als die Arie von Gluck. „Das muß mich stolz machen, sprach Elise; denn sie hatte die Arie zu singen; oder — furchtsam! Sie haben ja noch gar nicht Probe mit mir gehalten." Wozu auch? ich bitte, wandte er ein. Ihr Gesangdirector ist am Ende, und die Zeit da, wo ich von Ihnen lernen muß. „Ich weiß recht gut, gab sie mit Wärme zur Antwort, daß ich es Ihnen verdanke, wenn ich weiter gekommen bin, und wenn Sie die Arie jetzt hören wollen, finden Sie

Digitized by Google

gewiß an mir zu bessern." Nein, bat er, lassen Sie mir morgen zur Vergütung für alles Andere den vollen frischen Genuß. Der Stadtschreiber, der Karls Glas wieder füllen wollte, sah recht stillvergnügt aus, Carl hielt ihm die Hand, die er drückte, und sein artiger Blick fragte in die Runde, ob man aufbrechen wolle.

Als Elise im Aufstehen sich nach ihrem Sonnenschirm umsah, that Carl an sie die leise Frage: Warum haben Sie Ihr allerliebstes Armkettchen nicht angelegt? Es gefällt mir so sehr — „Wenn Sie es im Geringsten gern sehen, kann ich es gleich holen", sagte sie und ging durch die Seitenthür in die Zimmer der Tante, die zum ihrigen führten. Inzwischen hatte sich der Stadtschreiber mit einer plötzlichen Verlegenheit an die Schwester gewendet: Mein unseliges Gedächtniß! Nun hab' ich richtig wieder vergessen, mir beim Gartenburschen die Reiser zu bestellen, da ich doch der gnädigen Frau versprochen habe, ein Paar Bäume zu oculiren. „Die Reiser liegen schon bereit, beruhigte ihn die Schwester; auch die Sämereien und alles Uebrige in Konrad's Korb." Vortrefflich! rief er und ging nach Hut und Stock, während die Tante ihr Halstuch um den Arm schlug und das große Stockparasol zur Hand nahm. Als Elise mit dem Armbande zurückkam, sagte der Baron: „Ich habe mir erlaubt, den Damen für den Marsch ein Paar Feldfläschchen mitzubringen." Dabei befestigte er behende an Elisens Armkettchen ein sehr niedliches Flacon in Gestalt einer Rosenknospe, und hängte der Tante, nach erbetener Erlaubniß, ein anderes, in Form einer kleinen Nuß an den Gürtelhaken. Seine Galanterie wurde sehr gut aufgenommen, mit Plaudern und Lachen ging es nun die Treppe hinunter aus dem Hause, voran Elise und Carl, in ihren Fußstapfen der Stadtschreiber und die Tante, und in einiger Entfernung hinter ihnen der Stadtschreibereidiener mit dem Korbe und den Vorsichtskleidungsstücken. Die Sonne brannte schon heiß und die Wandernden waren froh, auf dem Fußwege längs dem Abhang der Anhöhen unter die Schatten von Gehölzen und Gärten zu kommen.

Um die Stadschreiberei ward es nun allmählig stiller, das Geschrei und Gesumme des Markttags von den Gassen herüber nahm ab, das Getrappel verlief sich, das Peitschenknallen ward seltener und ferner. Auf die Schreibstube breitete sich Ruhe aus und draußen stieg die Wärme und Helligkeit. Man vernahm in dieser Stille jedes Klappen des Pantoffels, wenn die Magd zum Brunnen ging, so wie einzeln die Töne des Geflügels aus dem Hofe, und von oben des Zeisigs, und konnte von dem entfernten Vogelgezwitscher aus dem Gartenwäldchen die Stimme des Distelfinks auf dem vordersten Obstbaum unterscheiden. Albert, indem er Auszüge und Nachweise sauber in einem Hauptbuch zusammenstellte und geläufig die Federn vertauschend, in verschiedene Rubriken abwechselnd mit rother und mit blauer Dinte schrieb, konnte seiner Einbildung nicht wehren, gleichzeitig dem Gefühl des Sommertags nachzugehen. Wie im Traum entwickelte sich ihm nach allen Seiten das Bild der umgebenden Gefilde und Höhen; als sähe er unter dem Schreiben mit einem andern Sinne all die verschiedenen Roggen- und Dinkelfelder wachsen und in frischen Furchen die Halmspitzen der Gerste, überflöge die hochgrasigen Wiesen in den Thalgewinden, die bunten Rasenstreifen bergan zwischen den Gehölzen und höbe sich aufwärts über die schwellenden Wälder, wo das Geäste der Eichen in seiner tiefen Durchwärmung knistert und knackt, und aus mächtigen Waldrücken die Rauchsäulen der Meiler schleichen. Zwischen den Forsten erschien ihm die Landstraße, die abgegangen von den Niederungen und dem Flußthale der Hauptstadt, dort den Gebirgskamm und ihre höchste Steig erreicht, und er sah den Postwagen um den Birkenbestand hervorschwanken mit den dampfenden Vorspannpferden, dem armschlenkernden Postillon, bekannten Gestalten unter den Drinnsitzenden und den Ausgestiegenen auf den moosigen Fußpfaden am Waldsaum. Rasch reihten in seiner Seele die weitern Windungen der Straße sich an, die ihn zwischen der Felsengruppe und dem Hammerwerk vorüber durch die Hochtriften kleiner Dörfer hinab in die Schlucht der Brettermühle und wieder hinan führten zum Buchenwald des Bergs, um den endlich die Straße hereinkommt in dieses Thal der Landstadt selbst. Bei dieser Rückkehr in die

Digitized by Google

Nähe glitt Alberts innere Anschauung hinüber nach dem Wiesenabhang unter der Forstmeisterei und dem zum Schloßberg ziehenden Hügelgurt, und unterhalb diesem, auf dem Steg über den Bach stellte sich seiner Phantasie die kleine Gesellschaft, die kürzlich das Haus verlassen hatte, im hellsten Sonnenscheine dar — da hielt er inne im Schreiben und mußte von dem unwillkührlichen Kreisflug seiner Vorstellung sich erholen. Es kam ihm vor als ob er das ganze Wachsen und Streben der Flurgründe und Waldböden umher in seiner Brust empfände und er wußte nicht, war es das Mitgefühl der Sommerzeit, was ihn beklomm, war es die eigene Ungeduld, die sich in diesen Traum der triebvollen Landschaft verkleide. Er sammelte sich mit Müh von seinem Schwindel und zwang sich wieder in die Nomenclaturen und Ziffern zurück.

Nach einiger Zeit kam der Gartenbursche an Alberts Pult gelaufen, flüsterte ein Paar Worte und kehrte um. Geschwind sprützte Albert die Federn aus und folgte ihm eilig. „Was brennt denn so?" fragte Storch im Augenblick darauf, ohne von seiner Schrift aufzuschauen. Rothschild war mit seinem Bock nach dem Fenster gerückt und antwortete im Hinaussehen: Ein fremder Herr steht auf den Stufen vor der Gartenthür; jetzt blickt er herauf — ach, das ist ja Moser, der Doctor; und wahrhaftig, die elegante Dame im Garten beim Springbrunnen ist seine Schwester München. Die hat sich in der Hauptstadt das moderne Hütchen und diese weiße Echarpe gekauft und den Knicker mit Rosafutter — „Ja, sie sieht ganz gustös aus," bemerkte Storch, der sich die Feder hinters Ohr und die Brille über die Stirn hinauf in's Haar geschoben hatte und neben Rothschild aus dem Fenster sah. „Was kostet, fragte er, eine solche Echarpe?" Rothschild, der diesen Witznamen seinem Wunsch, in den Kaufmannstand überzutreten verdankte, gab ohne das Neckende der Frage zu merken, zur Antwort: Unter achtzehn Gulden ist eine solche nicht abzulassen, wenn sie nicht etwa einen kleinen Fehler hat. „Und der Hut?" fragte Storch, indem er hinter seinem Rücken die heimlich lachenden andern Schreiber bedeutend anblickte. „Wie die sich freuen!" rief Rothschild, da er eben den Doctor und Albert sich umarmen sah, antwortete aber unmittelbar: Vier große Thaler oder ganz wenig drunter." Jetzt sahen sie Albert in den Garten Arm in Arm mit dem Freunde treten, der ihm viel zu sagen hatte; denn sie blieben einigemal stehn, eh' er das entgegenblickende München begrüßen konnte. Desto lebhafter drückte er ihr nun die Hand. „Weiß Gott, ein liebes Gesichtchen ist das Apothekermädchen!" sagte Storch. Und häuslich erzogen und geschickt, setzte Rothschild hinzu, und bringt ihrem Künftigen eine solide Aussteuer mit und einen Sack voll Geld. „Und obenein, sagte Storch, kriegt er Mandelmilch und Malaga, Jungfernleder und Johannisbrot, soviel er will, und wenn er krank wird, alle Medizin umsonst. Ueberlege Dir's, Rothschild." Wenn der Doctor sich entschließt, erwiederte dieser ernsthaft, und geht nicht ins Ausland, sondern errichtet hier seine chemische Fabrik, so melde ich mich jedenfalls zu seinem Buchhalter. O ich wollte ihm Geschäftswege zeigen, Kunden verschaffen — „Und einen krauskörfigen Schwager", sagte Storch. Alle lachten, und die Beiden kehrten an ihre Pulte zurück; denn Albert war mit dem Geschwisterpaar in die Tiefe des Gartens verschwunden. Da indessen die feierliche Stille einmal unterbrochen war, fiel noch manches Wort bald von dieser, bald von jener Schreibstelle und mitunter wurde zwischen geschäftlichen Fragen und kleinen Disputen ein Seufzer laut über Schwüle der Luft, Oede des Kopfes, Durst, bis endlich auf dem Flur wieder Alberts Tritte erschollen.

Er hatte ein Päckchen unter dem Arm, das er an seinem Pult auseinanderfaltete. Von zwei Briefen darin erbrach er den einen und durchflog seinen Inhalt, den andern schob er ungeöffnet unter ein gedrucktes Heft, von welchem er gleichfalls den Anfang las. Dann wickelte er daneben aus Seidenpapier etwas heraus, es blitzte wie ein Edelstein, rasch wickelte er's wieder ein, legte das ganze Packet zusammen und verschloß es in seine Pultschublade. Ein Freudenschimmer flog über seine Wangen und ein dunkler Strahl zuckte gleich darauf aus seinem Auge: Was soll's! Was hilft's! sagte er unhörbar; und nun wurden seine Augen groß: Pfui! rief er mit hellem Trotz und stand auf.

Digitized by Google

„Sagten Sie was, Herr Stadtsekretär?" fragte Storch. Ja, sprach Albert hervortretend, ich wollte Ihnen melden meine Herren, daß ich Ihre Zustimmung voraussetzend, bei dem heutigen schönen und etwas durstigen Wetter unsern Tisch unter dem Hofzelte zu decken bestellt und meine Flaschen Affenthaler in Bereitschaft habe, welchen Sie versprochenermaßen die Häise brechen sollen." Fünf Köpfe hintereinander vorgebückt an ihren Reposituren belebten sich bei Alberts Worten auf's mannichfaltigste. Von der Schwarzwälder Uhr, deren Minutenzeiger im Begriff war, an der Zwölf den Stundenzeiger zu erreichen, schossen ihre Blicke zurück auf den Sprechenden, und während fünf linke Hände ihre Böcke schoben, fünf rechte ihre Federn ausspritzten und die Uhr schnarrend ausholte, rief der Quartus, Kuno genannt, sein wildes Haar zurückwerfend, gleichzeitig mit dem gellenden Stundenschlag: Vivat unser Herr Präses! und alle stimmten ein.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Weimars Vergangenheit.

Brief von Frau Charlotte von Schiller an J. W. Riemer.

Weimar den 20ten März 1810.

Sie haben mich mit Ihren Zeilen sehr erfreut und durch den Beweis Ihres Andenkens, auch durch die Mittheilung der Blätter, die ich schon nach Möglichkeit vertheilt habe. Für mich selbst, fühle ich wohl, bedarf es dieser Deutung der Ansichten der Wahlverwandschaften nicht, da mir der Geist des Dichters in allen seinen schönen Erscheinungen nahe und lieb ist, und ich immer fühle, man könnte mehr sagen, und doch den Geist nur ahnden. Aber ein vernünftiges, feines Urtheil ist mir immer erfreulich für den, der es ausspricht, und da wie Sie selbst am besten wißen, ein großer Theil der Leser nicht selbst den Standpunkt anzugeben weiß, und erst das Urtheil anderer erwartet, um das ihrige zu bestimmen, so ist eine solche Ansicht über ein Kunstwerk ausgesprochen, immer eine erfreuliche Erscheinung.

Daß ich dem Verfaßer dieses Aufsatzes so nahe war und er unter meinem Dache entstanden ist, freut mich nicht wenig. Ich lese nach Empfang Ihres Briefs das Blatt sogleich, und da es mich freut, so sende ich Herr Abeken ein Blatt, und siehe da, er war der Verfaßer.*) — Er hat diese Blätter an Heinrich Voß geschrieben, und dieser sie ins Morgenblatt befördert. Ich muß offenherzig bekennen, daß ich diese Briefe schon im Morgenblatt von weitem gesehn, aber weil mir niemand darüber etwas nach meinem Gefühl und Ansichten sagte, so lies ich auch diese ungelesen, desto mehr freut es mich jetzt. Herr Abeken sieht den Abdruck als ein Zeichen des Beyfalls an, und freut sich, daß der Meister nicht unzufrieden damit seyn müsse, weil Sie sonst nicht auf diese Idee der Vervielfältigung würden gekommen sein. —

Er hat noch mehr nach der Zeit darüber niedergeschrieben. —

Ich freue mich jeden Morgen, wenn die Sonne sich zeigt, weil ich hoffe, daß unser hochverehrter Freund sich wohl und leicht fühlt, und Licht und Luft heilsam auf ihn würken. Da er in den Erscheinungen der Natur so viel schöne Deutungen zu finden vermag, so möchte man sie, wie die Göttin Freya ihres Sohnes willen, auch anrufen um seinetwillen, und sie beschwören, ihm hold zu bleiben und alles schadende zu entfernen. Grüßen Sie Ihn herzlich von mir, der Sonntag Morgen ist recht still und klanglos erschienen! Meine besten innigsten Wünsche für das Wohl unseres verehrten Freundes. Mir erlauben Sie, um Ihr freundliches wohllwollendes Andenken zu bitten.

Charlotte von Schiller.

*) In einer der nächsten Nummern werden wir diese Recension zum Abdruck bringen.

Zur Literatur.

Gespräche mit Goethe und Zelter, die manches Interessante bieten, enthält das neueste Heft (das vierte des zweiten Bandes) der „Fliegenden Blätter für Musik" herausgegeben von einem „Wohlbekann-

Digitized by Google

ten". Verfasser derselben ist bekanntlich ein geborener Weimaraner, der, jetzt in Leipzig als musikalischer Schriftsteller und Lehrer thätige, verdienstvolle Professer Lobe, welcher sich der persönlichen Bekanntschaft von Goethe in Weimar zu erfreuen hatte.

Ein interessanter Brief von Schiller an den Maler Graß in Rom, datirt Weimar, den 2. April 1805, befindet sich im „Dresdner Album", zweiter Theil Pag. 5 und 6. — Graß hatte an Schiller zugleich eine landschaftliche Zeichnung und ein Gedicht als Probe seines Talents zur Beurtheilung eingesandt. Graß war noch nicht entschieden, welchem Beruf er ausschließlich folgen sollte, und Schiller schreibt ihm: nachdem er Zeichnung und Gedicht einer aufmunternden Kritik unterworfen hat: „Ich würde, wenn ich „mich in Ihre Seele versetzte, rathen, Ihre Parthie zu ergreifen, und entweder, wenn Sie in Italien „bleiben, ganz und ausschließend der Landschaftsmalerei sich hinzugeben, oder wenn zu der Poesie die „Neigung stärker ist, Italien zu verlassen, und in Deutschland deutsche Poesie zu treiben. Zwischen „beiden aber, glaube ich müssen Sie eine Wahl treffen, weil sowohl die Malerei als die Poesie ihren „Mann ganz fordert, und hier keine Theilung möglich ist. Fassen Sie bald Ihren Entschluß und un„widerruflich, denn das Leben hat einen kurzen Lenz und die Kunst ist unendlich." — — —

Die Erinnerung an Karl Kaaz, den talentvollen Landschaftsmaler (geboren 1776) hat ein Aufsatz vom Direktor Karl Constantin Kraukling im obengenannten „Album" (herausgegeben von E. v. Mühlenfels, zweite Auflage) wieder erneuert. Kaaz, ein geborner Würtemberger, war ein Jugendfreund Schillers; im ersten Jahrzehend dieses Jahrhunderts besuchte er Weimar mehrmals, und wurde von unserem kunstliebenden Hofe geehrt und ausgezeichnet. Mit den bedeutendsten Persönlichkeiten Weimars in Berührung, trat er später in ein besonders freundschaftliches Verhältniß zu Goethe, das durch einen Briefwechsel genährt und fortgeführt wurde. Dieser Briefwechsel ist noch nicht veröffentlicht, und befindet sich zum größten Theil im Besitz von K. C. Kraukling, welcher nur einen Brief davon mitgetheilt hat, datirt „Weimar, 2. Juli 1805". (Dresdner Album, Pag. 75.) In diesem Briefe stellt Goethe, auf den Wunsch des Künstlers, demselben die Aufgabe einer Landschaft mit bedeutungsvoller mythologischer Staffage, „welche auszuführen einen Landschaftsmaler reizen könnte". — K. C. Kraukling bewahrt noch aus jenen Jahren in seiner Sammlung von Originalbildnissen berühmter Personen ein Bild Goethes, von Kaaz in Oel gemalt, „freilich ein ungenilgendes, wie die meisten andern Darstellungen dieser wunderbaren Persönlichkeit". — Ueber Kaaz hat sich Goethe in seinen „Werken" wiederholt ausgesprochen. Vergleiche darüber die Ausgabe letzter Hand, mit dem Nachlasse (1830—1833). Band 32. Seite 37. 50. 66. Band 39. Seite 216. und Band 45. Seite 69.

Faustiana.

II. Das Lied der Hexe.

Nachdem Faust in der Hexenküche den verjüngenden Zaubertrank getrunken hat, der die Glut sinnlicher Liebe in ihm anfachen soll, löst die Hexe den Zauberkreis und wünscht dem Heraustretenden, daß ihm das Schlückchen wohl behagen möge. Mephistopheles dankt der Hexe durch das Versprechen, daß er ihr gern eine Gegengefälligkeit erzeigen werde, sie dürfe ihm nur auf Walpurgis sagen, womit er ihr dienen könne. Darauf sagt die Hexe:

Hier ist ein Lied! wenn ihr's zuweilen singt,
So werdet ihr besondre Wirkung spüren.

Die Erklärer des Faust finden in den beiden Zeilen fast einstimmig eine spottende Beziehung auf gewisse pietistische Liedlein und deren sonderbare Wirkungen, gehen jedoch darin auseinander, daß sie die Worte der Hexe bald zu Faust, bald zu Mephistopheles gesprochen sein lassen. Da im Texte nicht ausdrücklich bemerkt ist, an wen die Hexe ihre Rede richte, so schienen beide Auffassungen zulässig. Nimmt man aber an, daß sich die Hexe nur an Mephistopheles wende, wofür der nächste Zusammenhang zu sprechen scheint, so ist nicht recht zu begreifen, welche besondere Wirkung das Singen eines pietistischen Liedleins auf die kalte Teufelsnatur des Mephistopheles machen soll. Bezieht man dagegen die Worte unmittelbar auf den bereits sinnlich erregten Faust, so fiele zwar jenes Bedenken weg; allein Faustö unverhohlen ausgesprochener Abscheu vor der Hexe, aus der er ein ganzes Chor von hunderttausend Narren sprechen zu hören glaubt, macht es unwahrscheinlich, daß ihm die Hexe das allerdings auf ihn gemünzte Lied nebst Gebrauchsanweisung direkt übergeben haben sollte. Angemessener erscheint es, wenn man sich die Worte der Hexe an beide zugleich gerichtet denkt und zwar so, daß die Hexe das Lied gleichsam als Rezept zur Nachkur nicht dem Patienten selbst, sondern seinem Arzte übergibt. Natürlich muß man auch dabei jene pietistischen Lieder im Sinne haben, die, wie die aphroditischen Muckerliedlein, die Spreuweise des Hohenliedes mißbrauchend, religiöse Verhältnisse unter dem Bilde des Braut- und Ehestandes mit unlauterer Glut zu versinnlichen streben.

J. S.

Briefkasten.

Herrn S. in G. Ihre sehr willkommenen Mittheilungen über Hans Sachs werden noch in diesem Monat zum Abdruck kommen; der an und für sich beschränkte Raum des S.B. wurde in der letzten Zeit durch einige Artikel, die nicht zurückgestellt werden konnten, sehr in Anspruch genommen. — Dem S. D. B. in S...l: das gütigst Mitgetheilte eignet sich nicht zur Aufnahme. — Herrn B. in G.: Ebenso. — Herrn H. K...r in B.: Wir leben mit Vergnügen Ihren fernren Beiträgen entgegen; das Vogtland paßt nicht für unser Blatt u. erfolgt nächstens zurück. — Herr L. L. W., „Weimar und Umgebung", sehr willkommen; wir halten Sie beim Wort! — Herrn L. D. i. F.: „Von Neapel nach Sorrent". Sobald die „Kriegslisten" beendigt sind, erscheinen Ihre Bilder a. Italien. — Wieland und der blinde Flötenspieler: Nächstens.

Digitized by Google

Kleine Zeitung.

Zur Mozartfeier.

Mozarts Leben und Wirken heißt eine, zum Mozartfest erschienene Brochüre, deren Hauptheil eine Biographie Mozarts von Professor Marx bildet. Sie zeichnet sich durch besondere Billigkeit (30 Kr. Pränumeration) aus. Einen Anhang zu Biographie bilden Briefe von Mozart, Kritiken seiner Hauptwerke und Charakterzüge Mozarts nach Mittheilungen seiner Zeitgenossen.

Die Wiener Fest-Concerte am 27. und 28. Januar haben einen Reinertrag von über 6000 fl. ergeben, der zur augenblicklichen Vertheilung an arme, hilfsbedürftige Tonkünstler bestimmt wurde. — Der Ertrag des Mozart-Concertes in Köln, unter Hillers Direktion, wurde ebenso, wie der des Leipziger Concertes, zur Gründung einer Freistelle für einen Schüler an der dortigen Musikschule bestimmt.

Franz Liszt erhielt, zum Andenken an seine Direktion des Mozartfestes in Wien, vom dortigen Gemeinderathe einen prachtvollen, nach der Zeichnung des Professor Rösner gearbeiteten Taktirstock aus Ebenholz mit reicher Gold- und Silbereinfassung in getriebener Arbeit. Am Knopfe, der mit den Emblemen der Musik geschmückt ist, befindet sich das Wappen der Stadt Wien, mit der Umschrift: „Die Stadt Wien dem Dirigenten der Mozartfeier, Franz Liszt. Am 27. Januar 1856.“ — Außerdem erhielt Liszt drei, zu Ehren des Festes geprägte Medaillen, in Gold, Silber und Bronze, geschnitten vom Hofgraveur Joseph Radnitzky in Wien.

Das Originalportrait Mozarts, das einzige, welches zu seinen Lebzeiten (1781) gemalt wurde, erschien in einer, in Gyps ausgeführten plastischen Nachbildung bei Gilgagl in Wien. Diese Festgabe zeichnet sich ebenso durch gelungene Ausführung, als durch große Billigkeit aus, und verdient die allgemeinste Verbreitung.

Literatur und Musik.

Paul Heyse hat soeben eine Frucht seiner wissenschaftlichen Studien geliefert: „Remanische Inedita“ (Berlin, Hertz) Blätter, die auf einer italienischen Reise im Jahre 1852 aus den dortigen Bibliotheken gesammelt wurden. Die „Inedita“ enthalten Lieder, epische und erzählende Bruchstücke in altromanischer, provenzalischer, altfranzösischer und altitalienischer Sprache. — Der Herausgeber verspricht bald auch das zu veröffentlichen, was er zur Literatur der Troubadours auf seinen Reisen gesammelt hat.

Von **Franz Liszt gesammelten Schriften** ist soeben der erste Band (Cassel, Ernst Balde) ausgegeben worden. Er enthält die Uebersetzung der, bereits früher in französischer Sprache (in Leipzig und Paris) erschienenen zwei Schriften über die Goethestiftung und Chopin. — Der zweite Band soll die Analysen der Wagner'schen Werke: „Fliegende Holländer“, „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ enthalten.

Klaus Groth, dem Dichter des „Quickborn“ wurde von der philosophischen Fakultät in Bonn die Doktorwürde verliehen, in Anerkennung nicht allein seiner dichterischen Leistungen, sondern des wahrhaft wissenschaftlichen Verdienstes, das er sich um unsere Sprache erworben, indem er einen Zweig derselben der Literatur neu gewonnen, und diesen Sprachschatz in eigenthümlicher Weise durchgearbeitet und dargestellt hat.

Karl John, preußischer geh. Hofrath, starb am 28. Januar in Naumburg im 65. Lebensjahre. Erzogen mit einem Prinzen des Weimarischen Fürstenhauses, lebte er mehrere Jahre hindurch im Hause von Goethe, und zwar mehr als dessen Freund, denn als dessen Sekretär und Vorleser. Zuletzt war er eine lange Reihe von Jahren hindurch Redacteur en Chef der ehemaligen preußischen Staatszeitung.

Hector Berlioz hat sein Concert im Hoftheater zu Gotha (am 6. Febr.) vor einer glänzenden Versammlung und unter großem Beifall gegeben. Der Meister wurde mit Applaus empfangen und wiederholt gerufen. Zur Aufführung kamen: Ouvertüre zu „Santa Chiara“ von Herzog Ernst zu Sachsen; „Le spectre de la rose“, Romanze für Sopran mit Orchester (von Frl. Falconi meisterhaft gesungen) und „L'enfance du Christ“, biblische Trilogie (die vorzüglichsten Soli gesungen von Frl. Falconi, Hrn. Reer, Küllmer und Abt). Die Aufführung war vortrefflich. Unmittelbar nach derselben übergab S. Hoheit der Herzog dem gefeierten Meister eigenhändig des Ritterkreuz des Ernestinischen Hausordens.

Bildende Kunst.

Der Thüringer Kunst-Verein beginnt seine diesjährigen Ausstellungen am 15. April in Erfurt, worauf Naumburg, Jena, Apolda, Ilmenau, Suhl und Nordhausen folgen werden, so daß mit dem Oktober der Ausstellungskreis geschlossen ist. Die Einsendungen sind vor dem 1. April nach Erfurt zu richten. — Der sogenannte westliche Kreis der Kunstvereine beginnt seine diesjährige Ausstellung am 17. Februar in Hannover, dann folgen Magdeburg (8. April), Braunschweig (24. Mai), Gotha (13. Juli) und Cassel (8. Sept.) — Berlin hat in diesem Jahre eine große akademische Ausstellung für Kunstwerke des In- und Auslandes, vom 1. September bis 1. November angekündigt.

Ueber **Christian Wilhelm Ernst Dietrich**, veröffentlicht jetzt O. v. Schorn im „Deutschen Kunstblatt“ (No. 4 und ff.) eine Monographie aus den Papieren von Ludw. v. Schorn. Dietrich, oder, wie er sich später schrieb, Dietericy war ein Weimaraner, (geb. zu Weimar am 30. Oktober 1712) und seine Biographie gab dem Verfasser Veranlassung, mit der Jugendgeschichte Dietrichs zugleich die Weimarischen Kunstzustände der damaligen Zeit, sowie das Kunststreiben am Dresdner Hof, unter August II. zu schildern. Die Dresdner Gallerie besitzt bekanntlich sehr werthvolle Gemälde von Dietrich.

Berantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Vierteljahrpreis 10 Sgr.

Digitized by Google

№ 7. 17. Februar 1856.

Kriegslisten.

Erzählung von Gustav Junior.

(Fortsetzung.)

Albert winkte im Hinausgehen dem Blonden, der ihm folgte, die Andern zerstreuten sich zunächst in ihre Stuben, fanden sich aber bald mit unmerklich verschönerter Toilette im Hofe zusammen. Am Ende der Langseite des Haupthauses tragen dünne Säulchen, von wildem Wein umwunden, ein leichtes Vordach; hier deckte der Gartenbursche mit einer der Mägde den Tisch. Indessen ging Storch mit Rothschild auf den Platten vor dem Schreiberflügel auf und ab. Der Quintus lehnte am Thürpfosten und las die Zeitung; denn er war ein eifriger Politiker, weshalb ihn die Kollegen Fox und neuerdings Odilon Barrot nannten. Kuno lief in den Garten zum Springbrunn, schlug mit den Händen in den Strahl und spritzte sich das Wasser ins Gesicht, dann trocknete er sich mit seinem verschossenen Foulard. Der Blonde trat mit dem Flaschenkorb aus dem Hause. Als er seinen Schritt, weil Storch und Rothschild ihm entgegenkamen, innehielt, faßte Storch ihn unterm Kinn und sagte: Philippine (diese Umsetzung seines Taufnamens ins Weibliche hatte dem Blonden seine Gesichtsglätte zugezogen), du bist ein gutes Geschöpf, jedermann angenehm, ganz vorzüglich aber kommt der Widerschein dieser Flaschen deinem sanften Teint zu Hilfe. Der Blonde lächelte nur flüchtig, indem er ausbog, umschritt vorsichtig das Becken, worin die Enten schwammen und setzte im Zelte den Korb auf die innere Bank neben den Stuhl für Albert. Dieser war noch oben, er blickte aus den offenen Fenstern von Elisens Zimmer, den letzten im Risalit vor dem Ende, an das der Schreiberflügel anstößt. Als er zurückgetreten war, spazierte das weiße, rothlockige Mödchen auf dem Fensterbrett, pickte hingestreute Körner und hackte dazwischen mit seinem Schnäbelchen in die Fensterbrüstung. Der Blonde erkannte es von unten mit stiller Verwunderung. Im Flur that die Magd einige Züge an einer schallenden Glocke, der Gartenbursche trug die Suppenschüssel hinunter, Albert folgte ihm, Kuno kam aus dem Garten gelaufen. Man trat zusammen, blickte einen Augenblick betend nieder und nahm Platz: auf der innern Bank, rechts von Albert, Storch und neben diesem Kuno, auf den Stühlen zu Alberts linker Hand Rothschild und Fox-Odilon, gegenüber von Albert der Blonde. Während Albert die

Digitized by Google

Suppe vertheilte, füllte der Gartenbursche die Biergläser und reichte große Stücken Hausbrot herum, die sich rasch vergriffen; blos Rothschild zog aus der Rocktasche, in Papier gewickelt, einen vom Frühstück aufgesparten Wecken, den er zu seinem Gedeck, seinem feineren Geschmack gemäß, zu fügen pflegte. Sobald nun die Lebensgeister einigermaßen gestärkt waren, begannen die Neckereien.

Storch sah seinen Nachbar an, der sein Bierglas in gierigen Zügen leerte. „Kuno von Wolfseck, redete er ihn mit dem Namen an, den sie ihm von einem Helden seiner eigenen poetischen Erfindung aufgeheftet hatten, seit geraumer Zeit vermisse ich deinen braunen Frack mit blauem Sammtkragen, der dich, so oft du darin ausgingst, zu einer wahren Augenweide machte Warum beharrst du jetzt mit solcher Standhaftigkeit in deinem grauen Alltagsrock?" Kuno rollte seine Augen und sagte freundlich: Mein Grauer macht eine bessere Folie für deine grüne Polonaise. „Das ist viel mehr Aufmerksamkeit, erwiederte Storch, als mein Grüner verlangen kann, und ich vermuthe geheime Gründe von größerem Gewicht, die du uns nicht vorenthalten solltest." Willst du die wahre Ursache wissen? fragte Kuno mit Artigkeit. Storch bat angelegentlich. „Du kennst, sagte Kuno, meinen oliven Schnipel oder wie du ihn zu nennen beliebst, braunen Frack, seine Farbe ist delikat, seine Beschaffenheit empfindlich. Ich kann dir nicht sagen, wie sehr deine melancholischverliebte Periode von Weihnachten bis Ostern seiner zarten Natur zugesetzt hat." Wie so das?" fragte Storch und wollte die heitern Grimassen der Andern nicht bemerken. „Du bliesest," sprach Kuno, „beinahe jeden Abend die Flöte. Mit Schrecken denk ich dran." Das Lachen der Andern wurde hörbar. „Welchen Nachtheil," fuhr Kuno fort, „der Hühnerstall unsres Prinzipals davon erfahren habe, lass' ich unerörtert; aber so viel ist richtig, mein Schnipel wurde von deinen rührenden Mistönen so angegriffen, daß er sich zusehends verfärbte. K.in Wunder, deine Flöte hat damals die ganze Luft versäuert." Storch lachte mit, und Rothschild, der eben Brotstückchen unter die Hühner und Enten warf, die zutraulich herangekommen waren, meinte, nach ihrem Appetit zu schließen, hätten sie sich doch bereits wieder ziemlich erholt, so daß ein Gleiches für ihren Mitpatienten, den Frack, zu hoffen sei. Aber, setzte er hinzu, daß ihn Kuno auswärts in die Cur gegeben hat, ist wahr. Er hat ihm eine Sommerwohnung ausgemacht im Leihhaus." — Kuno sah nach dem Wetter, die Andern lachten kopfnickend, und Storch rief: „Ist es an dem, so lagern gewiß in unsrer unschuldigen Schreibstube schon wieder ein Dutzend Räuberbanden zwischen Schreckensnächten und Mordschluchten, und hinter meinem Rücken spuken Eulenthürme und Gespensterkreuzgänge! Jede Finanzkrisis führt ihn ja zu einem neuen Aufgebot von Blut und Grausen. Gesteh' es, Kuno; du unterminirst allbereits den ganzen Boden der Kanzlei mit unterirdischen Gängen, Banditenhöhlen, Schatzgräberfallthüren — du bereitest unerhörte Gräuel- und Nachethaten vor —" „die dann, ergänzte Rothschild, alle Kindermägde zwischen den Alpen und dem Belt unter Thränen und Schauern auslesen müssen, damit er seinen Frack auslösen könne." „Schämt Euch, sagte Kuno mit angenommener Würde, mir die Hilfsquellen meiner Armuth so schnöde zu beneiden. Was wollt Ihr? So oft du, Storch, an Feiertagen und in Urlaubswochen deine langen Beine unter den Tisch deiner Eltern streckst, bekommst du zur Belohnung deines Müßiggangs beim Abschied beide Taschen voll Mutterpfennige. Du, Rothschild, erhältst von deinem Herrn Vetter Werner alle neuesten Hosenstoffe gratis, damit du als Modejournal herumläufst, um Käufer anzulocken. Dazu braucht Ihr keinen Geist. Aber was hat unser einer als sein Genie?" „Da habt Ihr's! sagte Fox-Odilon mit einer hellen Lache, der Blonde schmunzelte, die Hühner kreischten mit, und als alles still war, kam noch die Lachtaube mit ihrem Kukuku, huhuhu hu." „Brav, sagte Albert zu Kuno; wenn über den Geniestreichen nur die Communal-Steuer-Reste und Caducitäten nicht zu sehr in Rest und Caducierung kommen." „Werden, sagte Kuno, sich höflich vorneigend, kalligraphisch musterhaft mundirt." „Allein, fragte Storch, ihn flüchtig an sich drückend, regt sich denn gar kein Gewissen in dir, tapferer und bescheidener Wolfsecker,

Digitized by Google

daß dein Genie seinen Großhandel rein in haarsträubender Waare treiben und das bloße Entsetzen in Fuhrmannsladungen zu Markt führen muß! Man behauptet, seit deinem „Zwerg im Beinhause“ und deinem „Gespenst auf der Rabenschanze“ haben sich die zoologischen Verzeichnisse der Monstrositäten enorm vermehrt.“ „Ei, Sie sind, sagte Albert zu Storch, in der Literatur etwas zurückgeblieben. Spitzbuben- und Geister-Romane verfaßt der College nicht mehr; Macklot soll ihm geschrieben haben, Räuber seien weniger begehrt und Gespenster gehen flau; es handelt sich um einen historischen Roman aus den Zeiten der Kreuzzüge.“ „Der Kreuzzüge! rief Rothschild; da nähm' ich doch lieber die Entdeckung von Amerika.“ „Dir wär's um die Goldgruben, warf Kuno hin, Rothschild war getroffen und ward ausgelacht, und er konnte sich nicht gleich wehren, da er den Salat, der inzwischen mit Rindfleisch war aufgetragen worden, und den die Andern gesalzen ließen, für seinen Theil zu zuckern beschäftigt war. Jetzt nahm aber Foz-Odilon das Wort. „Kreuzzüge! rief auch er. Mir ist's unbegreiflich, Kuno, wie du mit deiner Phantasie immer im Mittelalter unter Mönchen und Rittern herumwühlen magst in diesen abgeschmackten Sitten und Unternehmungen, die keine andern Erfolge hatten als den Ruin der Länder und die schnöde Uebermacht des päpstlichen Stuhls.“ Er sagte das nicht ohne Emphase, Storch deutete mit dem Finger über ihn hinaus hinter seinen Rücken, wo die Pfauentaube sich zitternd spreizte, und Kuno erwiederte ruhig: „Siehst du denn nicht ein, daß die Schilderung eines Ritterkostüms die Einbildung der Leser eher fesseln kann, als wenn ich ihnen den dintenklecksigen Sommerrock meines Vis-a-vis malen wollte, und die Küsten Syriens oder die Palmen von Jericho interessantere Scenen abgeben, als deine Stube mit dem Pfund Talglichter, das über deinem Bett hängt, und den weißen Mäusen auf dem Nachttisch.“ „Verdirb mir den Appetit nicht,“ bat Storch unter dem Gelächter. Foz-Odilon antwortete: Nein, das sollte mir leid sein, Kuno, wenn meine Lichter in deine obscuren Manuskripte und meine weißen Mäuse unter deine schwarze Feder kämen. Syrien! Gut! Syrien! Gibt es denn dort nichts anderes aufzuführen als die alten abgedroschenen Sarazenen- und Ritterkämpfe. Tragen sich gerade in Syrien jetzt nicht größere Dinge zu, wo es sich um die ersten Interessen unserer Zeit handelt?“ „Halt ein, Odilon Barrot! warf Storch dazwischen; ich seh das Unglück kommen; du wirst wieder zum Kamel und reitest uns deinen Mehemed Ali vor.“ „Warum auch nicht? beharrte Jener: ich dächte, dieser Reformator von Egypten und Eroberer von Syrien und Arabien gienge uns mehr an als alle die alten Baldwine und Mohrenfresser. Ihr denkt, Nisibis liegt weit von hier —“ „Man könnte wagen, es zu behaupten,“ murmelte Storch — „Ihr werdet's erfahren! Ein unabhängiges syrisch-egyptisches Reich mit einer tüchtigen Flotte, wie sie Mehmed Ali aus Nichts hervorgezaubert hat, das wäre uns allen ein Damm gegen die englische Allgewalt und die Uebermacht Rußlands. Die wissen wohl, warum sie der elenden Pforte sich so zärtlich annehmen: weil sie vom Bosphorus bis zum arabischen Meerbusen beide die Oberhand wollen und beide hoffen, den andern Theil aus der Vormundschaft über den Sultan zu verdrängen und sich allein in Herrschaft zu setzen. Nachdem nun auch noch Oestreich auf diese Seite getreten ist, und die französische Diplomatie die Interessen ihrer Nation preisgegeben hat — wo bleibt das Gleichgewicht von Europa?“ „Oestreich freilich, bemerkte Rothschild, der inzwischen im Salat den Andern nachgekommen war, Oesterreich müßte, darin geb' ich dir Recht, statt im Bunde mit Rußland zu stehen, vielmehr von ihm die Donaumündungen schiffbar verlangen; ein Punkt, der für den Welthandel ungleich wichtiger ist als Egypten.“ „Das ist die eine Seite, die Donau, sagte Jener, die andere ist der Rhein.“ „Der Rhein, Odilon, sagte Kuno, wie kommt denn der in die Türkei?“ „Wie? das will ich dir gleich sagen. Diesen Machtknoten im Orient, der den Pascha einengt und die Pforte in Schlingen aufrecht hält, kann Frankreich nicht gewähren lassen, weil es dem Pascha wohlverstanden befreundet war und weil es bei diesem Kriege sich hintangesetzt und isolirt findet. Thiers will diesen Machtknoten auflösen; er ist der Mann groß Spiel zu

Digitized by Google

spielen; er rüstet enorm; er stellt sich an die Spitze der liberalen Politik, und beginnt den allgemeinen Krieg — wo? Am Rhein!" — Es klang ganz ominös, daß gerade ein junges Hähnchen krähte und die Trommeltaube dumpf rasselte, als Odilon Luft schöpfend sich mit Zuversicht umsah. Storch und Kuno drückten ein karikirtes Erstaunen aus; Albert sagte mit einigem Nachdruck: „Fängt seine liberale Politik damit an, uns in die Grenzen zu fallen, so wollen wir sie uns höflich verbitten." „Das mein' ich ja, vertheidigte sich Fox-Odilon; daß Deutschland die Tragweite der orientalischen Frage begreifen und sich vorsehen, daß unser Ministerium die Sache beim Bunde betreiben sollte. Aber das Ministerium kümmert sich nicht um die Stimme der Politik, es fragt nicht nach den Zeichen der Zeit" — — „Das Ministerium, wandte Albert lächelnd ein, soll doch neulich gefragt haben, als im „Wetterhahn" der Artikel über die Einholung der Gebeine Napoleons des Vorkämpfers der Liberalität zu lesen war, ob es ein Originalaufsatz und wer der Verfasser sei?" — Odilon Barrot schlug rasch die Augen nieder, verzog den Mund zum Lachen, ward aber bis über die Ohren roth. „Holla!" riefen die Andern, der Blonde schmunzelte wieder mit, die Hühner kreischten und aus dem Sande scholl es wieder: Huhuhu hu.

Da jetzt der Gartenbursche den schmackhaften Braten nebst einer großen Schüssel Kartoffelbrei auftrug, rief Storch, rasch die Serviette in's Halstuch stopfend und die Aermel aufstreifend: „Beeilen wir uns, diese Keule zu zerlegen, eh sie der Franzos wegschnappt." Er bog, aufgestanden, seine lange Figur liebevoll darüber, blickte kundig durch das Brillenglas und tranchirte behend, während Albert seine Flaschen entpfropfte und die Weingläser mit dem rothschimmernden Inhalt füllte. „Das erste Glas dem Vaterland, wandte er sich zu Odilon mit Freundlichkeit, und allen deutschen Brüdern, die nicht römisch, nicht französisch, nicht slavisch, die deutsch gesinnt sind!" „Von Herzen!" rief Dieser, sich erhebend, und Alle stießen an, auch Storch, der mit dem Tranchirmesser in der andern Hand an's leere Bierglas klingelte, um den Tusch zu vermehren. Nachdem der Braten herumgegangen und jedes Glas neu gefüllt war, erhob sich Storch: „Und nun ein deutsches Mädchen! Die Seinige, unterbrach er sich mit einer Wendung zum Nachbar, nennt kein Ritter, nicht wahr, lieber Wolfsecker? Aber eine Blume, die erst von den Hoffnungen Vieler umschwebt wird, darf genannt und gepriesen werden. Es lebe, schloß er, indem er seinen Blick bescheiden an Albert vorüber gleiten ließ, Minchen Moser und ihr künftiger Erwählter!" „Sie lebe!" stimmte Albert ein, „Hoch!" riefen Alle. Und der unbekannte Glückliche!" fügte Fox-Odilon bei. „Sollte er, fragte Storch, als er das Glas niedersetzte, so gänzlich unbekannt sein? Hast du nicht, Rothschild, von einem Jüngling vernommen, der, dünkt mich, mit dem Doctor Moser allen alten Pferden gefährlich werden und links von der Wasenmeisterei Berliner Blau produciren will, um auf diese Farbe der Treue sein Glück zu gründen?" „Wenn er dabei, sagte der umlachte Rothschild, nicht selbst blau anläuft, so laß ihn gewähren, Storch, laß ihn unter dem Doctor die Industrie unsrer Stadt mit Salmiak und Cau de mille fleurs in's Große heben, und er sehe neidlos deine lange Oberrevisorhand die niedliche von Sophiechen Werner festhalten, damit du nicht wieder — Gott wolle unsre Ohren behüten — in's Flötenblasen fällst. Sophiechen Werner hoch!" — Rothschild erntete ein Triumphgeschrei, Storch sagte, indem er sich doppelt getroffen bückte: „Ich verkaufe dir meine Flöte für deinen künftigen Salmiak," Albert gratulirte Beiden unter dem Anklingen, und als er wieder einschenkte, winkte Fox-Odilon dem Kuno: „Dichter, nun bist du an der Reihe. Deine Dame!" Kuno sprach: „Was soll ich machen? Da ich nicht zum großen Orden der Lyriker zähle, die allezeit mit Schönen so wohlversehen sind, bin ich mit diesem Segen und die Welt mit Reimen von mir bis heute glücklich verschont geblieben. So sei denn meine Dame die Rebe von Affenthal! Sie erhebt in Wahrheit mein Herz, ihr Feuer allein entzückt mich, ihr Taumel gibt sogar meinem Stumpfsinn eine Ahnung von jenem Zauber, der zumal seitab von der Heerstraße über dem Walde von Ober-Hart einen gerühmten Sitz hat. Dort singen die Vögel so wun-

Digitized by Google

derbar, daß niemand sich dagegen schützen kann, nicht einmal die Beschützer der europäischen Freiheit, deren einer und nicht der schlechteste, wie ich höre, dort seine eigne Freiheit verloren hat." „Du kommst auf die richtige Fährte! In's Revier ohnegleichen!" jubelten Rothschild und Storch. „Gut, gut! sagte Odilon lachend zu Kuno; du schenkst Andern was du selbst nicht hast und hilfst mir zu einem Toast: Revierförsters Line!"

Als auch diese Gesundheit getrunken war, wies Kuno auf den Blonden, der sich aufgemacht und die Hühner mit Brotresten nach ihrem Stalle getrieben hatte, während gleichzeitig die Magd mit einer Stange die Enten durch ein Mauerloch nach der Bachseite beförderte. Der Blonde kam, sein Taschentuch über dem Haupte schwenkend, zurück und nun flogen über ihm und um ihn alle Tauben aus dem Thürmchen und den Hofseiten heran. „Wie das flimmert und flammert! sagte Kuno, und Er schreitet in der Mitte des Geschwärms, wie ein Held karmosinroth von dem geschlürften Nektar und wahrhaft kühn in seinen Fahnenschwenkungen." Die Tauben setzten sich dicht vor den Füßen der Tischgesellschaft, einzelne spazierten auch zwischen Gläsern und Tellern über den Tisch, der Blonde scheuchte sie aber sänftlich herunter, indem er mit dem Löffel Kartoffelbrei da und dorthin auf den Sand warf, was die kleinen Gäste zu eiligen Bewegungen und wechselndem Zusammenlaufen veranlaßte. Die Kollegen thaten dilettirend ein Gleiches, wobei jeder seine Günstlinge hatte; der eine die holländischen Tauben speiste, der andere das Nönnchen heranlockte, dem dritten die türkische Isabelle zutraulich entgegenkam; und von oben flatterte das Mövchen auf die Schulter Alberts nieder, der sich auf seinem Stuhl zurückgelehnt hatte. Er gab ihm aus seinem Glase zu trinken, reichte ihm aus seiner Westentasche bisweilen etwas Anis, und es blieb schmeichelnd an seiner Wange. Nachdem der Blonde die letzten Ueberreste seiner Taubenazung in einige Eintiefungen der Steine um das Wasserbecken vertheilt hatte und die bunten Hälschen sich um diese drängten, sagte Storch, sobald der Kleine wieder am Platze war: „Philippine, du bist allein im Reste." „O nein, sprach der Blonde; denn er bezog's auf seinen eben von Albert wieder gefüllten Becher; ich habe mehr getrunken als der Herr Stadtsekretär selbst." „Versteh mich recht, erklärte Storch, jeder von uns hat eine Dame auf's Tapet gebracht, du bist uns noch die Deinige schuldig." „O, sagte der Kleine, mit unerwartetem Freimuth, ich habe wohl Eine, die ich längst verehre und für sie mit Zuversicht Eure Huldigung fordere. Sie, Herr Musiker, werden heller einstimmen als Ihre Flöte, Sie, Herr Kaufmann, Nichts abdingen, mein Herr Nachbar zur Rechten wird keinen musterhaftesten Minister, und zur Linken der Herr Poet keine so wohlthätige Fee nennen können. Schon errathen sie mich; ihre Blicke fragen nicht mehr; ich aber frage: Wer weiß es immer zum voraus, wenn einem von ihnen vor einem Feiertag oder Ball ein reingewaschenes Halstuch oder die weiße Weste fehlt? Wer kommt, wenn einer unwohl wird, ihm voll Erfahrung und Sorgfalt mit vortrefflichen Mitteln, und dem Genesenden voll Güte mit wohlschmeckenden Stärkungen zu Hilfe? Wer schickt jedem, der in der kalten Jahrszeit eine Fahrt machen muß, Teppich, Pelz und Kirschengeist in den Wagen? Wer, um es kurz zu machen, schont Alle mit Nachsicht und Heiterkeit und hat ungefragt und ungebeten Rath und That für Alle? Meine Herren, ergreifen sie ihre Gläser: Herrn Alberts und unser aller allerbeste Tante: Fräulein Veronika soll leben!" Händeklatschen und ein dreimaliges Hoch fiel so brausend ein, daß Albert mit beiden Händen das Mövchen an seine Brust nehmen und es noch mit der Linken halten mußte, als er mit anstieß und dem erhitzten kleinen Redner Beifall winkte. Diesen streichelte Kuno um den Mund: „Wer hätte, fragte er, unter diesem Milchflaum diese demosthenischen Lippen vermuthet. Was er für rhetorische Fragen und Cumulationen hat!" Der Blonde trank herzhaft und war noch in Begeisterung. „Von selbst versteht sich, nahm er abermals das Wort, daß unsre Verehrung und Dankbarkeit nicht von der Schwester den Bruder, vom guten Geist des Hauses nicht seinen Prinzipal, von unsrer wahren Pflegemutter den gütigen, väterlichen

Digitized by Google

Herrn Stadtschreiber nicht trennen kann. Er — „Und, fiel Kuno ein, unser würdiger Präses, großgünstiger Kollege, Freudenspender dieser schönen Stunde, Albertus, des Hausherrn Alter Ego —" „Und, rief Odilon, des Vaters Stolz, die hohe Blume des Hauses, die Krone der Stadt, Elise!" Vivat! Vivant! scholl es durcheinander. „In dem Becher, den wir jetzt heben, bleibt kein Tropfe!" rief Storch, wandte sich zugleich und goß mit der Linken aus der vor ihm stehenden Weinflasche dem Gartenburschen, der eben Obst aufgetragen, ein Wasserglas voll, damit auch er auf das Wohl der Herrschaft trinke, und das fröhliche Getümmel währte seine Weile. (Fortsetzung folgt.)

Was Weimar

in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts für die Oper that.

Von

E. W. Weber.

Wer sich an Weimars Vergangenheit freut, dem wird es nicht uninteressant seyn, zu hören, daß in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Tragödie bei ihrer Aufführung auf andern Bühnen keine bessere Empfehlung erhalten konnte, als wenn es hieß, sie sei in Weimar aufgeführt worden und daß namentlich die Frau Direktorin Caroline Schuch, die in einem Theile der Preußischen Länder mit ihrer ansehnlichen Gesellschaft umherzog, auf die Theaterzettel die Ankündigung setzen ließ: ein für das herzogliche Hoftheater in Weimar verfertigtes Trauerspiel. So unbedeutend diese Nachricht erscheinen mag, von Bedeutung ist sie doch, insofern als daraus hervorgeht, wie schon zu Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, noch vor Wielands und Goethes Eintritt, in Weimar ein Geist des Lebens, Bildens und Wissens rege geworden war, der bereits die Richtung nahm, von hieraus den guten Geschmack zur maßgebenden Regel und zum leitenden Princip zu machen; der dann durch eine unendliche Reihe von Lebensgestaltungen, welche die Folge der Zeit daran knüpfte, immer größere, glänzendere Kreise gewann, bis er endlich gegen Ende des Jahrhunderts hell und deutlich hervortretend, seinen Höhepunkt erreichte in der Aufführung von Schillers Wallenstein. Denn was früher nur einzelne Theater gethan hatten, von jetzt an richtete ganz Deutschland sein Auge auf das, was in Weimar geschah und die Entwickelung des neuen Lebens ging allmälig in die Entwickelung der ganzen mitlebenden Zeit über.

Ebenso war es mit der Oper. Eine Oper, die in Weimar auf dem Repertoir stand, wurde von andern Theatern, die auf Einfachheit, Maß und Geschmack hielten, verlangt, um sie in der daselbst gültigen Form oder vorgenommenen Umwandlung aufzuführen. Frühzeitig, seit dem Jahre 1767, wo die deutsche Oper freier sich zu entwickeln begann, wurde in Weimar auf eine der damaligen Zeit nach gute Oper gehalten; man wollte durch edle Gebilde dramatischer Poesie bewegt, geistig erregt und gehoben, nicht wie an andern Höfen, obenhin durch schöne dem Ohre schmeichelnde Melodieen, Opernstaat und Dekorationsprunk ergötzt und amüsirt werden. Man liebte die Oper, ohne daß sie das Schauspiel überwucherte, und nie kam es vor, wie in Leipzig, Braunschweig, Hamburg und anderwärts, die Oper anzufeinden oder gänzlich zu unterdrücken als sei sie etwas Abgeschmacktes und Unnatürliches.

Einen solchen Sinn für die Oper hatte und nährte die Herzogin Anna Amalia, eine Fürstin von edler Seele, geistvoll und den Wissenschaften und Künsten hold, vorzüglich der Musik ergeben, die sie selbst mit Virtuosität in eigenen Compositionen zu üben verstand, dabei die höchste Angelegenheit des Menschengeschlechts, die Bildung zum Edlen, Hohen und Schönen, mit Glauben und Sehnsucht betrachtend. Sie war es, die zu einer Zeit, als die höhern und höchsten Stände dem Ausländischen zugethan, sich schämten eine deutsche Oper zu sehen oder eine solche höchstens in den Generalproben besuchten, um nur nicht

Digitized by Google

als Verehrer des Deutschen vor dem Publikum zu erscheinen, mit ihrer Liebe und Zuneigung das Vaterländische hochhielt und deßhalb im Jahre 1768 den Prinzipal Hein. Gottfr. Koch, der in Leipzig die Oper als sein Schooskind pflegte, und daselbst die erste deutsche Oper, wiewohl als Uebersetzung der englischen the devil to pay, mit einigen neuen Gesangstücken von Weiße, unter großem Beifall aufgeführt hatte, in dem Augenblicke von dort nach Weimar kommen ließ, als er durch ungünstige Umstände genöthigt, im Begriff stand seine Gesellschaft aufzulösen. Mit Koch wurden die Opern von Weiße und Hiller in Weimar beliebt, wie die verwandelten Weiber, Lottchen am Hofe, die Liebe auf dem Lande; die liebenswürdige Munterkeit und idyllische Einfachheit der Musik drang in das Herz des Volks, die Melodieen wurden zu Volksliedern, von Jung und Alt mit vieler Lust gesungen und gaben ein neues Beispiel, wie der deutsche Geist, wenn er seine Eigengestalt behauptet, schnell zur Anerkennung kömmt; denn von den Hillerschen Opern gilt, was für die Güte eines jeden Kunstwerks spricht: die Kenner ehrten sie und das Volk freute sich darüber. In welchem hohen Ansehen aber die Herzogin bei Dichtern und Tonkünstlern stand, und wie diese auf sie hinblickten als die Fürstin, von der allein die deutsche Kunst Hülfe erwarten könne, zeigt das Widmungsgedicht, das Felix Weiße zu seiner Oper die Jagd, von Hiller ebenfalls componirt, im Jahre 1770 an sie richtete. Nachdem er im Anfang von dem traurigen Zustande der Schauspielkunst in Deutschland, wo sie sich keines Fürsten, keines Höflings Gunst oder wenn ja, nur selten zu erfreuen habe, und wenn sie aufathmete, von Frankreich durch Witz und von Italien durch Gesang wieder verdrängt werde, gesprochen hat, fährt er mit den Worten fort, die den Bestrebungen der Fürstin ein würdiges Denkmal setzen:

Allein, wenn dieser Kunst ein Thron selbst Schatten giebt;
Wenn der, der diesen schmückt, sie schützt, belohnt und liebt,
Sich als ein Patriot an ihrem Spiel ergötzet,
Und sie nicht nur nach dem, was sie bereits gethan,
Nein, nach der Hoffnung auch, was sie einst werden kann,
Nach ihrem Fleiß, nach ihren Kräften schätzet:
Nicht junge Dichter unsrer Bühnen
Mit Molieren und Racinen,
Mit Sophokles und Shakspearn mißt,
Und keine Hinderniß vergißt,
Die ihren schweren Lauf noch hier und da verschließt:
Wie muß sich da Thalia freuen,
Sich auch auf unbetretner Bahn
Solch' einem Throne sich zu nahn,
Und Weihrauch ihm, so gut sie kann, zu streuen!
Durchlauchtige Herzogin! wer denkt, wer nennt nicht Dich,
Sobald man unser Schauspiel nennet?
Wer denkt nicht an den Schutz, den Deine Huld ihm gönnet?
Und wie erfreut die Muse sich,
Mit jenem sich freundschaftlich zu vereinen,
Und Hand in Hand vor Dir, o Fürstin, zu erscheinen!

Unter ihrem Schutze wurde die Jagd zuerst in Weimar freudig begrüßt und ging von da über die Bühnen Deutschlands, selbst in das Ausland.

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

Herrn L. S. in M. Soll benutzt werden. — Herrn Dr. W. in Z—w. Dank für das rege Interesse, welches Sie an der Grenze Deutschlands an dem S. B. nehmen; die gesandten poetischen Beiträge sind für unsern beschränkten Raum zu umfangreich. — Herrn H. v. O. in A. Die Gedichte sind noch nicht durchgesehen; der Troubadour ist zu umfangreich. Wie Sie aus den bisher erschienenen Nummern ersehen haben werden, nimmt das S. B. nur selten Gedichte auf. — Herrn G—n in N—z. Können wir nicht aufnehmen und folgt auf Buchhändlerwege zurück. — Herrn v. d. B. in N. Dank für Ihre Theilnahme; die Beiträge sind noch nicht durchgesehen. Es freut uns, wenn unser Blatt auch an Ihrem schönen Rhein theilnehmende Leser und treue Mitarbeiter findet. — Herrn A. D—m in L. Haben Sie uns ganz vergessen? — Herrn L. in Z. Folgt mit Buchhändlergelegenheit zurück.

Digitized by Google

Kleine Zeitung.

Zur Mozartfeier.

In Rudolstadt wurde in der Gesellschaft „Resſource“ die Mozartfeier in würdiger Weise unter Leitung des Hofmuſikus von Reda begangen. Nach Einleitung durch einen entſprechenden Prolog von Eberwein folgten: Ouvertüre zur „Zauberflöte“; Chor und Sopranſolo aus „Idomeneo“; Arie aus „Figaros Hochzeit“; Prieſterchor aus der „Zauberflöte“; Lied: „Das Veilchen“; Chor aus dem „Requiem“; Ouvertüre zu „Figaros Hochzeit“; Chor und Tenorſolo aus „Titus“; erſtes Finale aus „Don Juan“; Chor aus der „Entführung“; Terzett aus „Così fan tutte“; Feſtgeſang zum Schluß. — Im Feſtſaal war die lorbeerbegränzte Büſte Mozarts, von H. Knauer aufgeſtellt, welche dem Lokal der Geſellſchaft zur bleibenden Zierde dienen wird.

Das Mozarthaus in Prag, am Altſtädter Kohlenmarkt (Nr. 420, bei den drei goldenen Löwen) wird der Prager Bürgermeiſter Doktor Wanka mit einer Gedenktafel verſehen, welche in beiden Landesſprachen verkündet ſoll, daß Mozart in dieſem Hauſe ſeinen „Don Juan“ geſchrieben hat. Der Verfaſſer des Textes zu „Don Juan“ der Abbate Lorenzo da Ponte, war damals zugleich mit Mozart in Prag, und wohnte im Hintergebäude des Gaſthauſes zum Plattteis. Dichter und Componiſt konnten, wie man erzählt, aus ihren Fenſtern bequem über die enge Gaſſe miteinander verkehren.

Mozarts Biographie von Otto Jahn iſt offenbar das Erſchöpfenſte und Zuverläſſigſte, was bis jetzt über Mozart und ſeine Werke veröffentlicht wurde. Jahn arbeitete nach den Quellen, die er theilweiſe erſt aufgefunden hat, mit vollſtändiger Beherrſchung des Materials und großer Sachkenntniß, ſodaß die von ihm gegebenen Thatſachen ebenſo zuverläſſig ſind, als die, aus der Kenntniß und Würdigung von Mozarts Werken hervorgehenden Charakteriſtik treffend und umfaſſend iſt. Die, der Biographie beigegebenen Belege und Noten, ſowie das vollſtändige Verzeichniß der Werke Mozarts am Schluß, erhöhen noch den Werth dieſer Arbeit, die ein bis jetzt unübertroffenes Muſter für alle ähnlichen genannt werden muß.

Mozart, ein Künſtler-Lebensbild, iſt der Titel eines dramatiſchen Feſtſpieles in 4 Aufzügen von L. Wohlmuth, welches mit Muſik von Suppé (größtentheils aus Mozarts Werken zuſammengeſtellt) zur Mozartfeier auf einer großen Anzahl deutſcher Bühnen, u. A. in München, Wien, Leipzig, Stuttgart, Berlin, Königsberg, Prag ꝛc. ꝛc. zur Aufführung kam. — Dieſes Feſtſpiel iſt unter dem Titel „Dramatiſche Dichtungen von L. Wohlmuth“ ſoeben im Buchhandel erſchienen (Preis 16 Sgr.) und iſt durch ſeinen Inhalt — einer Dramatiſirung der Hauptmomente aus Mozarts Leben — beſonders geeignet, eine Gabe der Erinnerung an den 27. Januar 1856 zu ſein.

Eine Büſte Mozarts hat Profeſſor Kiß in Berlin modellirt. Sie zierte den Feſtſaal bei der Mozartfeier in Berlin. Dieſe coloſſale Büſte iſt mit dem Poſtament über vierzehn Fuß hoch. — Die Mozartbüſte bei den Feſt-Concerten in Wien war von Hans Gaſſer modellirt.

Eine complette Ausgabe von Mozarts ſämmtlichen Werken zu veranſtalten, ſchlägt L. A. Zellner in den Wiener „Blättern für Muſik“ vor. Dieſen Aufruf nach Kräften zu verbreiten und zu unterſtützen, halten wir für angenehme Pflicht. Zellner ſagt u. A.: „Wir nehmen die eben verfloſſene 100jährige Geburtsfeier zum Anlaß, wünſchend, daß ſie zugleich der Geburtstag aller Geiſteskinder Mozarts werde, demnach daß ſie, gleichwie das Bachfeſt die Gründung des Bachvereins,“ (nach dem Vorbild der Händel-Society in London) „den Zuſammentritt einer Künſtlerliga zur Herausgabe ſämmtlicher Mozartſchen Compoſitionen hervorrufe. — Was den künſtleriſchen Theil des Unternehmens betrifft, ſo ſind die Schwierigkeiten, im Vergleich zu der ſo mühſamen Forſchung nach den Bach'ſchen Manuſcripten ꝛc. ein wahres Kinderſpiel. Auch vom materiellen Standpunkt unterliegt das Gelingen keinem Zweifel. — Die Grundſäule der Organiſation der Leipziger Bachgeſellſchaft, ſind für die Herausgabe Mozarts zur Annahme zu empfehlen. Zunächſt wäre ein proviſoriſches Comité an der Spitze eines unternehmenden Künſtleabliſſements in Wien zu bilden, welches Aufrufe an die Künſtler zur Mitwirkung, und an das Publikum zur Beitritts-Erklärung zu erlaſſen, und mittlerweile das Zuſammentragen und Ordnen des Materials zc. zu beſorgen hätte.“ — Möge dieſer glückliche Gedanke nicht ungehört verhallen, ſondern allenthalben thatkräftige Unterſtützung finden!

Muſik und Literatur.

Dantons Tod iſt der Titel eines neuen Dramas in drei Akten von Robert Griepenkerl, welches, als Umarbeitung des Trauerſpiels „Robespierre“ von demſelben Autor, am 18. Februar zum erſten Male auf dem herzogl. Hoftheater in Gotha, bei Anweſenheit des Dichters, zur Aufführung kommt. Die Ouvertüren zu Griepenkerls „Girondiſten“ und „Robespierre“ (über Motive des „Ça ira“ und der „Marſeillaiſe“) von Henry Litolff, werden hierbei, unter perſönlicher Leitung des Componiſten, vor dem erſten, und zwiſchen dem zweiten und dritten Akt zur Aufführung kommen. — Robert Griepenkerl wird ſich nach Aufführung ſeines neuen Werkes von Gotha nach Weimar begeben, um hier die, bereits in dieſen Blättern angekündigten Vorleſungen zum Beſten des Goethe-Schiller-Denkmals zu halten. — Auch Henry Litolff wird in Weimar, zur Mitwirkung bei dem großen Hof-Concert am 17. Februar, erwartet.

Von Schillers Don Carlos iſt eine neue franzöſiſche Ueberſetzung in gereimten Verſen, von Amédée de la Rouſſelière in Lüttich, erſchienen.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Vierteljahrpreis 10 Sgr.

Digitized by Google

№ 8. 24. Februar 1856.

Kriegslisten.

Erzählung von Gustav Junior.

(Fortsetzung.)

Man kühlte und beruhigte sich bei Obst und den Neigen der letzten Flasche, von welchen Rothschild seinen Theil durch Scheibchen ausgewählter Aepfel zu Cardinal machte. Abwechselnd wurden Lieder verse gesungen und Neuigkeiten erzählt, bis der Kaffee vorübergetragen wurde, den zwar nach Tisch die Schreiber nicht gewöhnlich im Hause bekamen, zu dem aber diesmal sie Albert einlud, und zwar nach der Gartenlaube. Cigarren dazu bat er Kuno mit ein Paar zugeflüsterten Worten herbeizuholen. Kuno stürzte fort, die Andern schleuderten über den sonnigen Sand und die heißen Stufen in die grünen Gänge. Albert, dem das Täubchen an der Schulter blieb, gesellte sich im Gehen zum Blonden. Sie müssen mir, Philipp, sprach er, etwas Angenehmes, das ich Ihnen thun kann, sagen; Sie haben mir Freude gemacht mit Ihrem Trinkspruch auf meine Tante. „Wenn ich etwas bitten darf, erwiederte der Kleine leise, so nehmen Sie mir den obern Taubenschlag wieder ab. Ich habe nur Unglück mit den Flüchtern. Ich hätte besser gethan, sie ganz eingesperrt zu füttern. Nachdem aber einige abhanden gekommen waren, hielt mich die Hoffnung hin, die andern sollten auf ihren Ausflügen sie wieder zum Schwarm heranziehen. Statt dessen verlor ich immer mehr oder vielmehr" — Ich weiß, sagte Albert, der Oberamtsgerichtsdiener fängt sie weg. „Aufs unverschämteste; und das wird ihm, je mehr der eingezogenen werden, mit den übrigen um so leichter. Der Dieb! Sollte man sie nicht fordern? „Nein, sagte Albert; das ist so ein altes Flibustier-Recht aller Taubenzüchter." Mein Gott, sprach der Kleine, als man bereits in der Laube Platz nahm, so seh' ich gar keine Hilfe. Der Herr Stadtschreiber hofft zwar" — O alle Götter des Himmels steht mir bei! rief Odilon, vor Lachen kreischend und sich krümmend, indem er den Hauptweg hinabsah und mit dem rechten Arm, den sein Freudengeschluchz erschütterte, hinzudeuten suchte. Die Andern schoben die Köpfe vor und brachen eben so unwillkührlich in Lachen aus. Sie sahen Kuno unter leuchtender Junisonne langsam in seinem braunen Frack mit dem blauen Sammtkragen heranschreiten.

Digitized by Google

Der Bewunderte behielt seine ernste Miene und die bedächtliche Ruhe des Ganges, er trug den Wachsstock, obgleich er unangezündet war, als ob er sein Licht hüten müßte, feierlich vor sich her, wie ein Wallfahrer, und als er ihn auf den Tisch der Laube gesetzt hatte, bewegte er in kurzen Wendungen sich vor den Augen der jauchzenden Collegen hin und her, um ihnen alle Ansichten zu bieten. „Ja, er ist's; er selbst, sprach er; zweifelt nicht! Er kehrt aus der falschen Lombardei, Dank diesem edeln Arzt und Menschenfreunde (hier verbeugte er sich gegen Albert), wunderbar erhalten und, wo möglich, schöner als je zurück. Ich habe mein olives Selbstbewußtsein wieder und fungire in Pontificalibus (hier zündete er den Wachsstock an) als Altartiener des Lichts und (hier zog er Cigarren aus der Brusttasche, die er mit Grandezza herumreichte) als Oberpriester des Weihrauchopfers." Albert, mit der Taube spielend, nahm keine Cigarre. Die Andern konnten mit dem Anglimmen kaum zurechtkommen, so flog ihr lachender Athem, und so hastig unterbrachen sie sich selbst mit Ausbrüchen ihres heitern Antheils an der unverhofften Erscheinung, priesen und befühlten das Kleidungsstück, welches kein gewöhnliches sei, sondern ein poetisches Schicksal gehabt habe. Am Schall ihrer Lustigkeit fand Böttner den Weg zu ihnen, der plötzlich vor der Laube stand.

„Sieh da, Buttler! begrüßte ihn Storch, Du kannst auch nicht von uns lassen: Alles kommt wieder: diese verlorengegebene Dichterhaut, und auch Du, verkaufte Seele, die jeden halben Tag zweimal reumüthige Rückkehrversuche macht." Hereingebeten von Albert, setzte Buttler eine große Mappe, die er unterm Arm trug, in die nächsten Büsche, nahm Tasse und Cigarre an, griff aber, sobald er saß, zuerst nach einem Wasserglase, indem er die Hitze beseufzte, in der er herumgejagt werde. „Wo hast Du, fragte ihn Kuno, Deine pädagogischen Meisterstücke im Stich gelassen?" Die hab' ich, antwortete er, in's Gartenhaus gesperrt, wo sie Verse lernen, Gratulationsbriefe schreiben und sich ihre Kuchenhoffnungen ausmalen, indessen ich Buchbinder und Schneidermamsellen in Athem setze. „Das muß ja morgen, sagte Rothschild, eine Allerweltsherrlichkeit werden. Kannst Du uns keine guten Extraplätze verschaffen?" **Extra**, wo Ihr wollt, erwiederte er; nur **intra** nicht. Das Haus wächst nicht, aber die Zahl der Mitspielenden stündlich." Storch fragte, ob denn der Vikar das Ende nicht finden könne. „Im Gegentheil, war die Antwort, die Erweiterung seines Stücks ist ihm höchst fatal; allein die gebietenden Umstände schießen wie Pilze auf. Erst ergab sich's, daß wir Postmeisters Moritz zum Vorhangziehen brauchen; denn wir Andern haben hinten mit den Dekorationen und Bildrahmen vollauf zu thun. Dann müssen wir aber auch, sagte Pauline, die Postmeisterin einladen und ihrer Sabine eine Rolle geben — anders geht's nicht. Der Vikar mußte zur Hygiéa noch eine Schwarzwaldbadenymphe hineincomponiren und ich herauscostümiren. Nun, ich fand einen alten Essigkrug, den ich mit Silberpapier glücklich nobilitirte; Pauline war sehr zufrieden; aber, sagte sie, wenn wir die Post-Sabine dabei haben und die Postmeisterin einladen, muß auch die Majorin geladen und ihre Antonie zum Spiel gezogen werden, sonst nimmt sie's bitter übel. Der Vikar wollte nicht dran, aber er mußte auch die Antonie, die nur ganz wenig mit der Zunge anstößt, jedoch eine lange Figur hat, als Minerva hineincomponiren und ich herauscostümiren. Es ging nicht wenig Pappe und Glanzpapier drauf; allein wir waren froh, wir glaubten alles gethan zu haben. Da findet sich's heute, daß es ganz unmöglich ist, für unsern Flügel Platz zu schaffen. Es muß ein gutes, aber kompendiöses Clavier sein. Das hat nur die verwittwete Oberamtmännin. Da genügt aber nicht die Einladung der Oberamtmännin; ihr Bäschen Julie muß auch noch eine Rolle haben, sonst könnte das Clavier unter irgend einem Vorwand verweigert werden. Der Vikar wehrte sich mit Hand und Fuß, allein der Oberamtsrichter bewies ihm die Nothwendigkeit, und er werde ja wohl noch eine Tugend mehr auftreiben können. Also mußte er für Bäschen Julie noch eine Pietas hineincomponiren und ich herauscostümiren. Ich bestellte eine Goldkrone mehr und einen Sternengürtel und machte selbst ein Brustschild mit transparenter Inschrift **PIETAS**. Da kam ich schön an beim Vikar.

Digitized by Google

Das sei Puppenspielmanier, der Figur ihren Namen auf einem Zettel mitzugeben. Ihr Attribut müsse sie bezeichnen. Ihr Attribut sei der Storch; das wies er mir an einer römischen Münze" — He da! Hoho! schrieen die Collegen durcheinander: Hörst Du wohl, Storch! Hättst Du Dir das träumen lassen? Du ein Attribut der Pietät! Paß auf, Du bist hineincomponirt. Buttler, bind' ihm ein Bändchen um den Hals, Bäschen Julie muß ihn am Bändchen führen. Das wird der schönste Moment des ganzen Stücks! Storch ward beinahe betreten über diesem plötzlichen Andringen auf ihn. „Bliß! daran dacht' ich nicht einmal, sagte Buttler lachend. Ich schwor dem Vikar keine Seele unter den Zuschauern werde wissen, was der Vogel solle. Umsonst! Ich, schlug ihm vor, unsere silberne Zuckerklamme, die einen Storch vorstellt, an Julchens Gürtel zu hängen. Abgewiesen! Ich fragte ihn, ob ich auf's Rathhausdach klettern und den alten Adebar saugen solle. Narrenspossen! Einen Storch, einen wohlausgestopften Storch! Ich war des Todes, da fiel mir, bester Herr Stadtsecretär, der ihrige ein, der in ihrem Flur auf dem Schrank steht." Immerhin, sagte Albert lächelnd, aber der ist auf ein starkes Brett befestigt. „Um so besser, sagte Buttler vergnügt; unter dem Postament lass' ich Rädchen anbringen, so kann ihn Julchen verstohlen nach sich ziehen." Seht nur, rief Kuno und wies auf Storch, der aufathmete, was das Attribut froh ist, diesmal noch so durchzukommen. „Aber, sagte Storch, das ist eine höchst einfältige Geschichte. Die Oberamtsrichterin wird keinen kleinen Schreck haben, daß man ihr an ihrem Geburtstag den Storch in's Haus kommen läßt. Ich finde das sehr unzart." Diese Bemerkung verminderte nicht eben den frohen Humor der Gesellschaft. „Mir schon recht, sagte Buttler, sobald er sich hörbar machen konnte; der Vikar mag's ausbaden. Denkt an mich, er bekommt's mit der ganzen Stadt zu thun, daß er einer Jungfer zumuthet, mit einem Storch aufzutreten." Du solltest Dich wirklich opfern, Storch, sagte Odilon; anständiger und feiner andeutend wäre Deine Figur immer noch. „Nach der Symmetrie Eurer Rollen und Einladungen, machte Rothschild Böttnern bemerklich, müßte Storch wenigstens eingeladen werden, wenn sein ausgestopfter Zwillingsbruder mitspielt."

Da sich der Gartenbursche in der Nähe zeigte, trat Albert aus der Laube, um ihm aufzugeben, daß er den Storch vom Schrank nehme und abstäube und ihn heut Abend zu Herrn Böttner trage. „Nicht doch, sagte Buttler, der ihm gefolgt war, ich nehm' ihn nachher gleich selbst mit, damit er nicht etwa in andere Hände komme. Denn ich sammle im Seitenstübchen alle Attribute in der Ordnung wie sie drankommen. Macht man's nicht so, das kenn' ich, so ist kaum eines da in dem Augenblick wo man's braucht; sondern das eine hat bei der Ankunft Jemand empfangen und an beliebigem Ort so gut aufgehoben, daß es nicht zu finden ist, das andere hat der Spieler zu Haus vergessen, das dritte steckt in einem sechsten verborgen. Wenn er abgestäubt ist, bitt' ich ihn mir nur in ein altes Tuch geschlagen zu geben, damit mir die Gassenjungen nicht nachlaufen." Aber es wird Ihnen zu viel, neben Ihrer großen Mappe, sagte Albert. „Ach, die lass' ich einstweilen hier; ich brauche sie nicht. Es sind nur Ueberreste von farbigen Papieren, die mir der Buchbinder zurückgegeben hat." Der Gartenbursche ging; die Andern hatten sich auch hervorgemacht aus der Laube, das Mädchen flog voran auf den Tisch des Rasenhügels, da zog man hinauf und streckte sich auf den Sitzen umher im Genuß der schönen Aussicht. „Billig, sprach Rothschild zu Buttler, trifft Du uns morgen Abend in der Traube und machst uns die vollständige Erzählung von Eurer Prachtkomödie nebst allen herrlichen Intermezzo's, vergessenen Stichworten, verkehrt aufgesetzten Helmen, in der Eile versprochenen Namen und umgefallenen Dekorationen, die bei solchen Gelegenheiten nie ausbleiben." Hm, sagte Buttler, morgen Abend könnt Ihr selbst mitspielen. „Wie das? fragte Kuno; Ihr tragirt ja Vormittags." In meinem Stück, antwortete Buttler. „Nun fällt auch der noch in die Poesie, rief Rothschild, und wir sollen uns mit seiner Schmach beladen." Ihr könnt Schwärmer werfen und Feuerräder anzünden, erklärte Buttler; ich mache ein Garten-

Digitized by Google

feuerwerk, das mich meine halbe Besoldung kostet. „Das läßt sich hören, sagte Storch; ich bringe selbst was von Speiteufeln mit." Mit der Bedingung, daß Ihr Ordnung haltet, wie Euch der alte Thürmer stellt, und auf mein Commando wartet, erinnerte Buttler. „Wir sind dabei!" riefen Rothschild, Kuno und Otilon. So findet Ihr Euch, sprach Buttler zufrieden, morgen, wenn's dunkel wird, hinter dem Gartenhaus ein, hütet aber, bitt' ich, Eure Zungen und Schreihälse. Und wie ist's mit Dir, Philippinchen? wandte er sich zum Blonden, der die ganze Zeit kein Wort gesprochen hatte; denn all seine Besinnung erschöpfte die Cigarre, an welcher er, als Anfänger, jeden Zug bedachtsam that und sie beim Ausblasen desselben jedesmal aus dem Munde nahm und ansah, ob sie noch brenne. „Ach ich verstehe mich, sagte er, sie wieder herausnehmend und anblickend, kaum auf dies Feuerwerk." Nun, sprach Buttler, Du gibst ohnehin schon Deinen reichlichen Beitrag zu unserm Feste. „Ich?" fragte er und der Mund voll Rauch blieb ihm offen stehn. Ja, zu den Braten, oder den Pasteten mit Morcheln. „Ich mit Morcheln?" fragte er kaum hörbar, indem ihm vor Erstaunen die Stimme versagte. Verlaß Dich drauf, Du wirst Dich wundern, wenn heut Abend die Ueberreste Deiner Giebelkolonie nach Haus kommen. Unser Bertram pfeift wieder einmal fleißig und schwenkt sein langes Tuch und sorgt für die Küche. „O, rief der Kleine voll Zorn, daß er selbst in des Teufels Küche gebraten würde! Jetzt geh' ich mit zum Feuerwerk und jage mit Schwärmern alle Tauben aus der Diebshöhle!" Freundchen, das geht nicht, sagte Buttler; denn bei dem Feuerwerk muß der Schlag zu sein; sonst wären die Tauben capabel und flatterten in den Feuerschein und versengten sich. „Ich dulk' es länger nicht, betheuerte der Blonde, und sollt' ich" — Sieh, Attribut, rief Kuno dazwischen, indem er Storch anstieß, da bringt man Deinen Bruder heran. Buttler, der den Weg hinabblickte und den Gartenburschen mit der eingewickelten Maschine kommen sah, sprang auf, rief dem Kleinen zu: „Ein andermal mehr," bedankte sich bei Albert, und als er vom Gartenburschen den eingewickelten Storch aufnahm, wies er ihm seine Mappe und bat, sie auf Alberts Zimmer zu tragen.

Während Buttler durch das Wäldchen nach der Hinterthür des Gartens ging, um mit seinem verfänglichen Attribut den Feldweg längs der Stadtseite einzuschlagen, sagte Philipp zu Albert: „Haben Sie es gehört? Ich bitte Sie aufs inständigste, sagen Sie mir, was ich zu thun habe!" Albert, der dem Schloßberge zugewendet war, während die Andern zu Seiten und gegenüber saßen, hatte wirklich bei den letzten Reden wenig Antheil gezeigt. Erst hatten seine Blicke in die Aussicht verloren geschienen und mehrmals auf der Forstmeisterei verweilt; dann fiel in sein Auge, gerade als Böttner's Mittheilung den Blonden aufregte, eine flüchtige Erscheinung rechterhand in der Nähe. Hier sah er bei den äußern Bäumen des Wäldchens den rothgepanzerten Schweizertauber vor- und zurückfliegen. Weilte derselbe auf einem Zweig, so bewegte er sich gar putzig, schob den Kopf mit kurrenden Tönen, duckte sich dann plötzlich und sah still zur Seite. Bald gewahrte auch Albert auf dem vorspringenden Ast eines weiter zurückstehenden Baumes eine graue Turteltaube mit weißer Brust, die unstet hin und herblickte. Der Schweizertauber nahm einen kurzen Flug weiter nach einem jungen Bäumchen und machte hier wieder seine Männerchen. Die Turteltaube flog nach dem Baum, den er verlassen. Albert behielt die Vögel im Blick, als er auf jene Frage des Blonden antwortete: Es ist wohl so schlimm noch nicht, als es Böttner macht. „Nach dem Bisherigen zu urtheilen, sagte jener, fürcht' ich das Schlimmste." Der Schweizertauber war in diesem Augenblick wieder vorwärts auf einen hohen Birnbaum geflogen. Die Turteltaube hob sich nun von ihrem Baum, aber sie flatterte auf ihn zurück, wandte sich ab und verschwand; worauf der Schweizer gleichfalls umkehrte und über das Wäldchen zurückflog. Albert wendete sich zum Blonden: „Für heute können Sie nichts mehr thun; morgen aber könnte Rath werden." Allein, wenn morgen früh die gefangenen geschlachtet sind? — hielt der Kleine entgegen. Albert strich ihm freundlich über's Gesicht und sagte: „Dann schwör' ich mit Ihnen Rache." (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Was Weimar

in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts für die Oper that.

Von

E. W. Weber.

(Fortsetzung.)

Bei dieser Richtung der Herzogin und zunächst bei ihrer Liebe für die Oper war es natürlich, daß in ihrer nächsten Umgebung ein Wetteifer für gleiche Bestrebungen entstand. Männer von Geist und Talent, wie G. Ephr. Heermann, Lehrer der Prinzen, Fr. Bertuch, Musäus und seit 1772 Wieland, dann die beiden Capellmeister E. W. Wolf und etwas später Anton Schweitzer, letzterer bei der Seylerschen Gesellschaft, bildeten einen Verein, der vertraut wirkend, durch seine Leistungen die Herzogin erfreute: die erstern dichteten, die letztern componirten. Auf Anrathen der Herzogin bearbeitete Heermann Favarts Rosenfest (la Rosière de Salenci), eine Operette in 3 Aufzügen und Wolf setzte die Singstücke. Diese Oper wurde ein Repertoirstück und für die Theaterkassen sehr einträglich; in Berlin wurde sie bald nach ihrem Erscheinen 38 Mal und in Breslau oft hintereinander mit lautem Beifall gegeben und seitdem überall hinverlangt. Daher im Jahr 1774 die dritte veränderte Auflage in Weimar bei Carl Ludolf Hofmann erschien. Und die Auflagen von Opern waren damals sehr stark; die Hillerschen gewöhnlich in 6000 Exemplaren. Der Inhalt des Rosenfestes, so einfach er ist, hat doch eine bewegte Handlung, viel Idyllisches und Anziehendes. Ein Kranz von Rosen wird als Preis der Unschuld an das tugendhafteste Mädchen im Dorfe gegeben; drei Mädchen werden von der Gemeinde vorgeschlagen und von derselben im Rosengericht entschieden, welche ihn erhalten soll. Hannchen, das unschuldigste Kind, das schönste, das vortrefflichste Mädchen im Dorfe soll in Folge von List und Verläumdung ausgeschlossen werden, geht aber aus dieser Gefahr ehrenwerth hervor und ein treuer und zärtlicher Gatte ist zugleich die würdigste Belohnung für die Unschuld dieses Mädchens. Hannchen, jetzt die glücklichste Braut, singt am Schluß:

Die Rose, die ihr alle liebt,
Kann leichtlich sich entfärben,
Die beste Wartung, die man giebt,
Kann eine Nacht verderben.
Doch wenn Amalia uns schützt,
Dann sind wir wohl geborgen:
Wer sich auf Ihre Gnade stützt,
Darf keinen Sturm besorgen.
Ich sag es frey,
Ihr alle stimmt mir bey,
Daß keine größre Fürstin sey.

Alle.

So weit Amalia regiert,
Die Ihren Thron mit Sanftmuth ziert,
Da blühn die Rosen!

Der Beifall, den Heermann und Wolf durch diese Oper erlangt hatten, ermunterte sie zu andern Produktionen. Es folgten die Dorfdeputirten, deren Sujet jedoch, sowie alles, was dahin einschlägt, in Weimar weniger gefiel als anderwärts. Desto mehr gefielen die treuen Köhler und als Fortsetzung davon der Abend im Walde. Musäus brachte das liebliche Gärtnermädchen mit Musik von Wolf, Bertuch das große Loos, nach dem Französischen, von demselben Componisten, die in Weimar und auf auswärtigen Bühnen gut aufgenommen wurden. Außerdem dichtete Bertuch das lyrische Melodrama Polyxena, angeregt dazu von der Seylerschen Gesellschaft, welche das erste Produkt dieser neuen Kunstgattung Ariadne auf Naxos in Weimar 1774 auf die Bühne gebracht hatte. Den Gedanken dazu hatte die bei ihr beliebte, mimisch treffliche Schau-

Digitized by Google

spielerin Brandes gegeben, indem sie ihren Gatten veranlaßte, die Gerstenbergsche Cantate Ariadne in ein Melodrama umzudichten, zu dem dann der Gothasche Capelldirektor, Georg Benda, die Musik setzte, ganz in seiner Weise, ohne mit dem Rousseauschen Pygmalion bekannt zu seyn. Wetteifernd mit Benda componirte Anton Schweitzer Bertuchs Polyxena trefflich. Die Melodramen von ernstem und leidenschaftlichem Charakter und reich an Empfindungen und Gefühlen, aber ohne Reiz einer belebenden Handlung, wobei überdies der Vortrag durch Musiksätze, meistens nur von 6 bis 10 Takten, unterbrochen wurde, hatten in sich etwas Ermüdendes, gefielen aber dennoch lange Zeit, zumal wenn die Darstellerin der Hauptperson, wie der Ariadne in Weimar durch Mad. Brandes, ausgezeichnet in ihrem Spiel war. Denn diese Schauspielerin, die alle ihre Kraft und Kunst anwandte, declamirte ihre Rolle mit tiefer Empfindung, richtigem Ausdruck und vielem Feuer, und ihr Geberdenspiel war natürlich und schön, besonders berühmt ihr Sturz vom Felsen in die Fluthen des Meeres. Und so kann man sagen, ist diese Abart der Oper zunächst aus dem Gefühl hoher Leistungen in der Schauspielkunst entsprungen, dann wohl auch aus einer Unzufriedenheit mit der gewöhnlichen großen Oper der Italiäner und Franzosen, die für eine ungeheure Mißgeburt des schlimmsten Geschmacks erklärt wurde und für den man einen Ersatz wünschte. Allein man setzte bei den Melodramen eine zu große Hoffnung auf die Wirkung der Musik, insofern sie die ernste Lyrik des Wortes unterstützen und erhöhen sollte, und doch nicht zu der ihr so nothwendigen Continuität gelangen konnte, um den Zuhörer in etwas anhaltende Empfindungen hineinzuziehen.

Einen andern Ersatz für jene große Oper bot Wieland, wie aus seiner Schrift über das deutsche Singspiel und einige dahin einschlagende Gegenstände hervorgeht. Wielands Meinung war, Poesie, Musik und Action sollten in dem Singspiel das Meiste thun, um den Zweck, den er nicht in die Bezauberung der Sinne, sondern in mächtige Rührung des Herzens setzte, zu erhalten. Kleider und Decorationen sollten nur die Täuschung befördern helfen, ohne welche jener Zweck nicht gehörig erreicht werden könnte, das Ganze aber so wenig Aufwand erfordern, daß auch die mittelmäßigste Stadt in Deutschland vermögend wäre, sich wenigstens zu gewissen festlichen Zeiten des Jahres, ein öffentliches Vergnügen von der edelsten Art, und gewiß nicht ohne nützlichen Einfluß auf Geschmack und Sitten zu verschaffen. Er dichtete das Singspiel Alceste in fünf Aufzügen und Anton Schweitzer setzte es in Musik. Kaum erschienen und öfter in den Jahren 1773 und 1774 in Weimar aufgeführt, wurde es lange Zeit auf den Theatern Deutschlands mit rauschendem Beifall gegeben, wenn es sich auch nicht, wegen der weichlichen Empfindsamkeit, die darin herrscht, in fortdauernder Achtung erhalten konnte. Schon vorher war Wieland das Singspiel Aurora mit Schweitzers Musik gelungen; er schreibt darüber an Jacobi: Man kann sich nichts Schöneres vorstellen, als seine (Schweitzers) Composition; und nach der Alceste, da er sich nun einmal von Neuem dem Theater ernstlich zugewandt hatte, dichtete er auch das Singspiel Rosamunde in drei Aufzügen, ebenfalls mit Schweitzers Musik, das aber zuerst im Jahre 1779 in Mannheim aufgeführt wurde. Neben Schweitzer componirte die Alceste auch Wolf, mußte aber der Composition seines Collegen den Vorzug lassen, die gleich bei der ersten Aufführung sehr gefiel, und gerieth darüber in eine Melancholie, von der ihn zwar die gütige Herzogin dadurch zu retten suchte, daß sie Unterricht bei ihm im Clavierspielen nahm und bei jeder Gelegenheit Beweise ihrer Anerkennung gab, aber sein Unmuth nahm mehr und mehr zu und brachte ihm am 8. December 1792 den Tod. Als Componist hatte er nach der gleichzeitigen Kritik das Ohr des Volkes, auch das des feinern Theils und selbst das des Kenners durch Anmuth, Natürlichkeit, charakteristische Wahrheit und gefällige Melodieen gewonnen, insbesondere in der Instrumentalbegleitung seiner Singspiele hinsichtlich der Wirkung und gehörigen Kenntniß der Blasinstrumente, vorzüglich des Horns, bedeutende Fortschritte gemacht.

Digitized by Google

Nach diesen Vorgängen nahm Deutschlands ernste Oper, sowie die komische Operette keinen geringen Aufschwung. „Daß Alceste, sagt Wieland in einem Briefe an Jacobi, von einem Deutschen componirt worden, ist ein Umstand, der in der Geschichte unserer Musik immer merkwürdig bleiben wird. Glauben Sie mir, die Pargolesi, die Galuppi, die Secchini würden diesen Deutschen mit Freuden für ihren Bruder erkennen. Nur noch einige solcher Meisterstücke, wie unsere Alceste, so wird sein Name gewiß der Nachwelt so ehrwürdig sein, als seine Alceste mir für die Unsterblichkeit der meinigen Bürge ist. Erstaunen werden Sie, mit eignen Ohren hören, tief in ihrer eignen Seele fühlen, wie groß die Gewalt dieses Tonkünstlers über unser Herz, wie sehr er Maler und Dichter ist, wie meisterhaft er des eigenthümlichen Charakters der Personen sich bemächtigt, mit welchem Feuer er ihre Leidenschaften, mit welcher Wahrheit, Feinheit und Zärtlichkeit er ihre Empfindungen ausdrückt." Ein Vortheil war es, daß zwei ausgezeichnete Schauspielergesellschaften, die Koch'sche von 1768 bis zum October 1771, die Seylersche von da an bis zum 6. Mai 1774 in Weimar thätig waren, welche Oper und Schauspiel durch ihre Vorstellungen auf eine hohe Kunststufe brachten. Koch, der Prinzipal der erstern Gesellschaft belebte, so wie früher in Leipzig, so auch in Weimar die Opernproduction, das Schauspiel aber durch Aufführung der großen Hauptstücke der französischen Schule. Bei Seyler war eine Sängerin Franziska Romana Koch, geborene Giraneck, ausgezeichnet durch ihre treffliche Stimme und ihr feuriges Spiel, die bei der ersten Vorstellung der Alceste zu Ende des Mai 1773 sowohl durch ihre anmuthige Gestalt, als durch ihren schönen Gesang und den rührenden Ausdruck ihrer Declamation entzückte. Durch sie und ihren Gatten, der Balletmeister bei Seyler war, erhielt auch das Ballet als ideale Kunstgattung Bewunderung. Koch, von vornehmer Abkunft, in die Tanzkunst unter Noverres Leitung eingeführt, ein geistreicher, vielseitig gebildeter Mann und in freundlichem Verkehr, wie früher mit Schröder und Lessing, so in Weimar mit Wieland, Musäus und andren, hatte das Verdienst, Ballette den Opern mit vielem Geschmack anzupassen. Außerdem waren bei beiden Gesellschaften andere gute Sänger, wie auch das Leichte und Liedermäßige der damaligen Opern nur leidliche Sänger verlangten, und das Schauspiel diese meistens aus seinen Mitgliedern stellte. Ueberhaupt war der Kochsche und Seylersche Kunstverein, namentlich der letztere, bei dem Eckhof, die Familie Brandes, Böck, Meyer, die Frauen Hensel und Mecour und andere als ausgezeichnete Mitglieder wirkten, von hoher Bedeutung für die Ausbreitung eines reinen Geschmackes. Eckhof in seiner entwickelten Kraft kam zur vollen Anerkennung seines Werthes, der junge Kotzebue wurde durch die großen Erscheinungen und bunten Gestalten der Bühne für diese begeistert, und die Herzogin Anna Amalia, welche, wie Wieland erzählt, überzeugt war, daß ein wohlgeordnetes Theater nicht wenig beitrage, den Geschmack und die Sitten eines Volkes unvermerkt zu verbessern und zu verschönern, erlangte ihre schöne Absicht vollkommen. Denn sie begnügte sich nicht, durch das Theater ihrem Hofe die anständigste Unterhaltung, den Personen von Geschäften die edelste Erholung von ihren Amtsarbeiten und der müssigsten Klasse von Einwohnern den unschädlichsten Zeitvertreib zu verschaffen, sondern sie wollte auch, daß die untern Klassen von einer öffentlichen Gemüthsergötzung nicht ausgeschlossen sein sollten, die zugleich für sie eine Schule guter Sitten und tugendhafter Empfindungen sei. Und so genoß Weimar, setzt Wieland hinzu, eines Vorzugs, dessen keine andere Stadt in Deutschland sich zu rühmen hatte, ein deutsches Schauspiel zu haben, welches Jedermann dreimal in der Woche unentgeltlich besuchen durfte.

Wenn daher die Zeit von 1768 bis 1790 als die Zeit der Gährung, wo Literatur und Leben in Deutschland einen kräftigen, großartigen Aufschwung nahmen, gehörig gezeichnet und gewürdigt werden wird, was bisher noch nicht geschehen, so dürften jene sechs Jahre des aufstrebenden Geistes in Weimar besonders in Betracht kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Kleine Zeitung.

Briefe aus Weimar.

IV.

20. Februar 1854.

Die Oper „Benvenuto Cellini", Text nach Léon de Wailly und August Barbier, Musik von Hektor Berlioz, kam bei Anwesenheit des Meisters neu einstudirt, am 16. Februar, unter Direktion von Franz Liszt, zum ersten Male hier zur Aufführung. — Der Abend war in jeder Hinsicht ein festlicher, denn die Aufführung geschah zur Feier des höchsten Geburtsfestes J. K. H. der Frau Großherzogin-Großfürstin Marie Paulowna. Es war nach langer Pause zum ersten Male, daß die Hohe, von Allen mit Begeisterung verehrte Fürstin, die Räume jenes Theaters wieder betrat, das in seiner Geschichte Ihren Namen so oft und so ereignißvoll verzeichnet hat.

Als Ihre Kaiserliche Hoheit, in der Mitte Ihrer erlauchten Verwandten und Gäste, in der Großherzoglichen Loge erschien, gab sich die Freude des, alle Räume des festlich erleuchteten Hauses füllenden Publikums, in einem nicht enden wollenden Jubel kund, in welchen die Hof-Kapelle mit wiederholtem, rauschenden Tusch einstimmte.

So begann die Vorstellung in erhöhter, feierlicher Stimmung und der Componist, welchem die Ehre zutheil wurde, sein Werk an diesem Tage aufgeführt zu sehen, fand einen so glänzenden und vollständigen Zuhörerkreis, wie er nur in diesen seltenen, festlichen Stunden vereint sich finden kann. — Außer Ihrer Kaiserlichen Hoheit, und JJ. KK. HH. dem Großherzog und der Frau Großherzogin, waren mehrere fürstliche Gäste gegenwärtig, ferner die ständig hier anwesenden, sowie mehrere außerordentliche Gesandtschaften auswärtiger Höfe. Die, zur Gratulationscour hierher gekommenen zahlreichen Abgeordneten, Behörden und Fremden von Stande, waren gleichfalls bei der Aufführung im Hof-Theater zugegen.

Es gehört zu den rühmlichen Vorzügen unserer Hof-Bühne, daß sie den 16. Februar durch besonders gewählte, neue Werke feiert. Es sei unter Andern daran erinnert, daß an diesem Tage, vor nunmehr 7 Jahren (1849) Wagners „Tannhäuser", und vor 3 Jahren (1853) Wagners „Fliegender Holländer" zum ersten Male zur Aufführung kam. — Berlioz' „Cellini" war zwar für Weimar keine durchaus neue Oper mehr, da er (in der ersten Bearbeitung in 4 Abtheilungen) bereits zur Fest-Vorstellung am 16. Februar 1852 bestimmt wurde, jedoch durch mannigfaltige Hindernisse verzögert, erst am 20. März 1852 zum ersten Male hier zur Aufführung kam; hierauf im November desselben Jahrs, in der „Berliozwoche", nochmals in Scene ging, aber seit Ende 1852, nachdem er im Ganzen 5 Vorstellungen erlebt hatte, nicht eher wieder auf dem Repertoir erschien, als jetzt, in einer neuen Bearbeitung des Componisten (in drei Abtheilungen) und mit neuer Bearbeitung des Textes von Peter Cornelius.

Ein eingehendes Urtheil über dieses merkwürdige, in seiner Art einzige Werk, bedauern wir, wegen des beschränkten Raumes, nicht geben zu können. Wir müssen uns damit begnügen, die Thatsache zu constatiren, daß dieses Meisterwerk, — trotz der künstlerischen Schwierigkeiten, welche es nicht weniger für die Kräfte der Ausführenden, als für das Verständniß der Hörer darbietet, — zu vollkommener Geltung und ehrenvollster Anerkennung gelangte; daß ein rühmlicher Wetteifer zwischen den Sängern und der Kapelle sich zeigte, das Beste zum Gelingen des Ganzen beizutragen und so den Ruhm des Abends zu erhöhen. — Alle waren beseelt von der Größe ihrer Aufgabe, ein Werk in möglichster Vollendung darzustellen, welches den Stempel hoher Meisterschaft in jeder Nummer an sich trägt, und somit einen Akt künstlerischer Gerechtigkeit an einer Geisteserschöpfung zu üben, welche der Ungunst der Verhältnisse für immer zum Opfer gefallen wäre, wenn Liszt nicht diese Oper noch zu rechter Zeit für unsere deutsche Bühne gerettet hätte.

Hätte Berlioz seinen „Cellini" erst in unsern Tagen geschaffen, so wäre dieses Werk, dessen musikalischer Styl in der Geschichte der Oper eine eigene, völlig selbstständige Epoche bildet, schon merkwürdig genug. Daß es aber schon vor beiläufig 20 Jahren, in jener Periode der allgemeinen musikalischen Dürre entstand, welche auf den Tod von Beethoven und Weber folgte, in jener Periode der fast unumschränkten Herrschaft von Rossini, und anderer, diesem nachstrebenden, aber weit hinter ihm zurückbleibenden Operncomponisten: Das macht Berlioz' „Cellini" zu einem Phänomen, welches seinen Genius, der seiner Zeit prophetisch vorauseilte, auf das evidenteste kundgiebt.

Dem Festtag des 16. Februar folgte ein zweiter, am 17. Februar, in den Räumen des Großherzoglichen Residenzschlosses. Im großen Concertsaale daselbst fand ein glänzendes Hoffest statt, dessen Mittelpunkt ein Hof-Konzert unter Leitung von Hektor Berlioz bildete. — Zur Aufführung kamen: Ouvertüre zu Byrons „Corsar"; zwei Fragmente („Abschied der Hirten" und „Ruhe der heiligen Familie") aus „l'Enfance du Christ"; und „Beschwörung und Tanz der Irrlichter" aus dem dritten Theil des „Faust" — sämmtlich von Hektor Berlioz. — Fräulein Valentine Bianchi, eine geborene Petersburgerin und im Pariser Conservatorium gebildet, sang eine Arie aus „Cenerentola" von Rossini, ein Duett aus „l'Elisire d'amore" von Donizetti (mit Hr. v. Milde) und zwei russische Volkslieder. — Frau Pohl, die Harfenistin der hiesigen Hof-Kapelle, spielte eine Phantasie von Parish-Alvars, und ein junger Pianist aus Paris, Theodor Ritter, trug Adagio und Scherzo aus dem 4. symphonischen Concert von H. Litolff vor.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Vierteljahrspreis 10 Sgr.

Digitized by Google

№ 9. 2. März 1856.

Kriegslisten.

Erzählung von Gustav Junior.

(Fortsetzung.)

Alle erhoben sich; denn es war Zeit zur Arbeit zurückzukehren. Das Mövchen flatterte wieder voraus dem Hause zu. Bald waren in der Schreibstube die Pulte wieder besetzt, auch Kuno's, der nur den Frack mit dem grauen Alltagsrock vertauscht hatte. Storch allein kam nicht, denn er hatte ein Geschäft in der städtischen Brauerei. Die Stille und Emsigkeit war eben so groß wie am Vormittag; nur daß jetzt öfter bald der, bald jener Schreiber hinüber nach der andern Wand zu dem Bänkchen einen Abstecher machte, auf dem ein großer irdener Krug mit Wasser und das Trinkglas daneben fleißigen Zuspruch hatten, zumal von dem Blonden. Dieser war überhaupt gegen seine Gewohnheit der unruhigste; denn er konnte außerdem nicht unterlassen, von Zeit zu Zeit durch's Fenster zu spähen. Endlich, als er einigemal die Befriedigung gehabt hatte, über den Garten Tauben mit gefülltem Kropfe für ihre Jungen heranfliegen zu sehn, ackerte sein Kiel ununterbrochener fort. Rothschild und Kuno legten ein parmal verschiedene mundirte Schriften schweigend an bestimmte Plätze auf Alberts Pult; er selbst fuhr fort, Auszüge einzutragen. Er nahm auch für Ausfertigungen, die abgeholt, für Scheine, die gebracht und von ihm ausgefüllt wurden, Gelder ein, und kehrte nach deren Verzeichnung im Kassabuch zum Hauptbuche zurück. Darüber waren drittehalb Stunden hingegangen, als er nun die Bücher zurückstellte und auf seine Schriftenunterlage ein einzelnes Blatt legte. Er setzte beim Beschreiben desselben öfters ab, indem er sich mit Nachsinnen unterbrach, ausstrich und wieder schrieb. Er sah noch voller Gedanken über die Feder hin, als die Wanduhr schnarrte und sechs Uhr schlug. Rothschild räumte auf und lief ab, denn er begab sich um diese Zeit in eine französische Stunde. Auch Kuno und Odilon trabten fort. Jener schritt bald darauf, den Strohhut auf dem dicken Haar und am grauen Rockschoß die baumelnde Pfeifenquaste, durch

Digitized by Google

die Hausthür auf den Weg nach dem Biergarten. Odilon wandte sich nach der Post, um Neuigkeiten zu hören. Albert war am Pult geblieben. Er öffnete jetzt die Schublade, zog das Packet heraus, das ihm aus der Hauptstadt mitgebracht war, legte zu seinem Inhalt das frisch beschriebene Blatt, nahm alles unter den Arm, schloß das Pult und schritt nach der Thüre zu. Da fuhr der Blonde, der unvermerkt eingeschlafen war, und noch eben von einem Blutbad junger Tauben träumte, durch den Pultschlüssel und die Tritte aufgeweckt, hastig empor, stolperte über seinen Bock und eilte sich, einen guten Abend stammelnd zur Thür hinauszukommen, eh' sie Albert abschloß und den Schlüssel auf sein Zimmer nahm.

Der Kleine suchte sich bald darauf durch einen kurzen Spaziergang zu erholen, eh' er zu seinen Pflichten in Hof und Dach zurückkehrte. Der Wunsch, bei dieser Abendfütterung Alberten zu begegnen, ging ihm nicht in Erfüllung, doch tröstete ihn bei den neuen Verlusten, die er mit nicht geringem Verdrusse wahrnahm, einigermaßen der verheißene Rachebund, als er das Gitter des obern Schlages zuzog und dann forteilte, um in der Stadt in einem kleinen Gäßchen seinen Abend bei Mutter und Schwester zuzubringen.

Als Albert, zum Ausgang gekleidet, durch das Haupthaus, wo er für die erwartete Herrschaft Theewasser bestellte, hinunter in den hellen Hof kam, sprach er für sich mit einem tiefen Seufzer: Der Tag will auch gar kein Ende nehmen! Er schritt quer hinüber am geschlossenen Hühnerstalle vorbei in ein kleines Gebäude. Hier fand er den Kutscher bei den Pferden und hieß ihn die Einfahrt zwischen der Straßenseite des Haupthauses und dem Gartenzaun jetzt öffnen; die Herrschaft werde bald kommen. Der Kutscher folgte ihm gleich dazu, und er ging durch dies geöffnete Thor hinaus über die Gasse weg nach der Mitte der Stadt hinab in die Apotheke.

Die Finken waren noch munter und laut. Auf den äußern Fenstern des Schreiberflügels und einigen innern des Haupthauses glühte das Gold der Abendsonne, deren Wiederschein fern drüben über den Triften erglänzte. Von diesen heran wälzte sich mit melodischem Geläute die Rinderheerde in die Stadtgassen, wo dann ihr Zug durch abgehende Kühe, die zum Theil von Mägden oder Kindern empfangen wurden, sich allmählig minderte und der Schall der Glocken zwischen den Häusern verklang. „Sie kommen, sagte auf der Bank neben der Einfahrt der Kutscher zum Gartenburschen, ich kenne das Forsthausgeschirr von weitem." Bald rasselte und klang es durch die schlecht gepflasterte Gasse heran und bog sausend hinein in den Hof, auf dem Bock Baron Karl als Lenker, drin Elise der Tante und dem Vater gegenübersitzend, hinten auf dem Tritt ein Jägerbursche und der Stadtschreibereidiener. Der Gartenbursche öffnete den Schlag, der Kutscher half dem Baron vom Bocke und hielt Zügel und Peitsche, bis der Jägerbursche sie ihm abnahm. Elise sprang flink heraus und gab den Korb einer Magd, die auch frohgrüßend herzustürzte; die Tante stieg vorsichtig, der Stadtschreiber aber so lebhaft aus, daß er beinah gefallen wäre; er hieß die Magd, einen Schoppen Wein für den Jägerburschen bringen. Karl nahm äußerst artig Abschied, da er in die unselige Generalprobe müsse; die Damen drückten ihm die Hand, der Stadtschreiber umarmte ihn und warf ihm noch Grußhände nach, als er über die holprige Gasse sprang. „Ist niemand da gewesen?" fragte Elise die Magd, die zurückgekehrt dem Jägerburschen den Schoppen auf den Bock hinaufreichte. Im Hause niemand, antwortete sie; blos daß am Vormittag im Garten der Doctor Moser und seine Schwester mit dem Herrn Vetter zusammenkamen. „So — Minchen ist wieder da," sagte Elise nur halblaut. „Wo ist der Vetter?" fragte die Tante. Kaum vorhin erst in die Stadt gegangen, diente ihr der Gartenbursche. „Alles im Hause in Ordnung?" fragte ihn der Herr. Alles. Bis Sechs war die Amtstube im Gang. Zu Mittag sind die Herren Schreiber sehr lustig gewesen. Der Herr Stadtsekretär hat sie mit Wein regalirt. Wir haben des Herrn und der werthen Familie Gesundheit getrunken. — Nun schob der Jägerbursche die Mütze und reichte das leere Schoppenglas herab; der Kutscher nahm

Digitized by Google

das Sattelpferd vorn am Zügel und führte es zur vorsichtigen Wendung im Hofe. Während die Tante mit dem Bruder Elisen folgte, die vorausgeeilt war, in der Wohnstube den Thee aufzugießen, donnerte der leere Wagen links ab; denn er hatte, etwas verspätet, noch die Frau Oberamtsrichterin abzuholen zum Souper auf dem Forsthaus, damit in ihrem Hause desto ungestörter die letzten Vorbereitungen zu ihrem Wiegenfeste gemacht würden.

Der Stadtschreiber gab in seiner Schlafstube dem Diener Paletot, Frack und Stiefeln, indem er in Schlafrock und Pantoffeln schlüpfte. In der schon dämmrigen Wohnstube fand er die Tante und bald kam auch Elise wieder, die nach dem Theeaufgießen sich rasch umzukleiden gegangen war. „Nun laßt uns, Kinder, sagte der Stadtschreiber in dem traulichen Halbdunkel gemüthlich auf dem Sopha beisammensitzen und in aller Ruhe plaudern. Nur ein Weilchen, setzte er, beide umfassend, hinzu; denn ihr seid wohl müde; ich selbst habe, glaub' ich, von dem köstlichen Champagner etwas mehr als nöthig getrunken; und du, mein Goldchen hast viel gesungen und mußt dich zeitig morgen schon wieder anstrengen. Geh mir also ja bald zur Ruhe!" Ich bin wirklich etwas müde, sagte Elise. „Aber zufrieden?" fragte er, mit ihrer Hand zwischen den seinigen spielend, O ja. „Ganz zufrieden? Oder sollte noch jemand bei uns sein?" fragte er heiter. Ei, wir kommen ja erst aus großer Gesellschaft, und ich bin recht froh, zu Hause zu sein. „Nun, große Gesellschaft mein' ich auch nicht, fuhr er in seiner Rosenlaune fort; nur kleine — was meinst du?" Die sind wir selbst. „Wahr, wahr; und doch kann man sich nicht immer selbst genug sein —" Nein, gab sie ziemlich ernsthaft zu; ich bin manchmal recht unzufrieden mit mir. „Nicht doch, mein großes Mädchen! sagte der zärtliche Vater. Mach dir das nicht zum Vorwurf, wenn du über den Augenblick hinausdenkst und dir Wünsche vorschweben, die dich aus dem gewohnten Gleise rücken. Es ist Gefühl der Bestimmung, das mit Beunruhigung anfängt, aber, hoff' ich, zu deinem Glück führt. Ei, du hast es Andern auch angethan, wollt' ich wetten, und leidest nicht mehr Unruhe als du erregst. Da wird wohl der alte Vater auf Hilfe denken müssen, und sollte es ihn auch einige Veränderung kosten. —" Heut einmal verändern wir uns nicht, rief Elise, indem sie ihm den Mund zuhielt und die Wange küßte. „Schon gut! sagte er neckend; so viel läßt sich versprechen!" und schlürfte, in sich lachend, den Thee. „Ich will nun doch, sagte die Tante leichthin, Licht bringen lassen, und ging hinaus. Der Diener kam schon von der Küche her mit den Lichtern, die Tante aber gewahrte durch's Flurfenster drüben auf Alberts Zimmer auch schon Licht und ging sofort in den Flügel hinüber.

Albert schritt unruhig auf und ab. Er hatte sich, sobald er von der Apotheke aus den jungen Baron in's Wernersche Haus gehen sah, unverzüglich nach Haus begeben. Jetzt hörte er gleich den Tritt der Tante, öffnete die Thür und faßte die Eintretende an beiden Händen. Ist der Contrakt gemacht? fragte er. „Gott behüte, sagte sie lachend und setzte sich in den Armsessel; zu keiner Sylbe von Geschäft war Zeit vor lauter großer Gesellschaft von Gutsbesitzern, Oberförstern, Offizieren —" Aber der Onkel, mit seiner Liebe zur Pünktlichkeit, fragte Albert vor ihr stehend, hat er keinen Augenblick den Oberforstmeister, um ihn leise zur Sprache zu bringen, bei Seite genommen? „Nichts derart." So ist er wohl jetzt unzufrieden? „Nein, seelenvergnügt. Sie haben ihn mit Artigkeiten, Anspielungen, Zärtlichkeiten gar nicht zu Athem kommen lassen." Aber in Geschäften läßt doch sonst seine Art sich und Andern keinen Leichtsinn zu. „Nun, beim Einsteigen in den Wagen hat ihm der Oberforstmeister gesagt, er habe gewisse Dinge nicht vergessen und weil zwischen all den Conferenz-Vorbereitungen für morgen und den Gästen kein Räumchen gewesen, werde er morgen mit dem frühesten eine große Depesche schicken." So setzt er's am Ende doch noch durch. „Geh mir doch! Wenn er Red' und Antwort geben konnte und wollte: wer hieß ihn denn all die Gäste laden? Und wenn immerhin seine morgende Kreisconferenz die Gäste ihm zuzog, was konnten die ihn hindern, dem Bruder die Rate, wenn sie in B-

Digitized by Google

reitschaft war, einzuhändigen? Der Bruder hatte, so fest glaubte er's, den Kontrakt in der Tasche. Die zwei Unterschriften zu machen, war doch Zeit und Platz im Hause genug." — Aber, wandte Albert ein, zu Beidem ist auch morgen früh noch Zeit, und er mag leicht noch andere Bedingungen und Anträge zu stellen jetzt passend finden, für die heute in der Mitte der Gesellschaft doch nicht Ruhe genug war. „Richtig, das glaubt mein Brüderchen, aber wir glauben's nicht. Mich soll's belustigen, wenn der Bruder morgen nicht weiß, woher in der Eile die Rate nehmen. Zu der allein hatte der alte Baron keine Zeit. Die Anträge, die du meinst, wurden deutlich genug gestellt. Die Gnädigste hat sich des Bruders ganz bemächtigt. Nie habe ein Mädchen auf ihren Karl einen so tiefen Eindruck gemacht wie Elise. Immer stelle er sie seinen Schwestern zum Muster auf, und was dergleichen; und die Baronessen hüpften um meinen Bruder als wenn er ihr alter Liebhaber wäre. Er fühlte sich so ganz auf der Höhe, daß es ihn nicht einmal irrte, als der Oberforstmeister spät genug angefahren kam, und mit wem? Mit dem Oberamtsrichter." Mit dem! rief Albert, an diesem Tag, wie es geheißen hat, der vertraulichsten Familienzusammenkunft. „Ja, der Oberforstmeister war dir auch, so gewandt er ist, in merklicher Verlegenheit. Er umarmte den Bruder mit außerordentlichem Affekte und betheuerte, nur die dringlichsten Geschäfte können die Verspätung entschuldigen, deren Unumgänglichkeit der Herr Oberamtsrichter bezeugen könne, der deswegen die Güte gehabt, ihn zu begleiten, zu einiger Abkürzung, und zur Verschönerung der Gesellschaft. Und hernach war beständiges Manöver. Wandte sich der alte Baron zum Oberamtsrichter, so ergoß sich auf einen Blick von ihm die Baronin flugs auf meinen Bruder, machte der Oberforstmeister meinem Bruder Artigkeiten, so sprang Karl flugs zum Oberamtsrichter —" Und der Onkel? fragte Albert. „Nahm's für die ausgesuchteste Satisfaction, als gälte es nur den Augenbeweis für den Oberamtsrichter, wie intim und familiär der Bruder in des Barons Hause mit Allen stehe. Der Oberamtsrichter war auch über seine Natur freundlich und rücksichtsvoll; und der Bruder so liebenswürdig, daß er bei Tische die Gesundheit der ausgezeichneten Frau ausbrachte, die morgen ihren Geburtstag feiere. Das war dir ein Jubel —" Was hinter dem Eintreten des Oberamtsrichters steckt, weiß ich nicht, sagte Albert. „Und er ist noch dort, fügte die Tante bei, und jetzt auch sie, zum Abendessen." Albert hatte das Letzte kaum gehört. Und Elise? fragte er. „Elise, nahm die Tante auf, das kann ich dir sagen, Albert, die gefällt mir gar nicht übel. Sie ist immer ernster geworden, je vergnügter der Vater wurde. Beim Abholen heut morgen war sie im besten Humor mit Karl. Aber schon unterwegs ging's aus. Wie? das weiß ich nicht; denn wir gingen erst hinterdrein, aber ich merkt' es bald, daß er immer neu ansetzte, und sie keine Aufmerksamkeit und am Wege allerlei Zerstreuung mit einem Käfer am Gebüsch, einem Aussichtsfleckchen am Abhang, am Steg mit Uferblumen hatte. Ich mußte zu Hilfe kommen, zog mein Barönchen ins Gespräch und ließ den Vater Elisen. Das gab hernach wieder einen leichten Uebergang zu fröhlicher Stimmung. Beim Empfang im Hause natürlich war Elise ganz gutmüthig, im untern Salon und Garten munter mit den Papageien und den Baronessen. Als wir aber hinaufgegangen waren, sah ich wieder, daß ihr die Zärtlichkeit der Gnädigsten mit dem Vater, mit ihr selbst, auch mit Karl nicht behagen wollte. Dann wurden ihr Nippes gezeigt und ein brillantes Service. Als da die Baronin ihren Töchtern hinwarf: Davon bekommt ihr Nichts, Mädchen, das gehört meiner künftigen belle fille — das mißfiel ihr arg. Sie nahm sich ungemein zusammen, aber ich kenne ihre Mienen. Als erst der Gäste mehr wurden, steuerte sie ganz leicht zwischen Karl und den Offizieren durch auf einen kreuzbraven, steinalten Oberförster. Den Mann machte sie selig, so ankerte sie sich fest und so vertiefte sie sich mit ihm in die Wissenschaft der Bäume, der Waldvögel und der Jahrgangsvorzeichen. Karl bat sie mehrmals an's Piano zum Singen. Das machte sie ohne Zieren ganz ruhig ab. Nach ein paar Liedern verlangte die Baronin, die natürlich in den Himmel verzückt war, Duette; da wußte Elise die Wahl auch auf andere, als Karl

Digitized by Google

nahelegte, zu spielen, und war bei aller Gefälligkeit stolz wie eine Königin. Eh' man sich's versah, stand sie wieder bei ihrem grauen Schatz; dann sang sie ihm Jägerlieder — kurz um, sie war brav, bei Tisch und nach Tisch immer in festem Gleichmuth. Beim Einsteigen sagte sie mir in's Ohr: Ich sehne mich unbeschreiblich nach Haus. Und jetzt läßt sie sich vom Vater necken; aber mein Herr Bruder irrt sich sehr."

Albert warf sich der Tante um den Hals und küßte sie stürmisch. „Oho, rief sie lachend; das ist mir im ganzen Leben von keinem jungen Herrn widerfahren. Du bringst mir, Vetter, deine Confusion in meine feinste Haube und meine falschen Locken! Ohnehin muß ich jetzt fort, sagte sie aufstehend; also gute Nacht, und mach's gut." Fort huschte sie und er wollte noch so viel fragen und konnte nur mit dem Licht nacheilen bis sie über die Treppe hinab und am untern großen Flur war, welchem eine Lampe leidlich Helle gibt. Hier wandte sie noch einmal sich rückwärts: „Halt! das Erwartete vom Rechnungsrath; nicht wahr, es ist angekommen?" Ja, nach Wunsch, durch Moser. „Siehst du! Nun leg dich zufrieden auf's Ohr."

(Fortsetzung folgt.)

Was Weimar

in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts für die Oper that.

Von

E. W. Weber.

(Fortsetzung.)

Mit dem unglücklichen 6. Mai 1774 verstummte die Muse der Oper und des Schauspiels. Doch der einmal rege Geist blieb nicht unthätig. Was Anna Amalia wollte, setzte der junge Herzog Karl August, von großen Ideen geleitet, fort und lud Goethen, der seit 1772 durch Göz von Berlichingen und Werthers Leiden die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, nach Weimar ein. In seiner Ankunft lag etwas Ahnungsvolles. Die beiden auseinandergehenden Zeitrichtungen, das Derbe und Trotzige gegen die Formen des Lebens in jenem Gedicht, das weichlich Sentimentale der Wirklichkeit in diesem dargestellt, konnten ihre Lösung in der innern Harmonie aller Lebenselemente finden. Zunächst nun entstand mit Goethe ein frisches, freudiges, ja fröhliches wissenschaftliches und künstlerisches Leben, innig verbunden mit jeder Feier und Lust des Tages am Hofe, das freilich auch nicht selten wilde Schößlinge wie aus üppigem Boden hervortrieb. Denn neben ernsten Dichtungen entstanden auch eine Anzahl kleinerer bald lustiger Spiele, bald kecker Ausbrüche einer genialen Laune, Lebensgebilde einer jugendlichen Kraft, die jedoch alle darauf hinwirkten, durch Reichthum des Geistes, freies Spiel der Phantasie und Humor der Poesie einen höhern Sinn einzuhauchen und die theatralische Kunst auf eine höhere Stufe zu stellen. Denn bisher wurde das Theater als eine Schule der Tugend und Sitte, als ein politisch-moralisches Institut betrachtet.

Auf dem mit 1776 durch Goethe geschaffenen Liebhabertheater, welches im Sinne der damaligen Zeit wie eine wandernde Bühne bald in dem fürstlichen Hause in Weimar, bald in Ettersburg, bald in Tiefurt, auch in Belvedere und seit 1779 in dem durch den Hofjäger Hauptmann entstandenen Redoutensaale seine heitern und ernsten Spiele entfaltete, wurde die Oper hauptsächlich gepflegt; dazu kamen pantomimisch-allegorische Schattenspiele, Zauber- und Puppenspiele und die beliebt gewordenen Ballets oder eigentliche Divertissements. Goethe, der von früher für Musik und Singspiel eine Vor-

Digitized by Google

liebe hatte, war die Seele des Ganzen; ihn unterstützten produktiv mitwirkend zwei Hofleute, die in glücklicher Begünstigung eines lebensfrohen Daseins schon vorher in den Hofzirkeln thätig waren, Karl Sigismund von Seckendorf und Friedrich Hildebrand von Einsiedel. Ersterer war von dem Hofe der Markgräfin von Baireuth, wo französische Bildung herrschte, an den seinem Sinn und Streben entsprechenderen der Anna Amalia gekommen. Von der Natur mit herrlichen Kräften, mit einer reizbaren für alle geistigen Eindrücke empfänglichen Organisation begabt, von Liebe zu Poesie, Gesang und Musik erfüllt und in seinen Leistungen darin durch einen längern Aufenthalt in Italien gefördert, wußte er mit seinen schönen Talenten den geistreichen Gesellschaftskreis der Amalia durch poetische und musikalische Produkte zu erfreuen und hatte die Freude, daß viele von seinen Compositionen eigener und hauptsächlich Goethescher Lieder als Lieblingsstücke weit und breit in gebildeten Kreisen gespielt und gesungen wurden. Hildebrand von Einsiedel dagegen war, kann man sagen, am Weimarischen Hofe aufgewachsen und gebildet, ein junger Mann von tiefem Gefühl, reicher Phantasie, voll freudiger Begeisterung für alles Edle und Schöne, sowie durch feines, belebtes und anmuthiges Wesen bei allen Ständen beliebt. Beide waren am Liebhabertheater Dichter, Musiker und Darsteller, Einsiedel jedoch nur ausübender Musiker und öfters unter den Capellisten auf seinem Violoncell thätig, von Seckendorf zugleich Opercomponist. Im Spiel komischer und feiner Rollen zeichnete sich von Einsiedel aus; sein Almaviva wurde lange Zeit gerühmt. Außer diesen beiden Hofleuten gehörten viele vom Hofe und wer aus der Stadt die nöthige Kenntniß und Bildung besaß, zu dem singenden und tanzenden Personal, und manche Damen fanden in Rollen der damaligen Singspiele, wie des Faßbinders, des Milchmädchens und andrer, als Lieschen, Röschen und wie diese Landmädchen hießen, vielen Beifall. Große Opern wurden nicht gegeben; doch waren für bedeutende Singpartien zwei Sängerinnen angestellt, Demoiselle Neuhaus und Corona Schröter, welche auf Goethes Empfehlung von Leipzig gerufen, wo sie Concertsängerin war, durch äußerliche Vorzüge, durch junonische Gestalt, Anmuth und Würde in ihrem Erscheinen, durch herrlichen Gesang in ernsten Opernpartien, plastische Schönheit im Spiel des recitirenden Dramas, sowie durch eine feine Weltbildung und gefällige Tournüre eine entschiedene und auf Ueberzeugung beruhende Anerkennung fand. Dagegen konnte sie bei ihrer Persönlichkeit nicht wagen in lyrischen und naiven Rollen aufzutreten. Auch die Ballets erhielten in Madame Heinsius eine ausgezeichnete Tänzerin.

In der Operproduktion hatte Goethe das Uebergewicht. Waren es nicht neue Opern, die er gab, so waren es umgedichtete. Schon zum 30. Januar 1776, dem Geburtstage der Herzogin Luise, gab er das Singspiel Lila. Lila war durch allerlei Phantasiegebilde dem Leben entzogen und in eine dunkle Traurigkeit versenkt; auf den Rath eines weisen Mannes wurde ihr die Geschichte ihrer Phantasien vorgestellt, um sie der Wirklichkeit wiederzugewinnen. Dieser psychologisch zarte Gegenstand, mit der größten Feinheit durchgeführt, mußte die Operndichtung aus ihrer Gewöhnlichkeit herausheben; zugleich wurde durch Auftreten von Feen und andrer anmuthiger und abenteuerlicher Gestalten die Schaulust befriedigt und dem unnützen, übertriebenen Opernglanze in Dekorationen, wie er damals hie und da herrschte, begegnet. Auch versuchte sich Goethe, wie es seine Art war, jeder Zeitrichtung einmal ein Zugeständniß zu machen, mit dem vor kurzem aufgekommenen Melodrama, indem er die ernste Dichtung Proserpina schuf, zu der von Seckendorf die begleitende Musik componirte, ein Stück, was durch die Erhabenheit der Empfindungen und Gedanken, durch die Schönheit des Rythmus und der Sprache, und durch die plastische Aktion der Corona Schröter allgemeinen Beifall erhielt, wie auch später im Jahr 1815 dieselbe Dichtung, nach der Musik von Karl Eberwein, durch die Kunst der Madam Wolf hohen Genuß gewährte, und in diesem Jahr noch dreimal wiederholt wurde. Im Jahr 1777 dichtete Goethe die komische Oper, die Empfindsamen, eine Parodie der Sentimentalität, und das Lust-

Digitized by Google

spiel, die geflickte Braut, mit Gesängen und Ballets, wozu von Seckendorf die Musik gab. Auf der Rückreise aus der Schweiz 1779 entstand das Singspiel Jery und Bätely, das Goethes Jugendfreund Kayser in Zürich, später von Seckendorf, Reichard und andere componirten, ohne dem Stück, so zart gedacht es auch ist, volles Leben einhauchen zu können, obgleich Goethe von ihm sagt, er empfinde die darin wehende Gebirgsluft, wenn ihm die Gestalten auf Bühnenbrettern zwischen Leinwand und Pappenfelsen entgegenträten. Fast jedes Jahr wurde es von 1804 bis 1816 ein- auch zweimal in Weimar gegeben, früher schon zuweilen in Berlin und anderwärts, wo indeß geklagt wurde, daß es kalt lasse. Der Grund davon ist, wie auch bei andern Goetheschen Opern, der tiefere Gehalt, die ernstlichere Bedeutung und die höhere Kunstform, durch die sie sich vor andern auszeichneten, Eigenschaften, welche den Stoff nicht zu der bequemeren Gestalt kommen ließen, die der Componist nöthig hatte, um mit seinen Tönen leicht schalten zu können. Wie sehr aber Goethe daran lag, etwas für die Oper zu leisten, sollen die brieflichen Verhandlungen zeigen, die er mit seinem Freunde Kayser über die musikalische Composition seines Singspiels Scherz, List und Rache lange führte, das von ihm nach Art der italienischen Intermezzos gearbeitet und vom Tonkünstler in diesem Sinne und im Ganzen dem Dichter zur Genüge componirt war, aber dennoch nicht zur Aufführung kommen konnte. Die Ursache davon findet der Dichter zum Theil in dem Inhalte, der auf einen derben Betrug hinausläuft, der für Italien mehr passend wäre als für den rechtlichen Deutschen. An die italienischen Wald- und Buschfabeln erinnert die anmuthige Fischerin, auf die Naturbühne im Tiefurter Park am 22. Juli und 18. September 1782 gebracht. Man kann wohl behaupten, daß niemals eine Oper in einem reizenderen Gemälde schönen Landlebens, mit solch' waldgrüner, behaglicher und doch abgesonderter, zwischendurch von bewegten Fackeln und flackernden Feuern beleuchteter Natur, mit solch' frischen, unbefangenen Menschen und unter solch' anfänglich bedenklichen aber heiter schließenden Ereignissen, aufgeführt worden ist, als dieses Singspiel auf dem Fluß der Ilm. Was Goethes Erwin und Elmire und Claudine von Villa Bella betrifft, beide hatte der Dichter mit einzelnen lieblichen Gesängen wie in dem erstern Singspiele: „Ein Veilchen auf der Wiese stand", „Ein Schauspiel der Götter zwei Liebende zu sehn" schon früher gearbeitet, dann in Italien, wo er seinen Sinn für die Oper weiter ausbildete, vollständig metrisch durchgedichtet. Die Musik zu den Gesängen von Erwin und Elmire gab der Liedercomponist Johann André zu Offenbach; Claudine von Villa Bella in der letztern Gestalt componirte Reichardt. Später setzte die Herzogin Anna Amalia die Gesänge von Erwin und Elmire in Musik, sowie auch der Capellmeister Wolf, der mit vielem Fleiß noch manche Composition für das Liebhabertheater gab, wie zu der komischen Oper: Der Schulze im Dorfe oder der verliebte Herr Doktor, zu der Operette: Ehrlichkeit und Liebe, und zu der Familienheirath oder dem Rekrutenaushub, welche bei dem durch seinen Opernverlag wohl verdienten Carl Ludolf Hoffmann in den Jahren 1779, 1780 und 1782 in Weimar erschienen. Daher schreibt die Herzogin an Merck 1780: „Das dramatische Wesen hat seinen glücklichen Fortgang, und Freund Wolf thut treulich das Seinige dazu." Die Hoffmannsche Buchhandlung gab auch colorirte Costümzeichnungen, für das Liebhabertheater meist nach Oesers Vorschrift angefertigt, um costümrichtige Bühnenbilder zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Kleine Zeitung.

Weimar den 1. März 1854.

Herr Professor Griepenkerl verweilt hier, und wird seine, durch das Comite für die Dichter-Denkmäler bereits angekündigten Vorlesungen, im Laufe der kommenden Woche halten. Der Gegenstand, welchen unser Gast behandelt, berührt den Nerv der ganzen gegenwärtigen Bewegung im Gebiet theoretischer und praktischer Aesthetik, in Hinsicht auf Poesie und Musik und ist daher ganz geeignet, allgemeine Theilnahme und Aufmerksamkeit zu erregen. Die Gabe der Darstellung und des Vortrags ist Herrn Griepenkerl, wie man aus seinen Vorlesungen in Leipzig z. B. weiß, in hohem Grade eigen, und man kann somit zwei anregungsreichen Abenden entgegensehen.

Literatur.

Heinrich Heine's Tod in Paris (am 17. Februar), obgleich seit Jahren erwartet, hat in allen gebildeten Kreisen Deutschlands eine, wenn auch in ihren Kundgebungen sehr differirende, lebhafte Sensation erregt. — Heine hatte das Unglück, wenn auch nicht seinen Ruhm, doch seinen Einfluß auf den Entwickelungsgang unserer Literatur, zu überleben. Er hatte seine Mission bereits in jenem merkwürdigen Jahre 1848 vollendet, das ihn auf sein Schmerzenslager warf, von dem nur der Tod ihn erlösen sollte. — Ob Heine, wie man vermuthete, seine Memoiren vollendet hat, scheint noch ungewiß. Jedenfalls steht aber zu erwarten, daß sein gesammter literarischer Nachlaß baldigst veröffentlicht werde, dem hoffentlich eine deutsche Gesammt-Ausgabe seiner Schriften in Kürze folgen wird. Eine vollständige französische Ausgabe sämmtlicher Werke, die Alles enthalten soll, was Heine je geschrieben hat, ist von Michel Levy in Paris bereits angekündigt.

In den **Gesammelten Aufsätzen von Th. W. Danzel**, herausgegeben von Otto Jahn, (mit einer biographischen Skizze des trefflichen, zu früh verstorbenen Gelehrten) befinden sich einige sehr beachtenswerthe Aufsätze über „Goethe und die Weimarischen Kunstfreunde in ihren Verhältniß zu „Winkelmann"; über „Goethes Iphigenie und Diderot"; „Goethes Clavigo"; ferner eine Einleitung zu dem „Commentar zu Goethes „Werken".

Goethe's Faust, erläutert von Ernst Julius Saupe, ist ein neues Werk des fruchtbaren Schriftstellers in Gera, dessen hauptsächliche Thätigkeit sich Weimars Vergangenheit mit Vorliebe zugewendet hat. — Von demselben Verfasser erschienen u. A. auch Commentare zu „Goethes und Schillers „Balladen und Romanzen", sowie sehr dankenswerthe „Chronologische Tafeln" zu Goethes und Schillers Leben und Werken.

Bühne und Musik.

Zwei Dramen von Karl Gutzkow und Heinrich Laube sind die hervorragendsten Novitäten dieser Saison in der Bühnenwelt. Das Werk des Ersteren, „Ella Rose" wurde zuerst in Dresden aufgeführt und hat dort eine so entschieden günstige Aufnahme gefunden, wie kein Werk dieses Autors, seit „Uriel Acosta". Das Stück ist in München, Wien und Stuttgart zur Aufführung bereits angenommen. — Das Drama H. Laube's „Graf Essex" erschien zuerst anonym auf dem Wiener Hofburgtheater. Nachdem aber dort Publikum und Kritik das Werk, als eine sehr bedeutende Erscheinung, fast enthusiastisch begrüßten, trat der Autor mit seinem Namen hervor. — Weniger glücklich scheint das dritte Mitglied des ehemaligen „jungen Deutschland", Gustav Kühne in Leipzig, mit seinem, vor einigen Monaten versandten Trauerspiel „Die Verschwörung in Dublin" zu sein. Wenigstens hört man bis jetzt nirgend von einer bevorstehenden Aufführung. — Dagegen steht zu hoffen, daß das erste Trauerspiel des jungen Dichters Otto Roquette „Jakob von Artevelde", das Ende März zuerst in Weimar zur Aufführung gelangen wird, die Reihe jener poetischen Werke vermehrt, die auf der deutschen Bühne ihre Lebensfähigkeit mit Erfolg bewähren.

Wagner's Lohengrin ging am 24. Februar auf der Weimarer Bühne, mit theilweise neuer Besetzung, unter Liszt's Direktion wieder in Scene, nachdem diese Oper seit Oktober 1854 geruht hatte. Die Aufführung war, nach dem einstimmigen Urtheil des sehr zahlreichen, und dankbar erregten Publikums, die beste, welche wir bis jetzt gesehen haben. Neben dem Künstlerpaar v. Milde, deren vortreffliche Leistungen in den Rollen der „Elsa" und des „Telramund" längst anerkannt sind, zeichnete sich Herr Caspari, der die Rolle des „Lohengrin" zum ersten Male sang, noch besonders aus. Der wackere Künstler wurde auch, in Anerkennung seiner Leistungen als „Cellini" und „Lohengrin", von J. K. Hoheit, der Frau Großherzogin, durch Uebersendung einer werthvollen goldnen Uhr und Kette ausgezeichnet. — Fräulein Marx vom Hoftheater zu Darmstadt gastirte als „Ortrud", und zeigte sich als tüchtige dramatische Sängerin, obgleich ihre Stimmmittel leider sehr im Abnehmen begriffen sind. Um so mehr sind ihr lebhaftes Spiel und ihre verständnißvolle Auffassung hervorzuheben. — Das Auditorium ehrte die Hauptdarsteller durch wiederholten lebhaften Hervorruf.

Flotow's neueste Oper „Albin", welche vor kurzem zuerst in Wien gegeben wurde, hat auf das entschiedenste bewiesen, daß der beliebte Componist der „Martha" sich die Gunst des Publikums verscherzt hat. Die Oper machte ein complettes Fiasko, nicht weniger aber der Text von Mosenthal, der an Plattheit und Unnatur mit der Musik wetteifern soll. Mosenthal hat entschiedenes Unglück mit seinen Operntexten. Die „Lustigen Weiber von Windsor" und „Lips Tullian" haben auf unserer Bühne dasselbe zur Genüge beurkundet.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Vierteljahrspreis 10 Sgr.

Digitized by Google

№ 10. 9. März 1856.

Sonette*)

von

Friedrich Otte.

1.

Aktuar Salzmann.

Die alten Pfeiler fingen an zu beben,
Die neue Zeit ſtand kämpfend an der Schwelle
Und ſiegreich trat an der Pedanten Stelle
Ein freies Denken und ein muthig Streben.

Wie Sokrates, von junger Schaar umgeben,
Trankſt du begierig aus dem friſchen Quelle,
Die Weisheit tragend aus verdumpfter Zelle
Hinaus in's freie, neuerblühn'de Leben.

Mit Liebe faßen alle die da kamen
Zu deinen Füßen, eine Morgenröthe
Hoch überm Moder der verdumpften Grüfte.

Mit Ehrfurcht nennt die Nachwelt ihre Namen:
Lenz, Stilling, Herder und der junge Goethe,
Der küßte Aar, der ſeine Schwingen prüfte.

Weimar und Lauchſtädt.

Von

H. Lothholz.

Mit der großen Literaturepoche, die man ſchlechtweg die weimariſche nennt, ſteht durch Schiller und Goethe auch Lauchſtädt in naher Beziehung. Hier concentrirte ſich zur Zeit der Badeſaiſon nicht allein die vornehme Welt der reichen Provinz Sach-

*) Aus einem noch unvollendeten Cyclus, betitelt: „Elſäßiſche Denkſteine."

Digitized by Google

sen, sondern selbst von Dresden, Weimar und aus andern Gegenden des Vaterlandes sammelten sich hier alle, die auf einige Wochen ein genußreiches Leben führen wollten. Seit der Auffindung (ohngefähr 1711) der eisenhaltigen Heilquelle bis zum Jahr 1775 hatte das Bad wegen der von ihm ausgehenden Heilung Anklang gefunden und die Kurgäste hatten mehr ihren Blick auf die Wirkungen der Quelle, als auf den Luxus des Lebens hingerichtet. Als aber seit dem Jahre 1775 der kurfürstliche Hof von Dresden in dem bescheidenen Städtchen öfter seinen Aufenthalt genommen hatte und Friedrich August um sich für die Heilung, welche seine Gemahlin in den Bädern Lauchstädts gefunden, dankbar zu erweisen, die geschmackvollen Salons hatte erbauen, den Brunnen einfassen, Promenaden und Gärten hatte anlegen lassen, da wurde es Sitte, daß der hohe Adel Sachsens einige Wochen in Lauchstädt in nächster Umgebung des Fürsten zubrachte. Von jetzt an wurde die Quelle und Heilung große Nebensache, man kam nach Lauchstädt um hier alles sonstigen Harms vergessend einige Wochen vergnüglich hinzubringen. Es wurde jetzt in der kleinen Stadt und auf der schattigen Allee, wo die Salons mit ihren Erquickungen, die der kunstgewandte berühmte Neckerlein der Gesellschaft bot, die vom Spaziergange ermüdeten aufnahm, ein Luxus und eine Pracht entfaltet, wie sie ähnlich wohl noch nicht wieder da gewesen. Insbesondere charakteristisch für jene Zeit war es, daß die Mitglieder des Adels ein von der Lauchstädter Polizei geschütztes Vorrecht genossen, in den Reihen der Bäume ungestört von den Bürgern Lauchstädts wandeln zu dürfen; der gestrenge Polizeidiener, welcher mit der Aufsicht über die Allee und die Anlagen betraut war, rief jeden, der sich erkühnte, jene, adligen Gästen bestimmten Pfade zu betreten, mit majestätischer Stimme zu: „ans Geländer", (d. h. an die äußerste Seite des Spaziergangs) in die Nähe des Teiches, der die Anlagen begrenzt. Alle Verzweigungen und Richtungen des Vergnügens waren vertreten: glänzende Gesellschaften in den Salons, Bälle, üppige, wahrhaft luculliſche Gastmähler und vor allen Hazardspiele boten Zerstreuung und Unterhaltung allerlei Art. Und so bewahrheitete sich allerdings, was die Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen bemerken: es ist L. das sächsische Pyrmont, wo aber mehr getanzt, gespielt, gejubelt als gebadet wird. Damit aber das geistige Element nicht fehle, das all diesem Getreibe gewissermaßen erst eine Bedeutung verleihe, hatte sich auch die dramatische Kunst wenn nicht einen Tempel doch eine Bude gewonnen, in der die herrlichsten Produkte deutscher Poesie zur Aufführung kamen. Dort wo jetzt die Mädchenschule steht, wurde in einer Bude die dramatische Kunst ausgeübt. Alljährlich mit dem Beginn der Saison kamen die weimarischen Schauspieler und Musiker, um mit ihren hinreißenden Leistungen aller Herzen für sich zu gewinnen. Die Bude aber wollte doch mit dem fortgeschrittenen Zeitgeiste nicht harmoniren und der hochsinnige Carl August verwilligte auf Anregung seines großen Freundes eine Summe um ein der Kunst würdiges Theaters bauen zu können. Es handelte sich um den Platz, wo dieses der Kunst geweihte Haus erstehen sollte. Goethe hatte in der Nähe des Bretterhauses ein passendes Areal ausgewählt, aber der Lauchstädter Magistrat war spröde genug den Platz nicht für den Bau eines Theaters Preiß geben zu wollen. Doch der Dichter wußte sich zu helfen. In einer mondhellen Nacht gab er den Befehl die Bäume auf dem Platze zu fällen, wo das Theater gebaut werden sollte, denn das Mitleid mit den schöngewachsenen Bäumen war die Ursache gewesen, weshalb der löbliche Magistrat seine Einwilligung in die Proposition Goethes nicht hatte geben wollen. Nachdem nun der Gewaltstreich ausgeführt fügte man sich in das Unvermeidliche, das ja doch blos im Interesse der Commüne unternommen war und erhob keinen Widerspruch gegen solch ein Factum. Nach den Angaben Goethes schritt der Bau des neuen Theaters lebhaft fort und konnte bald zu den Zwecken der Kunst gebraucht werden. Mit einer, wie Kenner versichern, wunderbaren Einsicht in die akustischen Erfordernisse eines solchen Hauses hat der Dichter das Werk vollenden lassen. Das war im Jahr 1802. Goethe hatte seinen Wohlgefallen an diesem Hause, es entsprach seinem Zwecke vollkommen. Das Theater wurde jetzt der

Digitized by Google

Mittelpunkt um den sich das ganze Saisonleben drehte, an den Theatertagen strömten aus der nächsten Umgebung alle herbei die für dramatische Kunst Interesse hatten. Die Musensöhne von Halle insbesondere, von den Lauchstädter jetzt wahrhaften Musentempel angezogen, fanden sich in großer Anzahl ein und machten sich vor und nach den Vorstellungen öfters unangenehm, auch von Leipzig kamen Schaulustige herbei. Die weimarischen Schauspieler hatten unter den bildenden Einflüssen der großen Dichter Schiller und Goethe eine Vollendung in ihrer Kunst erlangt, wie nie vorher und nachher und solche Künstler mußten eine gewaltige Wirkung selbst auf einer kleinen Bühne hervorbringen. Wolf und Mad. Wolf, Genast, Oels, Lortzing, Malcolmi, Demoiselle Jagemann und andere bildeten auch die belebenden Elemente in dem gesellschaftlichen Leben Lauchstädts. Nach den Vorstellungen entstand unter den hohen Herrschaften gewissermaßen ein Wettstreit die weimarischen Schauspieler in die Gesellschaft zu ziehen. An schönen Sommerabenden suchten nun die in großer Vertraulichkeit mit den Gästen lebenden Künstler noch dadurch das Leben angenehm zu machen, daß die Sänger und Sängerinnen veranlaßt wurden, sich in die auf dem Teiche befindliche Gondel zu setzen und unter sanftem Ruderschlag ihre schönen Lieder dem lauschenden Publikum zur Kurzweil ertönen zu lassen. Besonders herrlich werden die Abende geschildert, an denen die Demoiselle Jagemann ihre herzergreifenden Töne in die milde Abendluft hinhauchte. Unter diesen Umständen war es natürlich, daß sich die Lauchstädter auf die Weimaraner freuten wie das Kind auf den heiligen Christ. Die Weimaraner hinwiederum waren froh auf einige Zeit ein beschauliches von lästigen Proben freies Badeleben führen zu können,*) sie hatten in L. gewissermaßen Bürgerrecht erworben und waren im höchsten Grade gern gesehene Gäste. Mit Beginn der Saison gewöhnlich im Juni pflegte man von Weimar aufzubrechen meistens zu Wagen, rüstige Fußgänger legten den Weg über Büttstädt, den kalten Hasen, Karstdorf zu Fuße zurück. Es wird erzählt, daß in uncivilisirten, von der Kultur noch nicht beleckten Dörfern beim Nahen der Schauspieler der uns jetzt freilich sehr befremdliche Ruf erklungen sei: Hängt die Wäsche weg, die Bande kömmt! Diese Verbindung zwischen Lauchstädt und Weimar dauerte bis 1814. Von jener Zeit ab minderte sich der Besuch des Bades immer mehr. Das Bewußtsein, daß Lauchstädts Ruhm an weimarische Kunst geknüpft sei, gab der Merseburger Regierung, die die löbliche Absicht hat, die Bäder Lauchstädts wieder zu heben, noch im vorigen Jahre den Gedanken ein, bei dem Großherzoglichen Hofmarschallamt nachzusuchen, es möge den weimarischen Schauspielern gestattet werden einige Wochen in L. zu spielen, doch veränderte Verhältnisse und Umstände erlaubten die Erfüllung der Bitte nicht. — Haben sich doch seit jenen Blüthetagen Lauchstädts Theater und Bäder auffallend umgewandelt, so daß schwerlich eine größere Frequenz des Bades selbst durch weimarische Künstler erzielt würde.

Goethe hat sich öfters in L. aufgehalten, wie er schreibt um des Theaters willen, hier gab er sich öfters Rendez vous mit dem großen damals in Halle unter dem größten Beifall lehrenden Philologen Fr. August Wolf; häufig ging er von hier aus nach Halle um seinen Freund dort zu besuchen und seinen für das Alterthum die Herzen der Jünglinge gewinnenden Vorträgen zu lauschen. In der Lindenallee, welche nach dem Bündorfer Schlosse führt, das dem Grafen von Zech zugehört, sucht man noch heute gern den Baum auf, in dessen Rinde Goethe und Zelter ihren Namenszug eingegraben haben. Noch heute nennt man hier mit Stolz das Haus, in dem Goethe zu wohnen pflegte.

Auch Schiller steht in Beziehung zu Lauchstädt. Der Dichter hat hier seine Verlobung gefeiert und hat so gewiß gern Lauchstädts gedacht.

*) Es wurden immer nur Stücke aufgeführt, die schon in Weimar gegeben worden waren.

Digitized by Google

Kriegslisten.

Erzählung von Gustav Junior.

(Fortsetzung.)

In den Flur des Wohnhauses hinübergekommen, sah die Tante Elisens Zimmerthür offenstehn. Elise war drin und lag im Fenster, wandte sich aber schon und kam ihr entgegen. „Der Vater schon im Bett?" fragte die Tante unter der Thüre. Ja, ich bat ihn drum. Dann habe ich deine Lampe angezündet und wollte dich erwarten. Die Tante nickte freundlich, zog die Thür zu, und sie gingen miteinander durch das anstoßende Schlafgemach Elisens in das der Tante. „Wo warst du, Tantchen?" fragte Elise, während sie ihr zum Auskleiden behilflich war. Beim Vetter; er hat mir etwas besorgt; und daß ich's gestehe, mich verlangte, noch ein wenig mit dem guten Menschen zu plaudern, der immer das Haus hütet, wenn wir aus sind. „Hat er dir nicht gesagt, ob Minchen nach mir gefragt hat, als sie den Morgen da war?" Nein. Aber das hat sie gewiß; und ihm wird Moser Neuigkeiten aus der Hauptstadt gebracht haben. „Hat denn Albert Geschäfte dort?" Doch wohl; er soll nächstens hin als Revisor. „O, sagte Elise ganz leise, aber es klang beinahe so, wie wenn man sich in den Finger geschnitten hat. Minchen siehst du doch morgen in der Gesellschaft, fuhr die Tante ruhig fort. „Ich denke, antwortete Elise, sie wird auch im Chore mitsingen. Sie singt recht sicher, die Andern halten sich gern an ihr. Sie macht alles hübsch, was sie macht!" Ja, der Apotheker hat Glück mit seinen Kindern. „Aber, fragte Elise, ist es denn gewiß, daß Albert nächstens nach der Hauptstadt kommt?" Dein Vater sagt's, und obenein mit der Aussicht nach kurzer Zeit Kameralverwalter zu werden. Aber nun dank' ich dir, Kind, fügte sie gleich bei, indem sie die Nachtjacke zuknüpfte und ihr Gebetbuch aufschlug; ich will's mit dem lieben Gott kurz machen, denn ich freue mich auf's Bett. Schlaf wohl, Elise; du warst heute recht verständig unter all den Leuten. Bleibe so, immer einfach, immer wahr gegen Andre und gegen dich selbst; so wird's recht schön mit dir werden, sagte sie mit Herzlichkeit und gab ihr den Gutenachtkuß.

Elise ging auf ihr Zimmer zurück; schlafen konnte sie noch nicht, das fühlte sie. Von dem zierlichen Bücherbrettchen über ihrem Sopha nahm sie ein Buch, setzte sich, las eine gute Zeit von Blatt zu Blatt weiter, blieb aber zuletzt lange auf einer Seite weilen und empfand, sie könne ihre Gedanken nicht bei den Buchstaben festhalten. Sie lehnte sich in das Sopha zurück und ward jetzt erst inne, daß sie während dem Lesen den ganzen heutigen Tag rückwärts und vorwärts durchdacht hatte. Da stand es klar vor ihr, der junge Baron war ihrer Neigung abhanden gekommen. Seine Schuld war es nicht, und die ihrige auch nicht. Die Sache war einfach die: Bisher war sie durch einen steigenden Austausch harmloser Gefälligkeiten auf die Höhe ihrer Freundschaft für ihn und zu dem Augenblick gekommen, wo sie ihm die Bedeutung für ihr Gefühl, welche die Angehörigen ihnen nahe legten, wo möglich eingeräumt hätte, und eben in dem Augenblick, wo sie ihn zum erstenmale mit dieser Voraussetzung wog, hatte sie ihn zu leicht gefunden. Er war diesen Morgen so angenehm als je gewesen, er hatte alle die Saiten berührt, in welchen sie bisher zusammengestimmt hatten; alles dies aber, was er bot und bieten konnte, wie gut es ihr, so lange sie ihn mit geselliger Theilnehmung ansah, gefallen hatte, war viel zu wenig, sobald es ihr ganzes Wesen erfüllen sollte. In die Felderpracht und den Hauch des heutigen Morgens, zu dieser Aufgeschlossenheit ihrer Seele im Vollgefühl des Frühlings und des Lebens wollte die Gestalt und Weise des Freundes, die so wohl angebracht im Lampenlicht des winterlichen Theezirkels gewesen, nicht ebenmäßig passen. Die erweckte Ahnung ihres Herzens, welcher Liebe es fähig sei, ließ sie mit Naturbestimmtheit empfinden, daß unter der

Digitized by Google

leichten Sympathie des Barons wohl eine mäßige Eitelkeit und Gutmüthigkeit, aber kein Kern für eine solche Liebe anzutreffen sei. Und so schmolz für Elisen die Hoffnung, die sein und der Seinigen Betragen errathen ließ, zur leeren Täuschung. Nie! nie! hatte es mitten unter ihren Anmuthungen still in ihr gesprochen, und jetzt beim Rückblick in der Einsamkeit sprach sie es laut: Nie! nie!

Also war sie mit sich im Reinen; und warum war ihr nun doch das Herz noch schwer? Was lag auf ihrer Brust wie eine ungehobene Last? Freilich, ihre Entscheidung stimmte nicht zu dem Wunsche, dem ihr Vater so warm und zuversichtlich hingegeben war. Aber sollte sie dies ängstigen? Er liebte sie viel zu sehr, um seine Enttäuschung mit einem andern als vorübergehenden Unmuth zu empfinden. Und über diesen ihm wegzuhelfen, durfte Elise, das wußte sie, auf den Beistand der Tante zählen. Denn daß diese an dem Verhältniß zum Baron keine Freude hatte, war ihr nicht verborgen geblieben. Der Vater fand sich, sah sie voraus, leicht genug darein, sie länger an seiner Seite zu behalten, wenn er sie nur fest, offen und fröhlich sah. Nun, fest war sie, aber offen? Warum fühlte sie sich nicht ganz offen und noch weniger fröhlich? Auch das wurde ihr klar und klarer, aber leichter ward ihr bei dieser Klarheit nicht um's Herz.

Als Elisen durch die Vergnügungen des Winters, die sie einnahmen, und durch die Geschäfte, die ihn fesselten, Albert gleichsam aus dem Gesicht gekommen war, hatte sie ihn darum nicht aus dem Herzen verloren. Aber die Unbefangenheit ihrer Zuneigung zu ihm war getrübt worden, als sie glauben mußte, daß er sich absichtlich von ihr fern halte, sei es, um gegen ihren unschuldigen, ja vernünftigen Antheil an der Gesellschaft Mißbilligung auszudrücken, sei es, um sie zu dem Eingeständniß zu nöthigen, daß sie seiner nicht entbehren könne. Beides widersprach ihrem Selbstgefühl, und wie sie darauf seine Annäherung an München, in dem Bewußtsein, wie viel sie selbst ihm gegolten, blos als einen Versuch ansehen konnte, durch Beunruhigung sie zu Reuezeichen zu bewegen, stieg ihre heimliche Empfindlichkeit und sie fühlte sich berechtigt, ihm eine ähnliche Beunruhigung durch ihr Beharren in Anderer Umgang nicht zu ersparen. Endlich, da gar seine Ausdauer bei Minchen sie fürchten ließ, er wolle wirklich in dieser Neigung Ersatz für eine Gleichgültigkeit suchen, die er ihr mit Unrecht vorwerfe, spiegelte ihr, das gestand sie sich jetzt, ein Zug von Eifersucht die Möglichkeit vor, daß ihr gleichfalls eine Ersatzwahl in dem Verhältnisse zu Gebot stehe, zu welchem sie ohnehin von vielen Seiten eingeladen war. Im Grunde der Seele behielt sie doch den Glauben, auf die Dauer könne sie von Albert nicht verkannt bleiben, welchen aber durch Lösung der andern Verbindungsfäden an den Tag zu legen sie sich nicht entschied, weil sie eben so wenig in vollem Ernste an die entschiedene Gefahr von Alberts Untreue glauben mochte. Dies machte sie jetzt sich deutlich und sich selbst zum bittersten Vorwurf.

Als sie am heutigen Morgen mit sicherem Gefühl empfunden hatte, daß der aufmerksam gefällige Karl in die Tiefe ihrer Seele nie hinabreiche, hatte sie im verschwiegenen Aufblick dieser Tiefe Alberts Bild wie im flüchtig scharfen Licht eines Blitzes wahrgenommen und hundert Empfindungen von der Tüchtigkeit und reinen Gemüthlichkeit seines Wesens drängten sich in die Zuckung dieses Blitzes zusammen. Unter allen Zuvorkommenheiten und Andringlichkeiten, die ihr dann in der Gesellschaft mißfällig und lästig wurden, hatte ihr ein steigendes Glück die stille Entschließung gegeben, dem wahren Jugendfreunde, wo nicht noch heute, gewiß morgen zu begegnen und ihm unverstellt ihre Seele zu öffnen. Abends bei der Heimkehr suchten ihn ihre Augen, mit fröhlicher Ungeduld stieg sie aus dem Wagen — wie eigen schmerzlich traf sie die Nachricht, daß am Vormittag Albert sich mit Minchen und ihrem Bruder im Garten getroffen und daß er eben jetzt ausgegangen sei. Doch nun erkannte sie, daß sie ihn liebe, der Glaube und Muth dieser frischbewußten Liebe kämpfte das nagende Mißtrauen in ihr nieder. Elise hatte sich im Stillen hergestellt, als sie nach Beschwichtigung der

Digitized by Google

überfrohen Laune des Vaters auf ihrem Zimmer die Tante erwartete. Aber nun die Mittheilung der Tante von Alberts naher Trennung und seinem Eintritt in eine selbstständige Stellung — wovon sie keine Ahnung gehabt, München aber und ihr Bruder schon mitwissend waren — es hatte sie in eine dumpfe Betäubung versetzt. War es denn möglich? — Und doch, es war so — jetzt erst erwachte sie völlig aus ihrer Betäubung — jetzt erst erfaßte sie die Gewißheit, daß er ihr verloren sei, und jetzt erst fühlte sie ganz, wie völlig, wie einzig sie ihn liebe.

O mein unseliger Stolz, klagte sie gegen sich selbst, der mich ihm fremd und ihn, den Gekränkten, sich selber feindlich werden ließ! Sie konnte sich's nicht anders denken als daß allein der Schmerz beleidigter Liebe ihn zu München geführt, allein die Verwirrung gesteigerter Qual in ein Bündniß gestürzt habe, an welches jetzt sein Gewissen, aber nicht sein Herz ihn fessle. Denn davon konnte sie sich nicht losmachen, daß sie selbst, nur sie ihn ganz hätte glücklich machen können, München nicht, so anmuthig und vortrefflich sie sei. Sie mußte sich ihn eben so unglücklich denken als sie selbst sich zu fühlen anfing, und sie maß sich die ganze Schuld dieses unheilbaren Unglücks bei.

Glühend von Schmerz trat Elise in's offne Fenster und starrte hinaus. Es war schon spät, aber die Sommernacht war warm, hoch übersä't mit tausend Sternen, der Hof dunkel und still, der Umriß der Gartengebüsche von unaussprechlich milder Deutlichkeit. Jenseits auf den Wiesen glitzerten Johanniswürmchen und linksher aus dem Grunde sprühten die tiefausholenden Töne der Nachtigall. Elise hörte und sah wie durch einen Schleier; ihre aufgestützte Linke griff über der Stirn in das quellende Haar, um ihre blühenden Lippen lag stockende Wehmuth — da fuhr sie empor von einem eigenthümlichen Geräusch, es war der Klang eines anschlagenden offenen Fensters, er kam von drüben vom Ende des Flügels, und wirklich — der ganze Flügel war dunkel, nur am Ende, in Albert's Fenstern — Elise zuckte, da sie es sah — war noch Licht. Der Klang des entfernten Fensters wiederholte sich, mit unbewußter Hast stieß Elise den offenen Flügel ihres Fensters auch zweimal klingend an. Dann richtete sie sich auf, sie glaubte einen schmeichelnden Ton zu hören; es rauschte etwas, es flatterte; plötzlich flügelte das Mövchen an Elisens Hals. Mit beiden Händen umfing sie das Täubchen und hielt es an ihrer heißen Wange, da fühlte sie auf seinem Flaum zwischen ihren Fingern ein knisterndes Papier. Geschwind eilte sie an den Tisch zum Licht; sie löste die Bandschleife vom Hals des Mövchens, das Billet fiel schwer auf den Tisch. In den Sessel gesunken, hatte Elise das Täubchen an der Brust, mit ihrem Halstuch umhüllt, und öffnete mit bebenden Fingern das Billet; ein Brillantring glitt in ihre Hand, während sie las:

Du hobst mich über mich und glauben hieß mich
An Dich als an mein himmlisch Heil der Geist.
Ich ward getrennt, von Zauber Du umkreis't:
Wort, Blick und Ruh, der Glaube nicht, verließ mich.
So glaub' auch Du, mein Heil: Von Dir verwies mich
Nur Kampf um Dich, der blind sich treu befleißt.
Still nahe mir mein Ziel, wenn aber dreist
Ich selbst ihm nahen wolle, wußt' ich, flieh's mich.
Mit keiner Untreu Schatten ist von Dir —
Von Dir — wie könnt' es! — je mein Herz gewichen
Und selbst der Glaube nicht, der vielumdrohte.
Irrt er: so ist mein Leben ganz durchstrichen;
Irrt nicht: so nimm, was Dir der Flügelbote,
Geliebte, bringt und gib mein Leben mir!

O Gott, du bist gütig! rief Elise; über Blatt und Hände stürzten ihre Thränen, als sie es auf den Tisch legte und damit es der Zug nicht fortnehme, mit dem Buche, das noch daneben lag, beschwerte. Den Ring hatte sie schon im Lesen angesteckt. Das Täubchen am Busen haltend, eilte sie zum Pfeilerschränkchen, wo sie aus einem Schmuckkästchen einen einfachen Goldring nahm, zum Schreibtisch, von dem sie mit dem Mö-

Digitized by Google

thigen schnell zu jenem, auf dem das Blatt lag, zurückkehrte. Sie nahm Briefpapier und schrieb hastig:

Mein Albert!

Wir wußten es doch immer beide, daß wir uns lieben: Du, daß ich nur Dich — ich, daß Du nur mich liebst. Und doch hab' ich es erst heute Morgen auf dem Weg zum Forsthaus mir selbst gestanden und mich im Stillen Dir verlobt; und heute Abend mußt' ich fürchten, Du gehörst einer Andern und war, glaub' ich, dem Tode nah; und jetzt hab' ich Deine goldnen Worte, mein Freund, und habe Deinen Ring am Finger; und hier ist der Trauring meiner seligen Mutter, für Dich von

Deiner

Elise.

Vorsichtig und rasch trocknete sie's, legte es gefaltet in ein starkes Couvert und schob den Trauring in das Eck des Couverts. Vor diesem durch den Ring beschwerten Eck knotete sie das Bändchen fest, das sie ein parmal um den Hals des Mädchens wand und verknüpfte. Schmeichelnd trug sie nun das Täubchen in's Fenster: hinaus flatterte es und nahm sicher seinen Weg. Elise kehrte zu Alberts Blatt zurück; sie überlas es nicht mehr, sie sog es mit einem Blick in die Seele, barg es an ihrer Brust und trat wieder in's Fenster; denn ihre Vorstellung flog mit der Taube zu ihm und glaubte jeden Moment der Entgegennahme, des Losknüpfens, des Lesens zu erlauschen und zu sehen. Durstig athmete ihr heißer Mund die Luft, die von dort herüberwehte, durstig die geheimnißvolle Ruhe der Nacht, die wie ein Strom von Frieden und Vertrauen über sie kam — und o wie glühten die Millionen Sterne weit umher, wie unermüdlich stiegen und schmetterten die Nachtigallenjubel! Sie faltete die Hände, fühlte, sie fest und fester drückend, den Ring zwischen ihnen, richtete sich auf und wiegte ihr schönes Haupt wie sie es heut am frühsten Morgen in leiser, süßer Ahnung gewiegt hatte, und weit über dies Ahnen hinaus war sie jetzt glücklich — sie, der vor so kurzem noch die Worte der Tante: „so wird's recht schön mit dir werden", so trostlos und klanglos an die betäubte Seele schlugen. Ja, es war schön geworden — schön unter diesem herrlichen Himmel, schön über diesen frühlingstrunknen Sängern der Mitternacht, schön in ihrer bewußten Seele, die sich aufgerichtet wiederholte: Es ist wahr! Es ist kein Traum! Es ist wahr!

Jetzt hielt die Nachtigall inne; ein voller Akkord von Alberts Guitarre war zu hören; er sang nur leise, ließ aber die Saiten in lebhaftem Spiele tönen und schloß die verklingenden Läufe wieder mit Akkorden.

Ohne ein Zeichen, daß sie's vernommen, konnte ihn Elise nicht lassen; sie hatte sich bald auf ein Lied besonnen. Sie begann es mit halber Stimme, die aber zu ihrer vollen Macht anschwoll, indem sie sang:

Der Tag entschlief in Balsamkühle,
Von oben flammt ein goldner Chor,
Von unten strahlen die Gefilde
Der Nachtigall entzückt empor.
Wie selig wacht, da Alles schweiget
Und grenzenlos der Himmel blinkt,
Nur Liebe, die von Sternen sinkt,
Und Liebe, die zu Sternen steiget!

Ein Augenblick lauschender Stille folgte auf die hellen, rein verschwebenden Töne; dann wiederholte drüben Albert laut:

Und Liebe, die zu Sternen steiget!

Die Nachtigall schmetterte wieder, von beiden Fenstern rief's wie aus einem Munde: Gute Nacht! herüber und hinüber, und die rasch geschlossenen Fenster klangen leise. Elise schwebte in ihr Schlafstübchen; sie bedurfte zur Erholung des Schlafes und ihre gesunde Jugend ließ sie ihn finden.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Kleine Zeitung.

Briefe aus Weimar.

V.

Weimar, 5. März 1856.

Zum Besten des Pensions-Fonds für die Wittwen und Waisen der Hof-Kapellmitglieder fand am 1. März, unter Leitung von Berlioz, und unter Mitwirkung des Montagschen Singvereins, der Großherzogl. Hof-Kapelle, des Theaterchores und der Solo-Sänger: Frau v. Milde, Herr Caspari, Herr v. Milde und Herr Roth, ein großes Concert im Theater statt, in welchem die dramatische Legende: „Fausts Verdammniß" von Berlioz vollständig in 4 Abtheilungen zur Aufführung kam.

Je öfter die Erfahrung lehrt, daß an vielen Orten zu derartigen Wohlthätigkeits-Concerten ein Programm zusammengesetzt wird, welches nur kleinere und schon oft gehörte Werke enthält, deren Aufführung den Mitwirkenden die möglichst wenige Mühe verursacht, dem Publikum aber nur ein geringes Interesse einflößen kann — um so mehr ist es anzuerkennen, daß das alljährlich stattfindende Pensionsconcert in Weimar, fast immer große und neue Werke zur Aufführung bringt, deren Wahl ebenso interessant, als deren Aufführung selten ist. Dadurch daß diese Concerte die einzig regelmäßigen für große Instrumental- und Vokalwerke sind, die Weimar bis jetzt besitzt, wird ihr Interesse für unsere Residenz noch erhöht.

Die ganze Faust-Legende, nach der Bearbeitung von Berlioz, ist bis jetzt nur in Moskau, Petersburg, Paris, Wien, Berlin und Dresden zur Aufführung gekommen, also in Residenzen, welchen die umfassendsten Hilfsmittel zu Gebote standen. An allen andern Orten zog Berlioz bis jetzt vor, nur die zwei ersten Theile seines „Faust" aufzuführen — Beweis genug für die Schwierigkeiten dieses Werkes. — Um so erfreulicher ist es, berichten zu können, daß die Aufführung in Weimar eine sehr gelungene war, und den genialen Meister nicht weniger befriedigte, als das Publikum zum lebhaftesten Beifall hinriß. Unsere Hof-Kapelle löste ihre schwierige Aufgabe auf jene wahrhaft künstlerische Weise, welche ihr nicht weniger, als dem aufgeführten Werk selbst zur Ehre gereicht. Die Chöre waren trefflich einstudirt und gingen sicher und präcis; unter den Solopartien sind die der Frau v. Milde (Gretchen) und des Herrn von Milde (Mephistopheles) als tadellose Leistungen besonders hervorzuheben. Nach dem eigenen Ausspruch von Berlioz ist Frau v. Milde das vollendetste „Gretchen", das er bis jetzt gehört hat, und nicht minder bewies Herr v. Milde aufs Neue, daß er nicht nur Sänger, sondern auch Künstler sei.

Ueber die Bedeutung dieses merkwürdigen Werkes und hier des Weiteren auszusprechen, wäre nicht am Ort. Es zeigt die größten und reichsten Schönheiten der Musik, neben manchen Fehlern der Anlage im Ganzen und Schwächen der Ausführung des Textes im Einzelnen, welche nachzuweisen mehr Raum erforderte, als uns hier zu Gebote steht. Das Werk ist, nach dem Ausspruch einer unserer musikalischen Autoritäten, einer wundervollen Landschaft zu vergleichen, deren Gesammt-Eindruck leider durch die Staffage geschwächt wird. — Trotzdem bleibt im Einzelnen so viel Erhabenes und wahrhaft Ueberwältigendes — namentlich da, wo Berlioz als Beherrscher des Dämonischen seinen Zauberstab walten läßt — daß wir kein Werk ähnlichen Genres kennen, welches ihm in seiner Wirkung als ebenbürtig zur Seite zu stellen wäre. — In der Nacht nach der Aufführung reiste Berlioz direkt nach Paris zurück, nachdem er sich volle drei Wochen in Weimar aufgehalten hatte.

Theater.

Der Verfasser des „Fechter von Ravenna" scheint gefunden zu sein, in der Person eines bairischen Schullehrers Franz Bacherl in Pfaffenhofen bei Starenberg. O. von Schorn hat die Entdeckung gemacht und (in Nr. 61. Beilage der Allg. A. Z.) veröffentlicht, daß Bacherl im Jahre 1853 ein Bühnenstück „Hermann und Thusnelda" oder „die Cherusker in Rom" an Laube nach Wien geschickt, dasselbe jedoch im Herbst 1854 mit dem Bemerken zurückerhalten habe, daß das Stück für die Bühne nicht geeignet sei. Eine Vergleichung dieses Stückes mit dem „Fechter von Ravenna" zeige, daß beide nach Idee und innerer Entwickelung vollständig identisch seien, nur daß die Sprache und die Ausführung der Ideen eine weit vollkommnere und umfassendere sei. Es scheint demnach, daß das Stück von Bacherl von einem Wiener Dichter zwar vollständig umgearbeitet sei, daß aber trotzdem der bairische Schullehrer der geistige Eigenthümer verbleibe. — Direktor Laube wird schließlich aufgefordert, hierüber eine öffentliche Erklärung abzugeben.

„Demetrius" von Jodenstedt, das neueste Werk des begabten Dichters der neuen Münchner Schule, ging am 28. Februar zum ersten Male in München in Scene. Dichter und Darsteller fanden in allen Akten Beifall und wurden durch mehrfache Hervorrufe ausgezeichnet. — Das Werk erscheint gelungener als die Bearbeitungen desselben Stoffes von Hermann Grimm und Alexander Puschin. Jedoch scheint auch der Bodenstedtsche „Demetrius" an Schwächen zu leiden, welche dadurch noch schärfer hervortreten, daß man zu einer Vergleichung mit dem herrlichen Torso Schillers fast unwillkührlich herausgefordert wird.

„Nur eine Seele" von Wolfsohn (in Dresden) gehört unter diejenigen Dramen, welche im Lauf der diesjährigen Saison ihren Weg mit Glück über die deutschen Bühnen machen. Zuerst in Dresden, dann in Leipzig ohne besonders durchschlagenden Erfolg aufgeführt, machte es in Berlin um so mehr Aufsehen, und erlebte dort im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in kurzer Zeit 18 Aufführungen. Auch in Karlsruhe, Königsberg und Hamburg ist das Stück bereits zur Aufführung gelangt.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Vierteljahrspreis 10 Sgr.

Digitized by Google

№ 11. 16. März 1856.

Sonette

von

Friedrich Otte.

2.

Friederike von Resenheim.

Das ewig Weibliche, das ewig Schöne,
Du holdes Kind, laß mich's in dir begrüßen,
Ob auch der Neid, die schnöde Lust zu büßen,
Dein Leben und dein Lieben noch verhöhne!

Horch! sind das nicht des Kirchleins Glockentöne?
Die Laube rauschet und dir liegt, der Süßen,
In seiner Liebe Seligkeit zu Füßen
Der glücklichste der deutschen Musensöhne.

Erröthend neigst du, zwischen Ernst und Scherzen,
Dein Haupt hernieder zum geliebten Gaste,
Dem unumschränkten Herrn in deinem Reiche.

Genügsam thront er noch in deinem Herzen,
Er, dessen Herz, das hohe, göttergleiche,
In spätern Zeiten eine Welt umfaßte.

Kriegslisten.

Erzählung von Gustav Junior.

(Fortsetzung.)

Noch graute kaum der Tag, als Albert vom Füttern der Schweizertäubin auf sein Zimmer zurückkam. Denn schon vor dem Morgen hatte ihn der Zeisig geweckt, der auch gleich von ihm versorgt worden war. Erfrischt vom Waschen und der kühlen

Digitized by Google

Ostluft stand jetzt der Jüngling im Fenster, das Mödchen dicht neben seinem Arm, und blickte in die Morgenröthe, die am fernen Waldrand eine einzelnstehende Gruppe von alten Eschen gerade dem Fenster gegenüber mit Goldstrichen durchzog. Wie oft hatte er das gesehen, wie gewohnt war ihm der Umriß dieser Bäume, die unzähligemal bei den verschiedensten Morgengedanken gleichsam die Grenze seiner Seele gebildet hatten; um so staunender empfand er bei ihrem Anblick wie so ganz anders als jemals ihm heute zu Muth war. Immer auf's Neue durchschauerte ihn sein Glück. Der Duft seiner Reseden, die girrenden Morgenlaute im Taubenthürmchen und im dämmernden Hofe, aus den Gartengebüschen jenes erwartungsvolle Tönegewimmer, mit welchem die Vögel den nahen Sonnenaufgang zu verkündigen pflegen, alles Nahe und Ferne gereichte ihm zum Wirklichkeitszeugniß und zur Abstandsmessung für den hohen Schwung seiner Seele. Unbeweglich, aber innerlich voll süßer Unruhe hörte er die verborgenen kleinen Herolde der Sonne ihren wirbelnden Tusch anschwellend verstärken, sah am Lichtsaum des Berges den Gluthball heraufrücken über den blitzenden Morgensternen und fühlte jeden seiner Pulse als einen Wellenschlag der Wonne, die steigend und wiedersteigend doch nur in sich fortwogte wie das Meer. Eine selige Klarheit strömte ihm über die vergangene Zeit seines Kämpfens und Strebens und Hoffens zurück. Das alles war ihm jetzt ein Frühling, in dessen Entfaltungsgang an jeder Schwelle des leisen Höherblühens Elise in der Gestaltenfolge ihrer Entwicklung vor ihm stand vom zarten Kind und muthwilligen kleinen Mädchen bis herauf zu der ihm heiligen Fülle der Jungfrau, die er in dieser Höhe der Gegenwart an seinem ganzen Selbst in einer unaussprechlichen Nähe empfand. Und bis jenseits in seine eigne Kindheit quoll seine Rührung und Erinnerung zurück. Der Tag stellte sich ihm wieder vor, wo er zum erstenmal den Onkel gesehen hatte. Es war kurz nach dem Tode seines Vaters, der eine große Pachtung auf lange Zeit übernommen gehabt und nach planvoller Umgestaltung der Güter, als seine Unternehmungen erst anfingen sich zu lohnen, plötzlich gestorben war. Unvergeßlich war ihm der Trost, den damals der Oheim, obgleich selbst seit Kurzem erst ein gebeugter Wittwer, seiner Schwester, der Mutter Alberts gebracht; wie er bei ihr bleibend von Allem Kenntniß nahm, bis er sie aus den Verbindlichkeiten der Pachtung mit Rettung eines kleinen Vermögens gelöst und Alberts älterem Bruder eine erwünschte Unterkunft im Geschäft eines alten Freundes bereitet hatte. Den Knaben Albert mit der Mutter wollte der Oheim zu sich holen, sobald sie den Pachthof verlassen könne; aber er konnte nur ihn allein mit sich nehmen, nachdem er die Schwester an der Seite ihres Gatten begraben hatte, dem sie rasch nachgewelkt war. Damals wußte der Oheim sein betrübtes kindliches Herz durch hundert kleine Aufträge beim Einpacken und Vorbereiten der Reise und Belobungen seiner Brauchbarkeit zu beschäftigen und im Reisewagen mit Erzählungen von allem, was ihn zu Hause Freundliches erwarte, ihm wohlzuthun. Und nun stand jener erste Eintritt in's Haus mit heller Deutlichkeit in seiner Seele, und wie das kleine Elischen aus großen Augen ihn zutraulich angeblickt. War es wirklich schon in jenem ersten Anblicken so gewesen, oder konnte sich's Albert nur jetzt nicht anders mehr denken, als daß er gleich in diesem Kinde den Engel seines neuen Lebens gesehen? Er glaubte es fest, während sich seine Hand von der Brust nach den Augen hob, weil die ersten Strahlen der Sonne blendend über die Tristen und den Garten hereinzuckten. Auf einmal huschte die Taube an seiner Seite hinaus und senkte sich mit schwirrenden Fittigen hinab in den Hof in Elisens linken Arm, die heraufsehend mit der Rechten winkte. Albert verschwand vom Fenster; wie hastig er Treppe und Hausthür hinter sich ließ, erreichte er doch die vorausgeeilte Geliebte erst im Garten.

Elise stand, ein großes Tuch um ihr Morgenkleid geschlagen und ihr reiches Haar in ein Netzhäubchen gefaßt, auf dem Wege zwischen dem Springbrunn und der Laube. Wie Albert in ihre Nähe kam, ging er langsamer, als könnte er fürchten, durch Eile sie zu verscheuchen oder wollte keinen Moment der Annäherung des heller und heller geschauten lieben Gesichts verlieren. Er wand die gefalteten Hände unter seiner Brust

Digitized by Google

hervor im unbewußten Ausdruck froher Verwunderung und einer mit Scheu gemischten heißen Liebe. Elise war bleich, aber ihr Auge glänzte von reiner Freude. Indeß er halblaut nur vorbrachte: Du bist schon auf, einziges Mädchen? that sie ihm einen raschen Schritt entgegen, faßte und hielt seinen Kopf zwischen ihren beiden Händen, so daß die Pulse seiner Schläfe und ihrer Hände aneinander schlugen, senkte ihren Blick in den seinigen, und ihre Wange färbte sich roth und röther, während sie, verweilend im liebevollen Blick antwortete: „Ja, ich mußte meinem Freund in's Auge sehen. Ich mußte, setzte sie hinzu, seine Hand fassen und festhalten", nahm, sich rasch wendend, seine Rechte in ihre beiden Hände und schritt so, an seinen Arm gedrängt, mit ihm fort, dem aufleuchtenden Tag und den frohlockenden Tönen der Frühfänger entgegen. Das Mödchen flog abwechselnd auf den und jenen Busch und dann wieder für einen Augenblick auf die Schulter des Einen oder Andern der beiden Verbundenen. Albert zog im Gehen immer wieder Elisens Hände an seine Lippen und flüsterte ihr die süßesten Namen zu. „Ja, lieber Mensch, sagte sie lächelnd und bog das edle Gesicht zu ihm hin, heute bestehst du viel besser. Denn gestern, mußt du wissen, hab' ich von einem Blumenbeet zum andern Gericht über dich Abwesenden gehalten und da wurdest du wegen treuloser Flucht schonungslos verurtheilt." Aber da war eine Königin, erwiederte Albert, ihre Hand an sein Herz drückend, eine große, gerechte, unvergleichliche Königin, die hat nicht zugestimmt und hat das Urtheil nicht vollzogen. „Albert, sagte Elise, stille stehend, mit der sanftesten Stimme, mehr als mir selbst vertraue ich dir; aber begreifen kann ich dich auch jetzt noch nicht. Du konntest freilich wissen, sprach sie im Weitergehen, daß Karl mich nicht fesseln werde, aber durftest du mich so lange allein lassen in einem falschen Schein, der mich Unerfahrene verstimmen, ärgern, verderben konnte?" Hast du es nicht bewiesen, goldnes Mädchen, rief er, daß ich es durfte? Wenn ich dir weder meinen Schmerz noch meine Sehnsucht verrathen, weder durch dein Mitleid, noch meine Huldigung dich eingenommen, ja mich so verhalten habe, daß eine kleinere Seele als du verletzt worden wäre, ist nicht ebendarum mein Glück so groß, weil ich es einzig aus der freien Wahl deiner eigenen völligen Güte mit herrlicher Gewißheit empfange?! „O, du kannst mich leicht überzeugen! sagte sie, mit ihrer weißen Hand über sein feuchtes Auge gleitend, aber wenn du mir nah geblieben wärest, hättest du's auch bald und eben so sicher erfahren, daß ich dich nicht aus Mitleid liebe, sondern weil du geliebt bist und geliebt sein mußt, und ich selbst hätte es früher erfahren und nur um so besser werden müssen." Dein liebes Herz, erwiederte er, hat es doch gewußt, daß ich nur auf den Borg der Hoffnung lebe. Und dazu war ich verurtheilt. Denn ich durfte deinem Vater und meinem zweiten Vater keinen Anlaß geben, zu denken, daß ich es sei, der seine Wünsche kreuze. Er mußte sehen und wissen, daß wenigstens nicht meine eingestandene Leidenschaft, nicht meine thätige Bewerbung schuld sei, wenn seine Plane vereitelt werden. Elise sah den Freund mit ruhigem Verständniß und Wohlgefallen an seiner Besonnenheit an. Sie waren auf dem Rasenhügel angekommen. „Nun setz dich, Beklagter, sprach sie scherzhaft-herrisch, hier mir gegenüber; denn die Frage ist noch immer, ob du, um dem Vater nicht im Wege zu stehen, deinen Versteck gerade in Mosers Haus nehmen mußtest oder ob das nicht grausam war — gegen mich — oder gegen das gute Minchen —?" Albert sah, vorgebeugt ihr gegenübersitzend, mit Unbefangenheit in ihre schön bewegten Züge, in die verloren er des Antwortens vergaß. „Du warst, sagte sie, das Mödchen auf ihrem Schoße streichelnd, gestern Abend himmlisch-gut; aber ach, es war hohe Zeit — eben vorher hielt ich dich für Wilhelminens Verlobten — was ich da gelitten habe — vielleicht nur einige Minuten lang — ich weiß nicht, wie lang — nein, ich möchte nicht denken, daß ein anderes armes Geschöpf nur einen Theil dessen zu leiden hätte —". Ihre Augen standen voll Thränen. O mein Gott! rief Albert, das Knie vor ihr beugend: Verschwende nicht diese Perlen deines Engelherzens! Er hob zu betheuern an — „Nein, Guter! sagte sie aufstehend mit dem heitersten Lächeln. Ich bedarf keines Wortes. Das wäre ja, flüsterte sie dem

Digitized by Google

Mitaufgestandenen, als ob ich das Vertrauen erst suchte, das ich groß und ganz habe. Sprich nicht! sagte sie und versiegelte, umfangen von ihm und mit beiden Händen seinen Hals umkettend, die Lippen des Entzückten mit einem langen Kuß. Und er war doch nicht lang genug, denn Albert erneute ihn wieder und wieder. Er fragte sie, wie trunkne Liebe frägt, ob sie sein sei, ob er sie nie wieder verliere. „Nie, antwortete sie ruhig, indem sie sich setzte, und ihn an ihre Seite zog. Das Mädchen spazierte zu ihren Füßen und ein Paar neugierige Grasmücken setzten sich einigemal auf die Lehne der gegenüberstehenden Bank. „Nie, dein Lamm wird dir folgen auf Schritt und Tritt. Du wirst mich fortnehmen über diese schönen Berge, sagte sie, links hinausdeutend nach den waldigen Höhen über der Landstraße, und ich werde dem Herrn Revisor den Tisch decken." Alberts Augen standen voll Verwunderung still. „Ja, ja, ich weiß schon", sagte sie kopfnickend. Er verneinte mit stummem Hin- und Herwenden des Kopfes. Liebe Elise, fragte er endlich, wer sagt denn so etwas? „Die Tante und der Vater wissen davon", gab sie zur Antwort und sah nun eben so verwundert. O, sprach er leise mit aufgehendem Verständniß, jetzt weiß ich, was die Tante gestern Morgen meinte. Das hat dein Vater eingeleitet, liebe Elise. „Der Vater? Nicht Doctor Moser? — Der gewiß nicht. „Nicht mit deinem Willen?" Wie käme mir, sagte er, ein Gedanke, den Ort zu verlassen, wo du athmest! Aber du siehst, setzte er mit sanftem Nachdruck hinzu, daß nur meine Zurückgezogenheit dem Willen deines Vaters entsprechen konnte, und daß er mich auf eine wohlwollende Weise entfernen will. „Nun, lächelte sie, tief erfreut, daß Alberts Trennungsvorsatz nur Mißverständniß gewesen, weit wird er dich nicht entfernen, wenn ich ihm sage: So weit du ihn schickst, guter Vater, so weit geht dein Kind mit. Warum, fragte sie rasch, trägst du meinen Ring nicht? So schön, wie der (sie hielt ihm ihre Hand mit dem seinigen vor Augen) ist er freilich nicht." Unendlich kostbarer, sagte Albert. Er zog ihn von seiner Brust hervor, wo er ihn verborgen an demselben Seidenbande trug, mit dem der Brief, der ihn enthielt, an den Hals der Taube gebunden gewesen. Dann verbarg er ihn wieder, und drückte die Hand auf die Stelle seines Herzens, wo er lag. „Nein, sprach Elise, ihre Hand dazu legend, steck ihn an und geh mit mir zum Vater, ich sage ihm Alles." Albert, der kein Auge von ihr verwandte, und dessen klares, kräftiges Gesicht von Rührung über die Wahrheit und Entschiedenheit des Mädchens leuchtend, ganz Seele war, sagte sanft: Das hat mein Wohlthäter nicht um mich verdient, daß wir ihn so gewaltsam überraschen sollten. Mir würde es weh thun, und wenn es ihn seine Güte noch so sehr verbergen ließe, daß das erste Wort unseres Geständnisses ihm jetzt nur ein unangenehmes, unwilliges Gefühl erregen könnte. „Lieber, entgegnete sie, er wünscht nichts wärmer, als daß ich glücklich sei, und hängt an dir viel mehr als er sagt". Aber jetzt, erwiederte Albert, wo er noch so ganz erfüllt ist von andern Lieblingsgedanken — — „Gerade dazu, unterbrach Elise, hab' ich ihn zu lieb, um ihn dies leere Spiel mit vergeblichen Einbildungen länger fortspielen zu lassen". Nein, laß, Engel! bat Albert, es geh'n ihm, denk' ich, bald von selbst die Augen auf; dann gibt er ohne störendes Beigefühl, aus eigner Bewegung, froher und beglückender seinen Segen. „Wenn ich mir nun Gewalt anthue, erwiederte Elise, mit steigendem Erröthen ihn betrachtend, und verberge den Stolz, daß dieser liebe Mensch mir gehört: wird es klug sein? Wird nicht vielleicht des Vaters Irrthum sich schlimmer verstricken?" Ich habe noch, sagte Albert, indem er ihre Hand mit beiden Händen an sein Herz drückte, eine heimliche Hoffnung, daß es sich bald und schön entscheide. Vertrau meinem Stern, dem Stern der Waisen! Hab' ich nicht seit dem Unglück meiner Kindheit in Allem weit über Verdienst Glück gehabt? Hab' ich mir gestern diesen seligen Morgen versprechen können? mir, sagte er aufstehend, aber immer ihre Hand festhaltend, zwischen all diesen goldenen Morgenschimmern hier im säuselnden Laub Dich goldenstes Mädchen versprechen können mit diesem Himmel deiner Augen zu mir, daß ich mein Loos preisen müßte, und wenn ich in diesem Augenblick stürbe! O, schloß er mit schwärmerischem Blick, o Gott du bist gütig! „So stammelte ich gestern, Albert,

Digitized by Google

flüsterte Elise aufspringend, als ich dein liebes Blatt las! — Nun, mein Freund, ich thue, was du willst. Und jetzt, setzte sie, an ihn geschmiegt, mit fragendem Blick hinzu, siehst du mir aus, als ob du schon gehen wolltest?" Ich muß, antwortete Albert, Vorbereitung treffen, daß ich bei Zeiten in die Stadtwaldung komme, um den Schlag zu revidiren und der heutigen Holzversteigerung anzuwohnen. „Da kommst du wohl gar vor Abend nicht wieder?" fragte sie. Es ist nicht viel, sagte er, und ich reite; ich bin wohl wieder da, wenn ihr aus der großen Gesellschaft kommt. „Und dann seh' ich dich?" Gewiß, denn ich habe dann dem Vater doch Einoderanderes zu melden. „So sollst du für diesmal, seltenster Mensch, entlassen sein unter einer Bedingung, sagte sie. Du folgst mir noch auf mein Zimmer, nur so lang, daß ich dir meine Arie singen kann; dir zuerst, sonst mag ich sie in der Gesellschaft nicht singen." O herrlich, rief Albert, aber, brachte er gleich nach, wenn dein Vater mich auf deinem Zimmer trifft? „Keine Furcht! rief sie; ich nehme noch nicht Abschied!" und schon war sie seinen Armen entschlüpft und flog hinab durch den Garten. Albert sah nach, so lang die schwebende Gestalt zu sehen und zwischen Bosketen hervor wieder zu sehen war. Dann blickte er um sich in die leuchtende Welt über alle Waldgürtel der funkelnden Berge umher und schritt langsam nach.

Als er dem Hof nahte, sah er in der Küche schon Bewegung; sonst war das ganze Haus noch still. Er schlich behende die Treppe hinauf, Elisens Zimmerthür stand offen. Als er eingetreten sie zuzog, drückte ihn Elise auf den schon bereit gestellten Lehnstuhl, steckte in sein Knopfloch ein Paar Blumen, die sie auf der Flucht mitgenommen, und setzte sich dann flugs an's Piano. Mit einem kurzen Präludium, welches gleich die einfachtreffende Weise Glucks, Rührung und Willenskraft auszudrücken, erkennen ließ, begann sie jene Arie aus Alceste: „Ihr Götter ew'ger Nacht —", in der die Heldin ihren Entschluß für den Gatten zu sterben, mit schwärmerischer Freude ausspricht.

So ungeeignet gerade dies Gesangstück für ein Familienfest froher Art scheinen könnte, war es doch für die Geburtstagsfeier, von der schon so oft die Rede war, nicht ohne Sinn gewählt worden. Das ganze Festspiel, das an diesem Vormittag aufgeführt werden sollte, bezog sich nämlich auf die Gefahr, in welcher die Oberamtsrichterin an ihrem vorjährigen Geburtstag noch schwebte. Sie hatte damals durch sorgenvolle Pflege ihres Gatten in einem schweren Krankheitsanfall sich selbst ein Nervenleiden zugezogen, welches unmittelbar nach seiner Genesung sie bedenklich niederwarf und die Ihrigen über ihren Geburtstag hinaus, der darum nicht gefeiert werden konnte, in banger Besorgniß hielt. Bald darauf war jedoch in einem Heilbade ihre glückliche Erholung erfolgt. Auf die Erinnerung also dieses Familienereignisses hatte der Vikar nach dem Wunsche des Oberamtsrichters das Festspiel angelegt. Der Prolog schloß mit Ankündigung des Rückblicks in diese Tage. Das erste Bild stellte die Parcen dar, welchen eine knieende Frau, vom Rücken gesehen, in die Hände fiel. Hierbei sollte jener Gesang aus Alceste die Aufopferungswilligkeit der gefeierten Frau in's Gefühl bringen. Dann hatte die Tochter (Pauline selbst spielte sie) aufzutreten und in ihren Empfindungen zwischen die Freude über des Vaters Rettung und die Angst um die Mutter getheilt, dem Genius des Hauses flehend zu opfern. Das Erscheinen des Genius, der die Hilfe der Heilgötter vermittelte, und die mehr und mehr bethätigte Theilnehmung des Olymps und himmlischen Tugenden diente, sowohl die frohe Wendung der erinnerten Bedrängniß als auch unter idealen Bildern und Reden die ausgezeichneten Eigenschaften der Gefeierten hervorzuheben und Verheißungen künftigen Göttersegens anzuknüpfen, bis mit dem letzten Bild, welches die Gruppe aller Musen vorstellte, die Beglückwünschte zur Musenpriesterin und ihr Haus zum Tempel der Musen erklärt werden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Was Weimar
in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts für die Oper that.

Von
E. W. Weber.

(Fortsetzung.)

Die Einsiedelschen Opern, die in diese Zeit fallen, haben etwas Anziehendes, denn es läßt sich nicht läugnen, daß er für die Oper vorzüglich organisirt war. Die Handlung darin ist einfach und dem Auge klar, durch verschiedene Situationen lebendig fortschreitend und zur schnellen Exposition führend; die Gesänge haben Frische und Beweglichkeit, da sie nicht zuviel Ideelles enthalten, und die Klänge, die angeschlagen sind, weder durch Schwere der Worte, noch durch Silbenmaß, noch durch Wortstellung gehemmt, leicht dem musikalischen Ausdruck sich fügten. Sein Schauspiel Adolar und Hilaria stellt ein artiges Bild des Zigeunerlebens dar und ist von muntern Gesängen belebt, z. B. wenn die Zigeunerhaufen in der Ferne anstimmen:

Nach Hause,
Nach Hause,
Zum Schmause!
An Eistern, an Spatzen,
An Fröschen, an Katzen,
An Schuhu, an Raben,
Zigeuner sich laben. —

oder sie ihr Leben schildern:

Frisch und flink,
Guter Ding,
Froh und frei
Der Zigeuner sei!

oder über die Liebe ihres Hauptmanns spotten:

Die Liebe macht weich,
Die Liebe macht bleich u. s. w.

und zum Contrast Hilaria in Sehnsucht nach dem Geliebten singt:

Süße Sorgen,
Stille Leiden,
Sind der Liebe
Schönste Freuden,
Sind der Liebe
Schönstes Band.

Auch ist das Weinlied recht artig. Aehnlichen Inhalts mochten Einsiedels „Räuber" sein, welche im Walde bei Ettersburg bei Lampenschein und Fackeldecoration aufgeführt wurden, wenn sie nicht ein- und dasselbe Stück mit dem 1784 herausgegebenen Adolar und Hilaria sind, wie denn Goethes Stücke: die Empfindsamen, die geflickte Braut und der Triumpf der Empfindsamkeit dem Inhalte nach übereinstimmen, in der Ausführung aber verschieden waren.

Gern gesehen wurden auch die Wassergeister von ihm, eine Operette als Scenarium. Ein bloßer Entwurf der Handlung, mit kurzer Angabe des Zusagenden, nach Art der comedia dell' arte der Italiener, welche geschickte und geübte Darsteller erforderte, um in dem Augenblick der Aufführung leicht etwas Schickliches zu erfinden, dem Spiel aber auch mehr Wahrheit und Leben brachte, als wenn der Dialog in geschlossener Form ausgeführt wurde. In solchen extemporirten Stücken waren mehrere Mitglieder des Liebhabertheaters sehr gewandt. Das meiste Gewicht legte der Dichter in die Gesänge, besonders in die der Nixen. Die Handlung, größtentheils auf einer Wiese, wo die Nixen hausen, von der Abenddämmerung bis in die Nacht vor sich gehend, bewegt sich zwischen einem Rendez vous, welches Junker Anton von der Frau Baronesse von Frohenstein sich erbeten und unter Verstellung bewilligt erhalten hat, und der Entführung von Lorchen, der Tochter des Schulmeisters, die drei Liebhaber auf einmal hat, aber unter diesen dem Jäger Franz den Vorzug gibt. Junker Anton auf die Wiese ge-

Digitized by Google

kommen, wohin er bestellt war, wird von Fröschen, Unken und Nixen in grotesken Masken empfangen und wegen seiner unschicklichen und verwegenen Anmuthung gezüchtigt, was eine Nachahmung einer Shakespeareschen Scene ist. Während die Nixen und ihre Diener den in ein Netz verwickelten und am Boden liegenden Junker umhüpfen und mit lustigen Gesängen necken und verspotten, bis er zur Besonnenheit zurückkehrt, wird Lorchen von dem Jäger Franz entführt. Diese Täuschung wird zuletzt entdeckt, die Entflohenen kommen zurück, bitten die Eltern um Verzeihung und um ihren Segen. Diese Operette wurde 1782 zu großer Freude der Zuschauer ausgeführt. Belustigend war auch Einsiedels kleine Karrikaturoper Orpheus und Eurydice, mit der Musik von v. Seckendorf, in dem Schlosse zu Ettersburg zum Erstenmal und dann öfter in Weimar gegeben. Um diese Zeit dichtete auch v. Seckendorf das Singspiel Superba, componirte es jedoch nicht selbst, sondern ließ es von dem Capellmeister Wolf in Musik setzen und brachte es auf die Bühne, wo es eine Zeitlang Beifall fand. Außerdem erfand Goethe verschiedene Ballets, die meist von Kindern ausgeführt wurden, wie die Weiber von Weinsberg. Ein solches der sinnigsten Art erfreute am 30. Februar 1782 zum Geburtstage der Herzogin, wo ein Amor am Schluß der hohen Fürstin ein Gedicht auf einem Bande überreichte. Alle diese Entwürfe kamen zur Bellomoschen Gesellschaft, als diese in Weimar spielte, und sind mit ihr verschwunden.

Mit dem Jahre 1783 schloß das Liebhabertheater, das die höhere Gesellschaft Weimars beschäftigt und belebt hatte. Die Seele desselben, Goethe, in ernste Geschäfte vertieft, hatte sich zurückgezogen; auch andere Umstände waren eingetreten, welche eine Aenderung nöthig machten. Aber die Lust für die Oper blieb und die Früchte die ihre bisherige Pflege gebracht hatte, sollten in der zu Anfang des Jahres 1784 unter Bellomo eingeführten Gesellschaft gezeitigt und genossen werden. „Diese Gesellschaft, schreibt Karl August am 15. Januar 1784 an Knebel, ist eben nicht ausnehmend gut, doch hat sie das Glück, ziemlich gute Stimmen zu besitzen und sehr guten Geschmack in Auswahl der komischen Oper zu haben; sie spielen meistens italienische Musik, deren Schönheit die Güte des Spiels und der Uebersetzung ersetzt.“ Man sieht hieraus, auf die Oper kam es dem Hofe vorzüglich an und komische Opern waren vor allem beliebt, eine natürliche Neigung, da die komische Oper neben der Zauberoper, die ihren Flug ins romantische Land nimmt, die allein berechtigten Gattungen sind, die besonders ausgebildet werden sollten, wenn auch im Laufe der Zeit vortreffliche Opern entstanden, deren Sujets weder in das eine noch in das andere Gebiet gehören. Daß nun aber italienische Opern neben französischem Liedergesang der deutschen Bühnen sich bemächtigten, da doch die deutsche Oper einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan hatte, war ein offenbarer Nachtheil insofern, als die begonnene Ausbildung eines eigenen Charakters derselben gehemmt wurde. Die Deutschen trugen selbst die Schuld davon. Eine Menge junger Tonsetzer gab es, nicht von Bedeutung aber aufstrebenden Sinnes, die getrieben wurden Opern zu componiren, um bald einen Namen zu erlangen, sich aber begnügten vom ersten besten Textschreiber Texte zu erhalten, die zu keiner guten Musik begeisterten und ohne Wirkung bleiben mußten. Oder fand der Componist auch einen guten Dichter, so wußte dieser doch nicht, was musikalische Dichtung für Gesetze und Forderungen habe und aus der Composition wurde es auf diese Weise auch nichts Ordentliches. Daher wandten sich die Schauspieldirectoren, um nicht das Publikum und sich selbst lange zu täuschen, an die Italiener, deren vorzüglich ausgebildete Gesangschule den Glauben beförderte, daß ihre Oper selbst zugleich hinsichtlich der Composition, ganz das sei, was sie sein solle, und die besonders mit ihrer komischen Oper willkommen waren, zu der das deutsche Volk eine große Zuneigung hatte. Aber die Uebersetzungen dieser Opern waren gewöhnlich sehr schlecht. Die darin in den achtziger Jahren vorgenommene Entfernung des den Italienern eigenthümlichen Recitativs veranlaßte Schwierigkeiten und führte zu Trivialitäten im gesprochenen Dialoge.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Kleine Zeitung.

Briefe aus Weimar.

VI.

Weimar, 12. März 1856.

Zum Besten der Dichter-Denkmäler hielt Herr Professor Dr. Griepenkerl aus Braunschweig, im großen Saale des Stadthauses am 4. und 11. März, zwei öffentliche Vorlesungen über das Thema: „Was heißt kunstgeschichtlicher Fortschritt in Poesie und Musik". — In der ersten Vorlesung beschäftigte sich der Vortragende mit Erörterungen über die allgemeinen Grund-Principien der Aesthetik: den Begriff der Schönheit; die Verwirklichung der Schönheits-Idee im Kunstwerk; (als Mikrokosmus der Zeit, der es angehört, aufgefaßt) die Kunst-Principien unserer Zeit, im Verhältniß zum Wesen der Kunst und zur Geschichte; die Berechtigung der Kunst-Kritik, und das Wesen des Fortschritts in der Kunst, welcher darin sich kund giebt, daß der, dem Kunstwerk zu Grunde liegende Gedankeninhalt, mit der Weltanschauung (wie sie die Geschichte repräsentirt) wächst und die, der Idee entsprechende Form, sich gleichmäßig erweitert.

War der Gedankengang der ersten Vorlesung, durch seine allgemeinere philosophische Haltung, vielleicht nicht allen Zuhörern vollständig zur Klarheit gekommen, so brachte die zweite Vorlesung verdeutlichende Beispiele, indem der Vortragende namentlich an den letzten Perioden unserer Literatur-Geschichte, von 1740 bis jetzt, den Probirstein für seine Principien fand. — Mit der Darlegung der wesentlichen Verschiedenheiten und späteren Annäherungen von den charakteristischen Gruppen der Vertreter des Realen und Idealen, in Gottsched und Bodmer, Hagedorn und Haller, Wieland und Klopstock, Goethe und Schiller, verband er eine Parallele zwischen den Fortschritten in Poesie und Musik, indem er Wieland — Haydn; Goethe — Mozart; Schiller — Beethoven gegenüberstellte. — Die aufgestellten zwei Reihen der Kunstthätigkeit, die noch tieferer Vermittelung fähig seien, durchdringen sich, nach Prof. Griepenkerl, im Humor, dessen erster Durchbruch in Jean Paul zur künstlerischen Erscheinung kam, aber seinen Vertreter im Fortschritt der Gegenwart noch nicht gefunden habe. — Die Vorlesungen waren recht zahlreich besucht. JJ. KK. Hoheiten, der Großherzog und die Frau Großherzogin beehrten dieselben mit ihrer Gegenwart. Höchst erfreulich ist es, zu vernehmen, daß die Brutto-Einnahme der Vorlesungen eine Summe von 183⅓ Thalern ergeben hat, welche dem Comité der Dichterdenkmäler von Professor Griepenkerl vollständig übergeben wurde.

Literatur und Kunst.

Der Fechter von Ravenna hat seinen Vater noch nicht gefunden. Heinrich Laube hat eine Erklärung veröffentlicht, aus welcher hervorgeht, daß der artistische Direktor des Wiener Hofburgtheaters das Stück des Schullehrers Bacherl gar nicht gelesen, und, bei dem Eintreffen von dessen „Cherusken in Rom", das Manuscript des „Fechters von Ravenna" schon seit acht Monaten in Händen hatte. Der „Fechter von Ravenna" sei spätestens im Jahre 1853, möglicherweise aber auch noch viele Jahre früher geschrieben, folglich müsse Laube die Anklage, daß er dem Verfasser des „Fechters" das Stück des Schullehrers zur Ueberarbeitung gegeben habe, entschieden zurückweisen. Uebrigens sei der Name des Verfassers in Wien keinem Kunstverständigen zweifelhaft. (Halm?) — Die ganze Verhandlung dürfte aber zur Folge haben, daß der Verfasser des „Fechters" nunmehr mit seinem Namen, und mit einer offenen Erklärung hervorträte, um alle weiteren Muthmaßungen zu entkräftigen. — Franz Bacherl ist aber durch den „Fechter" doch zu einem „Namen" gekommen. Münchner Künstler und Schriftsteller haben ihn bereits aufgefucht, seine Lebensumstände kennen gelernt, seine Manuscripte geprüft und — sein Porträt gezeichnet. Ein Verein von Wiener Literaten beabsichtigt, den Bacherl auf gemeinschaftliche Kosten nach Wien kommen zu lassen, und sein Stück auf einem Vorstadt-Theater aufführen zu lassen. Der bairische Schullehrer hat folglich allen Grund, Herrn O. v. Schorn (einem gebornen Weimaraner) für seine wohlmeinende Reclame zeitlebens dankbar zu sein.

Die, als „Gustel von Blasewitz" berühmt gewordene verwittwete Senator Renner, geborne Segadin, ist am 24. Februar in Dresden, im Alter von 93 Jahren verstorben. Schiller verweilte oft in dem Hause ihres Vaters in Blasewitz, als er bei seinem Freunde Körner im gegenüberliegenden Loschwitz sich aufhielt, und seinen „Don Carlos" (1787) dort vollendete. In Folge eines Scherzes führte sie Schiller als „Gustel von Blasewitz" in seinem „Wallenstein's Lager" ein. Die alte, in glücklichen Verhältnissen lebende Dame, die als eine Erinnerung an den großen Dichter immer mit Interesse betrachtet wurde, hat ihn ein halbes Jahrhundert überlebt. Der Name, den ihr Schiller gab, dürfte sie wohl noch um manches Jahrhundert länger überleben.

Alfred de Vigny hat so eben ein Drama „Mozart" vollendet, das von der (französischen) Kritik sehr gerühmt wird.

Friedrich Hebbel hat seine neuesten Dramen „Michel Angelo" und „Gyges und sein Ring" im Buchhandel erscheinen lassen, da eine Aufführung derselben kaum zu erwarten ist, und der Dichter wohl selbst darauf von vornherein verzichtet hatte.

Briefe von Klopstock sollen, in einer neuen Sammlung, vom Hamburger Archivar und Geschichtsschreiber Lappenberg demnächst veröffentlicht werden.

Ein neuer Kunstverein, ein Zweig-Verein des Gothaischen, ist in Meiningen gegründet worden.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Vierteljahrspreis 10 Sgr.

Digitized by Google

№ 12. 23. März 1856.

Charfreitag und Ostern.

Lied von Spervogel.

Aus dem 12. Jahrhundert.

Christ willig sich zur Marter gab,
Er ließ sich legen in ein Grab:
Das that er durch die Gottheit.
Damit löst' er die Christenheit
Aus heißer Hölle Grunde.
Er thats und thut es nimmer mehr:
Daran gedenke, Mensch, zu aller Stunde!

Am osterlichen Tage dann
Erhub sich Christ aus Grabes Bann,
Der König aller Kaiser,
Der Vater aller Waisen,
Und sein Geschöpf erlöst' er.
Ein Licht schien in der Hölle Nacht:
Da kam dem armen Menschenkind der Tröster.

O. S.

Kriegslisten.

Erzählung von Gustav Junior.

(Fortsetzung.)

Elise hatte die Arie, in der ein so edles Feuer aufstrahlt, gern übernommen. Jetzt aber war es ihr nicht anders, als ob sie nur dann sie vor Andern singen könnte und dürfte, wenn sie der Geliebte voraus im wärmsten Erguß ihrer Stimme vernommen habe. Die Erinnerung, wie der junge Baron in seiner gestrigen Aeußerung diesen ihren Gesang sich

Digitized by Google

ganz besonders hatte zueignen wollen, wirkte mit, sie zu einem Beweise für sich selbst zu bestimmen, daß dieses Recht nur Albert habe; so wie überhaupt ihre Empfindung dahin ging, daß sie mit nichts Anmuthigem, was sie könne, Andern früher und mehr als ihm gefallen dürfe und wolle. Weil aber außerdem ihre Begeisterung für das musikalische Schöne und ihr Eifer, sich darin zu bilden, in der letzten Vergangenheit ihre Aufmerksamkeit von Albert abgelenkt und sie sogar in seiner gleichzeitigen Zurückhaltung eine Widerwilligkeit gegen dies edle Bestreben gearqwohnt hatte, verlangte sie um so mehr, zur Abbitte dieses Unrechts nach einem Ausdruck davon, daß sie eines eben so empfänglichen Sinnes für das Schöne und einer mitfühlenden Freude an ihrem Fortschritt in demselben von ihm gewiß sei. Zu alledem kam noch ein Vorgefühl, daß sich in der Bewegung der Arie selbst ihr eigenstes Gefühl befreien werde. An der Furcht, den Geliebten zu verlieren, hatte sich in der vergangenen Nacht ihre Liebe zur völligen Reife entwickelt, mit der Vorstellung des Unglücks, dem er verfallen sei, das Gefühl ihrer Innigkeit für ihn seine glühendste Klarheit gewonnen. Es war gewesen wie tiefstes Aufblühen und Todesurtheil in einem Augenblick. In diesem kurzen Moment, wo sie mit dem eintretenden Bewußtsein, ihm leidenschaftlich anzugehören, ihn sich entrissen für immer wähnte, hatten sich blitzschnelle Gedankenversuche, was sie noch, und wäre es mit der äußersten Selbstverläugnung, zu seinem Glücke thun könne, zu einer Empfindung zusammengedrängt, die nicht wohl anders auszudrücken wäre, als daß sie sein Opfer sei, daß sie für ihn sterbe. Diesen Sturm zu erschöpfen ließ ihr der schnelle Eintritt seiner Treuversicherung keine Zeit. Darum zitterte nach der Widerlegung des Wahnes der Schmerz, mit dem er sie durchzuckt, zugleich mit dem Gefühl, daß er der Maßstab ihrer Liebe geworden, noch immer in der Tiefe ihres Herzens nach. Diesen Ueberrest von Schmerz zu verhauchen und in den Schwung einer freudigen Hingebung zu lösen, war die Arie ganz gemacht. Im Singen selbst erfuhr dies Elisens gehobenes Herz an der wohlthuendsten Erwärmung. Als sie an die Stelle kam: „Der Tod für den Geliebten, es ist ein süß Gefühl", worein Glück den unmittelbarsten Ausdruck reiner Seelengüte gelegt hat, und als die nächsten Worte: „Es weiß das Herz neu zu beleben, und hebt es hoch empor" in der Steigung der Töne das Aufglänzen einer Liebe, die den Tod überschwingt, wiedergaben, da ward Elisen im lauten Ausathmen ihrer Hingebung frei und groß zu Muth, ihr lichtes Auge war schmerzlos gefeuchtet, und die siegende Hoffnung, die in der Zeile: „Ich fühle erneuete Kräfte" sich wiederholt, die Sicherheit, die in jener: „Ich nahe kühn mich dem Ziel" zum Triumph wird, klang lebensvoll aus ihrer Brust als ein blühendes Dankopfer.

Albert fühlte die eignen Bewegungen des Mädchens, die in diesen hohen Gesang mitaufloderten; er konnte seine Rührung nicht bergen, und was er, zu Elisen hingetreten, stammelte, ließ ihr keinen Zweifel, daß sie verstanden sei. Das Lied dieser Nacht, versicherte er, und dieser Morgengesang könne niemals in ihm verklingen. Er wußte dann auch seine Auffassung von Glucks hinnehmender Weise, der in seinen Melodieen Natürlichkeit und Adel so rein verschmelze, treffend zu Elisens besondrer Freude auszudrücken. Und länger als sie merkten, spann sich das Gespräch der Glücklichen leis und lebhaft und traulich flüsternd fort.

Unterdessen war die Tante aufgestanden, sie hatte, nachdem sie in der Küche nachgesehen, sich im Oberstock in den Fremdenzimmern beschäftigt. Eben wie sie die Treppe herunter kam, eilte von der untern eine Magd aus dem Oberamtsrichterhause herauf und traf mit ihr im Flur zusammen. Das Mädchen bielt ein Billet hin, an Elise überschrieben, und bat um mündliche Antwort. Die Tante nahm's und war im Begriff in Elisens Zimmer zu treten, als Albert heraustrat. Zwei Schritte zurückweichend, machte sie große Augen, um ihre Lippen schwebte ein gutmüthiger Scherz; weil aber das Mädchen noch nahe dahinter stand, sagte sie kein Wort. Albert war auch sprachlos, aber Gesicht und Bewegung redend genug, als er ihre Hand ergriff und küßte. „So? sprach sie leise und lustig, bekomm' ich Ueberhang?" (Ueberhang heißen da zu

Digitized by Google

Lande diejenigen Früchte an einem Obstbaum, die jenseits der Gartengrenze über dem Boden des Nachbars hängen und unweigerlich diesem zufallen). Den Augenblick lang, den Albert gebückt blieb, legte sie ihre Hand auf seinen Lockenkopf und dachte an die gute selige Schwester. Als er fortflog, sah er sich im Rücken der Magd noch einmal um, indem er den Finger an den Mund legte, allein die Tante war schon in dem Zimmer, wo seine Geister auch noch weilten.

Elise hatte schon ihr Morgenkleid abgelegt und ihr aufgelöstes Haar wallte tief hinab, während sie mit Leichtigkeit die schlanke Gestalt zurückbiegend und hin und herwendend, es neu zu ordnen beschäftigt war. „Ei, sieh! sprach die Tante, da sie das Mövchen von seinem Futterkörbchen neben der Thür aufgescheucht hatte, da ist ja dein Kreuztäubchen wieder! Es ist doch schön, wenn die alten Freunde wiederkommen." Ueber alles! gab ihr Elise zu, indem sie die Flechten von den leuchtenden Augen wegschob. Die Tante reichte das Billet hin. Es enthielt die dringende Bitte Paulinens an die Freundin, heute früher als alle Andern, wo möglich jetzt schon, zu ihr zu kommen. „Thu's, rief die Tante, der sie's gleich vorgelesen; du sollst im Augenblick dein Frühstück haben, dann machst du dich fertig. Ich entschuldige dich beim Vater, sobald er auf ist. Er sieht dich ja doch dort und freut sich, wenn du den Leuten gefällst." Elise nickte und die Tante beschied unverzüglich draußen die Magd, die fortstürzend beinahe umgerannt ward vom hastigen Laufjungen des Forsthauses. Aha! sagte die Tante, wie er heraufstolperte, und nahm den Brief, den er brachte. Gut! schon gut! sprach sie freundlich, indem sie den Brief sachte befühlte und auf der Hand wog. Der Junge kehrte flugs um, und da eben der Stadtschreibereidiener aus dem Oberstock, von wo er den Laufjungen kommen gesehen, herunterkam, hieß ihn die Tante den Brief dem Herrn hineintragen, während sie ihren Weg nach der Küche fortsetzte. Der Stadtschreiber war noch zu Bett, aber wach. „Sonst nichts?" fragte er, als der Diener den Brief überreichte, entließ den verneinenden Konrad gleich wieder und schickte sich an, aufzustehen. Konrad ging nach dem Hofe, um die Platten zu kehren und den Kies der Wege mit dem Rechen zu ebnen; denn die untere Fütterung war vorüber und der Blonde bereits im obern Schlage.

Als die Tante hinter Elisens Frühstück drein aus der Küche zurückkam und schon der Magd, die es hineintrug, auf dem Fuße folgen wollte, hörte sie vom andern Flur Alberts klirrende Tritte schallen, der gesport herankam. Sie wartete auf ihn, ging mit ihm wieder zurück nach der großen Frühstückstube, die noch leer war, holte selbst sein Frühstück aus der Küche, und wie sie es ihm vorsetzte, flüsterte sie: „Die Depesche aus dem Forsthaus ist schon da." Sie lächelte seinem gespannten Blick entgegen. „Eine Geldsendung?" fragte er. „Das weiß ich nicht, antwortete sie, ihm gegenüber Platz nehmend; aber nach dem Gefühl zu urtheilen, kann der Brief kaum einen einzigen Bankschein oder Wechsel enthalten. Also frühstücke du einstweilen mit Herzensruhe." Albert gehorchte, schien sich aber mindestens eben so sehr als an seinem Morgentrank an der heitern Zuversicht in der Miene der Tante zu stärken, so haftete sein Blick an ihr. Wollen sie, liebe Tante, bat er sie, wohl dem Onkel, wenn er auf ist, die gestrige Zustellung vom Vetter Rechnungsrath übergeben? Ich habe sie hier, sagte er, in die Brusttasche greifend. „Bring sie ihm doch selbst hinein, mahnte die Tante, der Brief hat ihn doch aus den Federn getrieben, vielleicht vertraut er dir dann auch etwas von seinem Inhalt, da kann ein Wort das andre geben." Ich fürchte nur, erwiederte Albert, eine Unterredung könnte mich verspäten, so daß ich im Stadtholz mit der Revision nicht zu Ende käme vor Anfang der Versteigerung. „Du kannst ja, beharrte sie, gleich diesen Augenblick zu ihm eintreten. Deine Zustellung wird ihm gute Laune machen. Der Brief, den er hat, wahrscheinlich weniger. Wenn er leer ist, wie ich glaube, und der Onkel sagt dir etwa, daß ihm Geld ausbleibe, dessen er heute benöthigt sei, so sag' ihm ohne weiteres, du könnest es schaffen ohne Provision." Ich? fragte Albert verwundert. „Sag's nur, wiederholte sie, ich besorg' es dann. Frägt aber er um's Nähere,

Digitized by Google

so bitt' ihn nur, auch hierin sich ganz auf dich zu verlassen, erklären wolleſt du's hernach, da du jetzt in's Holz müſſeſt." Sich auf mich verlassen — sprach Albert fast verschämt, indem er aufstand, so groß thun stünde mir schlecht; ich will ihn bitten, sich auf meinen Schutzgeist zu verlassen, der mehr weiß als ich. „Immerhin ein bischen groß gethan," sagte die Tante und klopfte ihm, als er sich nach der Thüre zum Schlafzimmer des Onkels wendete, ein Paarmal auf den Rücken, wie um ihn vorwärts zu treiben. —

Das Paket in der Hand trat Albert in die Schlafstube und dann unter die Thür des Wohnzimmers. Der Stadtschreiber saß, die Schlafmütze etwas verschoben, an seinem Sekretär, vertieft in den Brief. Bei dem Geräusch drehte er sich mit sammt dem Lehnstuhl halb herum: „Lieber Albert, rief er, was es sei, mach's, wie du willſt; du machſt ja alles recht; nur ungefragt laß mich heute. Ich habe da Dinge, für die ich meine Zeit und meinen Kopf brauche." Ich reite, sagte Albert, in die Stadtwaldung und bin erſt Nachmittag wieder hier. „Schön, schön! Gehab' dich wohl," sagte der Oheim und rückte sich mit dem Lehnstuhl wieder ab.

Albert steckte das Paket in die Tasche und kehrte zurück in die Frühstückstube, wo so eben die Schreiber ankamen. Der Blonde trat gleich zu ihm. Ach, seufzte er, es ist fürchterlich leer im Schlag. „Melden Sie's nachher nur dem Onkel ganz wie es ist, sagte Albert, und setzen Sie hinzu, ich verspreche baldige Satisfaction." Der Blonde füllte, wieder etwas getröſtet, seine Tasse. Alle wünschten Albert einen vergnügten Morgenritt. Die Tante schloß, aus der Küche tretend, sich seinem Schritt an und vernahm, wie kurz seine Audienz gewesen. Um so gewisſer, sagte sie, hat der Oberforstmeister einen Seitensprung gemacht. An Elisens Zimmer entließ sie ihn mit einem Händedruck. Sein Pferd stand schon unten. Er lief noch einmal auf sein Zimmer um das Paket mit andern Papieren zu vertauschen, saß aber nach einer Minute auf seinem Klepper und ritt in mäßigem Trab durch die Stadt; wie er aber auf den Feldweg kam, wo von schattigen Waldschluchten her frische Luft in's lichte Thal spielte und über seinem Haupte die Lerchen trillerten, ließ er tüchtig ausgreifen, um vor Eintritt der Hitze vorauszukommen. (Schluß folgt.)

Was Weimar

in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts für die Oper that.

Von

C. M. Weber.

(Fortsetzung.)

Opern der Art konnte Bellomo in Weimar nach den Vorgängen, die das Opernwesen daselbst gehabt hatte, wohl ein- und zweimal bringen, nicht leicht zum dritten Male. Denn das Publikum hatte bei seiner Empfänglichkeit für theatralische Musik auch ein geläutertes und richtiges Gefühl für die Schönheiten der Sprache und Handlung der Fabel. Daher wurde hier bald Abhülfe getroffen. Die bewährte Thätigkeit des Kammerherrn von Einſiedel griff von neuem ein; er bearbeitete italienische und französische Texte für den Vortrag auf der Weimarischen Bühne, vorzüglich Opern mit Paiſiello's Musik, welche durch Einfachheit, Correktheit und Eleganz, sowie durch Anmuth und Lieblichkeit der Melodie ausgezeichnet waren. Beaumarchais Barbier von Sevilla, von Großmann überſetzt, mit Gesängen von F. L. Benda, wurde anfänglich gegeben, aber weil auch diese Ueberſetzung wie die andern viele Schwächen hatte, bearbeite te von Einſiedel dieſes Stück nach der vortrefflichen Musik Paiſiellos, wodurch es sehr gehoben wurde. Diese Bearbeitung brauchten auch andere Theater. Es folgten von demſelben Tonkünſtler die drei Opern die Infantin von Zamora, das Narrenhaus und die Zigeunerin (nach J. Zin-

Digitized by Google

gari in Fiera), jede in zwei Akten, die nach der Umbildung v. Einsiedels einen guten Erfolg hatten. Einen Gewinn brachte auch die Einsiedelsche Bearbeitung der Salierischen Oper: die Schule der Eifersüchtigen (la scuola di gelosi). Schade, daß nicht auch die Zauberhöhle des Trophonius (la grotta di Trofonio) von demselben Tonkünstler, die noch in ihrer alten erbärmlichen Gestalt auf der Bühne erschien, von derselben kunstgeübten Hand eine bessere Form erhielt; denn die Salierische Musik vereinigte Anmuth und Zierlichkeit mit deutscher Kraft und Würde. Von eigner Erfindung waren Einsiedels Zauberirrungen in 2 Akten mit der Musik von Wolf. Auch von Seckendorf wurde der Blumenraub unter Bellomo aufgeführt und von Kotzebue der Eremit auf Formentera in 2 Akten, mit Musik von Wolf.

Wie durch Einsiedels Hülfe die Gestaltung des Bellomoschen Opernrepertoirs an Geschmack und feiner Form gewann, so widmete der Verbesserung desselben seine erfolgreichen Bemühungen auch noch ein andrer fleißiger Mann Weimars. Rühmlich bekannt durch seine Schriften aus dem Bereich des Ritterthums, vorzüglich aber durch seinen Rinaldo Rinaldini, den der feine Kenner und edle Dichter Gustav Schwab in seinem Wegweiser durch die Literatur geradezu als „eine literarhistorische Unsterblichkeit" bezeichnet, ist er doch weniger als er es verdient, durch seine an drastischer Wirkung reichen Theaterstücke bekannt, unter denen z. B. das Lustspiel die Glücksprobe den Charakter der Gurli vorgebildet hat, durch welchen später Kotzebuesche Dramen das lebhafteste Interesse in und außer Deutschland erregten. Dieser fleißige Mann ist Ch. Aug. Vulpius, ein geborner Weimaraner, damals herzoglicher Archivar, später Oberbibliothekar. Unter Bellomo suchte er die italienischen Opern auf jede Weise zu fördern und für ihre Umgestaltung zu sorgen. So erschienen von ihm auf der Bühne z. B. der betrogene Geizige, 3 A., mit Musik von Paisiello, der Liebestrank, 2 A. mit Musik von Piccini, die Schatzgräber in 2 A., mit Musik von Cimarosa, ferner: Unter zwei Streitenden siegt der Dritte, 3 A., mit Musik von Sarti. Am meisten von diesen hatte der betrogene Geizige Erfolg. Ihm stand der herzogliche Concertmeister Kranz zur Seite, den die Herzogin Amalie 3—4 Jahre zu seiner Ausbildung im Auslande, namentlich in Italien, hatte reisen lassen, wo der berühmte Cimarosa sein Lehrer in der Direktion der Oper gewesen, nochmals auch sein Freund geworden war und auch stets nebst Mozart sein Musikliebling blieb. Ebenso stand er zu Haydn und Paisiello in freundschaftlicher Beziehung. Vulpius und Kranz arbeiteten zusammen; was jener umgebildet hatte, richtete dieser musikalisch ein.

Außer diesen verbesserten Opern, bestanden manche auf dem Repertoir in guter oder wenigstens erträglicher Gestalt, wie z. B. die beliebte Oper „Robert und Kelliste," nach dem Italienischen von Eschenburg, mit der Musik von Guglielmi und Piccini, aber auch viele schlechte gingen mit unter, meist deutschen Ursprungs; weshalb sich Bellomo hauptsächlich an das Ausland wandte.

Darauf mögen sich wohl Goethes Worte beziehen, wenn er in einem Briefe an Knebel am 30. December 1785 sagt: „Leider ist das deutsche lyrische Theater überall erbärmlich; wer singen und spielen kann, zieht sich zum italienischen und das mit Recht." Aber was Bellomo thun mußte, für gute Texte sorgen, that er für sich nicht oder nur selten, da ihn nicht Kunstsinn, sondern Finanzspeculation leitete. So wurde geklagt, daß Anfossi's schöne Musik in der Oper „die verfolgte Unbekannte" den schlechten Text von Stephanie zur Unterlage hatte, daß selbst die Schauspieler ungern darin spielten. Der Unsinn in der Salierischen Oper „die Höhle des Trophonius" konnte wegen ihrer schönen Musik auch keine Gnade finden; dazu kam das gemischte Kostüm, halb altgriechisch, halb römisch, zum Theil neugriechisch, und der Signore Trophonio sah halb aus wie der Zauberer Merlin, aus den Zeiten der Tafelrunde, und halb wie ein orientalischer Molla. Was die Sänger und Sängerinnen Bellomo's betrifft, so ertheilt über sie den besten Aufschluß ein Bericht Goethe's an Karl August vom 9. December 1808, wo es heißt: „die Directoren fanden es sehr bequem, mit sehr wenigem Aufwand von

Digitized by Google

Naturell und Talent, das Publicum zu unterhalten, ja zu entzücken. Man erinnere sich der Zeit, in welcher ein Ackermann lange auf dem Weimarischen Theater für den ersten Buffo, und seine Frau wenigstens als zweite Sängerin gelten mußte. Man erinnere sich der Gattin des Director Bellomo, die mit einer leidlichen Stimme, einem völlig oberdeutschen Dialect und einem unscheinbaren Aeußern, mehrere Jahre die ersten Liebhaberinnen vortrug."

Am Ende der achtziger und zu Anfang der neunziger Jahre war das Bellomo'sche Theater schwach und meistentheils unbedeutend besetzt, und das Publicum klagte über diese Gleichgültigkeit des Directors. Da ließ der Hof im December 1790 Herrn und Madam Beck vom Mannheimer Theater kommen und 6 Wochen lang Gastrollen spielen; Herr Beck trat im Schauspiel, Madam Beck als beliebte Sängerin in der Oper auf. Sie gab zuerst in der Mozart'schen Oper „die Entführung aus dem Serail" von Bretzner die Konstanze, und riß durch einen starken, wohltönenden und kunstvollen Gesang hin. Auch sang sie die Lilla in der Oper gleichen Namens, die Rosalie im Doctor und Apotheker, die Lucia in Einsiedels Zigeunerin vortrefflich und mit einstimmigem Beifall. In gleicher Weise zeichnete sich Herr Beck als Hamlet und in verschiedenen Rollen des Schauspiels als trefflicher Darsteller aus. Beide bei ihrer Abreise fürstlich belohnt, ließen die lebhafteste Sehnsucht nach Umgestaltung des Theaters zurück.

Diese erfolgte Ostern 1791, als der Contract mit Bellomo ablief. Carl August errichtete sogleich das Hoftheater und übergab Goethe die Ober-Direktion. Nach dem Willen des kunstsinnigen Fürsten sollte die neue Bühne vor allem die Oper pflegen und daneben ein leidliches Schauspiel zu erhalten suchen, und Goethe einstimmend meinte, durch Begünstigung der Oper werde die Schaulust des Publikums gesichert und möglich gemacht, gehörigen Fleiß dem Schauspiel, das von Grund aus zu beleben sei, zuzuwenden. Daher suchte er mit der Oper, besonders der komischen, zu vermitteln, deren anmuthige Lieder und Melodien sich in die Seelen einfängen und lange nachklängen, über das Gewöhnliche weghöben und den Sinn für das Poetische anregten und förderten. Die nächste Sorge Goethes war natürlich, was das Publicum verlangte, für durchgebildete Texte zu sorgen. Viele Opern lagen vor, schon benutzte und im Texte schwache, oder auch weniger bekannte und solche, welche die Herzogin Amalia und Goethe selbst aus Italien mitgebracht hatten. Diese mußten übersetzt, oder wenn sie schon übersetzt waren, verbessert oder durchgedichtet werden. Diese schwierige Arbeit, deutschen Text fremder Musik unterzulegen, die Worte, die hart unter die Musik gingen, gefügsamer zu machen und doch die einfachen, leichten und gefälligen Melodien zu erhalten, übernahm von neuem Vulpius und mit und neben ihm der Concertmeister Kranz; auch machte es Goethen zuweilen Freude, die letzte Hand anzulegen, manches Lied zu ändern und zu besserer Singbarkeit einzurichten oder auch eigene Lieder einzufügen. So kam es, daß Weimar um die bessere Gestaltung und die Hebung der Oper damals sich verdient machte. Ueberallhin verlangten die Theater die Weimarischen Bearbeitungen, wie Leipzig, Breslau, Königsberg, Hamburg, Berlin und andere Orte. Manche wurden in Weimar nicht aufgeführt, die anderwärts in der erlangten neuen Gestalt zur Aufführung kamen.

Zunächst kamen auf der neuen Bühne die Dittersdorfischen Opern zur Blüthe. Goethe sagt in dem angeführten Bericht: „Dieser Art (wie unter Bellomo) auf eine genügsame Weise sich zu vergnügen, gab Dittersdorf neue Nahrung. Personen aus dem gemeinen Leben, lebhafte Intriguen, allgemein faßlicher Gesang verschafften seinen auf einem Privattheater entstandenen Opern einen allgemeinen Umlauf, und wer in Weimar mag sich nicht gern des rothen Käppchens erinnern, mit dessen heiterer Erscheinung das jetzige Hoftheater eröffnet wurde." So leicht und heiter diese Compositionen waren, so waren doch die Texte, welche dem Componisten vorlagen, elende Machwerke von Dichtung, voll von Absurditäten, meistens italienischen Herkommens und aus alten italienischen Opernbüchleins zusammengetragen. Alle diese Opern nun, die dem Zeit-

Digitized by Google

geschmack nicht mehr entsprachen, wurden von Vulpius umgeändert. Neben dem so umgebildeten rothen Käppchen, was in Berlin in seiner erbärmlichen Gestalt durchaus nicht gefallen wollte, gefiel auch sehr die früher aus 4 Akten bestehende, aber von Vulpius in zwei Akte zusammengezogene Oper „Betrug durch Aberglauben"; ja kein Singspiel hat in kurzer Zeit auf den verschiedenen Bühnen so viele Wiederholungen und zwar immer bei vollem Hause erfahren, als dieses, den Doctor und Apotheker etwa ausgenommen, dem Vulpius ebenfalls ein besseres Kleid gegeben hatte. In gleicher Weise gefiel auch Hieronymus Knicker, wenn er mit vieler Laune gespielt wurde. Andere Opern von demselben Componisten, der Schiffspatron, Hokus Pokus, der gefoppte Bräutigam, mit dem italienischen Titel lo sponso purlato, alle in dem schönen leichten, charakteristischen Stil componirt, der dem Dittersdorf so ausschließlich eigen ist, aber im Text sehr der Veränderung bedürftig, wurden von Vulpius von ihren Plumpheiten und ungehörigen Späßen befreit und erhöhten in ihrer neuen Gestalt die Beliebtheit des Componisten. (Schluß folgt.)

Zur Literatur.

Wir haben noch eine Schuld abzutragen: wir wollten den Lesern unseres Blattes von Zeit zu Zeit eine kurze Uebersicht neuer Erscheinungen in der Belletristischen geben. Bei der Auswahl kann uns nicht nur die Rücksicht auf wahrhaft Bedeutendes leiten — sonst bedürfte ein längeres Stillschweigen kaum einer Entschuldigung, denn Werke der Art sind inzwischen nicht häufiger geworden; wir wollen vielmehr von unserem Verzeichnisse auch solche Arbeiten nicht ausschließen, die entweder um des schon bekannten und geachteten Namens des Verfassers willen, selbst wenn sie als Fortschritt nicht zu betrachten wären, oder als Erzeugnisse junger, noch wenig bekannter Talente unsern Antheil mit Recht beanspruchen.

Dramatische Literatur.

Friedrich Hebbel hat ein Drama in zwei Acten herausgegeben: Michel Angelo (Wien, Tendler u. Comp.), eine Künstler-Anekdote, unseres Wissens nicht historisch. Dadurch, daß Michel Angelo eine von ihm selbst gefertigte Statue vergraben und als Antike auffinden läßt, findet er Gelegenheit, den Hochmuth der Kritiker und den Neid der Kunstgenossen zu züchtigen. Wenn demnach das Stück als Drama auch nicht bedeutend ist, so liegt doch in der Bitterkeit wieder eine gesunde Kraft und darum möchten wir hieraus gern auf eine Umkehr des Verf. von seinen früheren Wege hoffen.

Wilhelm Jordan's Liebesleugner, die wir im Laufe dieses Winters auf der hiesigen Bühne gesehen haben, sind jetzt auch im Druck erschienen (Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer). Die Feinheit des Dialogs und des Verses macht beim Lesen eine noch anmuthigere Wirkung als bei der Vorstellung, wo der Reim zuletzt ermüden muß, zumal in dem überwiegend lyrischen dritten Acte. Der Hauptfehler des Stückes scheint uns aber darin zu liegen, daß die psychologische Aufgabe, die der Dichter sich gewählt hat, nicht auf der Bühne gelöst wird, sondern schon beim Beginne des zweiten Actes die Lösung vollendet ist. Nur die Erklärung wird durch Mißverständnisse hinaus geschoben.

Ein junger Dichter, Albert Lindner, tritt mit einem dramatischen Gedichte: Dante Alighieri (Jena, Fr. Maute), so viel uns bekannt, zum ersten Male vor die Oeffentlichkeit. Der so gefaßte Stoff kann nicht tragisch wirken, weil er nach dem ersten Acte aufhört dramatisch zu sein. Der Verf. zeigt ein schönes lyrisches Talent, als Probe wollen wir einige Verse anführen, die der verbannt umherirrende Dante spricht (S. 69):

O mein Italien ist schön! Sehst, Herr,
Da liegt's in violettem Duft, als hätte
Der Frühling seine ew'ge Residenz
Hier aufgeschlagen, und der Himmel säbe
Mit liebestrunknem, schweigendem Entzücken
Auf seine Braut, die leis entschlafen sei
Bei ihrem Spiel, mit Blumen sich zu kränzen.

Was wir dem jungen Dichter empfehlen möchten ist: Einhaltung der Gesetze der verschiedenen Gattungen der Poesie und — Maßhalten.

Die zahlreichen Verehrer des amerikanischen Dichters Henry Wadsworth Longfellow machen wir auf eine gelungene Uebersetzung seines Schauspiels: der spanische Student von Dr. Karl Böttger (Dessau, Baumgarten u. Comp.) aufmerksam. Das Drama selbst kann nur als eine sehr skizzenhaft dramatisirte Novelle gelten, es ist nach der Gitanella des Cervantes gearbeitet, die lyrischen Vorzüge des Verf. treten aber auch hier in reichem Maße hervor.

Ein Trauerspiel von Guido Konrad: die letzten Messenier (Wien, Karl Gerold's Sohn) heben wir hervor, weil es uns ein dramatisch-lebendiges, bedeutendes Geschichtsbild zeigt, dem einzelne tragische Züge nicht fehlen. Zu einer großen tragischen Gesammtwirkung kann es aber nicht kommen, da wir an einem Kampfe zwischen dem Heloten- und dem Spartanerthume, der nur geführt wird, um zu entscheiden, welche Partei die andre vernichten oder knechten soll, überhaupt kein sittliches Interesse nehmen können; der Helotenheld Aklidas kämpft für eine Sache, die den Sieg nicht verdient und da er das nicht ein Mal fühlt, darüber nicht in Zwiespalt mit sich selbst geräth, kann uns sein

Digitized by Google

durch plumpen Verrath herbeigeführtes Ende auch nicht tragisch erschüttern. Hier läßt der Vers. den Vorhang fallen, ohne den Ausgang des Kampfes zu zeigen.

Gustav Kühne hat die Bestrebungen der Irländer im Jahre 1796, mit Hülfe Frankreichs sich von England unabhängig zu machen, zum Stoffe eines dactigen Drama's gewählt: die Verschwörung von Dublin (Leipzig, E. H. Mayer). Diesen Bestrebungen können wir nun so weniger eine innere Berechtigung zusprechen, als gleichzeitig der englische Minister Pitt den Irländern vollkommene Rechtsgleichheit mit England anbieten läßt. Der irische Held, Fitzgerald, erkennt schließlich, nachdem der Aufstand vereitelt und er selbst zum Tode verwundet worden ist, daß es für Irland nichts besseres giebt, als Pitt's Vorschlag anzunehmen. Das geschieht dann auch noch, während die französische Flotte im Sturme scheitert. Wir fragen: wozu dann der ganze Aufstand?

Epische und lyrische Dichtungen.

Gustav Reinhart's Gedichte (Leipzig. Otto Wigand) zeigen ein Talent, das auch meistens der Form mächtig geworden ist. So sehr jedoch der Dichter nach vorzugsweise kräftiger Gestaltung seiner aus den schroffen politischen und socialen Gegensätzen unsrer Zeit entsprungenen Ideen strebt, so sehr bezweifeln wir auch, daß ihm ein Fortschritt möglich sein wird, da wir seine rein materialistische Weltanschauung auch in der Poesie für die unfruchtbarste halten.

Von Adolf Stern liegen uns zwei Bücher: Poetische Erzählungen und zwei Frauenbilder vor (Leipzig. Heinrich Matthes). Wir sehen auch im letzten Werke noch ein nicht immer siegreiches Ringen des jungen Dichters mit der Form und eben so oft ein Bestreben, welches mehr durch die Wahl abenteuerlicher Begebenheiten als durch Vergeistigung des Stoffes zu wirken sucht. Doch ist hier wie dort manches Verheißende und Erfreuliche, namentlich manche lebendige Naturschilderung. Von den Stoffen halten wir die Ada Pitella für den am glücklichsten gewählten und wünschten, daß ihn der Dichter noch in breiterer, epischer Weise ausführte.

Adolf Schults hat ein historisches Gedicht, Ludwig Capet, herausgegeben (Elberfeld. Bädeker'sche Buch- und Kunsthandlung). Jede Dichtung soll ihren Stoff, sei er ein historischer oder erfundner, vollständig enthalten und nicht einen wesentlichen Theil desselben, als aus andern Quellen bekannt, beim Leser voraussetzen. Das Gedicht des Bfs. aber würde dem mit den Einzelheiten der französischen Revolution unbekannten Leser großentheils unverständlich bleiben. Auch abgesehen hiervon, hat der Bf. nicht vermocht, bei dem Leser einen lebendigen Antheil an der Dichtung zu erwecken.

In Felix Dahn's Gedicht Harold und Theano (Berlin. F. A. Herbig) ist die Form vortrefflich, und die Handlung fesselt uns an ihren raschen, kräftigen Verlauf, der uns durch die lebendigen Gegensätze des verfaulten Römer- und Heidenthums, der verfolgten Christen und der mit unwiderstehlicher Kraft hereinbrechenden Germanen führt. Nicht einverstanden sind wir mit dem Schlusse, der Untergang des jungen Sachsenhelden wird durch eine etwas unbegreifliche Arglosigkeit von seiner Seite und durch eine zu thörige Verblendung der Römer herbeigeführt; auch fehlt die innerlich genugthuende Lösung. Dennoch können wir nur in Friedrich Rückerts Wort einstimmen:

Duftige Blumen aus Nord und aus Süd — Harold und Theano —
Liebliche Blüthe, die noch reichere Früchte verheißt.

Briefkasten.

Herrn S. i. A.: Die drei Sprüche im Prinzessinengarten in Jena. Diese freundliche Gabe soll in einer der nächsten Nummern Aufnahme finden. — F. v. G. i. Genf: Ihre Mittheilungen über die religiösen Zustände in der französischen Schweiz sind uns zugekommen. — Herrn S. i. G.: Mit Hans Sachs wird das 3te Quartal begonnen. — Herrn K. i. Detmold: Weimar und Jena 1851. Haben Sie Dank, daß Sie in der Detmolder Bibliothek unserer gedacht haben. — Herr S. i. M.: Zwölf Frauenbilder. — Sind wohlbehalten hier eingetroffen. — Herrn G. H. i. F.: Lassen Sie „die Henne" schreien. Wir danken Ihnen, daß Sie uns mit dieser, uns bis jetzt noch unbekannt gebliebenen Zeitschrift bekannt gemacht haben. — Herrn St. i. S. bei München: die Anecdote soll benutzt werden. — Herrn St. i. B.: Jean Paul in Weimar. Sie erhalten nächstens Antwort. — H. A. i. Wien: Das Griechenthum in Weimar. Wir haben bis jetzt Nichts von Ihnen erhalten. — Herrn O. i. Elsaß: die eingehenden Beiträge sind dankbar benutzt. Um Fortsetzung wird gebeten. — Herrn G. i. Mecklenburg. Erhalten. — Herrn D. v. H. i. A.: Außer Ihren 5 Frühlingsliedern sind uns noch 46 andere zur Aufnahme in das Sonntagsblatt eingesandt. Mehr Raum für solche Flügelschläge freier Seelen! Vielleicht findet No. 1 Aufnahme. — Herrn D. i. F.: „Im wunderschönen Monat Mai" sollen unsern Lesern mehr Lieder gebracht werden. Dann folgt auch Ihre Barcarola. Von Neapel nach Sorrent, erscheint Anfang April in diesem Blatte. Um die Fortsetzung wird gebeten. — Herrn Sch....r in H.: In den Osterferien bitte an uns zu denken. — F. D. i. W.: Die ungedruckten Gedichte Goethe's haben wir erhalten. — Ueber Schillers Jugend folgt nächstens ein Artikel. — Herrn B. i. M.: „Die Körbe des Meininger Landes". Wir machen von Ihrer freundlichen Erlaubniß Gebrauch. Vielleicht geben wir Abbildungen. Ist der versprochene Artikel bald fertig? Herrn P. F. i. M.: Vergessen Sie uns nicht. — Herr H. i. B.: Sie werden unsre Zuschrift erhalten haben. Die Judenpredigt und die Reliquien geben uns Veranlassung Ihnen nächstens einige Mittheilungen zu machen. — v. S. i. W.: „Pfeffel". Wir rechnen mit Bestimmtheit darauf.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Vierteljahrpreis 10 Sgr.

Digitized by Google

№ 13. 30. März 1856.

Diejenigen Abonnenten des

Weimarer Sonntagsblattes,

welche dasselbe durch Vermittlung der Post beziehen, werden ersucht, Bestellungen auf das nächste Quartal baldigst bei dem nächsten Postamte zu machen. Der Vierteljahrpreis beträgt 10 Sgr.

Kriegslisten.

Erzählung von Gustav Junior.

(Fortsetzung.)

Als die Schreiber vom Frühstück aufgebrochen waren, gingen sie auf dem Flur vor Bewunderung langsamer, so schön sah in ihrem festlichen Schmucke Elise aus, die gerade eine Rolle Noten unterm Arm, an ihren Grüßen vorüber nach der Treppe schritt. Flüsternd zogen sie weiter; nur der Blonde war noch zurück. Er lauschte an der Thür des Stadtschreibers, ungewiß, ob jemand drin sei, weil er laut reden hörte. Es war aber der Stadtschreiber allein, der auf und abgehend bei dem gewohnten Blick durch's Fenster nach der linken Stadtseite hin, lebhaft ausgerufen hatte: Es steckt doch niemand dahinter als Ihr, und wieder Ihr, und immer Ihr! Da es hierauf still blieb, pochte Philipp an und trat ein. „Ich seh's Ihnen an, sprach der Stadtschreiber ihm entgegengewendet, Sie haben auch nichts Gutes zu melden. Es ist wieder eine Reihe weggefangen?" Zu meinem größten Verdruß, bejahte Philipp. „Als da sind?" fragte der Stadtschreiber. Die Blauköpfe, die ganz Gestaarten — „Die ich selbst gekauft habe, auch die! und —?" Die Gelbschnallen — „Die Gelbschnallen, die so gute Züchter sind, auch? — und —" Noch ein Paar rothe Weißschwänze, ein Paar schwarz getigerte — „Und?" Sonst neuerdings, dächt' ich, keine mehr, als die Rothelben mit

BIBLIOTHEK BERLIN MONACH

Digitized by Google

grüner Bruſt, die auch ſeit geſtern erſt fehlen. „Genug, wahrhaftig, und übergenug, rief der Stadtſchreiber, zu allen jenen hin, die ſeit Wochen abhanden gekommen; und alle nach dem Oberamtsgericht?" Ja, ſagte der Blonde, ich habe Zeugen, daß der Bertram geſtern wieder unabläſſig gelockt hat. Möchten Sie nicht, Herr Stadtſchreiber, es ſeinem Herrn ſagen, daß er ihm den Unfug wehre und ihn herausgeben heiße, was er geraubt hat? „Oho, mein Lieber, da würde ich ſchön ausgelacht werden." Sollte denn, fragte der Blonde, der Herr Oberamtsrichter ſelbſt darum wiſſen? „Würde denn fragte der Prinzipal dagegen, der Bertram ſich's unterſtehen, wüßte er nicht, daß er ſeinen Herrn damit nichts weniger als böſe mache?" Das hätt' ich nicht für möglich gehalten, ſagte Philipp erſtaunt. „Ja, nickte der Stadtſchreiber, man ſollte Vieles nicht für möglich halten, und erfährt's doch. Wiſſen Sie, wie's anfing? Der Oberamtsrichter, obwohl kein Held im Schießen, mußte doch mitmachen bei den Jagden, weil's ihm vornehm däuchte. Da er nun einmal zurückkam und gar Nichts in der Taſche hatte, ſchoß er, um doch etwas nach Haus zu bringen, eine zahme Taube bei der Stadt und das war meine ſchöne Rothgeſchuppte. That er's nicht, weil ſie mein war, ſo freute er ſich wenigſtens erſt recht, da er das hörte und erfuhr, daß ich Freude an meiner Taubenzucht habe. Seitdem war's darauf abgeſehen, mir auch dieſen Spaß zu verderben. Denn es gibt Menſchen, ſag' ich ihnen, welchen es niemals wohl genug bei dem iſt, was ihnen gehört und zuſteht, ſondern Andern den Rang abzulaufen, und was Andern lieb iſt, ihnen wegzufangen und weg zu intriguiren, das erſt macht ihre Freude." Gegen Solche muß aber auch, ſagte der Blonde ſich in die Höhe ſtreckend, Alles erlaubt ſein. Ich wenigſtens werde von nun an den Schlag im Oberamtsgericht als feindlich betrachten, und Herr Albert hat mir ſchon verſprochen, daß wir bald Satisfaction haben ſollen. „Hm, ſagte der Stadtſchreiber, er mag ſich in Acht nehmen, daß er nicht das Uebel ärger macht. Wir ſind dieſen Leuten in ihren Stratagemen nicht gewachſen." Aber wenn der Herr Stadtſekretär etwas ſagt, erwiederte der Kleine, iſt's niemals leer. „Laſſen wir's!" ſagte der Stadtſchreiber, da wäre noch viel aufzurämen —" Er klingelte nach dem Frühſtück. „Laſſen wir's!" wiederholte er, und der Blonde ſeine Handbewegung verſtehend, verbeugte ſich und ging.

Er kam aber im Augenblick wieder herein. Da iſt er ſelbſt! ſagte er mit rothem Geſicht. „Wer?" fragte der Stadtſchreiber. Der Spitzbube! draußen auf dem Flur. „Wer das?" Der ſaubere Bertram aus dem Oberamtsgericht. „Daß mir der Menſch nicht vor die Augen kommt!" rief der Stadtſchreiber. Die Tante, die eben das Frühſtück hereintragen ließ, hörte die letzten Worte und ſagte: „Iſt auch nicht nöthig, lieber Bruder; er bringt dir ja nur die ſchon bekannte Einladung zum heutigen Familienfeſt um zehn Uhr und freundſchaftlichen Frühmahl;" ſie hielt den Zettel hin. „Ei ja doch! rief er wieder. Die Ehre thun ſie mir auch noch, daß ſie mich einladen auf die jungen Tauben, die ſie mir weggefangen haben, und auf das Feſt, an dem ſie meine Freunde zu ſich hinüberfangen. Da ſoll ich noch das Compliment dazu machen und als der Genarrte dabeiſitzen!" Er gab ihr den Zettel zurück, auf dem ſein Name der erſte war. „Du haſt doch nicht angenommeu?" ſagte er, ſich etwas zuſammennehmend. „Du willſt nicht?" fragte ſie ruhig. „In keinem Fall," ſagte er. „Gut," nickte ſie, die Klinke ergreifend. „Dringende Geſchäfte!" rief er ihr nach.

Der Blonde war unterdeß draußen um Bertram herumgegangen und hatte die Taſchen ſeines weiten Livreerocks beſchielt, ob er nicht im Hof eine Taube erwiſcht und beigeſteckt. „Sie haben da unten, ſagte Bertram, prächtige Mondtauben und ſpaniſche und türkiſche. Die laſſen Sie wohl gar nicht fliegen?" Verſtehe ſchon! verſetzte der Blonde. Nein, da laßt euch nur die Luſt vergehen, und ſagt allen diebiſchen Freibeutern, die ſich ſchon in's Fäuſtchen lachen, man habe ſie zu ihrem Schaden gewähren laſſen; ſie ſollten ſich keinen Segen hoffen von ihren ſchlechten Künſten! Bertram verzog das Geſicht zum Lachen, da reichte ihm die Tante den Zettel zurück, mit der Entſchuldigung ihres Bruders, der aber, fügte ſie bei, ſobald ihn die Geſchäfte loslaſſen,

Digitized by Google

um Erlaubniß bitten werde, nachträglich seine Glückwünsche zu bringen. Bertram war etwas betroffen; es fuhr ihm durch den Kopf, ob etwa der Zorn über seinen beträchtlichen Raub an der Ablehnung schuld sein und eine nachfolgende Erklärung sich auf ihn entladen könnte. Er machte einen tiefen Bückling und ging. Der Blonde wich ihm nicht von der Seite und wies ihm den Weg zur Treppe des Flügels nach Außen, damit er nicht mehr durch den Hof komme. Am Eck der Gasse fuhr Bertram auf, es kam ihm grade vor, als rufe es über ihm: Spitzbub! Er sah sich aber nicht um und lief weiter.

„Wo bleibt Elise? fragte der Stadtschreiber, als die Tante, zurückgekommen, ihm einschenkte. Ich muß meine Tochter vor allem sprechen." Das thut mir leid, erwiderte sie, denn ich habe ihr versprochen, sie bei dir zu entschuldigen; und erzählte die dringende Abrufung. „Das ist mir höchst fatal! sagte er. Nun werden sie das arme Mädchen bestürmen!" Bestürmen? fragte sie; ei, Bruder, für Elise, was es sei, habe keine Sorge, die macht kein Mensch irre, wenn sie etwas für recht und gut erkannt hat. „Das Mädchen, sprach er mit anhaltender Unruhe, ist edel genug, sich zu opfern!" In diesem Falle zuverläßig nicht! versicherte die Tante, indem sie irrig dachte, er ziele auf ein Verlöbniß mit dem jungen Baron, welches ihm jetzt durch die Enttäuschung über seinen Vater unerwünscht geworden wäre. Aber was meinst du denn eigentlich? fragte sie. „Nun ja! sagte er aufstehend und holte vom Sekretair den Brief des Oberforstmeisters, da lies und ermiß meine Verlegenheit, und was mir Oberamtsrichters wieder für Streiche spielen!" Sie nahm den Brief, las ihn gemächlich und nippte dazu, ohne die Augen von den Zeilen zu wenden, zeitweise aus der Tasse, die sie am Munde behielt. Der Stadtschreiber sah, zwischen seinem zerstreuten Eintunken, bald nach ihr, bald nach den Fenstern und murmelte allerlei.

Der Brief war ungemein höflich und zart andeutend. Der Oberforstmeister begann mit dem Geständniß, die bewußte Summe, wegen der fortwährenden Studien-Aufwände seines Karl, nicht, wie er gehofft, flüssig machen zu können. Darüber, versicherte er, würde er unttröstlich sein, hätte er nicht von Anfang in dieser ihm offengehaltenen Bedingung zum Gutsantheil keineswegs einen Beistand, dessen der Stadtschreiber bedürfe, sondern vielmehr ein Zugeständniß gesehen, welches der Freund ihm und seinem Wunsch einer bleibenden Verbindung zwischen ihnen, zu machen die Güte gehabt habe. Könne er sich jetzt diesen dargebotenen Vortheil nicht erwerben, so entgehe glücklicherweise dem Freunde Nichts, ihn aber treffe folgerichtig der Nachtheil, die auf diesen Beding seinem Sohne zugesagte Verwaltung des Guts nicht mehr für ihn ansprechen zu dürfen. Dies sei es, was er und mindestens eben so sehr sein Karl beklage. Nur in dem Falle würde ihnen diese gehegte Aussicht noch erhalten sein, wenn eine Hoffnung, der sich seine ganze Familie so gern hingegeben, sich bestätigen könnte. Denn in diesem günstigen Fall wäre es wohl der Güte des Freundes natürlich, seinen Sohn das Landgut in einer noch glücklichern Eigenschaft als der des betheiligten Inspektors verwalten zu lassen. Da es vor allen die liebe Tochter des Freundes sei, von deren Entschluß diese Hoffnung abhängen müsse, so habe er seinem Karl erlaubt, sich von ihr selbst die Entscheidung über sein Schicksal auszubitten. Freilich hätte er selber gewünscht, noch vorher mündlich dem Freunde seine Gesinnungen auszusprechen und für die wichtige Frage seines Karl mehr Zeit zu ruhiger Entwicklung zu gewinnen. Daß ihm aber dies nicht freigestellt und er zu der Bitte an den Freund genöthigt sei, heute seinem Karl die Begleitung Elisens aus der Gesellschaft nach Hause und das Anbringen seines Wunsches zu gestatten, beruhe in einer dringlichen Situation, die er dem Freunde offen darzulegen schuldig sei. Unaufgefordert habe nämlich der Oberamtsrichter ein sehr freundschaftlichthätiges Interesse für seinen Karl entwickelt. Der Schwager des Oberamtsrichters, der Hofkameralverwalter, habe gerade einen jungen Mann zu wählen, der in Spanien Infantado's und Electoralschafe für die königlichen Schäfereien erwerben, auch andern Belang der Kammerwirthschaft in andern Ländern verfolgen und auf diesen Reisen sich für

Digitized by Google

den Dienst des Königs bilden solle. Veranlaßt durch seine Frau Schwester habe der Hofkameralverwalter dem Oberforstmeister unmittelbar eröffnet, daß er ganz geneigt sei, niemand Andern als Karl'n diese höchst vortheilhaften Aufträge zu geben, vorausgesetzt, daß er sich sofort entschließen könne. So lange er, der Oberforstmeister, noch das Mittel zu haben geglaubt, das ältere Anerbieten des Freundes für seinen Sohn geltend zu machen, habe er dem reizenden neuen Antrage diese Lieblingsaussicht vorgezogen. Für den Fall aber, daß er auf sie verzichten müßte, habe Vaterpflicht ihm geboten, den andern Antrag nicht von der Hand zu weisen. Wie ernstlich dessen wohlwollende Beförderer es meinen, könne der Freund daraus entnehmen, daß der Hofkameralverwalter auch seinen Vorsatz, nach wenigen Jahren sich in Ruhe zu setzen, mit der Verheißung ihm anvertraut habe, wenn Karl freundlichen Erwartungen entspreche, ihm seine Stelle zuzuwenden. Gestern habe ihn der Oberamtsrichter unter freundschaftlichem Zureden ein Schreiben des Hofkameralverwalters an seine Schwester lesen lassen, worin er lebhaft auf Beschleunigung von Karls Entschluß dringe. Dasselbe Schreiben enthalte die Mittheilung an die Schwester, daß er sein Testament gemacht und seine liebe Nichte Pauline zur Haupterbin eingesetzt. Bei solchen Freundschaftsbeweisen habe der Oberforstmeister dem Verlangen der Entscheidung nachgeben und versprechen müssen, daß Karls Erklärung heute am Abend nach dem Fest im Oberamtsrichterhause, und zwar im engsten Familienkreise, zu dem nur er mit den Seinigen geladen sei, erfolgen solle. Diese Verbindlichkeit zwinge seinen Karl, wenigstens einige Stunden vorher dadurch in sich zur Gewißheit zu kommen, daß er die Gesinnungen der verehrten Elise zu erforschen wage. — Das waren die sachlichen Mittheilungen des Briefes, nach welchen beredte Versicherungen von seiner und der Seinigen höchsten Werthschätzung einer Verbindung, deren Abschluß sie nur wünschen und heimstellen könnten und auch im Fall, daß Gründe entgegenstünden, welche sie ehren würden, von der Unverbrüchlichkeit seiner Freundschaft für den Stadtschreiber den Schluß machten.

„Brav! sagte die Tante, den Brief hinlegend, der versteht's, der hat's an beiden Zipfeln." Er ist so offen, wie immer, entgegnete der Stadtschreiber, und nur bedacht, es ganz in meine Hand zu legen — „Ob du seinen Sohn mit deinem Kind und deinem Gut versorgen willst. Willst du aber nicht, so ist ihm seine Versorgung durch Oberamtsrichters auch recht." Macht er's nicht deutlich genug, daß ihm die Verbindung mit uns wünschenswerther bleibe? „Das glaub' ich ihm auf's Wort. Er weiß recht gut, daß deine Tochter mehr Vermögen hat als Pauline mit allem, was ihrem Onkel sein verstorbener ungerathener Sohn mag übrig gelassen haben, und dein Gut in der Hand ist ihm auch lieber, als die Hofkameralverwalterstelle in der Aussicht." Aber Schwester Lene, er sagt ja weiter nichts, als daß er mich nicht zwingen könne. „Und hofft dich doch mit dem Aerger zu zwingen, daß du andernfalls wieder einmal das Feld unerwartet vor Oberamtsrichters räumen mußt." Das ist auch wahr, daß die allemal, so wie ich etwas im Gange habe, alle Segel dransetzen müssen, um es mit List und Gewalt, und wär's im letzten Augenblick, mir abzujagen! „Ja, lachte die Tante, nun weiß man, warum Pauline nicht aufhören durfte, für den Onkel Mützen und Jacken, Schemel und Kissen zu stricken und zu sticken, und zuletzt, als sie ihm recht warm gemacht hatten, den Ofenschirm mit der Inschrift: Nur Gluth der Liebe! —" Und hätte der Oberamtsrichter die Mittel gehabt: Nichts gewisser als daß er mit Unterhaimbuchen vor dem Zuschlag weggekauft hätte! — „Nun, so laß dir gefallen, daß er jetzt dich blos verhindert, es wegzuschenken." — Verhindert? Er kann mich nicht hindern, das will ich ihm zeigen! Er soll meiner Tochter nicht wegintriguiren, was ihr Herz gewählt hat! Wen sie wählt, den kann ich in Haus und Hof setzen. Ich brauch' ihn nicht erst in die weite Welt zu schicken auf Hoffnung. „Recht so, wen sie wählt —!" sagte die Tante. Aber, aber, seufzte der Stadtschreiber, wer weiß, was für Kabalen und Tragödien ihr in dieser Stunde selbst dies verschlagene Volk vorspielt, um ihren Entschluß zu verkehren! „Höre, Brüderchen, sprach die Tante, die Hand auf seinen

Digitized by Google

Arm legend, das Eine glaube mir: Eliſe durchſchaut die Oberamtsrichtersleute und durchſchaut die Familie des Oberforſtmeiſters. Wenn Karl ſie frägt, bekommt er die lautere Wahrheit zu hören." Ich ſollt' es ihr wohl zutrauen, ſagte er gefaßter. Und darin ſtimm' ich ganz mit dem Oberforſtmeiſter, daß wir's einfach auf die beiden lieben Kinder ſelbſt müſſen ankommen laſſen, alles Andere findet ſich, und Oberamtsrichters fahren diesmal auf den Sand. „Du glaubſt alſo, fragte ſie, ihn hell anblickend, Eliſe will den jungen Baron?" Du nicht? fragte er. Nein, Vrene, das verſtehſt du nicht. Man muß ihm ja gut ſein, und ſie, je weniger ſie ſich's merken läßt, um ſo tiefer geht's bei ihr. Dafür hab' ich meine Zeichen. Darin täuſch' ich mich nicht. — „Ich weiß nicht —" begann die Tante. Längſt, längſt, unterbrach er ſie, hab' ich's dem Mädchen abgelauſcht und abgeſehen! Und geſtern — wie war ſie bewegt! Ich hatte ſie doch gebeten, früh zur Ruh zu gehn. Ich ſelbſt ſchlief nur unruhig; da hör ich die ſpät in der Nacht, was meinſt du, das Mädchen noch ſingen, und mit einer Innigkeit, mit einer Kraft, ſag' ich dir, die letzten Töne klangen ſo tief, daß man's für eine Männerſtimme hätte halten können. Nein, bei ihr iſt's ausgemacht, und der ſanfte Karl wäre eben ſo untröſtlich; ſein Vater hat Recht, aber — ſagte er mit wiederkehrender Unruhe — er bringt mich doch in keine kleine Verlegenheit. „Die wäre?" fragte die Schweſter, ihren Ernſt bewahrend. Sein Abſagen der Zahlung im letzten Augenblick, verſetzte er. Ich bin für die Rate nicht vorgeſehen und der Agent kommt heute noch. Was ich für Albert, wie er's verdient, zurückgelegt habe, mag ich nicht angreifen, eben ſo wenig, was ich für die Wirthſchaft bereit haben muß, und es wäre zuſammengenommen kaum genug. Wenn ich nun auch einziehe, was geht, und Kapitalien, obwohl ungern, kündigen will, mit welchen ich ehrlichen Leuten helfen wollte, ſo hab' ich's doch heute nicht. Ich habe ſchon hin und hergerechnet, bei all der Gemüthsunruhe, in der ich bin; ich weiß mir keinen Rath — „Das, Bruder, ſagte die Tante lächelnd, ängſtigt mich nicht. Wer iſt denn der Agent? Der alte Werner. Der weiß, wie du ſtehſt. Er iſt auch discret, man braucht's ihm nicht zu verſchweigen, wie es gekommen, daß du unvorgeſehen biſt. Er kann die Deckung ſchaffen und wird's billig thun." Immer, ſagte der Stadtſchreiber, bleibt mir's peinlich, in einer ſolchen Sache unpünktlich und leichtſinnig zu erſcheinen. „Weißt du was, ſagte ſie mit Entſchloſſenheit; ich habe dir ſchon manches Geldgeſchäft beſorgt; überlaß mir das Abkommen mit Werner, ich bring's in Ordnung, ſo oder ſo, du ſollſt zufrieden ſein. Gib mir das Ratenformular und ſei ruhig. Nun thu aber auch, fuhr ſie mit ſteigendem Nachdruck fort, etwas dagegen zu meiner Beruhigung." Der Stadtſchreiber horchte auf und willigte mit ſtummem Kopfnicken ein. „Auch mein Frieden, ſagte ſie, hängt an deinem und deiner Tochter Glück. Was könnt' ich dagegen ſagen, daß du den Baron zum Schwiegerſohn annimmſt, wenn ſie ihn will. Ob du aber wohlthuſt, ihn ohne weiteres auf das Gut zu ſetzen, iſt eine andre Frage. Es braucht ſeinen Mann, es iſt nicht klein und iſt in ungleichem Stand. Es will in dem Theil, der auf den nächſten Ertrag, und in dem, der auf Beſſerung zu behandeln iſt, mit Kenntniß und Eifer bewirthſchaftet ſein. Des Barons Eifer müßte groß ſein, wenn er gegen die unausbleiblichen Beſuche und Anmuthungen der Familie, der Standesgenoſſen, der Jagd- und Spielfreunde, gegen die angebliche Nothwendigkeit, ſich Winters in der Hauptſtadt einzufinden, ſammt allem, was dranhängt, ſich behaupten ſollte. Und was ſeine Kenntniſſe betrifft, ſo haſt du davon noch keine Verſicherung —" Ei, fiel er ein, nachdem er Landwirthſchaft und Cameralia ſtudirt hat, nachdem der Hofcameralverwalter ihn zu ſeinem Nachfolger deſignirt — „Auf die Empfehlung der Frau Oberamtsrichterin! ergänzte ſie. Ich kann dir nicht verſchweigen, Bruder, auf unſerm geſtrigen Wege, als es ſich ſo machte, daß Eliſe eine Zeitlang mit dir und ich mit dem Baron ging, da hab' ich, weil wir doch an verſchiedenen Geländen vorbeikamen, allerlei Feldwirthſchaftliches zur Sprache gebracht, um ihm, ich leugn' es nicht, auf den Zahn zu fühlen: höre, da hat er mich ſehr ſchlecht erbaut!" Das glaub' ich, rief der Stadtſchreiber, weil er nichts hörte und ſah vor innerlicher Ungeduld, wieder

Digitized by Google

an Elisens Seite zu kommen. — Die Tante schüttelte mit dem Kopfe und schwenkte den Zeigefinger hin und her. „Das beste Mittel, beschloß sie, hierüber gewiß zu werden, hast du schon vor Wochen anwenden wollen, du kannst es heute noch leicht ausführen. Fahre hinaus zum Domänenrath, bei dem Karl schon seit Frühlingsanfang freiwillig mitläuft; in einer Stunde bist du dort. Der Domänenrath steht gut mit dem Oberforstmeister und gut mit dir seit so viel Jahren; er wird dir unparteiisch sagen, wie er ihn gefunden hat, und ob es räthlich sei, ihn ein beträchtliches Gut verwalten zu lassen. Du bist zurück, eh Elise in Karls Begleitung nach Hause kömmt, und so kannst du dann, entweder ganz beruhigt, Alles zusagen oder das Glück der jungen Leute mit einer sichernden Einschränkung begründen."

Die Vernünftigkeit dieses Vorschlags konnte der Stadtschreiber nicht leugnen. Es war jedoch nicht dies allein, weshalb er willig aufstand, aus dem Sekretär das Formular mit Ratenverzeichnung in der Schwester Hand reichte und sofort die Klingel zog, um einspannen zu lassen. In seinem Charakter lag bei vielen vorzüglichen Eigenschaften etwas Weichliches, was ihn gern allem Aufregenden und seine Empfindlichkeit Bedrohenden, sofern es sein konnte, ausweichen ließ. Da er nun sich nicht dazu verstehen konnte in's Oberamtsrichterhaus zu gehen, da er auch dem Agenten das Eingeständniß nicht gern persönlich machen mochte, stillsitzend aber seine gereizte und getheilte Stimmung doppelt empfunden hätte, war ihm die Fahrt für einen so gültigen Zweck eine willkommene Auskunft. Er kleidete sich ungesäumt an, froh darüber, sich bald in entgegengesetzter Richtung von jenem Stadtende zu bewegen, auf welches ihm unwillkührlich noch immer verdrießliche und argwöhnische Blicke entglitten. Nach einer halben Stunde schwankte schon seine Kutsche durch den Hohlweg hinter dem Gartenwäldchen in das Triftenthal hinunter.

Die Tante, die ihn an den Schlag begleitet hatte, kehrte auf einem Umweg durch den Gemüsegarten und den Hühnerstall mit einer Hand voll Grünzeug und einer Schürze voll Eier ins Haus zurück. Auch hier blieb sie in Bewegung und schritt gerade durch den Flügelflur, als der Postbote da heraufkam. „Schon wieder einen Brief an den Herrn Stadtsekretär Albert Berg!" rief er, sie gewahrend, und als sie ihn genommen und berichtigt, sagte er im Umwenden: „Einen von gleicher Hand hab' ich in die Apotheke getragen." Sie erbrach und las den Brief, ging zurück in die Küche und mehrte die Geschäftigkeit. Federvieh wurde geschlachtet und gerupft, Kuchen eingerührt, Gelee bereitet. Die Schlüssel der Vorrathskammern klapperten wiederholt und die Musik von Mörsern, Reibeisen und Quirlen tönte fort.

Inzwischen hatte Elise in der Oberamtsrichterei verschiedene Empfindungen durchgemacht. Als sie ankam, war sie in den Oberstock geführt worden, wo die Kinder angezogen wurden. Pauline, die halbangekleidet sich eben gesetzt hatte, um sich die Haare ordnen zu lassen, sprang auf, hieß die Jungfer erst ihre Schwestern frisiren, und zog Elisen durch's Nebenzimmer in ein kleines Gemach. Hier fiel sie ihr um den Hals mit der Betheuerung sie immer für ihre beste Freundin erkannt zu haben, und der bewegten Bitte, ihr nichts zu verschweigen. Aengstlich forschte sie, ob Elise den Baron, ob er Elisen liebe, und sog ihre Versicherung, daß nichts Entscheidendes zwischen ihnen vorgefallen und sie gewiß keinen Anspruch an den jungen Freund erhebe, mit verlangend offenen feuchten Augen ein. „Früher durft' ich, sagte sie, ja mußte glauben, daß er mich liebe, aber seit Wochen ist er immer zerstreut und ich täusche mich nicht, daß du sein Herz beschäftigst." Elise legte ihr seine Zerstreuung als ernstlicher zunehmende innere Bewegung aus. Pauline fiel immer wieder in den Zweifel und ihre Unruhe steigerte sich zur leidenschaftlichen Klage, bis Elise noch heute gleich nach dem Fest mit dem Baron zu reden und ihn zur Erklärung zu bringen versprach. „O dann, rief Pauline, bist du ein Engel! Dann ist Alles gut! Wenn du ihm für mich sprichst — nicht wahr, das thust du? — entkommt er nicht. Auf dich gibt er mehr, als auf seinen Papa, in deiner Nähe ist er viel vorsichtiger als vor uns Allen, — dir folgt er

Digitized by Google

gewiß, du bist mein guter Engel, ich bin wie neugeboren!" Damit eilte sie, den Arm der Freundin an sich drückend, wieder in's Ankleidezimmer zurück. Elise, die herzliches Mitleid mit einer so genügsamen Hoffnung fühlte, nahm sich zunächst, weil die Jungfer erst mit einer der drei jüngern Schwestern fertig war, der Locken und Zöpfe Paulinens an; was diese, so dankbar sie es zugab, doch nicht leicht machte, weil sie unter immer neuen Einfällen, was jetzt zu bestellen, was in die Küche zu sagen, was noch vergessen sei, wenig Ruhe hielt. Alexchen, das jüngste Söhnchen, kam hereingesprungen und wußte, daß die Mama noch schlafe, der Papa aber schon den Geschenketisch ordne, Herr Böttner habe ihm ihrer Aller Briefe, Gedichte und Zeichnungen gebracht, nun solle Pauline noch das Genähte und Gestickte und die Blumentöpfe bringen. „Die Blumen bringt Bertram, sagte sie, und ich komme gleich." Sobald sie am Spiegel Elisens Haarkunst gelobt hatte, warf sie ein Kasawelchen um und flog fort. Nun seufzte die Jungfer auf: „Ach, die Gardine, die Gardine!" und Elise erfuhr, daß sie noch einen Zwischenvorhang und für Götterserscheinungen eine Anzahl Florstücke zurecht zu nähen habe und hingehalten mit dem Aufputz der Kleinen, zu spät an diese Arbeit zu kommen fürchte. Elise erbot sich dazu gleich so ernstlich, daß die Jungfer die Kleinen einen Augenblick warten hieß und Elisen hinunterführte. Hier kamen sie aus dem Mittelflur in den Saal, den der Oberamtsrichter aus dem ehemaligen Gerichtszimmer und dem Archiv hatte bilden und seiner Wohnung anschließen lassen, als ihm bei seinem Amtsantritt ein Neubau bewilligt war. Der Saal hatte mit Ausnahme des Hinterflurs die ganze Tiefe des Hauses zu seiner Länge. Die Fenster seiner einen Langseite gingen nach der Seitenstraße, die seiner vordern Schmalseite gehörten zur Hausfront und hier grenzten die Wohnzimmer bis hin zur Gartenseite und dem Haupteingang des Hauses, dann in der Tiefe der Wohnzimmer der Mittelflur und zwischen diesem und dem Hinterflur ein Zimmer und einige Kammern an die andere Langseite des Saals. Nach dem Hinterflur zu war die Bühne errichtet mit freiem Raum hinter sich und freiem Eingang in das anstoßende Zimmer. Auf einem Tisch im innern Eck der Bühne fand Elise Nähzeug, Bänder und Florstücke; und Böttner, den die zurückkehrende Jungfer aus dem Hinterflur, wo er mit einigen Leuten beschäftigt war, hereinschickte, wies Elisen den Rahmen und die Zugringe für den Flor und die Maaße des Zwischenvorhangs, der am Boden lag. Sie begriff, was zu thun war, setzte sich an den Tisch und machte sich behend an's Werk. So alleinsitzend, vor sich den öden Zuschauerraum mit den vielen leeren Sitzen, hinter sich eine spanische Wand im Rücken der Bühne, war ihr die zeitkürzende Arbeit willkommen und die Muße, sich ihren Gedanken zu überlassen. Diese waren zu Pferde unter wechselnden Gruppen von hohen Bäumen; und was hätte sie drum gegeben, sich leibhaft an das Ziel des Waldweges versetzen und dann zwischen den Schichten geschlagenen Holzes hervortreten und mitsteigern zu können. Denn hier auf den Brettern empfand sie nichts mehr von jenem leisen Reiz der Phantasie, der früherhin ein Paarmal beim Verweilen auf der Bühne vor dem Beginn der Darstellung sie beschlichen hatte. Aber lästig war ihr das bevorstehende Spiel und die Gesellschaft auch nicht. Denn die glückliche Stimmung, welche sie erfüllte, hat das Vorrecht, auch die Momente, die ohne Zusammenhang mit ihrem stillen Reichthum nur der Welt von ihr zugestanden werden, um so freier zu ertragen und sie mit Heiterkeit als den leichten Einsatz für die Stunden des vollen Lebens anzusehn, die nach ihnen um so schöner winken. So guten Muths hatte sie schon geraume Zeit genäht und auf den Stuhl steigend gemessen, um wieder zu nähen, als sie in ihrem Rücken, ganz nah unter der spanischen Wand das Piano aufklappen und anschlagen hörte. Es war der Baron, den sie gleich an dem Vorspiel erkannte, mit dem er in seine Lieblingspolonaise überging. Sie fragte sich, ob er, wüßte er sie so nahe, wohl eben so ruhig bleiben würde, wie sie sich fühlte, und gedachte mit einiger Sorge des Versprechens, das sie Paulinen gegeben. Indeß ließ gerade die Ergebenheit für sie selbst, die sie bisher ihm hatte anfühlen können, sie auf den Erfolg ihres Vorhalts rechnen und nun mußte die Musik seiner eignen

Digitized by Google

Finger zum Träger ihrer entschlossenen Gedanken werden. Plötzlich unterbrach er sich im Spiel und rief einen Guten Morgen. Fast erschrocken antwortete Pauline aus dem anstoßenden Zimmer, in das sie aus dem Mittelflur mit einer Magd gekommen war, um von dem Gebäck, das dort für die Mitspielenden bereit stand, einen Teller Elisen hinaufzuschicken, die sie noch im Oberstock wähnte. Die Magd ging und Pauline näherte sich, mit dem Ausdruck ihrer Ueberraschung, ihn schon hier zu finden.

„Eile ich nicht immer, fragte er, zu Ihnen zu kommen, Pauline?" Nein, nicht immer, erwiederte sie; gestern Abend nicht, wo Sie so spät kamen. „Vielleicht noch immer zu früh — für meine Ruhe!" sagte er. Ja wohl zu früh, nahm sie auf, denn Ihre Gedanken waren noch zurück. „Aber das Gefühl?" fragte er. War, sprach sie leise, bei der schönen Freundin in der Oberstadt. „Nur zum Theil!" rief er. Zum größten und besten, und was bleibt uns Andern? fragte sie traurig. „Ich leugne es nicht, sagte er, ich habe großen Respekt vor Elisen; aber warum, theure Pauline, so mistrauisch gegen Ihre eigene Anziehungsmacht?" Weil ich, stammelte sie, die verliere, die ich am liebsten anziehen möchte. „O, sagte er, nicht jede Entfernung ist Entfremdung; man sucht manchmal das Glück auf Umwegen." Und findet es dort, sagte Pauline weich, und kehrt nicht zurück! „Auf meinen Umwegen, widersprach er schmeichelnd, begleiten mich immer Ihre schönen Augen, Pauline, und ich kehre zurück, so früh ich kann, wie Sie sehen." Heute, entgegnete sie, und Sie sehen, wie mich's freut! Aber auch morgen? Uebermorgen? als ein Freund, der nicht bloß liebenswürdig ist, sondern auch beständig? „Wie streng prüfen Sie, sagte er, meine Worte und meinen Sinn, gute Pauline. Diese lieblich strenge Prüfung öffnet mir die schönste Aussicht!"

Elise war sich bewußt, daß sie mit Vorbedacht nicht gelauscht haben würde. Ihr Herz klopfte bei dem unwillkührlichen Horchen aus keiner andern Bewegung, als weil ihre leicht mögliche plötzliche Entdeckung Beide erschrecken mußte. Sie hielt sich sorgsam stille. Jetzt hörte sie keine Worte mehr, nur Seufzer Paulinens, ein Rücken des Stuhls und noch etwas, das sie nur für einen Kuß halten konnte. „O Himmel, ich vergesse Alles!" rief Pauline und entfernte sich mit hörbarer Eile durch's Nebenzimmer. Karl schlug mit stumpfabgleitenden Fingern einige Tasten. Eine für Elisen unbehagliche Stille folgte, bis Böttner hereinrief, das Geburtstagskind werde gleich zum Frühstück kommen, und das Quartett lege sich schon in Hinterhalt unter der Veranda. Karl ging, um durch den Hinterhof sich in den Garten zu diesem Morgenständchen zu verfügen, und Böttner stieg auf die Bühne, wo er, sehr erfreut über Elisens Fleiß, den Zwischenvorhang befestigte und die Bänder der Flöre mit ihrer Hilfe durch die Zugringe schlang. Sie waren noch nicht völlig zu Stande, als bereits die Schauspielerinnen einzeln ankamen. Böttner mußte fort zu seinen Lämmern, wie er sagte. Elise fand neue Beschäftigung im Nebenzimmer beim Ankleiden der ungeübten Göttinnen. Bald hörte man in den Kammern sich die Herren ebenso unruhig mit noch lauterem Durcheinanderrufen kostümiren. Auch trafen etliche Sänger und Sängerinnen, welche die lebenden Bilder mit Chören begleiten sollten, nacheinander ein. Dann kam der Dichter, der Vikar, mit Böttner und Gesellen, um die Zurüstung der Bühne zu vollenden. Das Postmoritzchen wurde im Dienste des Vorhangs, die Andern für den Dekorationswechsel unterrichtet. Der Vikar, der Manches unter seiner Erwartung fand, war nicht in der besten Laune, was um so mehr hervortrat, je weniger sich Böttner aus seiner guten bringen ließ. Da auch Gesellschaftsgäste aus Anlaß oder Neugier ab und zu liefen, wurde die Enge und Unruhe immer größer. Elise sah aus dem Ankleidezimmer in das Gewirr, ob sie nicht Minchen erblicke. Sie stand nicht bei den Sängerinnen, an die der junge Baron schon als Genius gekleidet, Noten vertheilte. Sein Vater rief eben durch die Thüre vom Flur herein, er möge rasch hinauskommen, ihm etwas abzunehmen. Als Karl zurückkam und unverzüglich, weil der Vikar schon den Prologsprecher und die ersten Personen zusammenwinkte, seine Sänger vorschob in die schmalen Räume unter den Seiten der Bühne, flog das verspätete Minchen zu dem Chore links.

Digitized by Google

Elise mußte sich ebenso ungesäumt an ihren Platz rechts in den Coulissen begeben, da schon das laute Gesumme der herankommenden Zuschauer, Stuhlrücken, Complimentiren um die Plätze den Saal erfüllte. Karl, an dem Elise vorbeigehuscht war, schlich in ihre Nähe und hob einen huldigenden Blick zu ihr empor. Nickend wies sie auf ihr Notenblatt, als habe er fragen wollen, ob sie bereit sei. Er schlich nun zurück an's Piano und spielte mit möglichstem Feuer die Ouvertüre. Pauline, reizend, fast verführerisch gekleidet, stellte sich ihm nahe und zog seine Blicke an. Als der Vorhang aufging und der Prologus die Angstprobe zu bestehen hatte, besah sich Elise durch eine Spalte des Zwischenvorhangs die Zuschauer. Neben der Gefeierten vorn saß Karl's Mutter, dann andere notable Frauen; auf dem Podium, wo der Oberforstmeister mit dem Oberamtsrichter plauderte, suchte Elise vergeblich unter den gedrängten Herrn ihren Vater. Sie wußte sich's nicht zu erklären und freute sich um einen Grad weniger auf ihre Parthie; denn wenn sie mit Auszeichnung sang, war immer ihre beste Freude die über die seinige. Schon gruppirten sich die Parzen, und die aufopfernde Frau, die sich ihnen darzubieten hatte, wurde vom Vikar in ihre knieende Stellung gebracht; Karl's Introduction erklang und der Zwischenvorhang enthüllte, sich auftollend, das Bild. Elise setzte in ihrer Coulisse mit kraftvoller Stimme an und trug die Arie mit ergreifender Wärme vor, beinahe so schön als heut am frühen Morgen. Auf die Stille der Lauschenden folgte das gewaltig betonte „Göttlich!" des Oberforstmeisters, und ein obligates „Delizids!" aus dem Munde seiner Gemahlin war auch noch vernehmlich, eh der allgemeine Beifall den nur ein wenig verspäteten der Oberamtsrichterin verschlang. So wie der Zwischenvorhang fiel, trat Pauline, während Böttner den Hausaltar aufpflanzte, zu Elisen in die Coulisse und umfaßte sie schwärmerisch, von unten machte Karl, seine Hände mit Schwung zusammenlegend, eine andächtige Gebehrde, mußte sich aber gleich zur Leitung des Chors wenden. Indem dieser verklang, begann Paulinens Rolle, die mit Opfergeräth und begleitenden Kindern aus der vordersten Coulisse trat, während der geöffnete Zwischenvorhang den Hausaltar zeigte. Sie sprach mit vielem Ausdruck, die Oberamtsrichterin sah sich nach ihrem Gatten um und vergoß Thränen, was auch die Oberforstmeisterin veranlaßte, ihr Spitzentaschentuch in Bewegung zu setzen, worauf noch mehr Damen flaggten. Bei der ersten Redepause versäumte der alte Baron nicht den Applaus mit Nachdruck zu eröffnen. Als auf dem Hausaltar das Spiritusflämmchen entzündet war, wogten im Hintergrund die Flöre und der Genius Karl trat daraus hervor. Zufällig fiel sein erster Blick in die Coulisse wo Elise stand und da sie ihn mit dem Eindruck, daß sein moderner Kopf zum Geniuskostüm nicht recht passe, unbewußt prüfend ansah, versprach er sich gleich bei den ersten Worten. Doch nahm er sich nun, vom Einblasen des Vikars und Paulinens entgegenkommendem Spiel unterstützt, desto mehr zusammen und ward sodann durch das Bravo! des Oberamtsrichters und die gerührten Mienen der Tagesheldin noch mehr ermuthigt. Elise hatte wenig Aufmerksamkeit für die weitern Theophanien. Auch im Zuschauerkreis bemerkte sie nur zufällig dort einmal den unruhig vergleichenden Blick der Frau Doctorin zwischen ihrer schmächtigen Tochter als Grazie und den vollwüchsigen Schönen, mit welchen man (wie rücksichtslos!) sie so unmittelbar zusammengestellt, hier den stillen Aerger der Baronin, weil die jüngere Baronesse ihren Ueberwurf linkisch nachzerrte, oder das Wölkchen im Auge der Postmeisterin, die ihre Sabine hinter Vorstehenden zu sehr versteckt fand. Mehr beschäftigte Elisen etwas Anderes. Vom jenseitigen Seitentraum unter der Bühne sah Minchens Kopf zu ihr herüber, bald freundlich ihr zuwinkend, bald vor sich hinträumend. In Minchens Zügen war etwas Verklärtes, bei heiterem Ausdruck eine durchschimmernde Weichheit, die Elise der eigenen Stimmung verwandt fühlte. Sie mußte immer wieder hinsehen; es war wirklich etwas Bräutliches in diesen Augen. Das gab ihr zu denken. War doch vielleicht Alberts anhaltender Umgang, sein einnehmendes Wesen dem zartfühlenden Mädchen gefährlicher geworden als er wußte und hatte einen Traum erzeugt, dessen stilles Wachsthum keine Erklärung suchte

Digitized by Google

und darum in ungestörter Täuschung fortdauerte? — Diese Frage stieg auf und ab in Elisens lieblichernstem Gesicht, da schon das letzte Bild an die Reihe kam: die Musen, unter welchen sie die Stelle der Euterpe auszufüllen hatte. Minchen stimmte den Chor an, vor dem Zwischenvorhang machte Pauline mit dem Genius Karl Gruppe, als die Neun zusammeneilten und Böttner Elisen den blauen Ueberwurf über ihr weißes Gewand und die kleinen Flöten hastig reichte. Sie war im Augenblick drapirt und stand vorn am Ende der Gruppe, den Arm über einen Pfeiler gelegt, die Flöten in herabhängender Hand, das Gesicht über die Schulter hinausgewendet, eben still, als aufgezogen wurde. Der noch verweilende Anflug selbstvergessenen Sinnens und einer wahren heimlichen Rührung erhöhte die Wärme ihrer Gestalt und den Adel der Züge, und indem der Genius Karl sich jetzt hinwandte, die Bedeutung der Gruppe auszusprechen, gerieth er zum zweitenmal außer Fassung. Das Kopfschütteln seines Vaters und die Spannung, mit der sich die Oberamtsrichterin zu einem leichtnehmenden Lächeln zwang, bemerkte Elise nicht. Nachdem aber Karl sich zum Ende durchgearbeitet hatte, wurde sie durch des Vikars erstauntes Gesicht in der Coulisse auf den Schlußzusatz aufmerksam, der dem Dichter selbst neu war. Pauline ergoß sich in eine Dankrede an den Genius, die zwar minder poetisch als das Vorhergegangene, aber nicht sparsam an Huldigung war. Deutlich ging sie nicht auf die Hilfe des fingirten Genius, sondern auf die Verdienste Karls im verwichenen Jahr, der die Gesellschaft zur Harmonie gesammelt, die Genüsse des Hauses geadelt, das Lebensglück der Hausfrau erhöht habe. Daß auch der Zukunft schöne Hoffnung an ihn sich knüpfe, ward nicht verschwiegen und Pauline sprach das alles mit einem steigenden Affekt, einer Wahrheit der Hingebung, daß eine leise Betroffenheit durch die Zuschauer irrte. Der Genius wußte nicht anders als durch Erhebung der Arme zu antworten, sein Vater, dem der vorgreifende Eclat sehr unheimlich war, half sich mit Ausrufen über Mimik und Declamationstalent, die Oberamtsrichterin aber kam dem Fallen des Vorhangs zuvor, indem sie ihren Stuhl an die Bühne schob und hinaufstieg. Sie küßte ihre Tochter und umarmte den Baron mit den Worten: „Ich muß mich freuen, daß mir Pauline in ihrer Begeisterung einen Theil des Dankes abgenommen hat, der noch lange nicht abgetragen ist.“ Mit Gewandtheit theilte sie nun, durch die aufgelöste Gruppe der Spielenden hinschreitend, rechts und links Verbindlichkeiten aus. Unterdessen fragte der Vikar Böttnern leise, ob er den Schluß gemacht. „Zu viel Ehre! flüsterte dieser; gewiß hat Ihrem Werke die Dame selbst, die Sie damit so sehr überrascht haben, diese Ueberraschung für Sie angehängt.“ Die Berufene gewahrte im selben Augenblick den Vikar, segelte heran und überschüttete ihn dermaßen mit Lobsprüchen, daß er nicht zu Worte kam. Der Hausherr war seiner Gattin auf die Bühne gefolgt und ihm der Oberforstmeister. Dieser ging stracks mit gestiftener Auszeichnung auf Elisen zu, die er, während sie eben sich zu Minchen wenden wollte, auf der anderen Seite hinunter seiner Gemahlin zuführte. Nach vereintem Preis der lieben Sängerin und Muse beklagten beide die Abwesenheit ihres Vaters, nach der Ursache forschend, die sie nicht anzugeben wußte.

(Fortsetzung folgt.)

Was Weimar
in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts für die Oper that.

Von

E. W. Weber.

(Schluß.)

Doch waren es keineswegs die Dittersdorfischen Opern allein, die in besserer Gestalt so wirksam in das Weimarische Leben hineintraten. Aus dem Italienischen des Lorenzo da Ponte, mit der Musik von Vincenz Martin, erschien das heroisch-komische Singspiel:

Digitized by Google

Der Baum der Diana, in 2 Akten, nach einer freiern Bearbeitung von Vulpius auf der Bühne. Schröder in Hamburg, der dieſe ſeine Lieblingsoper zuweilen ſeinetwegen geben ließ, wenn er dem Bedürfniß nicht widerſtehen konnte, die Beſchwerden des Lebens in dem Heiligthum der Grazien zu verträumen, hatte einen bedeutenden Preis auf eine vollkommnere Uebertragung, als bisher bekannt war, geſetzt und Vulpius neuer Text war ſo eingerichtet, daß mit Beſeitigung des Geſchmackloſen der gewöhnlichen Texte und der ſtarken Verſtöße gegen das Sittlichkeitsgefühl, die Gluth und Schalkhaftigkeit der Liebe, die in dieſem Singſpiel herrſcht, ſowie die Derbheit der Empfindungen, welche Götter, Nymphen und Hirten zeigen und überdies die leichten, angenehmen und gefälligen Melodien Martins ungeſchwächt erhalten waren. Von gleichem Werth war von demſelben Componiſten die bekannte Oper Lilla oder Schönheit und Tugend, die ebenfalls häufig gegeben wurde. Auch hatte Vulpius 1794 die komiſche Oper „das Käſtchen mit der Chiffer" von Salieri nach dem Italieniſchen frei bearbeitet, ſelbſt die Namen der Perſonen, wie Leander in Baron Waldheim, Ruſtiko in Verwalter, Sandrin in Anton, einen Gärtner, Eurille in Thereſe umgeändert. Ein Verfahren, das ganz verſtändig iſt, ſelbſt wenn es Kleinigkeiten betrifft. Denn komiſche Opern aus der Fremde, meinte man, wirkten um ſo erheiternder, jemehr ſie das Fremde ablegten und dem Herzen und Leben des Volkes, vor dem ſie erſchienen, nahe gebracht würden. Man verſprach ſich viel von dieſer Oper. In Berlin wenigſtens hatte ſie das Jahr vorher auf dem Nationaltheater große Senſation gemacht und geſchrieben wurde von da, Salieri ſei ein trefflicher Theatercomponiſt, ſowohl im Tragiſchen als Komiſchen, er zeichne kräftig, ſeine Charaktere hätten Leben und die Muſik ſei faſt an ſich ſelber Aktion. Daher wurde dieſe Oper, ſobald als ſie in Weimar aufgeführt worden war, in der beſſern Geſtalt von vielen Bühnen verlangt. Daſſelbe geſchah auch mit „König Theodor in Venedig," Oper in 2 Akten. Man wußte, daß der Kaiſer Joſeph daran Theil hatte und deſſen Lieblingsoper war. Das Sujet betrifft nämlich das Leben des Königs von Schweden Guſtav III., der während ſeines Aufenthaltes in Venedig im Jahr 1783 ſo arg verſchwendete, daß der Kaiſer deßhalb mit ihm ſehr unzufrieden war und durch ſeinen Hofrichter Laſki dieſe Oper dichten ließ. Der Text war italieniſch und Paiſiello, nach ſeiner Rückkehr von Petersburg im Jahr 1785 eine Zeitlang in Wien lebend, machte die Muſik dazu, die durch Anmuth und Lieblichkeit ſehr anſprach. Vulpius hatte ſie nach dem Italieniſchen für das Weimariſche Theater bearbeitet. Von demſelben Componiſten erfreute auch die ſchöne Müllerin, 2 Akte, ganz neu bearbeitet, die nach einer deutſchen Ueberſetzung auf andern Bühnen, wie in Stuttgart und Caſſel gegeben, voll langweiligen Unſinns, ohne alle Handlung und Witz war. Der Archivar Vulpius ſchreibt 1797 an den Aſſeſſor Kirms, einen um das Weimariſche Theater hochverdienten Mann: Goethe wolle nicht die Müllerin nach der alten Ueberſetzung und habe ihm vor ſeiner Abreiſe (in die Schweiz) eingeſchärft, dieſelbe ganz nach dem Italieniſchen Text zu bearbeiten. Da ich ihm die alte Ueberſetzung ſchon einmal vorſchlug, ſagte er: „Lieber gar nicht, als ſo elend, wie ſie jetzt iſt." Ich kenne auch wirklich, ſelbſt keine Schikanederſche Arbeit, keine ſo tief unter aller Kritik liegende, elende Macherei als die Ueberſetzung dieſer Oper, ſowie wir ſie jetzt haben. Sie wird in Weimar ausgeziſcht, da man es hier beſſer gewohnt iſt." Allerdings hatte ſie nach der alten Ueberſetzung da, wo ſie gegeben wurde, keinen oder nur geringen Erfolg, nach der Bearbeitung von Vulpius deſto größern, da ſie in Weimar und auswärts als Repertoirſtück vielfach erfreute. Beliebt und wegen ihrer trefflichen Muſik gern geſehen waren auch Cimarosas Opern: die heimlichen Ränke, die heimliche Heirath und die theatraliſchen Abenteuer. Das erſte Singſpiel war noch nicht auf den deutſchen Bühnen erſchienen und wurde erſt durch die Weimariſche Bearbeitung verbreitet. Bekannt dagegen war ſchon die heimliche Heirath, aber durch Texte, die an das Italieniſche ſich haltend ein wahres Chaos waren, mit trivialer und elender Fabel. Die freie Bearbeitung von Vulpius hatte dieſe Schwächen gehoben, ein einfacher Plan lag ihr zu Grunde und durch ihn

Digitized by Google

konnten die Schönheiten der Italienischen Musik erst gehörig hervortreten und empfunden werden. Die theatralischen Abenteuer waren eine Lieblingsoper der Weimaraner und Goethes. Daher und daß Goethe die beiden Lieder: „An dem reinsten Frühlingsmorgen" und „Bei dem Glanz der Abendröthe" einlegte, mag es gekommen seyn, daß sie anderwärts, wie in Breslau, auf den Komödienzetteln für ein Werk Goethes ausgegeben wurde. Sie hatte eine doppelte Bearbeitung erhalten; die erste wurde von 1791 bis 1797 benutzt, aber den 14. Oktober 1797 erschien sie beinah ganz umgearbeitet und mit der vortrefflichen Musik, welche Mozart zu seinem Schauspieldirektor geschrieben hat, vermehrt auf der Bühne und erhielt den lautesten und allgemeinsten Beifall. Auch anderwärts hat sie in dieser Bearbeitung gefallen und das herrliche Lied des ersten Aktes: „An dem reinsten Frühlingsmorgen" tönte überall und wurde eine Lieblingsschwärmerei der jungen Damen am Clavier. Ferner die Oper Circe, 1 Akt, mit der reizenden Musik von Anfossi wurde nach dem Italienischen umgedichtet und mit Recitativen aufgeführt. Sie erhielt verdienten Beifall.

Durch solche gelungene Umarbeitungen gelangte das Opern liebende Publikum nach und nach dahin, sich von den aufgehäuften Abgeschmacktheiten übersättigt und voll gerechten Unwillens wegzuwenden; es wußte jetzt die Italienische Musik um so mehr zu schätzen und schwelgte im Anhören Cimarosas, Paisiellos, Anfossis und andrer Tonkünstler Melodien, wenn dieselben recht natürlich und anspruchslos der lebhaften Phantasie des Sängers entströmten und erträglich gesungen wurden.

Mit dem Aufkommen der Mozartschen Opern traten die leichten, anmuthigen Musiken der Italiener wenn nicht auf einmal, doch allmälig zurück. Die ewig frischen und lebendigen Töne, aus welchen die tiefsten Empfindungen der Seele, die stärksten wie die leisesten Regungen des menschlichen Herzens einfach und wahr hervorquellen, entsprechen der deutschen Natur und erfüllten sie mit einer solchen Begeisterung, wie sie noch nicht dagewesen war. Mit Mozarts Zauberflöte, am 20. September 1791 in Wien zum ersten Male aufgeführt, machte die Oper einen großen Fortschritt. Zuerst waren in Weimar die Entführung aus dem Serail nach Bretzner und Don Juan nach Bulpius am Repertoir befindlich gewesen; im Jahre 1794 kamen die Zauberflöte und Figaros Hochzeit dazu. Großartig war die Aufnahme der Zauberflöte; die Schaulust der herbeiströmenden Menge konnte lange nicht gestillt werden. Daher reihte sich, was bisher in Weimar unerhört gewesen, eine Wiederholung an die andere und in kurzer Zeit kam sie zwölfmal zur Aufführung. Dieser Beifall galt nicht blos der Musik, sondern auch dem Gegenstande, der dem Reiche der Phantasie größtentheils entnommen war, sowie die Aufnahme von Figaros Hochzeit deutlich bewieß, daß außer dem Romantischen und Zauberischen das Publikum besonders an komischen Opern Gefallen fand. Das Wohlgefallen an beiden Opern galt aber auch den neuen Bearbeitungen von Bulpius, der Einübung und Darstellung. Den mehr als schwachen Text von Emanuel Schikaneder hatte Bulpius in der Weise umgedichtet, daß in das Stück ein Plan gebracht wurde, die Verse Beweglichkeit erhielten, die wundervollen Töne in einem leichten poetischen Gewande erschienen und an ihrer Jugendlust und Frische nichts verloren. Bei der Aufführung selbst leisteten die handelnden Personen Mad. Weyrauch als Königin der Nacht, Demois. Rudorf als Pamina, Herr Demmer als Pamino, Herr Weyrauch als Papageno, Mad. Lohs als altes Weib, Herr Malkolmi als Sarastro und Herr Benda als Mohr in Gesang und Spiel, sowie das Orchester und besonders dessen Führer der Concertmeister Kranz Vortreffliches. Das Kostüm, die Dekorationen und Requisiten erforderten zunächst und das war für Weimar schon viel, gegen 600 Thaler und waren geschmackvoll und die Chöre der Nymphen und Genien gut eingeübt. Ueberall war ein sorgfältiges Eingehen in die Einzelnheiten der Vorstellung zu bemerken und das Ganze mit Maß, Zartheit und Einfachheit ausgeführt. Indeß bemühte sich Goethe fortwährend um eine vollkommnere Darstellung, als sie die ersten Male seyn konnte, und gab deshalb lehrreiche Didaskalien, meist Aeußerlichkeiten betreffend, da er meinte, daß

Digitized by Google

diese Oper eigentlich nur den Theatermeistern Mühe machte. Kurz, der Ruhm der Bühne ward durch diese Vorstellung gehoben. Daher wurde die Weimarische Bearbeitung von vielen Bühnen verlangt, unter andern von Berlin aus, von wo der Kapellmeister des Nationaltheaters Anselm Weber am 28. Mai 1794 schrieb: „Nun ist auch hier (am 12. Mai) die Zauberflöte auf die Bühne gebracht und die Menschen laufen darnach, als wenn ihre zeitliche und ewige Glückseligkeit von dieser Oper abhinge. Ich weiß nicht, wo es diesem Dinge sitzt. Prächtige Dekorationen, schöne Kleider kann ich auch in andern Stücken sehen, und dann muß ich Ihnen aufrichtig gestehen, gefällt mir doch die Musik von Don Juan besser. Indeß was vermag eine Stimme gegen das allgemeine Geschrei! — Die Weimarische Bearbeitung der Zauberflöte erwarte ich täglich. Es läßt sich denken, daß sie dem Originale in vielen Stellen nachgeholfen hat" u. s. w. Das war, wie gesagt, geschehen; Goethe selbst hatte den neuen Text durchgesehen und fand so großen Gefallen an der Zauberflöte, daß er sogar einen zweiten Theil, der allen Unsinn jenes Stückes in Sinn verwandeln sollte, dazu zu dichten anfing, diesen jedoch am Ende liegen ließ. Ja aus der so günstigen Aufnahme der Zauberflöte wuchs eine ganze Saat neuer Opern hervor, die alle in das Reich der Zauberei eingriffen und zum Theil die wunderlichsten Titel führten, wie die Zauberzither, die Zaubertrommel, der Zauberpfeil, die Zauberbrille, die Zauberknarre, das Zauberfagot, die Zauberinsel und andere, welche für die Theaterkasse, besonders in Wien, ersprießlich waren, aber hinter der Zauberflöte weit zurückblieben, meistens Produktionen der phantastischen Muse Schikaneders, der ein ausgezeichnetes, durch allgemeinen Erfolg bewährtes Talent Stoffe zu erfinden besaß, aber in der Behandlung und Ausführung derselben nicht glücklich oder vielmehr ungeschickt war. Von diesen Zaubergeburten kamen in Weimar, da Goethe gern auf die Eigenthümlichkeit der Zeit, aber vorsichtig achtete, die Zauberzither mit Musik von Wenzel Müller und der Spiegel von Arkadien mit Musik von Süßmayr, einem Schüler Mozarts, zur Erscheinung, aber ebenfalls nicht in der ursprünglichen, sondern in der von Vulpius umgearbeiteten Gestalt. Beide erlangten hier Beifall, während über die Aufführung der Zauberzither in alter Form, wie z. B. von der Großmannschen Gesellschaft in Bremen, sehr geklagt wurde, es sei eine elende Nachahmung der Zauberflöte in noch elendere Verse gebracht, zu der Wenzel Müller eine ebenso elende Musik gesetzt habe. Indeß die musikalische Behandlung Müllers fand Goethe beifallswürdig; das Mißfallen derselben anderwärts mag daher von der Schwäche des dramatischen Inhalts gekommen seyn. Der Spiegel von Arkadien hatte in Weimar mit der gänzlichen Umarbeitung auch einen andern Titel erhalten: die neuen Arkadier, und der Eindruck, den das Stück das erste Mal und bei den Wiederholungen auf das Publikum machte, war sehr günstig, indem das Spiel der Darsteller vortrefflich war, schöne Dekorationen und neue geschmackvolle Garderobe das Ganze verherrlichten und die Musik von der Herzoglichen Hofkapelle mit dem größten Fleiße ausgeführt wurde. Nach einem solchen Erfolge hatte Vulpius bald die Freude, daß verschiedene Bühnen, die dem guten Geschmacke huldigten, seine Bearbeitung verlangten, und zwar Hauptbühnen, wie Berlin, Hamburg, Mannheim. Gleiches Verlangen war nach dem Sonnenfest der Braminen, welches lange Zeit als begünstigter Nebenbuhler der Zauberflöte galt. Vulpius hatte auch diese Oper mit großem Geschick bearbeitet, wie das gelungene Freudenlied der Signora Mika zeigt:

Schwermuth und Grillen
Können nichts helfen,
Können nicht stillen
Liebe und Lust.
Ich suche Freuden,
Hasse die Sorgen, —
Und weiß zu leben
Zehnfach mit Lust. u. s. w.

Digitized by Google

Man hörte die Musik von Wenzel Müller gern, die zwar manches Erborgte hat, aber auch viel Gefälliges. Einer andern schweren Arbeit unterzog sich Vulpius mit der Umarbeitung der Oper: „der Königsohn aus Ithaka", welche Schikaneder zur Freude des Wiener Publikums geschrieben und auf die Bühne gebracht hatte. Vulpius that dies, um die schöne Musik von Hofmeister zu dieser Oper für die Bühnen zu retten, denn der Text bestand aus lauter Unsinn. Daher mußte der Bearbeiter, so geschickt er auch war, bei der Umbildung sich drehen und wenden, bis endlich etwas daraus wurde, das der Musik wegen in der neuen Gestalt und Form Aufnahme verdiente. Er brachte sie unter dem Titel: Telemach, Prinz von Ithaka, als heroisch-komische Oper in 2 Akten, den 11. Februar 1797 auf die Bühne; sie ging sehr gut und machte einen vorzüglichen Eindruck; besonders Epoche für das Opernwesen machten dabei die vortrefflichen Dekorationen, in denen nach Berichten von Augenzeugen das geschmackvolle Studium der Antike nicht zu verkennen war. Der Thron der Kalypso mit den um sie gruppirten Knaben und Mädchen und die ganz neu gemalte Scene entzückte die Zuschauer und die Darstellung eines alten Trikliniums, wo Kalypso, Telemach und Mentor auf Sophabetten an der Tafel lagen, war mit bewunderungswürdiger Genauigkeit und Berechnung auf den Effekt ganz im Geiste der Antike ausgeführt. Auch die letzte Scene, wo Telemach mit der Eucharis auf einer großen Muschel sitzend auf der See erschien, während Minerva mit der Aegide über ihnen schwebte, erinnerte den Kenner an ähnliche Vorstellungen auf Gemmen und den Herkulanischen Gemälden.

Waren mit der Zauberflöte eine Fluth von sogenannten Spektakelopern über die Bühnen gezogen, so hielt die Direktion in Weimar sich meistens davon frei und war stets darauf bedacht, das Bessere und Beste zur Aufführung zu bringen. Dazwischen brachte noch von Einsiedel die Bearbeitung einer und der andern Oper aus dem Italienischen, aber selten, wie im Jahr 1798 am 30. Januar „die bestrafte Eifersucht" von Cimarosa in 2 Akten, die frei und geschmackvoll bearbeitet, öfters wiederholt wurde. Ein Uebergewicht der umdichtenden Thätigkeit ist in dieser Zeit auf Vulpius Seite, wie in der vergangnen auf Einsiedels. Vulpius bearbeitete außer Figaros Hochzeit auch die Mozartsche Oper Cosi fan tutte unter dem Titel: So sind sie alle! in 2 Akten und hatte mit Goethe die Freude, daß sie allgemeinen und ungetheilten Beifall erhielt, besonders auch durch die von der Herzoglichen Kapelle und dem Concertmeister Kranz glücklich herbeigeführte Ueberwindung der Schwierigkeiten, die dies kühne Meisterstück des noch jugendlichen Mozart in der Ausführung hatte, welche in Berlin und Hamburg nach den dort gebrauchten Bearbeitungen verunglückte. Es folgte darauf durch Vulpius die Durchsicht und Verbesserung des Titus von Mozart, der Camilla von Paer, der Capriciosa, des Petermännchens 1. und 2. Theil von Hensler, mit Musik von Weigl, und was eine Hauptarbeit von ihm war, die Umgestaltung der beliebten Nymphe der Donau, deren Sujet er ursprünglich geschaffen hatte, in die Saalnixe mit der Musik von Kauer. Und so zog sich seine Thätigkeit auf diesem Felde bis in den Anfang dieses Jahrhunderts. Die Weimarische Bühne hatte den nächsten Vortheil davon, denn jede Zeit und Mühe, jedes Gesangstudium, jede Theaterprobe, jede Geldausgabe, an einen schlechten Text verwendet, ist als ein Raub an irgend einem liegenbleibenden guten Werke anzusehen, solche Vorstellungen schaden doppelt; sie bringen das Schlechte und verhindern das Gute. Die Weimarische Bühne hat aber auch mit ihren gereinigten und geläuterten Texten weithin gewirkt, viel zur Herstellung eines bessern Geschmacks beigetragen, und dadurch, daß Poesie und Musik sich wie zwei liebende Schwestern beachteten, das Opernwesen gehoben. Man sah diese Veredlung schon am Ende des Jahrhunderts in dem Fortschritt der Gesangkunst, indem Sänger und Sängerinen nöthig wurden, die vom Schauspieler sich trennten, besonderes Studium auf die Ausbildung der Stimme verwandten und ihrem Vortrage Gefühl, Leben und wahrhaft dramatischen Ausdruck zu geben suchten. In Beziehung darauf sagt Goethe in seinem schon genannten Bericht an Carl August: „Indessen hatten sich bei Aufführung solcher Singstücke (wie der Mozartschen) bessere

Digitized by Google

Stimmen nöthig gemacht, eigentliche Sänger wurden engagirt und je besser sie wurden, je mehr traten sie mit dem Schauspiel außer Verhältniß. Auch unser Theater war glücklich genug, manche zu besitzen, bis wir endlich in der letztern Zeit das Singspiel auf einem Gipfel sahen, wo es wohl verdiente, eine Anstalt für sich zu heißen. Ich brauche nur einiger Aufführungen der Müllerin, der Camilla, der Wegelagerer zu gedenken, und man wird mich alles andern Beweises überheben."

Anna Amalia aber, welche von Anfang an die Oper pflegte und emporzuheben suchte, hatte die Freude, ihren Aufschwung durch Mozart zu erleben und setzte diesem unsterblichen Meister im Tiefurter Park ein einfaches, sinniges Denkmal als Beweis ihrer hohen Achtung und zur Aufmunterung der kommenden Künstler.

Faustiana.

III.

In Lebensfluthen, in Thatensturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Der verstorbene Hofrath Schottin in Köstritz, ein trefflicher Arzt und ein Mann von klarem Geist, tiefem Gemüth und liebenswürdiger Sitte, gab zu Anfang des vorigen Jahrzehnds eine physiologische Abhandlung in lateinischer Sprache heraus, in welcher er gelegentlich an verschiedenen Phänomenen nachzuweisen sucht, wie die magnetisch-elektrisch-chemische Kraft des Aethers Leben weckend auf die Materie wirke. Zu diesen Phänomenen zählt er auch das zuckende Blutküchelchen, den hüpfenden Punkt eines bebrüten Eis, und bemerkt dabei, daß sich auch hierin jene Centralkraft wirksam zeige, von der man gelten lassen könne, was von der Weltseele gesagt werde:

Βιότου σάλους, Ἄρεως θόρυβον
ἀμφέπο ἔνθα καὶ ἐνθ' ὡς ἱστὸν ἐποιχόμενος
γένεσις, τάφος, κῦμ' ἀεναόν,
παναίολος πλοκὴ, ζέουσα ζωή.
ὡς ἐπ' εὐφθόγγῳ χρόνου ἱστῷ ἄοκνος
ζῶον ἐγὼ θεοῦ ἔσθος ὑφαίνω.

Schottin sandte diese Abhandlung seinen „Licht- und Wärmereichen Freunden" zu, unter die er auch den Prof. Gottfr. Hermann in Leipzig zählen durfte. Hermann wurde durch die griechischen Verse überrascht und zwar um so mehr, da er weder für den Augenblick noch später herausbringen konnte, welchem griechischen Dichter das inhaltsschwere Citat angehören möchte. Endlich wurde ihm das Räthsel durch Hofrath Seidler gelöst, an den er sich deshalb gewendet hatte. Dieser bekannte Philolog privatisirte damals in Crossen unweit Köstritz und hatte nicht nur an den physiologischen Studien Schottins den lebhaftesten Antheil genommen, sondern auch das Erscheinen jener Abhandlung veranlaßt. In dem ihm vor dem Druck mitgetheilten Manuscripte hatte Schottin die betreffende Stelle aus Goethes Faust deutsch und wörtlich citirt; Seidler aber machte sich den Spaß, des Erdgeists erhabene Schilderung seiner gewaltigen Natur und vielgestaltigen Wirksamkeit in das vorliegende altgriechische Gewand zu kleiden. Hermann mußte herzlich lachen und bekannte mit Vergnügen, daß er von dem Crossener Mephisto in der anmuthigsten Weise mystifizirt worden sei. Am nächsten Kirchweihfest wurde Hofrath Seidler von einem befreundeten Landpfarrer, der der Schelmerei zuerst auf die Spur gekommen war, mit dem Toaste begrüßt:

Es lebe der neue Tragöde,
Der täuschend aus Versen von Goethe
Altgriechische Verse gegossen,
Der klassische Erdgeist von Crossen.

J. S.

Kleine Zeitung.

Literatur.

„**The song of Hiawatha**" ist der Titel von Longfellow's neuester Dichtung, welche in Amerika und England großes Aufsehen erregte und soeben in der eleganten Ausgabe der „Collection of standard American Authors" bei A. Dürr erschienen ist. Gleichzeitig erschien eine sehr gelungene deutsche Uebertragung dieses ächt amerikanischen Epos, von Adolf Böttger in Leipzig. — Eine zweite,

Digitized by Google

von Ferdinand Freiligrath, soll demnächst veröffentlicht werden.

Heinrich Heine wird nicht auf dem berühmten Dichter-Friedhof des Père Lachaise, sondern auf dem Montmartre begraben werden. So verordnete er selbst in seinem Testamente, weil, wie er sagte: „er ruhig schlafen wolle und im Père Lachaise von den Leuten gestört würde.“ — Sein Bruder Gustav Heine, Redakteur des „Fremdenblattes“ in Wien, läßt ihm ein Denkmal errichten, wozu er 10,000 Francs bestimmt hat.

Herr von Hinckeldey, dessen gewaltsamer Tod in ganz Deutschland die lebhafteste Theilnahme hervorgerufen hat, war in früheren Jahren, als Regierungsrath in Merseburg, auch literarisch thätig. Er hat u. A. den literarischen Nachlaß seines Schwiegervaters, des Thüringer Dichters Krug von Nidda, geordnet und herausgegeben.

Hermann Hettner giebt gegenwärtig eine „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts“ heraus, von welcher soeben der erste Band (Braunschweig, Vieweg) erschienen ist. Er behandelt die Geschichte der englischen Literatur von 1660—1770.

Lenau's Leben, nach authentischen Quellen und Briefen Lenau's bearbeitet, ist jetzt von dem Schwager des Dichters, Anton Schurz, in zwei Bänden veröffentlicht. — Die, zum ersten Male gesammelten Werke Lenau's erschienen in einer completten Ausgabe vor Kurzem bei Cotta.

Goethe und Jung-Stilling ist das Thema eines interessanten Aufsatzes im Stuttgarter „Morgenblatt“ (1856. No. 4 — 6.) welcher die Bekanntschaft Goethes mit Jung in Straßburg (1770) und ihre späteren Begegnungen mit ziemlicher Ausführlichkeit, theilweise nach Stillings Memoiren behandelt.

Bildende Kunst.

Die Dioskuren heißt eine neu begründete „Zeitschrift für Kunst, Kunstindustrie und künstlerisches Leben“ welche Dr. Max Schasler, — der Sekretär des neubegründeten „Museums für Kunst und künstlerisches Interesse“ in Berlin, Verfasser von „Berlins Kunstschätze“ und „W. v. Kaulbach's Wandgemälde“ — seit März dieses Jahres herausgiebt. Die Zeitschrift verspricht eine große Mannigfaltigkeit, der Name des Redacteurs bürgt für ihre Gediegenheit. — Neben „Abhandelnden Artikeln“, „Correspondenzen“ und „Kunstkritik“ enthält jede Nummer auch eine „Kunstchronik“ (Feuilleton) und berücksichtigt die Kunstliteratur, die Kunstindustrie, die Kunstinstitute und Kunstvereine in besonderen Rubriken. Der Preis von 1 Thaler vierteljährlich ist für den Umfang und Inhalt dieser Zeitschrift (die sich zugleich durch besonders schöne Ausstattung auszeichnet) ein sehr mäßiger.

Das Mozart-Monument in Wien wird wahrscheinlich nicht zur Ausführung gelangen. Bekanntlich hatte man ursprünglich die Absicht, dem großen Meister ein Denkmal auf dem Kirchhof zu errichten, auf dem er begraben ist. Da aber die Stelle nicht authentisch nachgewiesen werden konnte, so beschloß man, ihm ein entsprechendes Monument in einer der Kirchen Wiens zu setzen. — Hiergegen nun protestirte der Erzbischof von Wien, und so scheint die ganze Idee nun ebenfalls — begraben zu sein.

Carl Steinhäuser in Rom hat von der Direktion des Kunstvereins in seiner Vaterstadt Bremen den Auftrag erhalten, eine Statue, als Pendant zu seiner „Psyche“, für den Preis von 6000 Francs auszuführen. Beide Statuen sind bestimmt, im großen Saal der Kunsthalle in Bremen aufgestellt zu werden.

Der Bau eines Museums in Leipzig ist nun endlich definitiv beschlossen. In Folge der Prüfung der eingesandten Concurrenzarbeiten erhielt der Professor an der Königl. Akademie der bildenden Künste in München, Ludwig Lange, den Auftrag, ein zur Ausführung gelangendes Projekt zum Museumbau zu bearbeiten, indem seine Concurrenzarbeit zugleich den zweiten Preis erhielt. Ein erster Preis wurde nicht verliehen.

Professor von Overbeck in Rom hat die Entwürfe zu seinen „Sieben Sakramenten“ vollendet und führt sie gegenwärtig in großen Cartonen aus.

Musik und Theater.

Aubers neueste komische Oper „Manon Lescaut“ macht in Paris Glück, oder, was dasselbe ist, volle Häuser. Den Text des Opernbuches hat Scribe dem vielgerühmten Roman des Abbé Prevost entlehnt.

„Narciss,“ Trauerspiel von A. E. Brachvogel, ist im königlichen Schauspielhause in Berlin zum ersten Male aufgeführt worden und hat Glück gemacht. Narciß ist „Rameau's Neffe“, für dessen Charakteristik der Verfasser das Material in dem, durch Goethe allgemein bekannt gewordenen Aufsatz von Diderot vorfand. Das Stück spielt in Paris und Versailles im Jahre 1764.

Zwei Oppositionsdramen werden in nächster Zeit in den Wiener Vorstadttheatern zur Aufführung kommen, nämlich im Josefstädter Theater der „Essex“ von Werther (als Gegenstück zu dem gleichnamigen Drama von Laube) und im Carltheater die „Cherusker in Rom“ von Bacherl, um dem Publikum Gelegenheit zu geben, dieses Stück mit dem „Fechter von Ravenna“ zu vergleichen.

Aus Wiesbaden wird uns gemeldet, daß im dritten Abonnementconcert des „Cäcilienvereins“ u. a. auch Raff's „Liebesfee“ (Characterstück für Violine und Orchester) zur Aufführung kam und sich reichlichen Beifall erwarb, obgleich Mendelssohns Violinconcert voraus gegangen war.

Jakob von Arteveldе, geschichtliches Trauerspiel in 5 Akten von Otto Roquette kam am 27. März auf der hiesigen Hofbühne zur Aufführung. Wir behalten uns vor, auf dieses Drama später zurück zu kommen.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Vierteljahrpreis 10 Sgr.

Digitized by Google

№ 14. 6. April 1856.

Hans Sachs.

Mit den letzten herzzerreißenden Jammertönen, die aus Friedrichs von Oestreich Munde hervorbrachen, als er Konradins geliebtes Haupt auf dem Schafot fallen sah, verhallten auch die heiteren Töne des ritterlichen Minnegesanges. Die Lust des Lebens war verklungen, das fröhliche Wandern edler Sänger verschwunden und der liebliche Klang der Zither unter dem Drucke der schweren Zeit verstummt. Verschüchtert zog sich die Muse von den Höhen herab in die Niederungen der Thäler, aus den prunkenden Hallen der Schlösser und Burgen in die Ringmauern der Städte, in die trauliche Stille der bürgerlichen Wohnungen. Seitdem Heinrich Frauenlob, Einer der Letzten von den wandernden Sängern des Minneliedes, in Mainz die erste Genossenschaft bürgerlicher Sänger gegründet hatte, traten bald in mehreren Städten ehrsame Bürger zusammen, welche die Kunst des Gesanges am häuslichen Heerde und im Kreise festlich vereinter Werkgenossen ausübten und pflegten. Auch der Meistergesang wanderte, wie der Minnegesang, er wanderte vom Rheine bis zur Oder, von der Elbe bis zur Donau, aber nirgends trug er reichere Blüthen, als in dem altehrwürdigen Nürnberg, aus dem der fruchtbarste und tiefsinnigste Pfleger der volksthümlichen Kunst und der gefeiertste Dichter des 16. Jahrhunderts, Hans Sachs, hervorgehen sollte.

Hans Sachs war der Sohn eines Schneiders und wurde am 5. Nov. 1494 zu Nürnberg geboren. Damals leuchtete bereits Nürnberg, um mit Luther zu reden, in ganz Deutschland wie eine Sonne unter Mond und Sternen, und was daselbst im Schwange ging, das bewegte gar kräftiglich alle Städte. Hat aber die alte Krönungsstadt der deutschen Kaiser, das buntbewegte, an großen Erinnerungen reiche Frankfurt Goethe's Sinn und Geist geweckt, genährt und befruchtet, so mag die bedeutende und anziehende Umgebung, in welcher Hans Sachs das Licht der Welt erblickte, auch auf ihn den erfolgreichsten Eindruck ausgeübt und die leichterregte, vorwärts strebende Seele des Knaben mit Bildern, Gedanken und Ahnungen erfüllt haben, die ihn weit hinaus über den beschränkten Kreis seiner häuslichen Verhältnisse erhoben. Von seinen Eltern wurde er, wie wir aus seinem eigenen Munde hören, „auf gut Sitten und Tugend, auf Zucht und Ehr erzogen", und es war des sorgsamen Vaters liebster

Digitized by Google

Wunsch, daß der Sohn etwas Besseres werden möchte, als er selber. Er besuchte von seinem 7. Lebensjahre an eine der lateinischen Schulen der alten Reichsstadt; der Unterricht war jedoch von der Art, daß die Wißbegier des fähigen Knaben mehr gereizt als befriedigt wurde, wiewol „fein sinnreich Ingenium die Lehr mit hohem Fleiß annumb". Sein ebenso stilles und freudiges, als fleißiges Wesen trieb ihn daher von der mühevollen Bahn der damaligen Studien hinweg; doch nahm er in sein Handwerk das er im 15. Lebensjahre begann, eine wenn auch oberflächliche, doch anregende Kenntniß von den Schätzen der alten Literatur mit hinüber.

Während seiner zweijährigen Lehrzeit benutzte Hans Sachs jede freie Stunde zu seiner Fortbildung und legte den Grund zu jener, für einen „ungelehrten Mann, der weder Latein noch Griechisch kann", in der That staunenswerthen Belesenheit. Er begnügte sich aber nicht dabei, aus allen Ländern und Zeiten bienenartig Stoff zusammenzutragen; es regte sich in ihm auch die Lust, das Gewonnene zu gestalten. Ein kunstsinniger Anhänger der meisterlichen Gesangeskunst, die man die holdselige nannte, der Leinewreber Leonhardt Nunnenbeck, übernahm es, den hoffnungsvollen Jünger im Meistergesang zu unterrichten und war zwei Jahre hindurch sein gestrenger Lehrer im Reim und in der Mannichfaltigkeit der Weisen.

Als Hans Sachs zwei Jahre am Leisten gesessen und eine für seinen Stand überreiche Bildung gewonnen hatte, da trieb ihn die Sehnsucht in die Ferne. Mit freudig erregtem Herzen zog der junge Meistersänger, als seine Wanderzeit gekommen war, im Frühluft des Jahres 1511 davon, um als Geselle des löblichen Schuhmacherhandwerks seinen Weg durch Deutschland anzutreten. Zunächst zog es ihn nach Süden, nach den mittägigen Alpen und Höhen Deutschlands, um Städte und Länder zu schauen, um zu beobachten, wie es allenthalben aussieht und von innerem Drange getrieben sich in Reimen und Singen zu ergehen.

So that er denn, wie er singt, sein Handwerkwandern,
Von einer Straße zu der andern,
Erstlich gen Regensburg und Passau,
Gen Saltzburg, Hall und gen Braunau,
Gen Wels, München und gen Landshut,
Gen Oetting und Burghausen gut,
Gen Würzburg und Frankfurt darnach,
Gen Koblenz, Köln und gen Aach
Arbeitete das Handwerk sein;
In Baiern, Franken und am Rhein,
Fünf ganze Jahr er wandern thät
In diese und viel andre Städt.

Er reiste aber nicht bloß als Gesell, um sich größere Geschicklichkeit in seinem Handwerk zu erwerben und an Welt- und Menschenkenntniß zu gewinnen, sondern war auch überall darauf bedacht, sich in den edeln Reimkünsten zu vervollkommnen, in die ihn der alte treue Nunnenbeck eingeweiht hatte. Während seine Handwerksgenossen „zechten, spielten und buhlten", hielt er sich allerwärts

Mit herzenlicher Lieb und Gunst
Zu Meistergsang der löblichn Kunst,

lauschte den Liedern und Melodien (Baren und Tönen) der Sänger, Dichter und Meister, und

Wo er im Land hört Meistergsang,
Da lernet er in schneller Eil
Der Bar und Tön ein'n großen Theil.

In seinem 20. Jahr „hub er mit Gottes Hilf selbst zu dichten an"; es war in München im Jahre 1514. Diesen ersten Meistergesang widmete er dem Lobe des Gottes, „der ihm sandt herab so mildiglich die Gottesgab". Seitdem half er allerwärts,

Digitized by Google

wohin er kam, die Singschule verwalten, die erste in Frankfurt, oder er sang den Meistern ein neues Lied vor, das er selbst gedichtet und wol gar in Töne gesetzt hatte.

Auf des alternden Vaters Wunsch und von der Sehnsucht des eignen Herzens getrieben, wandte endlich Hans Sachs nach 5jähriger Wanderschaft seine Schritte wieder der Heimath zu. Es war ein heller, milder Frühlingstag des Jahres 1516, als er von einer heitern Höhe aus die wohlbekannten Thürme seiner Vaterstadt in der Ferne schimmern sah. Mit klopfendem Herzen warf er sich zur Erde und dankte Gott in inbrünstigem Gebete dafür, daß es ihm vergönnt war, die liebe Heimath wiederzusehen. Bald nach seiner Heimkehr erwarb er das Meisterrecht seines Handwerkes, verheirathete sich 1519 mit Kunigunde Creutzerin aus dem benachbarten Flecken Wendelstein und wohnte längere Zeit in einer Vorstadt Nürnbergs, wo er zugleich einen kleinen Kram hielt. Sein Handwerk betrieb er mit ebenso großem Eifer als Erfolg, so daß er nicht nur sein gutes Auskommen hatte, sondern auch bei zunehmendem Wohlstande um das Jahr 1540 ein eigenes Haus in der Stadt kaufen konnte, das bekannte Haus im Mehlgäßlein am Spitalkirchhofe. Seine Frau, die ihm 2 Söhne und 5 Töchter gebar, war eine treffliche Hausfrau und Mutter und bei aller Heftigkeit ihres Temperamentes ihrem Manne herzlich ergeben, und er lebte mit ihr 41 Jahre in Liebe und Eintracht. Wie stand es aber um seine liebe Kunst? Zwar mag er in der ersten Zeit seines bürgerlichen Lebens mehr Schuhe als Verse gemacht haben, indeß fing er doch bald an, sich an der Singschule zu betheiligen und seine Thätigkeit für dieselbe steigerte sich in so hohem Grade, daß er am 1. Jan. 1657, als er seine Schriften inventirte, 4275 Meistergesänge zählen konnte, die er nie in Druck gegeben, sondern nur gedichtet hat, „die Singschule mit zu zieren und zu erhalten". Geachtet von seinen Mitbürgern, als Oberhaupt und schönste Zier der Nürnberger Sängerschule weithin gefeiert und gesegnet mit häuslichem Glück war daher Hans Sachs bei aller Einfachheit seines Lebens ein froher, glücklicher Mann. Er bestätigt das selbst, wenn er singt:

Auch fiel mir zu in dieser Zeit
Groß Wolfart in mancherlei Stück,
Als Reichthum, Ehr, Lob und groß Glück,
Wolzogne Kind, ein treu Ehweib,
Schön, stark und auch gesunden Leib,
Jedermann hielt mich hoch und ehrlich,
Auch hielt ich mich tapfer und herrlich.

Hierzu kam, daß gerade sein kräftiges Jugend- und Mannesalter in eine große, merkwürdige Zeit fiel. Denn es war die Zeit, wo das deutsche Volk aus seiner Dumpfheit erwachte und dem Lichte entgegen eilte, das so lange unter dem Scheffel gestanden hatte, wo der glimmende Funke der Bildung immer mächtiger zur leuchtenden Flamme sich entzündete, wo Tapferkeit und Klugheit, Gehorsam und gesetzlicher Sinn, Wolstand und Reichthum unter den rüstigen, fleißigen und fröhlichen Bürgern blühte. Und in der Fülle beglückender Wolfahrt prangte, im Mittelpunkt des Welthandels voll Gewerbe und feiner Erfindsamkeit, voll hellblickender Bürger und sinniger Künstler das alte Nürnberg. Da meiselte Adam Krafft seine schlanken Steinwerke, da schnitzte Veit Stoß seine zierlichen Bilder, da schuf Peter Vischer die Meisterstücke des alten Erzgusses, da entstanden Albrecht Dürers unsterbliche Gemälde. Und mitten unter diesen ragenden Monumenten, begeistert von den Anschauungen der äußeren Welt und kräftig bewegt von dem, was seine eigne Seele erfüllte, wirkte und waltete Hans Sachs in stiller fruchtbarer Thätigkeit für die Poesie. Hoch über die beschränkten Dichter jener Zeit ging sein Streben hinaus und wenn er auch den alten, frommen, treuen Meistergesang nach hergebrachten Ordnungen (Tabulatur) übte, so wie er war doch keiner der Meistersänger, die mit ihm und nach ihm lebten, von der wahren Weihe der Dichtkunst erfüllt. Da

Digitized by Google

tritt er dann an Sonn- und Feiertagen aus seiner Werkstatt hervor; er fühlt, wie Goethe singt:

Daß er eine kleine Welt
In seinem Gehirne brütend hält,
Daß die fängt an zu wirken und zu leben,
Daß er sie gerne möcht' von sich geben.

(Schluß folgt.)

Kriegslisten.

Erzählung von Gustav Junior.

(Fortsetzung.)

Die Gesellschaft wogte zurück in die Wohnzimmer, in welchen allen schon Tische gedeckt waren. Ueberall entschädigte sich die Schwatzlust für die lange Clausur und nahm einen frischen Anlauf, so oft wieder einige von den Spielenden umgekleidet ankamen. In diesem Gedränge fand Elise nur einen Moment, um wenige Worte mit Minchen zu wechseln und zu verabreden, daß sie zusammen nach Hause gehen wollten. Dann bemächtigte sich ihrer schon wieder der alte Baron mit seinen Angehörigen, die es durchaus darauf abgesehen hatten, sie als ihr Lieblingskind zu behandeln und um so angelegentlicher von Karl zu unterhalten, je weniger er sich der Dame des Festes und der Aufmerksamkeit auf Paulinen entziehen konnte, die mit liebenswürdiger Geschäftigkeit ab und zu schwebte. Elise fühlte nur um so mehr, wie wenig Antheil an diesen Wellenkreuzungen verschiedner Absichten ihr Herz habe. Sie war froh, als die Artigkeiten alter und jüngerer Herren, und die fliegenden Besuche von Bäschen und Pathinnen in den letzten Tafelgängen und Toasten untergingen. Pauline stellte sich hinter ihren Stuhl und sagte ihr in's Ohr, daß nun der Vater und einige Herrn mit dem Oberforstmeister in die Kreisconferenz aufbrechen, die jungen Leute aber sich in den Garten ziehen würden. Nicht wahr, flüsterte sie bittend, nun vergißt du nicht? „Im Garten! sagte Elise leise; und richte es so ein, daß du uns im Auge behältst und wenn ich mich nach dir umsehe, nahe bist." Pauline bejahte mit einem Kuß. Die Stühle wurden gerückt, der alte Baron von der Hausfrau beurlaubt, gab Elisen viel Schönes für ihren Vater auf und empfahl mit gedämpfter Stimme ihrem Wohlwollen einen Jemand. Die zurückbleibende Gesellschaft schob sich in's äußerste Zimmer, dessen große Glasthüre nach der Veranda und der breiten Gartentreppe offen stand. Während man dahin steuerte, wand sich Karl in Elisens Nähe. Wie lange, flüsterte er, schmacht' ich nach einem Wort von Ihnen! Ich darf Sie doch heute nach Hause begleiten? „Ich habe schon, sagte sie freundlich, eine andere Begleitung angenommen, aber lassen Sie uns hier auf einem Gang durch den Garten ein ruhiges Wort reden." Mit einem stummen Zeichen freudiger Annahme wankte er sich geschwind zu Bertram, der von der Veranda, wo er Sessel für die ältern Damen gestellt, hereinkam, sagte ihm etwas in's Ohr und scheb ein gefaltetes buntes Blatt in seine Hand. Elise war indessen auf die Gartentreppe gelangt, wo sie aufathmete und des Ausblicks in's Freie genoß. Neben ihr auf dem Podest schlürften alte Herren den Kaffee, den Pauline mit Minchens Beihilfe einschenkte; die Jugend schickte sich an, unter der nahen Linde den dritten Mann zu schlagen. Elise ging nach der andern Seite hinab in die Kastanien-Allee und schon folgte Karl ihr auf dem Fuße. Als er an ihre Seite kam, suchte sein Blick in ihrer Miene zu lesen, bis sie etwas tiefer im Baumgange waren.

„Mir ist recht beklommen, fing er an. Zur Eile getrieben, wie ich bin —" Wieder zu Paulinen zu kommen, ergänzte Elise neckend. „O nein; Ihren Rath, Elise, mir auszubitten." Sie sollen ihn haben, antwortete sie, und ich hoffe, setzte sie heiter hin-

Digitized by Google

zu, weder zu spät, noch zu früh — für Ihre Ruhe. „Die in Ihren Händen liegt! flüsterte er. Nur zum Theil! sagte sie lächelnd. „Nein, ganz und gar," betheuerte er. Ich muß wohl glauben, sprach sie wieder lächelnd, daß Sie großen Respect vor mir haben. Er stutzte, mit einem Anflug von Verwirrung. „Elise, setzte er von neuem an, wissen Sie, daß man mich fortreißen will von hier, für eine ganze Reihe von Jahren, auf weite Reisen —!" Ei! sagte sie aufhorchend. „Mit Aufträgen, fuhr er fort, von Paulinens Onkel, dessen Nachfolger, dessen Erbe (er sah sie bedeutend an) ich dann werden soll. Und noch heute, klagte er weiter, soll ich mich entscheiden, soll in eine Entfernung willigen, gegen die mein Herz sich sträubt —" O, sagte sie mit eigenem Nachdruck, nicht jede Entfernung ist Entfremdung; man sucht manchmal sein Glück auf Umwegen. Betroffen blickte er über sich, als müßte er sich auf etwas besinnen, näherte sich jedoch, schnell wieder gefaßt, ihrem Ohr und sagte: „Aber dieser Plan von Paulinens Familie (er betonte dies) führt mich weit ab von meinen Wünschen —" Nur eine Zeitlang, fiel sie ihm ein; auf allen Wegen werden Sie doch immer die schönen Augen Paulinens begleiten und Sie kehren zurück, so früh Sie können, nicht wahr? Die Reisen, die Aufträge sind nur eine Prüfung, gewinnreich an sich, lieblich durch das Ziel. Diese liebliche Prüfung öffnet Ihnen die schönste Aussicht — Jetzt konnte er sich nicht mehr täuschen, daß sie das verfängliche Gespräch dieses Morgens gehört. „O wie beschämend! rief er ganz bestürzt und übergossen von Röthe. „Nein, lieber Baron, sagte Elise mit gutherzigem Ernst, nicht dessen haben Sie sich zu schämen, daß Sie Pauline lieben, das gute, treue Mädchen, das in seiner Anmuth und Seelengüte jede wahre Zuneigung voll und beglückend erwiedern kann! Warum wollen Sie Empfindungen verleugnen, welchen Sie, wie ich ganz ohne Absicht, und glücklicherweise unbemerkt von Paulinen, hören mußte, den unzweideutigsten Ausdruck gegeben haben? Er suchte sich zu sammeln und fragte: „Waren Sie nicht selbst noch öfter Zeuge, daß jeder solche Ausdruck in diesem Hause weit weniger abgewartet, als herausgefordert und übertrieben wird?" Und darum, sagte sie, weil Paulinens Mutter den Werth, den sie gerade Ihrer Neigung zur Tochter beimißt, allzu unverhohlen zeigt, müßten Sie sich abwenden von den Vorzügen Paulinens, die sie erkannt, von ihrer Leidenschaft, die Sie genährt haben? Ich denke besser von Ihnen und Ihrem Glück. „Meinem Glück —" sprach er sinnend. Ihrem Glück, sagte sie warm, ein so inniges Wesen sich gewonnen zu haben, sich erhalten zu können. Sie werden es fühlen, Karl, vom ersten Augenblick an, in welchem Sie heraustreten aus diesem Schwanken, mit welchem Sie das liebevollste Herz ängstigen und wenn Sie seine Peinigung verlängern; es nur zu bald — ich weiß es — werden aufgeopfert haben! „Nein! rief er gerührt, Elise — — wollen Sie meine Fürsprecherin sein?" Kommen Sie! sagte sie, seine Hand fassend und sich umsehend. Pauline ging im Seitenweg mit Minchen Arm in Arm. Sie kam, als Elise ihr nachrief, einige Schritte entgegen, dann stand sie still, zitternd an Minchen gelehnt. Elise führte den Baron rasch herzu. „Pauline, fragte er ohne Zögern, wollen Sie einen guten Menschen aus mir machen? Wollen Sie mir diese Hand geben und mich lehren, sie zu verdienen? Pauline warf sich an Elisens Brust und reichte ihm ihre Hand.

Auf der Veranda wollte währenddem einige Verstimmung sich der Dame des Festes bemächtigen. Ihr hatte das Bemühen der Familie des Oberforstmeisters um Elise nicht entgehen können und, so sehr sie ihre Aeußerungen hütete, der Baronin nicht das Beobachten und Argwöhnen ihres Auges. Als dieses vollends mit etwas starrem Blick dem jungen Baron in die Kastanienallee folgte, wo er sich mit Elise zusammenfand, machte die Wahrnehmung des Eindrucks auf die Oberamtsrichterin, und dazu die eigene Spannung auf den Erfolg der Anfrage, die sie jetzt von ihrem Sohne an Elisen gerichtet dachte, die Baronin so verlegen, daß sie einen Vorwand ergriff, um sich zu ihren Töchtern, die unter der Linde mitspielten, hinab zu begeben. Die Oberamtsrichterin strengte sich an, das Gespräch mit den andern alten Damen fortzusetzen; wozwischen sie verstohlene Seitenblicke nach der Allee sendete, bis Bertram ihre Aufmerksamkeit ab-

Digitized by Google

zog. Bertram war, beim Abtragen des Kaffees, eingedenk des Auftrags vom jungen Baron, nach der Kammer am Hinterflur gegangen. „Also den Vogel!“ sagte er für sich, wie er auf nicht ganz sichern Füßen (denn er hatte beim Tischaufheben zu viel Weinreste geschlürft) in den lichtarmen Raum voll Theatergerümpel und Kostümstücke hineinschritt. Indem er einen Stuhl wegschob, schwankte ihm der ausgestopfte Storch entgegen. „Was Teufel! den großen Vogel?“ murmelte er. In dem Augenblick rief's aus dem Winkel der Kammer: „Spitzbub!“ Erschreckt und zornig raffte er den Storch hervor und stolperte hinaus. Wie er damit an die Veranda zurückkam, zog er ihn denn vor die Hausfrau hin und überreichte das bunte Blatt. Die Damen machten große Augen und die Hausfrau las:

Diesen Gast aus heißer Zone
Laß, o Du der Frauen Krone,
Deiner Pflegbefohlnen Schaar
Mehren; denn er bent sich dar,
Daß er in die Wintertage
Frühlings Blüthenträume trage!

Sie erkannte Karls Handschrift, las noch einmal, sah auf den Langschnabel und war von dem ungeschickten Scherz versteinert. Indem sie auf dem nahen Spielplatz Paulinens jüngere Schwestern Jenny, Betty und Emmy und dazwischen ihr Fränzchen, ihr Mäzchen und ihr Alexchen sich tummeln sah, konnte sie den Wunsch einer Vermehrung ihrer Pfleglinge nicht galant und die Vergleichung ihrer Jahre mit dem Winter, den ein noch reicherer Kinderfrühling verschönern müsse, nicht zart finden. Und wie sollte man das ungrazidse Symbol dieser Neckerei, den ausgestopften Klapperbein, für ein erträgliches Geburtstagsgeschenk nehmen? Die Majorin lachte hinter'm Schnupftuch, die Oberamtmännin bezeugte einen ziemlich lauten Abscheu, die Postmeisterin sprach etwas vom Friedenswächter und nützlichsten Vogel auf den Wiesen, die Oberamtsrichterin selbst aber kämpfte gegen den Gedanken an eine perfide Verhöhnung, als zu ihrem größern Schrecken nun gar Elise an Karls Arm die Veranda betrat. Daß Pauline, von München geführt, folgte, sah sie nicht; denn sie schloß, einer Ohnmacht nahe, das Auge, während Elise sprach: „Hier bitten Zwei um Ihren Segen.“ Als aber Zorn ihr Auge wieder öffnete, sah sie neben Elisen die Tochter und den Baron Hand in Hand, mit Mienen, die Ihren Schreck in neuer Ueberraschung untergehen ließen. Sie erhob sich mit einem Aufschrei, schwindelte und sank in Elisens Arme. Der Blick sodann, mit dem sie endlich sich wieder aufrichtete und Elisen ansah, war nichts weniger als zornig: die freudigste Aufregung ward in der Gruppe laut, die Theilnahme pflanzte sich rasch fort, die Baronin wurde gerufen, alles kam in Bewegung, nur der Storch stand ungerührt mitten inne. „Mein Gott, stammelte plötzlich zurückfahrend die Baronin, wie kommt auch gar der Storch . . . ?“ Ein Lachen entstand und die Oberamtsrichterin, nach einer schonenden Antwort suchend, hielt das Blatt in ihrer Hand etwas höher. „Aber Bertram, was macht Er!“ rief der junge Baron nach der Glasthür hin, wo der Angerufene am Pfosten lehnte; hab' ich Ihm denn nicht gesagt: den Vogel in der letzten Kammer?“ Ganz recht, in der letzten Kammer, da hab' ich ihn auch geholt, Herr Baron! — Karl eilte selbst fort und kam bald mit einem Papagei in glänzendem Ringe zurück. Das war der Vogel, der den Huldigungsvers begleiten sollte, den er sich vom Vikar hatte machen lassen. Er hing den Ringhaken in das Dachgitter der Veranda, so daß der bunte Gast der sehr erfreuten Oberamtsrichterin zur Seite glänzte; er kitzelte ihn mit dem Finger: Bon jour! rief der Sittich so vernehmlich, daß er und sein Geber bewundert wurden. „Nun, wandte sich der Letztere zu dem erstaunt herzugebückten Bertram, den konnte Er nicht sehen?“ Bertram guckte neugierig noch weiter hervor; „Spitzbub!“ schrie der Graue und Bertram prallte rückwärts unter allgemeinem Gelächter. „Sehn Sie seine Grobheit, stotterte er; so hat er mich schon heute Morgen in der Stadtschreiberei geschimpft.“ Im Gegentheil, sagte der Vikar, der Storch ist aus der Stadtschreiberei, aber Fräulein Julchen, die ihn durchaus nicht wollte, hat ihn ver-

Digitized by Google

steckt. „Nein, der dort war's, versetzte Bertram unwillig, auf den Sittich deutend; der Storch hat Nichts gesagt, der ist unschuldig." Wie kam er denn hieher? fragte bei fortdauernder Heiterkeit die Oberamtsrichterin. „Er sollte, sagte der Vikar, die Erscheinung der Pietät begleiten; denn ihr hatten ihn die Alten geheiligt, weil er seine Jungen so sorgsam pflegt und auch die Pflege seiner Eltern im Alter ihm nachgerühmt wird." Nun, so kam er, bemerkte sie verbindlich, aus einem befreundeten Hause und war, obgleich durch Verwechslung mir vorgeführt, doch von guter Vorbedeutung, denn jetzt, setzte sie, an den jungen Baron gelehnt, hinzu, darf ich mir ja wirklich ein wohlgepflegtes, frohes Alter versprechen!

Da nun erst recht die Beglückwünschungen in Gang kamen, gab Elise Minchen ein Zeichen mit den Augen und ging in die Wohnzimmer, um zu holen, was sie abgelegt hatte. Als sie zurückkam, entfernte sich Minchen an der Glasthüre eben vom Kaufmann Werner, um, wie er sie gebeten hatte, seine Töchter mitzunehmen. Bei Werner stand der Doctor, der dem schlanken Minchen nachblickend, sagte: Ein herziges Bräutchen! und Elise hörte, wie hierauf Werner halblaut bemerkte: Sie ist auch schon Braut — vom jungen Berg. Sie würde dies für Nichts weiter als das voreilig bestimmte Aussprechen einer bloßen Vermuthung genommen haben, hätte sie nicht heute selbst schon Minchens verändertes Wesen unwillkührlich mit Alberts häufigen Besuchen in Verbindung gebracht. Sie erschrack doppelt, weil die Verlobung, die sie vor wenigen Augenblicken selbst vermittelte, ein mißliches Nachgefühl von der Unbeständigkeit der Männer und dem trüglichen Spiel der Leidenschaft in ihr zurückgelassen. Nun mußte sie, Abschied nehmend, sich Gewalt anthun, bei den Freundschaftsbezeigungen der Hausfrau und der Neuverbundenen und der halbwehmüthigen Zärtlichkeit der Baronin ihre innere Aufregung zu verbergen. Als sie endlich an Minchens Seite auf die Straße kam, war zu ihrer Pein jedes vertrauliche Gespräch unmöglich, weil der junge Werner nebst seinen Schwestern sie begleitete. Er bemächtigte sich gleich der Unterhaltung mit Minchen und sprach von allerhand schönen Sachen, die sie in der Hauptstadt gekauft oder bestellt, mit der wiederholten Anspielung, daß es sich um eine Aussteuer handle. Minchen, obschon wenig eingehend auf seinen Witz, gab Alles freundlich zu. Wie sie auf den Marktplatz an Werners Haus kamen, dem die Apotheke gegenüberliegt, lehnte Elise, still entschlossen mit Minchen in ihr Haus zu gehen, Werners Weiterbegleitung so entschieden ab, daß Minchen, in der Meinung, sie wolle auch sie hier entlassen, mit herzlicher Umarmung von ihr Abschied nahm, ihr aber, eh sie hinüberflog, noch ins Ohr flüsterte: Ich werde jetzt bald deine Verwandte!

Elise war so betroffen, daß sie mit träumerischer Hast trotz der Nachmittagshitze die ansteigenden Gassen der Oberstadt durchschritt. Als sie nach Haus kam und hörte, weder der Vater, noch Albert sei zu Hause, die Tante aber im Garten, ging sie still auf ihr Zimmer. Ein zierliches Glas mit Waldblumen und oben einem Sträußchen Erdbeeren stand auf ihrem Tisch. Albert war also schon da gewesen. Das Mövchen flog herzu, als sie sich setzte, den Strauß zu betrachten. Sie kam zu Athem, zog Alberts Blatt von gestern Abend aus ihrem Busen, rief sich, als sie es gelesen und wieder verborgen hatte, den heutigen Morgen vor die Seele und sprach ruhig vor sich hin: „Wie konnt' ich's nur einen Augenblick glauben! Als ob ich ihn nicht kennte! Wenn sich Minchen nicht blos getäuscht hat, wenn sie wirklich Braut ist ..... O ich Schwachsinn! unterbrach sie sich, heiter auflachend; es ist Heinrich, sein Bruder! Sie hat ihn ja flüchtig schon im vorigen Frühjahr in der Hauptstadt kennen gelernt — Diesmal mögen sie sich wieder begegnet und mehr genähert haben. Nichts gewisser! Die Werner haben es von ihrem Korrespondenten in der Hauptstadt. Siehst du, sagte sie mit strahlendem Gesicht zu dem Täubchen, zum zweitenmal hab' ich ihm nicht Unrecht gethan; und nie wieder lass' ich ihm Unrecht geschehen!" Sie sprang fröhlich auf, sich umzukleiden.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Kleine Zeitung.

Briefe aus Weimar.

VII.

Weimar, 2. April 1856.

Die interessanteste Novität im Gebiete des Drama's, welche uns die gegenwärtige Saison bis jetzt geboten hat, war unstreitig das fünfaktige Trauerspiel „Artevelde" von Otto Roquette, welches bei des Dichters Anwesenheit am 27. März hier und überhaupt zum ersten Male in Scene ging. Der Name des Dichters, der innerhalb weniger Jahre durch eine Reihe von Werken (wir nennen als die hervorragensten, „Waldmeisters Brautfahrt", „der Tag von St. Jakob", „Herr Heinrich" und „Hans Heidekuckuk", sowie in zweiter Linie „Orion", das „Reich der Träume", und das „Hünengrab") sich allgemein bekannt und beliebt gemacht hat, mußte das günstigste Vorurtheil erwecken, wie denn überhaupt der erste Schritt eines, bereits in Epos sich auszeichnenden Dichters, auf die Bretter, die die Welt bedeuten, für jeden Literaturfreund von Interesse sein wird.

„Artevelde" ist ein historischer Stoff, der schon wiederholt in Romanen behandelt und auch schon früher dramatisch bearbeitet wurde. Der Kampf des flandrischen Volkes mit der französischen Oberherrschaft, die Erhebung des Bürgerthums gegen den Adel und (wie Rotteck sagt) der endliche „Sieg „der Machthaber über die gemeine Freiheit", wie er (gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts) in den beiden Artevelde (Vater und Sohn) als den Trägern einer „antiken Demagogie", zur historischen Erscheinung kam, ist in der That ein sehr dankbarer dramatischer Stoff. — War der Erfolg trotzdem nicht ganz der erwartete, so ist der Grund einerseits in jenem leidigen Mangel an „Bühnenkenntniß" zu suchen, mit welchem die meisten jungen Dramatiker nothwendigerweise zu kämpfen haben, anderseits aber in einer Auffassung des Helden, mit welcher wir uns nicht einverstanden erklären können.

Der Neigung der meisten Dramatiker — ihren Helden, der Geschichte widersprechend, zu idealisiren — keineswegs folgend, hat Roquette umgekehrt seinem Artevelde einen unhistorischen Charakter verliehen, ohne doch den Bühnenhelden dadurch interessanter, liebenswürdiger oder wirksamer zu machen. Er hat den Volkshelden in einen Tyrann verwandeln wollen. Da aber sein Artevelde nur aus Nothwehr zum Tyrann wird, und die meisten ihn umgebenden Charaktere keineswegs derart sind, daß sie besondere Achtung oder Sympathie erwecken können, so ist eine höhere tragische Schuld, an welcher der Held nothwendig zu Grunde gehen muß, eigentlich nicht vorhanden. Sie wäre zu finden gewesen in dem verrätherischen Bündniß, welches Artevelde mit England schließt. Aber diese That erscheint bei Roquette nur episodisch; der Dichter hat dieses Motiv, — welches zugleich vollkommen ausreichend war, um die Wendung der Volksgunst und den gewaltsamen Tod von Artevelde zu erklären — nicht in seiner ganzen Schwere und Bedeutung erfaßt, sondern vorgezogen, den Helden mit einem, in leidenschaftlicher Uebereilung begangenen Mord zu belasten, an dessen Folgen er indirekt zu Grunde geht, ohne daß man diese, an einem Feind in der Nothwehr begangene That, so unbedingt verdammen kann, als der Dichter beabsichtigt.

In den drei ersten Akten steigerte sich das Interesse bis zur Katastrophe; namentlich ist der dritte Akt sehr wirksam, obschon psychologisch gewagt, wenn nicht problematisch. Die Lösung in den beiden letzten Akten ist aber aus den oben angeführten Gründen weder befriedigend glücklich, noch vollkommen motivirt zu nennen. — In der Sprache verleugnet sich aber der talentvolle Epiker nicht. Sie ist schwungvoll, fließend und poetisch, wenn auch mitunter zu breit. Einige gewandte Striche, welche die Reden kürzten, indem sie die Handlung beschleunigten, dürften von Vortheil sein.

Gespielt wurde sehr brav. Herr Grans brachte die Titelrolle zu ausgezeichneter Geltung, Herr Genast war als „Gerard Denys" vortrefflich. Beide Künstler wurden während dem Verlauf des Stückes, sowie am Schluß mit dem Dichter, gerufen.

Bildende Kunst.

Unter dem Namen „**Deutscher Verein zur Unterstützung der Hinterlassenen verdienter Künstler**" hat sich soeben in Würzburg ein Verein gebildet, welcher für die bildenden Künste dasselbe erstrebt, was der Schillerverein für die Schriftsteller, und der Mozartverein für die Tonkünstler zu erreichen sucht. — Der Centralausschuß besteht aus 19 Mitgliedern (darunter der Regierungspräsident Freiherr v. Zu-Rhein, Fürst Adolph v. Löwenstein, Graf v. Schönborn, Hofrath D. Lang, und mehrere Universitätsprofessoren von Würzburg) unter dem Vorsitz des Grafen Moritz zu Bentheim-Tecklenburg, und ladet durch Circulare zur Bildung von Zweig-Vereinen und zu freiwilligen Geldbeiträgen ein. — Durch literarische und künstlerische Unternehmungen soll dem Verein ein Fond geschafft, und zu dem Zweck ein literarisches und ein Künstler-Album in zwanglosen Heften herausgegeben werden, zu welchem alle Schriftsteller und Künstler Deutschlands um Einsendung von Beiträgen ersucht werden. — Sobald ein Fond von 2000 Thalern begründet ist, wird der Verein seine Wirksamkeit eröffnen und in einer Generalversammlung sich definitiv constituiren. Der Centralausschuß wird seine Geschäftsordnung in die Hände dieser Versammlung, von Abgesandten sämmtlicher Zweigvereine niederlegen, welche die endgültigen Statuten des Vereins, sowie den Sitz seiner Direktion feststehen und einen neuen Vorstand wählen werden, auf den die Leitung sämmtlicher Angelegenheiten, insbesondere die Vertheilung der Unterstützungen, übergehen soll. — Alle periodischen Blätter Deutschlands werden ersucht, diese Bestimmungen zu veröffentlichen, alle Freunde der Kunst, sich die Begründung von Zweigvereinen angelegen sein zu lassen.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Vierteljahrspreis 10 Sgr.

Digitized by Google

№ 15. 13. April 1856.

Hans Sachs.

(Schluß.)

Im schwarzen Talare, in zierlich gefaltetem Spitzenkragen, ein schmuckes Barret auf dem männlich schönen Haupte schreitet er entweder dem kleinen Kirchlein St. Martha oder der geräumigeren St. Kathrinenkirche zu, wo an den hohen Feiertagen die Festschulen gehalten wurden. Die Kirche ist zierlich ausgeschmückt, die Plätze alle dicht besetzt; die Merker (Gesangsrichter) nehmen ihre Richterpulte ein und das Zeichen zum Beginn der Schule wird gegeben. Ein Meister nach dem andern besteigt den reichgeschmückten Singestuhl; endlich erhebt sich auch Hans Sachs. Alle Blicke wenden sich dem wolbekannten, hochgeehrten Meister zu und stiller wirds und stiller in dem heilgen Hause, als sich sein Gesang erhebt. Und als er gesungen von allem Süßem, das Menschenbrust durchbebt und von allem Hohen, das Menschenbrust erhebt: da stiehlt sich aus der Hörer Brust ein leises Ach des Beifalls und der Freude; die Merker verlassen ihre Sitze und der erste derselben hängt ihm die goldene Kette um, die man den Davidsgewinner nannte. Das Fest ist geendigt und die neidlosen Meister drängen sich mit aufrichtiger Theilnahme zu dem gefeierten Sänger, um ihm freudig die Hand zu drücken. So harmlos, wie er gekommen, kehrt Hans Sachs in den stillen Raum des Hauses und an sein eng begränztes Tagewerk zurück.

Aber auch unter dem Treiben und Schaffen des Werkeltagslebens rastete das helle, feurige Streben seiner Seele nicht; ja es strömte ihm eine so reiche Fülle des edelsten Stoffes aus nah und fern, aus Vergangenheit und Gegenwart und vor allem aus den gewaltigen Bewegungen seines Jahrhunderts entgegen, daß er oft nicht begriff, wie er das Alles bewältigen sollte,

Wie er wollt Worte zu Allem finden?
Wie er möcht so viel Schwall verbinden?
Wie er möcht immer muthig bleiben,
So fort zu singen und zu schreiben.

Wenn er aber Sonntags früh im „saubern Feierwams“ in seiner Werkstatt stand, um „nun auch am sieb'nten Tag zu ruhn von manchem Zug und manchem Schlag,“ dann trat zu ihm

Digitized by Google

Die Muse, heilig anzuschauen,
Wie ein Bild unsrer lieben Frauen.
Die umgiebt ihn mit ihrer Klarheit
Immer kräftig wirkender Wahrheit.
Sie spricht: Ich komm um dich zu weihn,
Nimm meinen Segen und Gedeihn!
Ein heilig Feuer, das in dir ruht,
Schlag aus in hohe lichte Gluth!

Und was ihm die Muse verkündet, das sollte sich herrlich erfüllen, als die Kunde von Luthers Riesenkampfe gegen den alt bösen Feind in ganz Deutschland wiederhallte, als die Schriften des gewaltigen Gottesstreiters wie ein laufend Feuer unter allem Volke sich verbreiteten. Denn Hans Sachs war einer der ersten, der Luthers Sache mit freudigem Eifer ergriff, seine Schriften sammelte und verbreitete und mit feuriger Kraft für die evangelische Wahrheit und für den theuern Mann zeugte, der sie furchtlos verkündet und vor Kaiser und Reich bekannt. Unbekümmert um die Anfeindungen, die ihn treffen könnten, ließ er im Jahre 1523, zu einer Zeit, wo noch sehr wenige schriftlich Luthers Partei ergriffen hatten, sein kräftiges Schutz- und Trutzlied:

Die Wittenbergisch Nachtigall,
Die man jetzt höret überall,

unter dem Motto drucken: „Ich sage euch, wo diese sweygen, werden die Stein schreyen." Er sieht im Geiste, wie die Nacht sich neigt und der Tag in Osten leuchtend sich hebt; er schaut die Sonne, die aus trüben Wolken glänzend hervorbricht, indeß der Mond bleich und schüchtern sich flüchtet; er hört die wonnigliche Nachtigall im grünen Hain laut ihren Gesang erheben, daß er durch Berg und Thal erklinget. Die irregeführten Schafe hören ihre Stimme, sie folgen freudig ihrem Rufe und fürchten den finstern Löwen nicht, der sie gern in die alte Wüste führen und dort verschlingen möchte, wie sonst. Die Sonne ist die reine göttliche Wahrheit, der Mondschein ist die Menschenlehre, die Nachtigall ist Luther, der Löwe ist der Papst, die Wüste der alte Gottesdienst. Auch nachdem die Reformation in Nürnberg bereits den vollständigen Sieg errungen hatte, fuhr Hans Sachs rüstig fort, für das neuerwachte religiöse Leben zu kämpfen und zu wirken. Denn abgesehen davon, daß er in den verschiedensten Gattungen der Poesie fast den ganzen Inhalt des alten und neuen Testamentes dem unmündigen Volke im Sinne und Geiste Luthers gedeutet hat, daß er ferner selbst an seine weltlichen Lieder geistliche Ermahnungen anknüpft und allenthalben

Frumnkeit und Tugend bieder preist,
Das Böse mit seinem Namen heißt:

leistete er insbesondere durch seine religiösen Lieder, in welchen er aus dem Herzen zum Herzen seines Volkes sang, der evangelischen Sache einen sehr wirksamen Dienst. Welch eine gläubige Zuversicht, welch ein erquickender Trost weht noch jetzt allen Bekümmerten aus seinem herrlichen Liede entgegen:

Warum betrübst du dich, mein Herz,
Bekümmerst dich und trägest Schmerz
Nur um das zeitlich Gut?
Vertrau du deinem Herrn und Gott,
Der alle Ding erschaffen hat.

Und wie er als Jüngling Luthers Auftreten jubelnd begrüßt hatte, so ergoß sich bei Luthers Scheiden sein Herz in ernster männlicher Klage zu einem würdigen Todtenopfer für den großen Mann, mit welchem er, ein schlichter Handwerksmann aus des Volkes Mitte, Hand in Hand gegangen war.

Aber der fromme Meister hatte auch „ein Auge treu und klug" für „der Menschen wunderliches Weben" und schaute mit unbefangenen Sinnen in das bunte „Weltwirrwesen." Und was er klar und rein geschaut, dafür er

Digitized by Google

Hätt auch eine Zunge, die sich ergoß
Und leicht und fein in Worte floß.

Nicht leicht hat wol eines Dichters Gemüth der Erde Last und Lust, des Lebens Ernst und Scherz, der Menschheit Streben und Irren so klar erkannt, so tief gefühlt, so kräftig ausgesprochen, als Hans Sachs. Wirft er das schalkhafte Auge auf die Thorheiten und Schwächen der menschlichen Gesellschaft, auf „die Bocks- und Affensprüng" einzelner Klassen und Stände: so schwingt er gemüthlich die Geißel des Witzes und der Laune und trifft mit sicherem Schlage bald den fahrenden Scholasten und rauflustigen Landsknecht, bald den betrügerischen Mönch und feisten Pfaffen, bald den vorwitzigen Junker und unwissenden Bauer, kurz er

Schleppt hinter sich an einer Leinen
Alle Narren, groß und kleinen —
Und führt gar bitter viel Beschwerden
Daß ihrer doch nicht wollen wen'ger werden.

Wendet er aber seine Blicke auf die öffentlichen Zustände, auf die drückenden Mißbräuche und die schlechte Verfassung des deutschen Reiches: dann bricht sein Unmuth wie eine verzehrende Flamme hervor und er rufet laut und dringend die Fürsten und die Völker auf, für Recht und Wahrheit, für „Unschuld und Gerechtigkeit in dem verdrückten Teutschenland" mit vereinter Kraft zu kämpfen. Schaut er dagegen von der Freiung der alten Burg hinab in das Thal, in welchem sein geliebtes Nürnberg gelegen ist,

Gleich als ein blühender Rosengart,
Den Gott ihm selber bewahret hat:

da strömt sein freudig bewegtes Herz in einen schönen Lobspruch auf die theure Vaterstadt über, die als ein Musterbild bürgerlicher Ordnung, gerechter Milde, gesicherten Wolstandes und wolgegliederter Thätigkeit vor seinem begeisterten Auge steht.

So war Hans Sachsens künstlerische Thätigkeit und dichterisches Leben, so vergingen ihm zwischen Handarbeit, Studium, Dichten und Leitung der Meisterschule die Jahre, bis auch für ihn die Tage kamen, die Keinem gefallen. Vater und Mutter, Schwestern und Brüder waren ihm im Tode vorausgegangen, Nachbarn, Freunde und Verwandte hatte er „den Blumen gleich verwelken" sehen und sieben Kinder hinaus zur stillen Ruhe des Grabes begleitet. Aber alle diese Verluste hatten seinen kräftigen, nie rastenden Geist so wenig niedergedrückt, als ihn die Furcht, Gehör und Gesicht zu verlieren, zu beugen vermochte. Selbst der schmerzliche Hintritt seiner treuen Hausfrau (1560), der ihn mitten in der Herausgabe seiner Werke (3 Foliobände mit Ausschluß der niegedruckten Meistergesänge) überraschte, entmuthigte den frommen Meister nicht. „Warum betrübst du dich, mein Herz?" An diesem Troste hing er fest, und als ihn das wehmüthige Gefühl zunehmender Vereinsamung dennoch zu Zeiten übermannte, da vermählte er sich (1561) zum zweiten Male mit Barbara Harscherin, mit der er bis in sein höchstes Alter glücklich lebte. Noch trieb er nach wie vor sein Handwerk, noch griff er hin und wieder zur Feder, bis ihm die Last des zunehmenden Alters Feierabend gebot und die goldene Quelle seiner Lieder versiegte." Da sitzt endlich der alte treue Sänger, der über ein halbes Jahrhundert sein Licht zur Belehrung, Besserung und Erheiterung von Tausenden so hell und warm hatte leuchten lassen, der muthig noch fortgesungen hatte, als (1562) ringsum die Pest um ihn wüthete, der edelsten Sinne beraubt, geschieden von der Welt, schneeweiß wie eine Taube, immer freundlich, immer beschäftigt, aber ein Kind an geistiger Kraft, an seinem Tisch vor dem aufgeschlagenen Bibelbuch und senkt gefeiert, aber vereinsamt das müde Haupt dem Grabe zu. Am 20. Januar 1576 brachte die öffentliche Todtentafel der Stadt die Trauerkunde:

Gestorben ist Hans Sachs, der alte deutsche Poet,
Gott verleih ihm und uns eine fröhliche Urstet.

Digitized by Google

Die Meistersänger haben ihn zu seiner Gruft getragen und ihre besten Lieder sind an dem Grabe erklungen, in das sie ihn hinabgesenkt.

Des lieben frommen Meisters Wohnung ist verschwunden, sein Grab nicht sicher noch ermittelt, kein Denkmahl ihm errichtet. Doch hat ein Größerer, denn er gewesen, seinen Werth erkannt, seinen Ruhm gesichert, und

Ein Eichkranz ewig jung belaubt
Den setzt die Nachwelt ihm auf's Haupt.

Julius Haupt.

Kriegslisten.

Erzählung von Gustav Junior.

(Schluß.)

Nun war auch der Stadtschreiber auf der Heimfahrt, nachdem es ihm wenig nach Wunsch gegangen. Schon der Weg nach der Domäne war ihm lang geworden, da er halb das Gefühl hatte, sich in seinem verdeckten Kampfe mit dem Oberamtsrichter eigentlich schon auf der Flucht zu befinden, und die Spannung über die Gefahr seiner Tochter, wie er sie ansah, ihn ungeduldig machte. Auf dem königlichen Gut angekommen, vernahm er, daß der Domänenrath abwesend und schon früh nach Breitenfelden zum großen Pferdemarkt gefahren sei. Da er seinen Weg nicht umsonst gemacht haben wollte, mußte er einen mehr als eben so langen hinzunehmen und mit steigender Verstimmung dem Marktflecken zufahren. In dem Pferde- und Menschengewühl dort fand er zwar den alten Freund bälder als er gehofft, aber mitten im Handeln und Verfolgen von Geschäften mit Bauern und Täuschern, wo er sich mit herumschleppen und gelegentlich von eigenen Bekannten mußte aufhalten lassen, eh er im Wirthshaus den ruhigen Augenblick mit ihm fand, um endlich seine Frage vorzubringen. Da rieth ihm aber der Domänerath entschieden ab, sich geschäftlich mit dem jungen Baron einzulassen. Er selbst werde von der Stadt aus, mit einem ordentlichen Großknecht auf dem Gute, es besser verwalten, als mit dem theuern Zierrath eines adlichen Herrchens als sogenannten Verwalters oder gar Mitbesitzers. „Dein Freundchen, sagte er, hat wohl allerlei gelernt und ist ja jung genug, daß er sich in alles Nöthige einarbeiten könnte, aber das erwarte nicht. Er hat nie im Zuge fortgearbeitet, sondern lieber in Musik und Liaisons dilettirt. Er hat sich zu der Ausdauer nicht gewöhnt, die das Wissen befestigt, der Erfahrung Reiz und Folge gibt, den Fleiß zur Lust und zum Bedürfniß macht. Wenn solche Leute älter werden, vergessen sie das Gelernte, statt Mehr zu erwerben, mit der Unbefriedigung verschlimmert sich die Zerstreuungslust und sie wachsen nur an Unbrauchbarkeit." Der Stadtschreiber, den das entschiedene Urtheil allmählig überzeugte, fühlte bei seiner festen Voraussetzung von Karls und Elisens Liebe keine geringe Verlegenheit. Als er beim Abschiede gestand, ein günstigeres Zeugniß wäre ihm lieber gewesen, rief der alte Freund: „Was verschlägt es Dir denn? Setze doch deinen Vetter Berg auf das Gut! Der kann arbeiten und ist gemacht zum Oekonomen." Woher kennst Du ihn denn so sicher von der Seite? fragte der Stadtschreiber mit einigem Befremden. „Ei, war die Antwort, Du hast ihn ja den Winter mit Fragen an mich geschickt wegen desselben Guts und wegen der statistischen Beschreibung eurer Stadt und Stadtflur. Da hab' ich allerdings gesehen, daß er Verstand von der Feldwirthschaft und überhaupt helle Begriffe hat." Noch in den Wagen rief der Rath dem Stadtschreiber nach: „Da könntest Du ruhig sein! Es ist ja überhaupt viel natürlicher so." Ohne eine weitere Erwiederung fuhr der Stadtschreiber ab, in seiner Seele war kein kleiner Aufruhr. Die Erwähnung der statistischen Beschreibung war ihm als ein Schrecken in

Digitized by Google

die Glieder gefahren. Wie hatte er sie nur in den letzten Monaten so ganz vergessen können! Er ärgerte sich schwer über sich selbst. Die Sache hing mit dem topographisch-statistischen Büreau zusammen, einer Lieblingsidee des neuen Ministers des Innern, die derselbe vor wenig mehr als einem Jahr in's Leben gerufen. Für dies Büreau und seine Zeitschrift waren überall im Lande verschiedene Gelehrte und Beamte aufgefordert worden, historische und statistische Darstellungen der einzelnen Ortsgebiete nach dem Schema gegebener Tabellen abzufassen. Der Stadtschreiber hatte sich's zur Ehre gerechnet, daß dieser Auftrag für seine Stadt und ihre Flur gerade ihm war anvertraut worden. Theils war es geschehen, weil er von seinen Vorfahren her, die seit lange in ähnlichen Aemtern wie er gestanden, mancherlei Aufzeichnungen über alte Rechte und Güter der Stadt besaß und gern studierte, theils durch Vermittlung seines Vetters des Rechnungsraths, der mit jenem Büreau in Verbindung stand. Auch hatte der Stadtschreiber die Arbeit gleich angefangen mit einer lichtvollen Uebersicht der Geschichte der Stadt. Dann erwog er das besondere Statistische gründlich; zumal er gehört hatte, der Oberamtsrichter beabsichtige durch freiwillige Lieferung einiger Artikel an das Büreau sich neben ihm hervorzuthun. Für Nachforschungen, die zu machen waren, hatte der Stadtschreiber den Vetter Albert mit in Thätigkeit gesetzt und hierbei, wie immer, Ursache gefunden, mit ihm zufrieden zu sein. Ihn an den Domänerath geschickt zu haben, erinnerte er sich zwar nicht, wohl aber, daß zu Winters Anfang Albert ihm selbst noch ein paarmal von der Arbeit gesprochen, um seine Ansicht über schwierige Punkte einzuholen. Als aber den Stadtschreiber die Erweiterung des neuerworbenen Guts immer lebhafter in Anspruch nahm und er die laufenden Amtsgeschäfte ganz nebst noch mancher Privatbesorgung auf den Vetter ablud, hatte er ihm allerdings gesagt, die Fortsetzung der Tabellenarbeit könne einstweilen ruhen, er selbst wolle sie im Frühjahr vollenden. Statt dessen war sie ihm (er begriff sich selber nicht) ganz aus dem Gedächtniß gekommen. Die Papiere lagen freilich bei Albert, auch hatte unerklärlicher Weise der Vetter Rechnungsrath in seinen Briefen gar nicht mehr daran erinnert, während seine Gedanken die Vermögensangelegenheiten und väterlichen Hoffnungen ganz einnahmen. Das war nun eine neue Sorge. Da die Jahresfrist, in der die Ablieferung ursprünglich gewünscht worden, zu Ende lief, sollte er die Vollendung übereilen oder um längere Frist bitten? Wie nun, wenn inzwischen etwa der Oberamtsrichter mit der gefälligen Einsendung einer hübschen Parthie ihm zuvorgekommen war? Das alles nagte ihn doppelt, weil seine Ueberlegung immer durch die andere Frage unterbrochen wurde, die ihm eben so wichtig war, wie er es mit dem jungen Freunde Karl halten solle, wenn diesem, was er sicher glaubte, die Tochter ihre Hand zugesagt. Sollte er ihn zum Staatsdienst bestimmen? Aber hier konnte er ihm eine so rasche Förderung, wie die verscherzte des Hofkameralverwalters, nicht verbürgen. Sollte er ihm das Gut für künftig verheißen, wenn er unter der Aufsicht des Domänenraths die volle Fähigkeit erworben? Das war eine Verzögerung in's Ungewisse. Und unterdessen lag auf seinen Schultern, wenn Albert Revisor wurde, die Verwaltung sowohl des Guts als des Amtes. Die Aussicht auf diese Sorgenlast machte ihm die nächstliegende Dringlichkeit der statistischen Arbeit noch beschwerlicher. Eine Art von bösem Gewissen mischte sich hinzu. Insofern er nicht ohne Absicht in den letzten Monaten die Gespräche mit Albert eiliger und trockener als früher abgemacht und sein Einsprechen durch vermehrte Geschäfte beschränkt hatte, war der Gedanke natürlich, er selbst habe damit dem Vetter die Gelegenheit abgeschnitten, ihm jene ehrenvolle Aufgabe im Gedächtniß zu erhalten. Dieser Zusammenhang schlug aber dem Stadtschreiber zu einer Beschuldigung Alberts um. Daß dieser hierin ausnahmsweise seiner Erinnerung nicht zu Hülfe gekommen war, schien ihm eine absichtliche Unterlassung aus Empfindlichkeit, um ihn seine verringerte Zugänglichkeit durch die vorausgesehene Verlegenheit büßen zu lassen, in welcher er sich eben jetzt befand. „Er hätte sie mir, sagte er, mit einem Wort zu rechter Zeit ersparen können, aber ich sollte bereuen, daß ich ihn nicht warm genug ge-

Digitized by Google

halten, ich ſollte ſeine Unentbehrlichkeit mit meinem Schaden erfahren." Er nahm ſich vor, dem Vetter ernſtlich Vorwürfe zu machen; wobei er hoffte, in den ſtrengen Ton zu kommen, der vielleicht auch gegen den jungen Baron nöthig werden könne. Umgetrieben in dieſen verdrießlichen Vorſtellungen kam er in's Triftenthal und an den Fuß des Hohlwegs. Hier ſtieg er aus, um auf dem Fußpfade nach ſeinem Garten zu gehen, während die leere Kutſche in weiterer Ausbeugung heimfuhr.

Die Tante wurde, nachdem ſie ihre häuslichen Beſchäftigungen erſchöpft und zuletzt noch den Vetter mit einem Auftrage fortgeſchickt hatte, in der Stille des Sommernachmittags auf ihrem Ruheſitz in der Gartenlaube erſt recht unruhig über das unerwartet lange Ausbleiben ihres Bruders. Sehr willkommen war ihr nun das muthige, von heimlichem Triumph durchglänzte Geſicht, mit dem Eliſe auf ſie zukam. Auf ihre Frage nach dem Vater, erzählte ſie den Anlaß und Zweck ſeiner Ausfahrt getreulich, ohne jedoch, wie früh er fortgefahren war, wie lange er ſchon zurück ſein könnte, bemerklich zu machen. Da aus ihrer Erzählung Eliſe erſt erfuhr, daß der junge Baron mit der vorbedachten Abſicht einer förmlichen Bewerbung um ihre Hand jenes Geſpräch geſucht, welches ſie anders gewendet, wurde ſie unmittelbar zum Vorbringen auch ihrer Neuigkeiten veranlaßt. Auf dieſe war die Tante neugierig genug und durch ihren Inhalt im Ganzen eben ſo befriedigt, wie durch Einzelnes beluſtigt. Ihre lebhafte Auffaſſung bewirkte, daß Eliſe ausführlicher ſchilderte, als ſie angeſetzt hatte, und das Vorgefallene jetzt mehr, als während dem Verlaufe ſelbſt von ſeinen heitern Seiten empfand. Weil ſie aber dabei öfter aus der Laube hinausſpähte, ſagte die Tante endlich: Albert iſt nur noch auf Werners Comptoir, er kommt gleich. „Wahr geſprochen!" rief Eliſe und flog dem Herauseilenden entgegen. „Wie geht's?" fragte er, in ihre Augen verſenkt. Vortrefflich! antwortete ſie; ich habe mich an Erdbeeren erquickt, nachdem ich zwei ſchwere Geſchäfte glücklich beendigt. „Und die waren?" Zwei Verlobungen. Die eine hab' ich zu Stand gebracht: zwiſchen dem jungen Baron und Paulinen; die andere hab' ich, was faſt noch ſchwerer war, errathen: zwiſchen Minchen und Deinem Bruder. „Schön vollbracht und richtig gerathen, liebe Meiſterin aller Geſchäfte!" rief Albert aus Die Tante war indeß auch aus der Laube getreten und empfing aus Alberts Hand ein Papier, das ſie beiſteckte. „Was haſt du aber?" fragte ſie, ihn betrachtend; „was ſuchſt du über dir?" Die Tauben antwortete Eliſe, die ſeinen Blicken mit den ihrigen gefolgt war, und wies mit dem Finger nach einer Silberpappel hinüber, auf deren einem Zweige der Schweizertauber, auf dem andern die Turteltaube ſaß. Nach einem freundlichen Wink zu Eliſen ging Albert eigenthümlich pfeifend nach dem Eingang des Gartens zu. Man ſah den Kopf des Blonden aus dem Fenſter der Schreibſtube herausgucken und gleich wieder verſchwinden. „Wo iſt das Taubenpärchen hin?" fragte die Tante. Drüben fliegen ſie über den Ställen, antwortete Eliſe. Albert fuhr im Gehen fort zu pfeifen, und bald fing oben im Giebel-Schlag auch der Blonde zu pfeifen an und ein Tuch zu ſchwenken. „Der Tauber, rief Eliſe nach einem Weilchen, ſitzt auf dem Thürmchen, und da kommt die Turteltaube nach — er umfliegt ſie — ſie hebt ſich — richtig, ſie ſind im Schlage und das Gitter fährt zu." — Was der Fang auf ſich habe, wußten die beiden Frauen nicht recht, und wunderten ſich, daß Albert noch oben verweile. Bald aber kam Rothſchild herunter, durch den er ſich entſchuldigen ließ. „Was geht denn vor?" fragte die Tante. Ein Rachegelübde, antwortete er, gegen den oberamtsrichterlichen Schlag wird erfüllt. Von dort hat der Schweizertauber ſich die Turteltaube hergelockt. Er iſt alsbald in den Behälter geſteckt worden, wo er ſeine vermißte rechtmäßige Gemahlin unerwartet wieder gefunden hat. Die verlockte Turtel aber hat der Herr Stadtſekretär, nachdem der Schlag wieder geöffnet worden, auf ſein Zimmer getragen; und hier wird ſie nun mit den Ueberreſten der Comödien-Gala aus Buttlers Mappe, die er uns geſtern zurückgelaſſen, zu einem unerhörten und erſtaunlichen Paradiesvogel herauskoſtümirt. Sie hat eine hohe rothe Schaube und darüber ein Goldpapierkrönchen auf; an ihrem Schwanze ſind drei lange Federn, blau und ſilbern,

Digitized by Google

befestigt, womit verknüpft ein großes Flimmerband mit der Inschrift Pietas hinaushängt; um Hals und Brust aber werden Krausen von allen Farben geschlungen und weit emporstehende Strahlenspritzen gedreht. Sie sieht schon drei mal so groß aus als sie ist, und es werden noch an ihren Füßen Goldsporen und lang von den Zehen herabhängende Zindeln und Tröddelchen angebracht. „Warum aber, fragte Elise, muß das arme Thierchen so belastet werden?“ Es sind ja nur Papierschnitzel, sagte Rothschild, aber der Effect ist herrlich. Wenn sie nun im Oberamtsgericht Visite macht in dieser mährenhaften Gestalt, welch ein prächtiges Nachspiel zur Festkomödie! Aber sie wird in ihrer Hoffahrt stracks in den Schlag fliegen, um ihrer ganzen Sippschaft zu imponiren sammt unsern dort eingefangenen Tauben. Was wird geschehen? So wie das nie gesehene Kron- und Kragen-Monstrum hineinsegelt, hält es vor Schreck nicht eine Taube nur einen Augenblick länger aus im Schlage, sie fahren in stürmischer Flucht hinaus und hoffentlich wissen die unsern, wohin. O ich bitte, rief er; sie muß ja gleich erscheinen; gehen wir auf den Rasenhügel, um sie länger bewundern zu können. — Kaum waren die Drei oben, so zwirbelte eine Wolke Sperlinge mit unablässigem Gequitscher vom Hof her nach dem Garten und über sie gehoben schoß die geflügelte Madame Pompadour, funkelnd, wie ein Meteor, durch das Blau schräg über das Wäldchen weg. Die Tante blickte nieder, indeß die Andern noch nachspähten. „Da kommt mein Bruder, rief sie, vom Wäldchen her.“ Rothschild machte sich nach dem Hause fort, Elise folgte der Tante, die dem sehnlich Erwarteten geschwind entgegenging.

Der Stadtschreiber erklärte der Schwester, daß er bis Breitenfelden fahren müssen, und lehnte jede Erfrischung ab, als ihn die Tochter bewillkommte. „Ist Karl hier?“ fragte er mit Spannung gleich nach dem Kusse; und auf ihre Verneinung: „Aber er hat dich gesprochen, mein Kind?“ Ja wohl, erwiederte sie lächelnd, im Oberamtsgerichtsgarten. Da hab' ich seine Hand in Paulinens gelegt, und jetzt ist dort große Freude über die Verlobung.“ Sie sprach das gar heiter und ruhig, mußte aber gerade ein paarmal blinzeln, weil sie im Augenblick vorher so lang in's Lichte geblickt hatte. Der betretene Vater sah in diesem Augenflimmern das Zeichen ihrer äußersten Selbstüberwindung. Er wendete stumm einen bedeutenden Blick nach der Tante. Da diese das Lachen, das ihr sehr nahe war, aus Furcht, ihn zu beleidigen, mit Gewalt unterdrückte, fiel ihr gezwungener Ernst etwas übertrieben aus. Nun war ihm Elisens tiefe Seelenwunde gewiß, und eine solche Wehmuth kam über ihn, daß er nicht im Stande war, den inzwischen herzugekommenen Albert so streng anzulassen, als er sich's vorgenommen hatte. „Vetter! sagte er, was mir unterwegs eingefallen ist: Wie konntest du's über dich gewinnen, mich einer so groben Versäumniß schuldig werden zu lassen! Hat denn wirklich deinem jungen Kopf eben so völlig wie meinem alten die Tabellenarbeit entfallen können, die jetzt eingeschickt werden müßte!“ Verzeihung, bester Onkel! sagte Albert, das bekannte Paket hervorziehend, diese Arbeit hat aber über Erwarten Beifall im Büreau gefunden; wie diese Zustellungen zeigen, die ich Ihnen schon heute früh vorlegen wollte; Sie waren aber zu dringend beschäftigt. — „Welche Arbeit? Diese? Ist sie denn gemacht?“ fragte der Stadtschreiber. Ja, auch schon gedruckt im Journal, als Musterarbeit, wie sie die Vorbemerkung hier nennt, gab Albert zur Antwort, indem er den aufgeschlagenen Brief des Rechnungsrathes und das Journal in des Oheims Hand legte. „Du hast das, fragte dieser verwunderungsvoll, ausgearbeitet und“ — In der Luft sauste etwas; er sah über sich: „Die Blauschnallen, sagte er, und der schwarzrothe Raiger kommen ein . .“ und, nahm er wieder auf, hast es ohne weiteres eingesandt?“ Sie selbst, bemerkte Albert, hatten ja schon viel aufgesetzt und geordnet und mit zum Uebrigen Anleitung gegeben. „Sieh da, rief der Stadtschreiber mit flüchtigem Aufblick dazwischen, da kommen auch die Weißen, und die Mohrenköpfe, und die ganz Gestaarten“, sah aber gleich wieder nieder in das Journal: „Doctor Moser?“ murmelte er im Lesen. — Den geologischen Theil, erläuterte Albert,

Digitized by Google

die Höhenmessungen, überhaupt das rein Naturwissenschaftliche hat mein Freund abgefaßt, und das ist unter seinem Namen vorausgeschickt. Er hat mir auch bei den andern Berechnungen geholfen, mit welchen ich Ihre Dispositionen ausführte. — „Darum hat er immer in der Apotheke gesteckt!" sagte Elise, sich an Albert schmiegend." Der Vater sah hin; da aber Elise in die Höhe deutend fragte: „Ist das nicht die graue Weißelbe?" blickte er nach und antwortete: „Nein, es sind die rothen Weißschwänze, und die Blauköpfe . . doch! die Weißelbe ist auch drunter; das geht ja lebhaft." Er sah den Vetter wieder an und dieser fuhr fort: Alles eigentlich Statistische reiht sich natürlich an die Geschichte und Topographie und stellt sich in den Tabellen dar, bildet also das Ganze, welches Ihren Namen trägt, wie Sie es angelegt und auch das Mundum, das ich Ihnen vorlegte, unterschrieben haben. „Selbst unterschrieben, sagte der Stadtschreiber, ohne es zu wissen! Ei, lieber Albert." — Ja, so ist er, sprach Elise, die Hand auf Alberts Schulter legend; sollte man nicht meinen, er hätte genug zu thun gehabt auf der Schreibstube und mit den Sachen für Unterhainbuchen. Nein, da muß er auch noch ein gelehrtes Werk mit all den Ziffern, sagte sie hineinsehend, während ihr Vater blätterte, und diesen Aufrissen in aller Stille auszarbeiten. — Der Vater sah wieder hin; alle fuhren jedoch plötzlich auf, so eigenthümlich knallte es über ihnen: „Was Tausend! rief der Stadtschreiber, des Oberamtsrichters Klatschtaube, die spricht bei uns ein? Und da ist sein Tümmler unter meinen Gelbschnallen . . . aber ich habe den Brief noch nicht gelesen — hm, hm . . nach einstimmigem Beschluß unverändert als Muster gedruckt .... Belobungsbekret . . hm . . aufgeschoben . . weil der Minister demnächst persönlich sich die Befriedigung geben will . . ." Das zunehmende Flügelgeräusch lenkte ihn wieder ab: „Das ist ja, sagte er lebhaft, des Oberamtsrichters ganzer Schwarm mitsamt meinen Getigerten und den Rothelben! Es reißt ja gar nicht ab und eilt sich einander nach zum Giebel hinein. Ist denn der Amanuensis oben? Das Gitter schließt sich. Der ganze Schlag muß dicht voll sein!" Albert lachte ein wenig und Elise rief, ihren Arm um ihn schlagend: Sage selbst, Väterchen, was bringt der Mensch nicht alles zuwege! Und auch mein krankes Mädchen hat er mir curirt und lieblicher als es je gewesen wiedergeschickt! — Der Vater sah sie und Albert an, dann die Tante: „Du bist so still, Trene, sagte er; du hast mir ja noch nicht gesagt, ob der Agent da war." — Albert hat es besorgt, erwiederte sie — „Immer Albert!" sprach Elise, indem sie den Arm von ihm ableiten ließ, mit lieblichlächelndem Munde. Die Tante reichte dem Stadtschreiber das Ratenformular. „Da es in Einem hinging, bemerkte sie, hat er die folgende und letzte Rate, mit dem bedungenen Vortheil bei solcher früheren Tilgung, auch gleich ausgezahlt und so den ganzen Kauf bereinigt." Albert hat's bezahlt, fragte der Stadtschreiber; wenn ich mich doch noch über etwas wundern soll?" Ja, erklärte die Tante lachend, er hat Credit bei mir gefunden. Da du, lieber Bruder, dir's nie hast nehmen lassen, für alles was ich brauche zu sorgen, hat der Vetter Rechnungsrath Zeit gehabt, recht hübsch mit meinem Vermögen zu gebahren und mir noch mehr als ich meinem Schwestersohn gern kreditiren mochte, flüssig machen können." Da bist du mir freilich, Schwester, erwiederte er, gründlich mit dem Agenten fertig geworden. Und weil ich dagegen von Dir beauftragt war, mit dem Domänerath zu verhandeln, muß ich Dir melden, daß der mir ebenfalls gesagt hat, unser Albert verdiene Vertrauen. „Das sag' ich auch!" rief Elise und fiel dem Vater um den Hals.

„Nun Kinder, sprach der Stadtschreiber, als er die Tochter loslies und dabei einen stillen Blick auf ihren neuen Ring warf; Ihr habt, seh' ich, Euch alle befleißigt, mir meine Geschäfte abzunehmen; es bleibt mir wenig zu thun übrig. Indessen schulde ich den Oberamtsrichterischen noch einen doppelten Glückwunsch, auch die Rücklieferung ihres Taubenschwarms; denn ich will nur behalten was mein ist. Und unser Freund Karl verdient nicht minder für seine Folgsamkeit gegen Elisen ihren und meinen Dank, mit welcher er uns Beiden Verlegenheiten gespart hat. Also soll der Amanuensis die

Digitized by Google

Tauben sondern, und wenn er die fremden beisammen hat, sie fliegen lassen. Wir aber machen uns fertig, auch Du, lieber Albert, rief er ihm, der dem Blonden die Bestellung zu machen ging, mit gehobener Stimme nach, um gleich unsern Besuch im Oberamtsgericht abzustatten." Die Tante gab er frei, damit sie für die Möglichkeit vorsorgen könne, daß es morgen eine Mittagsgesellschaft gäbe. Mit dem Neffen und der Tochter war er bald, visitenmäßig angethan, unterwegs.

Der engere Kreis, der im Oberamtsgerichtsgarten auf der Veranda bei den Neuverbundenen geblieben war, um die Rückkunft der Männer aus der Conferenz zu erharren, hätte vielleicht in dem längeren Beisammensein einige Ermüdung verspürt ohne Paulinens anmuthige Lebhaftigkeit. Ihr Glück machte sie so unerschöpflich an Freundlichkeit und Witz, daß der junge Baron die halbgezwungene Weise seiner Verlobung immer weniger empfand. Als wieder eine Pause der Unterhaltung eingetreten war, erschien sie, nach einem Augenblick Entfernung, ein Körbchen im Arm auf dem Treppenpodest, verhieß, indem sie Futter auf die Stufen verstreute, das artige Schauspiel des Getümmels ihrer zahmen Lieblinge und setzte ein Pfeifchen an den Mund. Man blickte mit ihr nach dem Schlag empor, der oberhalb der Veranda aus dem Hausdache vorstand, sah aber keine Regung dort. „Auch die zahmen Lieblinge, neckte Karl, scheinen ihre Launen zu haben". Wenn sie wegen Vernachlässigung schmollen, versetzte Pauline, ist nur ein wilder Liebling schuld daran. Sie ließ das Pfeifchen wieder tönen und fragte, höchst verwundert über die eigensinnige Stille oben, nach Bertram, den aber Böttner ausgeschickt hatte. Plötzlich riefen die Kinder, die immer hinauffahen: Da ist eine! Da guckt eine vor! Aber ist die schön! — Indem Pauline wieder lockte, flatterte die gekrönte Taube mit Strahlenkrause und Federnschleppe an lauten Ausrufen des Erstaunens vorüber und setzte sich im Geäste der Linde. Das ist keine Taube! rief Karl. Mein Gott, was ist das für ein Vogel? rief es von allen Seiten Pauline mußte gestehen, daß sie diesen Schlagbewohner selbst nicht kenne. Den Kindern ward ihr Schreien gelegt, damit der Wundervogel herabkomme. Aber die Taube blieb sitzen, schon ganz verdutzt durch ihre ungewohnten Zuthaten und die Verwicklung derselben in's Gezweig. Jetzt wurde die Aufmerksamkeit der Erwachsenen von ihr abgezogen durch die Ankunft des Stadtschreibers mit den Seinigen, die einen beredten Austausch von Höflichkeiten hervorrief. Die Kinder wollten zwar den inzwischen zurückgekommenen Bertram zum Erjagen des Prachtvogels bewegen; aber Bertram, in Furcht vor ähnlichen Injurien, wie er vom Papagei erfahren, weigerte sich mit unwilligen Grimassen, von seinem Posten an der Glasthür zu weichen. Indessen machte die Oberamtsrichterin gleich nach Erschöpfung der Artigkeiten den Stadtschreiber aufmerksam. „Wir haben, sagte sie, heute ganz besondere Ueberraschungen durch Vögel; zuerst durch einen Storch, dessen Erscheinung wir, wie ich hörte, Ihrer Güte verdankten (Daß ich nicht wüßte, sagte er dazwischen), dann durch diesen allerliebsten Sittich, von Baron Karl mir geschenkt; und so eben ist der dritte Vogel dort, uns allen unbekannt, aus dem Taubenschlag herabgeflogen. Kann denn das eine Taube sein? Sie, als ein großer Taubenkenner, müssen das entscheiden." Mein Neffe da, antwortete der Stadtschreiber lächelnd, weiß mehr davon. „Ist's vielleicht ein Rulul, fragte Karl, oder ein Sasa?" — Alles sah hinüber und dann auf Albert. „Es wird wohl, sagte dieser, die Taubenkönigin sein." Giebt es eine Taubenkönigin? fragten Mehrere. „Ich kenne sie nur aus dem Mährchen", erwiederte er. Aus welchem Mährchen? O erzählen Sie! — „Eine indische Bergtaube, sagt man, auf deren Geschlecht sich der Oelzweig von der Taube Noahs vererbt hatte, lebte mit ihrer Sippschaft auf einer immergrünen Hochflur friedlich und glücklich, bis in der Nähe sich eine Ringeltaubensippschaft ansiedelte. Bei dieser sprach ein zierlicher Wandertauber öfters ein, der dann den Mittelpunkt schwärmender Kreisflüge bildete. Als der Wandertauber die Bergtaube ansichtig ward, ließ er nicht nach, bis auch sie an den Kreisflügen theilnahm. (Hier bekam die Oberamtsrichterin eine leise Anwandlung von Katarrh). Hierdurch entstand, fuhr Albert fort, in der Sippschaft

Digitized by Google

der Bergtaube Zwiespalt, indem einige ihr zu folgen dachten, andere die Hochflur nicht verlassen wollten. Und von den Ringeltauben wurde sie ungünstig angesehen; denn sie wollten den Wandertauber allein haben. Da schenkte die Bergtaube, sobald sie dies wahrnahm, den Ringeltauben ein Blatt von ihrem Oelzweig, durch dessen Segen der Wandertauber für immer zu ihnen gewöhnt wurde. Sie selbst aber kehrte auf ihre Hochflur zurück, wo der Zweig inzwischen wunderbar zum Baum erwachsen war, in dessen Wipfel sich die Ihrigen fröhlich sammelten." Charmant! sagte die Frau Oberamtsrichterin. „Man will wissen, schloß Albert, daß diese indische Bergtaube zuerst gekrönt wurde und ihre Nachkommen die Taubenköniginnen sind, die über die Ordnung der Taubenschwärme wachen." Ueber die Ordnung? Wie das? — „Manche Taubenhalter legen sich darauf, in ihren Schwarm die Flüchter eines andern zu verlocken. (Bertram zog sich etwas von der Glasthür zurück, horchte aber angestrengt). Sobald sie es so weit getrieben haben, daß sie einen ganzen fremden Schwarm zum ihrigen herüberzogen, erscheint die Taubenkönigin und leert den ganzen Schlag." Bertram! rief die Hausfrau, wie ist das? Unser Schlag ist wohl leer? — „Ja, antwortete Albert für ihn, allein Ihre Flüchter werden diesmal alle wiederkehren, jedoch ohne die eingefangenen Fremden. Nur wenn die Taubenkönigin veranlaßt wird, zum zweitenmal einzuschreiten, bleibt dann der Schlag leer" Bertram stürzte mit einem armen Sündergesicht hervor; eine Bewegung des Stadtschreibers aber machte aufmerksam auf den Taubenzug, der eben sausend heranflog. Da er im Bogen an der Linde vorbei sich auf die Stufen zu den gestreuten Körnern niederließ, deren Pauline mehr hinzuwarf, wurde die Turteltaube aufgeregt, strengte mit Flattern und Picken sich heftig an und kam mit Zurücklassung des größten Theils ihrer Gala glücklich herab. Elise erklärte der Oberamtsrichterin, unter Fürbitte für Bertram, den wahren Zusammenhang. Albert war zu Pauline getreten, die ihn einen Geheimweisen nannte und sich über Futter und Beize von ihm belehren ließ. Als ihnen Elise ein Weilchen zugehört hatte und dann weiter auf der Treppe vorging, folgte Karl ihr nach. „Ihr Vetter, sagte er, ist ohne Falsch wie die Tauben und klug wie die Schlangen. Ich beneide ihn; und dennoch fühl' ich, daß der Dank, den Sie sich heute um mich verdient haben, immer wachsen wird. Sie nahm das Gespräch in dieser wohlmeinenden Richtung auf, und so stauden sie zutraulich beisammen, als an der Spitze der Herren, die von der Konferenz kamen, der Oberamtsrichter mit dem alten Baron in den Garten trat. Der Letztere, da er bei seiner Gemahlin auf der Veranda den Stadtschreiber und auf dem Podest bei seinem Sohn Elise stehen sah, eilte auf diese zu und rief: „Trügt mich mein Herz nicht, so bin ich reicher um eine Tochter!" Karl winkte erschrocken mit den Augen und führte ihn rasch zu Paulinen. Er umarmte sie flugs und stürzte sich der Reihe nach in die Rührung der nächsten Angehörigen über's Kreuz mit dem Oberamtsrichter. Die Theilnahme, die der Stadtschreiber ausdrückte, erwiederte er mit Kordialität, der Oberamtsrichter aber mit merklichem Stolz, da der nachwirkende Konferenzwein die Gemüthsarten unverhohlener hervortreten ließ. Der Stadtschreiber nahm sich nur desto gefälliger und wollte, nachdem er von sämmtlichen Herrschaften sich die Ehre zu morgen Mittag erbeten, zum Rückzug schreiten, da erschien am Fuß der Treppe Kuno im oliven Frack mit einem Fremden im Ueberrock. Er wies dem fremden Herrn den Oberamtsrichter und den gebückt vor ihm stehenden Stadtschreiber, kam sodann herauf und meldete den Minister Graf Werder. Ganz aufstrahlend schwirrte der Oberamtsrichter die Treppe hinunter und die Hausfrau eilte auf den Podest hervor. Gewandt entschuldigte im Hinaufgehen der Minister sein Eindringen in einen häuslichen Kreis (den er sich zu beglückwünschen freue) mit der gemessenen Zeit seiner Reise, die er noch diesen Abend fortsetzen müsse. „Da ich, fuhr er, auf der Veranda angekommen fort, von meinem Herrn, dem König, Befehl habe, in dieser Stadt einem vieljährig und noch neuerdings wohlverdienten Beamten ein Zeichen höchster Anerkennung zu bringen (der Oberamtsrichter ließ sich die kavaliermäßigsten Verbeugungen angelegen sein), so war es mir Pflicht, bei seiner Ab-

Digitized by Google

wesenheit vom Hause ihm hieher zu folgen." Der Oberamtsrichter erstarrte in der Verbeugung, und der Minister zog ein Diplom hervor, das er mit einigen herzlichen Worten dem Stadtschreiber einhändigte. „Das Uebrige, fügte er bei, wird die Dame des Hauses ungleich geschickter machen als ich"; und die Oberamtsrichterin mußte dem Stadtschreiber den Civilverdienst-Orden auf den Rock stecken. „Das ist nun heute, flüsterte sie ihm zu, der vierte Vogel, der uns überrascht, aber der nobelste." Als der Minister unmittelbar den Werth hervorhob, den er auf den Musteraufsatz lege, bezeichnete diesen der Stadtschreiber geradezu als Arbeit seines Neffen. „Nicht zur Hälfte, fiel Albert ein, und auch soweit immer nur nach des Onkels Lehren." Der Minister fragte nach seinem Namen. „Ei, sagte er dann, so sind Sie gewiß verwandt mit dem Kaufmann Berg aus Augsburg, der mit einem Hiesigen, dem Doctor Moser, zusammen verschiedene Patente gelöst hat." Das ist sein älterer und einziger Bruder, diente der Stadtschreiber. „So freut mich Ihre Bekanntschaft doppelt; denn ich interessire mich sehr für das Unternehmen der beiden jungen Männer. Sind Sie auch dabei betheiligt?" fragte er den Stadtschreiber. Ich weiß bis jetzt, antwortete dieser, nur erst sehr wenig davon aus brieflichen Andeutungen meines Vetters, des Rechnungsraths." So kann ich Ihnen, sagte der Graf, nähere Auskunft geben, wenn Sie die Gefälligkeit haben wollen, mich an meinen Wagen zu begleiten." Hiermit zog er, unter verbindlichen Aeußerungen an den Kreis, den er verließ, den Stadtschreiber nebst seiner jungen Begleitung mit sich fort. Er füllte den Weg nach der Post, wo der Wagen schon bespannt seiner harrte, mit kundigen Angaben über die chemische Fabrik aus, welche die Genannten in Compagnie hier zu gründen beabsichtigten. Albert und Elise mußten über die gaffenden und mitlaufenden Leute lachen, die noch mehr als den Fremden den dekorirten Stadtschreiber anstarrten. Als der huldvolle Graf davon fuhr, kam hinter den Heimgehenden ein noch lauteres Getümmel von Neugierigen drein. Wie sie sich umsahen, zeigte ihnen Kuno mit Gelächter den Bertram, der seltsam beladen in beständigen Schlangenlinien zwischen den Gassenjungen herankam. Er hatte einen Papagenokorb auf dem Rücken und vor seiner Brust trug er den Storch, den Schnabel hinausgewendet, den er hin und her gegen die Jungen brauchte. In der Oberstadt holte er sie ein und Kuno nahm ihm die Beichte ab, daß er junge Tauben ausliefern wolle, die sich durch Irrthum in seinem Schlage vorgefunden, denn er könne darauf schwören, daß er auch nicht wisse, wie der Storch in's Oberamtsgericht gekommen. Kuno führte ihn dann durch das Thor des Flügels hinauf zum Blonden, während der Stadtschreiber mit den Andern durch's Hausthor eingetreten, unter dem Säulendach des Hofs eine Reihe lauschender Gesichter fand, die lachend auffuhren.

Es war der alte Herr Moser mit Sohn und Tochter, und zwischen dieser und der Tante Vetter Heinrich. Es gab ein Lauffeuer fröhlicher Begrüßung. Zuerst wurde dann Heinrich von Onkel und Bruder gemustert, denn er war in's dritte Jahr nicht hier gesehen worden. Er sieht jünger aus als vor zwei Jahren! hieß es. „Das begreift sich, sagte Elise, ihm die Hand schüttelnd, denn er hat das Blümchen Wunderhold gefunden"; und dabei zog sie mit der andern Hand Minchen an sich: „Wie freut mich's!" rief sie, die Freundin an's Herz drückend. Heinrich entschuldigte sich beim Oheim, daß er ihm seine Verspreschung nicht vorangezeigt; erst seit wenigen Tagen sei sein Glück entschieden und er habe sich seiner Zustimmung so versichert gehalten, daß er gleich mündlich darum bitten wollen. „Das konntest Du allerdings, wenn ein solcher Freund, sagte der Stadtschreiber zu Moser gewendet, dich der Aufnahme in seine Familie würdig gefunden. Und Verlobungen (setzte er mit Lächeln sich umsehend, hinzu) mußt du wissen, werden mehr ganz gute ohne mich gemacht. Frage nur mein großes Mädchen da! Die hat erst heute eine recht hübsche im Oberamtsgericht ohne meine Hülfe verfügt, und mir ahnt etwas von einer andern, die vielleicht noch besser ist, und die sie auch ohne" — O niemals Ohne! unterbrach ihn Elise, indem sie hocherröthend vor ihm stand wie eine Flamme; „ich kenne, sagte sie, sein Auge mit dem ihren festhaltend,

Digitized by Google

meines Vaters Herz!" „Ja, Kind! erwiederte er, sein Gesicht dem ihrigen nähernd; und mit Thränen im verweilenden Blick flüsterte er: Gott segne dich!" Die Andern drängten sich heran, Albert stand tief ergriffen etwas zurück. „Alle, sprach der alte Moser, alle kennen wir Sie, ehren Sie längst alle so hoch, wie Sie heute der König, uns zur Freude, öffentlich geehrt hat. „Ach, sagte der Stadtschreiber nach einem dankenden Blick gegen Moser, „ach ja!" als falle ihm der Orden erst wieder ein; er nahm ihn sich ab, zog das Diplom aus der Brusttasche, und indem er beides mit der Linken haltend, die Rechte auf Alberts Schulter legte, sagte er: „Sei so gut, mein Sohn und trage mir dies schöne Geschenk von Dir und Deinem Freunde, dem gelehrten Doctor da, sorgfältig auf mein Zimmer" — er hielt ihn, der das Hingereichte nahm, an der Schulter fest — „Du wirst mir zu stark, fuhr er fort; Du hebst mich über meine Länge; ich muß meine Stadtschreiberei wieder selbst in die Hand nehmen und machen, daß ich dich aus dem Hause bringe, doch sollst Du mir, braver Junge, nicht allein aus dem Hause gehen! rief er, seine Rührung überwindend, und umarmte ihn feurig. Nun hing die ganze Gruppe an ihm. Die Tante legte ihren Kopf an seinen Arm und sagte mit halberstickter Stimme: „Schwester Marie sieht's vom Himmel herab." Albert war sprachlos, Elise stand wie eine Säule und folgte ihm, als er in's Haus ging, mit einem Blick voll des seligsten Stolzes. Als er aber zurückkam (Elise war ihm unter die Hausthür entgegengegangen und kam Arm in Arm mit ihm wieder) fand er einige Worte an den zweiten Vater und an die freudestrahlende Tante, zum Ausdruck, wie ernst sein Dankgefühl und wie heilig ihm sein Glück sei. Ein vielseitiges harmonisches Behagen war nun unter dem Weinlaubdach beisammen, wo die Tante decken ließ. Die Leute, die sich damit sputeten, Konrad, die Magd, der Gartenbursche, konnten sich nicht enthalten, in halb verschämten Aeußerungen ihre Mitfreude an dem, was sie wahrnahmen, zu verrathen. Die Tante führte mit bester Laune den Vorsitz; auf der innern Bank saß der Stadtschreiber zwischen Moser Vater und Sohn, auf den Stühlen gegenüber in der Mitte die beiden Bräute, zu Minchens rechter Hand Heinrich neben der Tante und Albert am andern Ende an der Seite seiner Elise. Hier erschien auf einmal auch das Mädchen, um sich mit zu Gaste zu bitten. Unter dem Tisch faßte Albert sachte Elisens Hand und führte sie um seinen Goldfinger, er hatte den Trauring angesteckt; sie hielt die Hand fest. Unausgesprochen pulste die tiefere Bewegung Aller unter dem Gespräche fort, das der alte Moser anknüpfte. Indem er auf die Eröffnungen Bezug nahm, die der Minister, wie er wußte, dem Stadtschreiber gemacht, erbat er über den Plan der jungen Männer das Urtheil des Freundes, zumal für Heinrich seine pflegeväterliche Billigung des Unternehmens. Der Stadtschreiber ging mit regem Geist und manchem Rath der Erfahrung auf Alles ein, so daß Heinrich und der Doctor sich mehr und mehr in's Einzelne über ihre Mittel und Hoffnungen herausließen. Insbesondere kam die Anlage von Verkohlungsöfen zur Sprache, für die der beträchtliche Waldbestand von Unterhainbuchen sehr günstig erscheine, vorausgesetzt, daß der Stadtschreiber sich damit einverstanden finden könnte. „Ja, das, lieben Freunde, sagte er munter, kann ich euch nicht versprechen. Als Stadtschreiber hab' ich Nichts dagegen; ob sich's aber mit dem Wirthschaftsplane von Unterhainbuchen verträgt, darüber hat nur Albert zu bestimmen, mit dem müßt Ihr Euch gut zu stellen suchen. Vrene da kann auch drein reden, denn sie hat Hypothek darauf, und ist eine Ober-Instanz im Oekonomiefach, die scharfes Examen hält, mein guter junger Baron kann davon erzählen, der gestern in ihrer Prüfung durchgefallen ist." Den tröstet der Hofcameralverwalter, entgegnete sie; und was meine ökonomischen Maßregeln betrifft, so muß ich mich nach Kräften bei Heinrichs Geschäft zu interessiren suchen, damit Du seinem jüngern Bruder nicht zu viel Uebergewicht gibst. „Nun komm ich in's Examen!" sagte er lachend.

Es dämmerte schon, die Luft war köstlich lau; die Turteln ließen sich seltener hören, vom Wäldchen klang's noch helltönend herüber. Die beiden Mädchen machten, aneinandergeschlossen, einen Gang durch den Garten, während die Männer fortplauder-

Digitized by Google

ten und die alten Herren, die den guten Wein zu schätzen wußten, sich über die jungen lustig machten, die fast nichts tranken. Auf einmal erscholl aus dem Eck am Hofthor vierstimmiger Gesang. „Integer vitae“ machte den Anfang, dann folgte ein fröhliches Liebeslied, dann ein patriotisches. Unter den Lobrufen aus der Weinlaube und dem Händeklatschen der herzugenahten Mädchen kamen die fünf Schreiber zum Vorschein und Storch machte den Dolmetscher ihrer Glückwünsche zur ehrenvollen Auszeichnung des Herrn Stadtschreibers und den frohen Ereignissen im Hause. Sie empfingen alle des Prinzipals Händedruck, Storch dabei die Zusage eines guten Revisorpostens in der Hauptstadt, die andern ihres Aufrückens in der Stufenreihe der Schreibstube. Mit allen, auch den Mädchen, mußten sie anklingen, zogen sich aber, sobald sie die Gläser geleert, zurück, da sie Böttners Feuerwerk im Oberamtsgerichtsgarten zu unterstützen versprochen. — Moser winkte seinen Kindern zum Aufbruch; man freute sich beim Abschied schon auf das Wiedersehen morgen. Heinrich, dem die Tante Quartier gemacht, begleitete vorerst seine Braut nach Hause. „Komm, Vrene, sagte der Stadtschreiber, wir setzen uns noch ein Weilchen zusammen in der schönen Kühle; und die Kinder können uns Eins singen; so was von den alten einfachen Liedern, wie Ihr sie sonst wohl manchmal gesungen habt. Hol' deine Guitarre, Albert, willst Du?“ Albert lief, der Tisch wurde zurückgezogen; Elise, indem sie das kleine Bänkchen herschob, um sich dem Vater zu Füßen zu setzen, fragte ihn, welches Lied er wolle. „Nehmt einmal, sagte er, „Laß dich nicht die Palmen locken“, das hört' ich immer gern.“ Sie intonirte die Weise, Albert, der stimmend herankam, setzte sich zu ihr, und beide sangen:

Laß dich nicht die Palmen locken
Aus der Heimath engen Welt,
Unverdrossen, unerschrocken
Hütte dein bescheidnes Feld.
Wenn dir Zauberblumen flugen
Von der Ferne hohem Glück,
Laß ihr Lied im Traum verklingen,
Kehr' in's kleine Feld zurück.

Bau es emsig spät und frühe,
Dann mit Staunen wirst du sehn
In dem Garten deiner Mühe
Die geträumten Blumen stehn.
Und ein Mägdlein stellt mit großen
Augen auch sich freundlich nah.
Gib ihr alle deine Rosen
Und das ferne Glück ist da!

Der Stadtschreiber ließ sich's wiederholen; dann zog er sie beide zugleich an's Herz. „Ihr singt wohl noch dies und das, sagte er, bis Heinrich zurück ist“, und ging mit der Schwester in's Haus. — Wie sich das Fortplätschern vom Springbrunnen hier in der Ruhe so hübsch anhört, sprach Albert, die Guitarre wegstellend. „Und sieh am Gartenzaun die Leuchtwürmchen, sagte Elise, wie still sie niedertauchen und aufsteigen und immer mehr werden.“ — Und die großen Lichter oben, sprach er, indem er Wange an Wange mit ihr die Augen aufwärts wandte, diese Sternketten, die sich nie verrücken, heute wie gestern entzündet ohne Ende. — „Ohne Ende!“ wiederholte sie flüsternd an seinem Munde. Und die Nachtigall drüben hub feurig an.

Ende.

Die drei Sprüche im Prinzessinengarten in Jena.

Einsender dieses hat sich immer gefreut, wenn er an einem irgendwie geweihten Platze, aus den Schöpfungen der Natur oder der Menschenhand heraus, auch den Zuruf des Geistes vernehmen konnte.

Leider sind wir Deutschen, denen doch sonst der Ruhm der Sinnigkeit nicht abgestritten wird, wenigstens in dem Gestalten unserer Umgebungen oft noch sehr prosaisch. Welch herrlichen epigrammatischen Stoff geben wir dadurch Preis!

Digitized by Google

Ganz anders der Grieche. Um nur Eines an Stelle von Vielem zu nennen. Die Säulen des Tempels zu Delphi trugen jede einen Spruch, wie z. B. Du bist oder Erkennne dich selbst. Diese dunkeln räthselhaften Worte nöthigten jeden Beschauer, den Blick einwärts zu kehren und das blos Angedeutete durch Zurückgehen auf die eigenen Erlebnisse im tiefsten Innern in lebendige Anschauung umzusetzen. Hatte der Beschauer den Sinn gefunden, so war auch sicher seine Freude groß; denn er war sich klar geworden über seine höchsten Lebensaufgaben und die Mühe des Suchens und die Freude des Findens hatten einen Stachel in ihm zurückgelassen, dem erkannten Ziele rüstig zuzustreben.

An diese Delphischen Sprüche ist der Einsender oftmals erinnert worden, wenn er vor die abgestumpfte dreiseitige Pyramide im Prinzessinengarten zu Jena trat. Zwar war hier kein Tempel des Apollon und kein Dreifuß der Pythia; aber als er einmal den Sinn der drei Sprüche erfaßt hatte, die auf den drei Seiten jener Pyramide in goldenen Buchstaben verzeichnet stehen, so war es ihm, als habe er einen ewig endgültigen Zuruf vom Dreifuße des höchsten deutschen Dichterpropheten vernommen.

Doch wie heißen jene drei Sprüche?

Der erste: Wem wohl das Glück die schönste Palme beut?
Wer freudig thut, sich des Gethanen freut.

Der andere: Irrthum verläßt uns nie, doch leitet ein höher Bedürfniß
Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.

Endlich der dritte: Zierlich denken,
Süß erinnern,
Ist das Leben
Im tiefsten Innern.

Ich lasse dem Leser einige Zeit, selber über Sinn und Zusammenhang der drei Verse nachzudenken, und erzähle ihm einstweilen, daß ich Leute gekannt habe, die sich niemals beim Anschauen jenes bescheidenen Monuments etwas Bestimmtes über dessen dreifache Aufschrift gedacht haben. Andere gingen wohl tiefer und forschten nach einem Zusammenhange, konnten sich dann aber nicht genug wundern, wie man drei so nichtssagende Sprüche, wie zumal den dritten, noch obendrein in goldenen Buchstaben, an einen solchen Platz habe setzen können.

Nicht als ob mir die Deutung allein gelungen wäre. Ich habe später Andere gefunden, die den wahren Sinn und Zweck jener Aufschriften längst richtig verstanden hatten. Zuweilen habe ich diese Sprüche sogar als Prüfstein für den geistigen Horizont und Tragkraft eines Menschen benutzen können.

Um nun aber das „offene Geheimniß" zu verkündigen, so sprechen jene drei Verse die höchsten menschlichen Ziele in den drei Gebieten des Lebens, der Wissenschaft und Kunst aus.

Im Leben sei das höchste Gut — denn die Frage nach diesem beantwortet der Spruch — freudiges Handeln, dessen man sich auch nach der That noch freuen dürfe, also das Sittlichgute oder die Tugend.

In der Wissenschaft suchen wir die Wahrheit, trotz der Irrthümer, in die wir immer wieder verfallen müssen. Nach der Wahrheit streben ist zufolge des bekannten Lessingschen Wortes für den menschlichen Geist noch mehr, als sie haben.

In der Kunst offenbart sich „das Leben im tiefsten Innern." Die Erinnerung ist schon in der Hellenischen Mythe die Mutter der Musen. Mit dem Worte Denken hängt auch das Dichten zusammen. Zierlich ist das Gemessene, das Ebenmaß, der Rhythmus, die Harmonie. Uebereinstimmung der Form mit der Idee giebt das schöne Maß oder die Schönheit. Süß bleibt die Erinnerung selbst an schweres Leiden, und Uhland singt: Du sendest mir der Schmerzen viel und giebst für jedes Leid ein Lied. —

Wer möchte wohl nicht gern, daß solche goldene Worte, wie jene Sprüche zu Delphi auch an die Säulenpforten eines unserer Tempel geschrieben sein? Doch, stehen sie nicht wirklich da? Ist nicht eine Universität ein Tempel der Wissenschaft und Kunst?

Digitized by Google

Heinrich Heine's Geburtstag.

Man findet jetzt häufig als den Geburtstag Heinrich Heines den 1. Januar 1800 angegeben. Wir erinnern dagegen an einen Aufsatz des französischen Kritikers Saint-René Taillandier über H. Heine, in der Revue des deux mondes 1852, Aprilheft, in welchem derselbe mittheilt, daß er sich, um des Dichters Geburtstag zu erfahren, an ihn selbst gewandt und folgende briefliche Antwort erhalten habe, die wir hier in deutscher Uebersetzung folgen laßen:

„Mein Kopf ist zu zerrüttet als daß ich im Stande wäre Notizen zu dictieren. Ich beschränke mich darauf Ihnen zu sagen, daß der Datum meiner Geburt in den Biographieen, die Sie haben sehen können, nicht genau angegeben ist. Diese Ungenauigkeit muß — unter uns gesagt — von einem zu meinen Gunsten zur Zeit der preußischen Invasion freiwillig begangenen Versehen herrühren, durch welches man mich dem Dienste Sr. Maj. des Königs von Preußen entziehen wollte. Seitdem sind alle unsere Familienarchive zu Hamburg in mehreren Bränden zerstört worden. Indem ich mein Taufzeugniß zu Rathe ziehe, finde ich den 12. December 1799 als meinen Geburtstag angegeben. Das Wichtigste ist, ich bin geboren, und geboren an den Ufern des Rhein, wo ich schon im Alter von 16 Jahren ein Gedicht auf Napoleon machte. Sie finden es im Buche der Lieder unter dem Titel „die Grenadiere", und es wird Ihnen zeigen, wie damals mein ganzer Cultus der Kaiser war. Meine Vorfahren haben der jüdischen Religion angehört; ich bin nie auf diesen Ursprung stolz gewesen, aber ebensowenig habe ich mit meiner Eigenschaft als Lutheraner groß gethan, obwol ich der evangelischen Confession ebenso gut wie die Frömmsten meiner Feinde zu Berlin angehöre, die mir immer vorwerfen, keine Religion zu haben. u. s. w." e. x.

Kleine Zeitung.

Briefe aus Weimar.

VII.

Weimar, 10. April 1856.

Der April dieses Jahres zeichnet sich bei uns durch seinen ganz besonderen Opern-Reichthum aus. In den 12 Tagen vom 30. März bis heute erlebten wir 5 Opern-Abende, darunter eine neue Oper und mehrere andere mit einem „Gesammtgastspiel" von fünf Gästen. — Den Anfang machte Auber's „Maurer", ein alter Bekannter, der sich dadurch interessant zu machen suchte, daß Frau v. Milde in der, gewöhnlich Anfängerinnen preisgegebenen Rolle der „Irma" auftrat, und durch ihre wahrhaft künstlerische Auffaßung und Ausführung derselben, wie immer, den ungetheilten Beifall des Publikums sich erwarb. — Ferner gastirte Frau Roth als „Madam Bertraub", ohne jedoch in dieser sehr dankbaren Rolle anzusprechen. Nach dem ersten Akt verkündigte der Regisseur dem zahlreich versammelten Publikum, im Auftrag S. K. Hoheit des Großherzogs, die soeben durch telegraphische Depesche eingetroffene Nachricht vom Pariser Friedensschluß. Lebhafter Tusch und allgemeiner Jubel begrüßten das frohe Ereigniß.

Am 2. April Meyerbeer's „Robert der Teufel". Der berühmte Karl Formes „Bertram" als Gast. — Der Ruf dieses Künstlers ist ein so allgemein begründeter, daß es eines speciellen Urtheils über ihn an diesem Orte am wenigsten bedarf. Formes besitzt unstreitig die stärkste, klangvollste und umfangreichste Baßstimme unter allen Sängern der Gegenwart. Neben dieser ist es seine selbstständige (wenngleich nicht immer zu rechtfertigende) Auffaßung der Rollen und sein lebhaftes (wenn auch mitunter übertriebenes) Spiel, welche besondere Anerkennung verdienen — weniger die Art seines Gesanges und Vortrags, der einerseits ziemlich naturalistisch, anderseits zu sehr prädominirend erscheint. Formes wird als Künstler immer imponiren, und im Einzelnen allgemein bewundert werden; den Gesammteindruck schwächte er aber als „Bertram" durch seine al fresco Manier. — In der zweiten Gastrolle, als „Marcel" in den „Hugenotten", gab er dagegen ein künstlerisch vollendetes Ganze, wie überhaupt der „Marcel" seine vorzüglichste Leistung ist, und er der beste „Marcel" unserer Zeit sein dürfte. Das Publikum zeigte sich auch hier noch lebhafter und allgemein erregt — und zeichnete ihn, sowie die übrigen Gäste, durch mehrfachen Hervorruf aus. — Herr Reer aus Gotha sang den „Raoul" auf vorzügliche Weise. Seine Stimme ist ganz dazu geschaffen, mit der von Formes zu wetteifern. Sie ist von großer Stärke und Schönheit, wohlthuender Frische und Reinheit; der Umfang des Brustregisters ist ein außergewöhnlicher, Gesang und Vortrag sind kunstgemäß und sicher. Herr Reer gehört unstreitig zu den ersten Tenoristen, welche Deutschland jetzt besitzt.

Neben diesen beiden ausgezeichneten Gästen hatte Fräulein Fischer von Tiefensee aus Wien, welche als „Valentine" gastirte, allerdings einen schweren Stand. Sie sang zu dem, unseres Wissens, diese Partie zum ersten Male auf der Bühne. Unter diesen mißwenden Umständen wollen wir ein Urtheil über sie, bis nach Vollendung ihres Gastspieles, noch zurückhalten. — Noch sei, als fünfter Gast, eine junge Tänzerin, Frl. Dieß erwähnt, welche als „Helene" in der Klosterscene des „Robert" debütirte. Unsere Balletzustände in Weimar sind derart, daß eine Acquisition dieser, recht graziösen und angenehmen Erscheinung um so mehr zu wünschen wäre, als Frl. Dieß zugleich eine sehr gelungene Probe ihres Talentes im Arrangiren von Gruppen und Tänzen beurkundete. Das Publikum erwies sich sehr dankbar für ihre anerkennenswerthen Leistungen.

Zur Feier des höchsten Geburtsfestes J. K. H. der Frau Großherzogin Sophie erschienen, bei festlich erleuchtetem Hause, zum ersten Male „die beiden Foscari", Oper von Verdi, am 8. April auf unserer Bühne. Wir enthalten uns jedes Urtheils über dieses Werk des sehr fruchtbaren Componisten, hoffend, daß sich dasselbe auf unserer Bühne nicht einbürgern wird. Die Aufführung war

Digitized by Google

sehr gut, die Ausstattung für unsere Verhältnisse glänzend. J. K. H. die Frau Großherzogin wurde vom Publikum auf die lebhafteste und herzlichste Weise mit Jubel empfangen.

Aus Jena.

*** Nachdem mit Ende des Wintersemesters auch unsere akademischen Concerte ihren Jahres-Cyclus geschlossen haben, dürfte wohl ein kurzer Rückblick auf die Leistungen dieses Kunstinstituts in diesen Blättern eine angemessene Stelle finden. Die akademischen Concerte im Saale der Rose erfreuen sich seit einer längeren Reihe von Jahren, unter Direktion unseres trefflichen Musikdirektor Stade und Leitung eines Comité, als dessen eifrigstes Mitglied Dr. Gille mit Dank zu nennen ist — einer steigenden Theilnahme, sowohl von Seiten des Publikums, als der mitwirkenden Kräfte. — Ursprünglich auf die geringen instrumentalen Mittel unserer Universitätsstadt angewiesen, hat sich das kleine Stamm-Orchester mehr und mehr erweitert, indem namentlich von Weimar aus eine regelmäßige Mitwirkung vom dortigen Stadtorchester, und in besonderen Fällen, eine außerordentliche Unterstützung von Künstlern der dortigen Hofkapelle uns zutheil wird, wodurch es ermöglicht ist, große Orchesterwerke in würdiger Weise zur Aufführung zu bringen. — Die Gesangkräfte von Jena unterstützen mit dankenswerther Bereitwilligkeit in allen vorkommenden Fällen die Concerte durch ihre Chor- und Solo-Leistungen und die virtuosen Instrumental- und Gesang-Vorträge sind fast regelmäßig durch Weimarische Künstler und Künstlerinnen auf ausgezeichnete Weise vertreten, welche den Einladungen unseres Direktoriums mit nicht genug zu rühmender Bereitwilligkeit entgegenkommen. Musikdirektor Stade ist als trefflicher Musiker und Dirigent bekannt, und seine Programme zeichnen sich durch Geschmack, durch Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit sehr vortheilhaft aus. Die folgende statistische Uebersicht der letzten Saison giebt hiervon das beste Zeugniß.

In unseren 7 Concerten kamen (vom 27. November bis 10. März) zur Aufführung — 7 Symphonien: drei von Beethoven (D-dur, A-dur, C-moll), zwei von Mozart (Es-dur, C-dur), zwei von Haydn (D-dur, B-dur). — 11 Ouvertüren: zum „Wasserträger" von Cherubini; zu „König Stephan" und „Fest-Ouvertüre" (op. 124) von Beethoven; „Meeresstille und glückliche Fahrt" von Mendelssohn; zu „Faust" von Spohr; zur „Zauberflöte", zu „Figaro's Hochzeit", zur „Entführung" von Mozart; zu „Oberon" und „Euryanthe" von Weber; zu „Bernhard von Weimar" von J. Raff. — Größere Chorwerke 7: Priesterchöre aus der „Zauberflöte", „Ave verum", Sätze aus dem „Requiem", erstes Finale aus „Don Juan" von Mozart; „Meeresstille und glückliche Fahrt", und „Fantasie für Pianoforte, Chor und Orchester" von Beethoven; „An die Künstler", Ode von Schiller für Männerstimmen, Soli, Chor und Orchester von Franz Liszt. — 7 Instrumentalconcerte mit Orchester: für Harfe (Frau Pohl aus Weimar) von Parish-Alvars; für Violine, Concert von Beethoven (Herr Weißenborn aus Weimar); für Oboe von Diethe (Herr Baumgärtel aus Gera); für Clarinette von David (Herr Landgraff von Leipzig); für Pianofort: Sextett von Hummel; C-dur-Concert von Mozart (M.-D. Stade) und Große Fantasie (C-dur) von Fr. Schubert, instrumentirt von Liszt (Hr. v. Bronsart aus Weimar). —

Ferner erfreuten uns mit Solo-Instrumental-Vorträgen: Herr C. M. Singer von Weimar (Romanze Csárdas und Präludium für Violine, eigener Composition) Herr A. Winterberger von Weimar (Clavier-Solo), Frau Pohl von Weimar (Fantasie für Harfe), Herr Lindner aus Dessau (Caprice für Violoncelle, eigener Composition), sowie die Herren Landgraff und Baumgärtel mit Fantasien für Clarinette und Oboe. — Endlich haben wir noch eine Reihe vorzüglicher Gesang-Soli zu erwähnen, von den Damen: Bleyel aus Weimar (Arie aus Händel's „Rinaldo" und mehrere Lieder), Frl. Emilie Genast aus Weimar (Arie aus dem „Barbier von Sevilla", „Traumkönig und sein Lieb", Ballade mit Orchester von J. Raff und drei altdeutsche Lieder von Stade im zweiten Concert; sowie Arie und Duett (mit H. v. Soupper) aus Mozart's „Figaro" im vierten Concert) und Fräulein Baum aus Weimar (Arie aus der „Diebischen Elster", aus „Figaro's Hochzeit" und zwei Lieder), welche Letztere in unserm 6. Akademischen Concert mit Erfolg zum ersten Male öffentlich auftrat. — Endlich hatten die Herren Hofopernsänger Caspari, Knopp, von Milde und Roth von Weimar die Soli im „Künstlerchor" von Liszt übernommen, und Herr Caspari sang in demselben Concert ein Lied von Sophie Seibt, Hr. v. Milde zwei Lieder von Schumann und Schubert mit großem Beifall.

Nächst dem 4. (Fest-Concert) zu Mozart's Jubelfeier, über welches schon früher in diesen Blättern berichtet wurde, zeichneten sich namentlich noch das 5. und 7. Concert durch besonders gewählte Programme aus. Das letztere fand unter Direktion von Liszt statt, und brachte unter andern die obenerwähnten zwei neuen Werke dieses Meisters, sowie die Ouvertüre zu „Bernhard von Weimar" von J. Raff, letztere unter des Componisten eigener Leitung, der auch seinen „Traumkönig" im 2. Concert selbst dirigirte. — Alle übrigen Concerte dirigirte M.D. Stade.

Leider müssen wir hinzufügen, daß wir auf dem Punkte stehen, unseren Stade, der sich in der letzten Saison wieder so trefflich bewährte, für immer zu verlieren. Er hat einen sehr vortheilhaften Ruf nach Greifswalde erhalten, den er anzunehmen entschlossen ist, im Fall unsere Universität ihn nicht durch neue und annehmbare Bedingungen aufs neue zu fesseln suchte — ein allgemeiner Wunsch aller Kunstfreunde unserer Universitätsstadt, welche mit Schmerz erkennen, wieviel wir an Stade verlieren würden, da sein Talent nicht minder, als seine Aufopferungsfähigkeit und sein nie erkaltender Kunsteifer, so wesentlich dazu beigetragen haben, unsere akademischen Concerte, wie unsere Musikzustände überhaupt zu ihrer jetzigen Bedeutung zu erheben.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Vierteljahrspreis 10 Sgr.

Digitized by Google

№ 16. 20. April 1856.

An Döbereiner.*)

Im Namen der Kinder.

Wenn wir dich, o Vater, sehen
In der Werkstatt der Natur
Stoffe sammeln, lösen, binden,
Als seist du der Schöpfer nur:

Denken wir, der solche Sachen
Hat so weislich ausgedacht,
Sollte der nicht Mittel finden
Und die Kunst die fröhlich macht?

Und dann schauend auf nach oben
Wünschen, bester Vater, wir,
Was die Menschen alle loben,
Glück und Lebensfreuden dir.

Aus Weimars Vergangenheit.

Aus

Briefen Goethe's an Alfred Nicolovius.**)

Schon längst, mein wertheſter Neffe, würde ich Dir geſchrieben haben, wenn ich nur etwas zu melden hätte, was Du nicht ſchon wüßteſt, das heißt denn alſo, daß Dein Andenken hier am Orte noch ſehr lebhaft iſt. . .

*) Dieſes kleine Lied dichtete Goethe im Jahre 1816 oder 1817 für die Kinder des berühmten Chemikers Döbereiner in Jena, um ihren Vater bei Gelegenheit einer Familienfeier damit zu beglückwünſchen. Wir entnehmen das Gedicht aus den ſo eben im Druck erſchienenen „Briefen des Großherzogs Carl Auguſt und Goethes an Döbereiner.“ Herausgegeben von D. Schade. Weimar, H. Böhlau.

**) Enkel von Goethe's Schweſter Cornelia Schloſſer, hielt ſich in ſeiner Jugend wiederholt längere Zeit bei Goethe auf, und lebt gegenwärtig in Bonn als Profeſſor an der dortigen Königl. Univerſität.

Digitized by Google

Die Einladung zur Subscription auf meine Werke erhältst Du nächstens, und ich bin überzeugt, daß es Dein eigener Wunsch und Trieb ist, dieses Unternehmen zu begünstigen. Die Fortsetzung des von Dir angefertigten sehr artigen poetisch-historisch-kritisch-bildlichen Cataloges über Das, was sich von den frühesten Zeiten her auf meine Arbeiten bezieht, hat mich an manches Vergessene erinnert, ja mich von unbekannt Gebliebenem benachrichtigt. . .

Nun aber da Du als der bereitwilligste Geschäftsführer berühmt bist, der nicht allein das Aufgetragene besorgt, sondern die Aufträge, welche man ihm geben könnte, voraus erräth, übernimm das fromme Geschäft, beikommendes Blatt Deinem Vater*) ehrerbietigst vorzulegen.

Der Wunsch mehrerer wackerer Männer ist darin deutlich ausgesprochen; er ist auch der Meine; aber da Du Urtheil über die Möglichkeit der Erfüllung kommt Deinem Vater allein zu. Die Schwierigkeiten sind uns nicht unbekannt, die Mittel sie zu heben außer unserm Gesichtskreise; es kommt also hier nur darauf an, ob Dein Vater einige Hoffnung gäbe und den Weg andeuten möchte, den man zum Ziele einzuschlagen hätte.

Einer in bedrängten Umständen von einem Hausvater in den besten Jahren verlassenen Familie zu Hülfe zu kommen, ist eine Aufgabe, selbst für vereinte Wohlwollende schwer zu lösen, weshalb ihnen denn nicht zu verargen ist, wenn sie sich dort nach Hülfe umsehen, woher so Manchem geholfen wird. Erhalte Verzeihung wegen der Anfrage, bitte um möglichste Theilnahme und laß mich hierauf, so wie auf die vorstehenden Punkte bald einige Nachricht wissen.

Mit den besten Wünschen und Hoffnungen treulichst

Weimar, 28. Oct. 1826. G.

Nicht länger will ich säumen, Dir, mein guter Alfred, für das mannichfach Freundliche zu danken, das Du mir und den Meinigen zeither erwiesen hast. . .

Gedanken von und nach Berlin steigen jetzt wie auf Himmelsleitern auf und ab. Ein hohes und frohes Brautpaar lebt und webt in einer behaglichen Atmosphäre, in der wir Aelteren uns im Stillen erfreuen, wenn die Jüngeren, in Festen und Bällen schwelgend, schon künftige bedeutendere Tage und Nächte vorgenießen. . .

Ein schönes Bildniß von Lord Byron, gemalt von West, von Wedgewood gestochen, erscheint nächstens. Mache die Liebhaber darauf aufmerksam; es wird nun bald ausgegeben werden und sehr erfreulich seyn.

Eine Paste von dem Herkules womit Du neulich gesiegelt mir freundlichst erbittend

W., 17. Nov. 1826. G.

Will der theure Neffe beykommende Anzeige von Manzoni's Dichtungen in ein vielgelesenes Blatt einrücken lassen, so verpflichtet er mich aufs Neue. Die Leiden des jungen Werther erfolgen nächstens und wünschen den angehenden Weltgelahrten in allen Freuden anzutreffen. Welches Dir herzlich gönnt der treue Oheim.

W., 30. Jan. 1827. G.

*) Ueber das Leben, Wirken und Wollen desselben giebt die „Denkschrift auf Georg Heinr. Ludwig Nicolovius. Bonn, 1841" nähere Kunde.

Digitized by Google

Hierbey, mein Bester, Deine Gefälligkeit abermals ansprechend, eine geneigteſt bald ins Publikum zu befördernde Anzeige. . .

Die Aushängebogen der Taſchenausgabe meiner Werke liegen bis in den vierten Band vor mir und nehmen ſich recht nett und niedlich aus. Das Aeußere ſoll Euch diesmal nicht abhalten am Innern Freude zu haben.

Bis Oſtern liegt noch Manches ſchwer auf mir.

W., 29. März 1827.

Wicke mir möglichſt Verzeihung aus, wenn ich Bedenken trage ein Atteſtat für Hrn. Franz Lieber auszuſtellen, da ich ſeine Perſönlichkeit gar nicht kenne und ſein Talent nicht zu beurtheilen weiß. Ein mehrjähriges genaues Verhältniß zu Hrn. Dr. Nöhden (der als trefflicher Sprachforſcher in London anerkannt war, eine Sprachlehre und ein Wörterbuch geſchrieben hatte, hochgeſchätzt von Allen,) hat mich belehrt, was man dort von einem ſolchen Manne erwartet und fordert, entſchuldige mich aufs Beſte bei ſeinen Gönnern und Freunden.

Die überraſchende Sendung der ſchönen Gyps-Abdrücke in verſchiedenen Spiegeln fordert uns zu neuem Danke auf; es ſoll den Weimariſchen Kunſtfreunden ſehr angenehm ſeyn, wenn ſie ſich in dem Stande ſehen, dieſes Vorhaben zu fördern, welches ſie ſelbſt ſo höchlich billigen. Nimm aber, bis die Zeit einer möglichen Erſtattung herankommt, immer noch einige Aufträge gefällig an. Und ſo folgt denn die Anzeige von Kunſt und Alterthum, welche zum Druck zu befördern bitte. Vielleicht kannſt Du als ein wahrer Diplomat bewirken, daß ſie billiger Weiſe an eine beſſere Stelle gelange, wie meine letzte Anzeige, welche ſo in den Winkel unter den Scheffel gerathen iſt, daß ſie kaum zu finden ſein möchte.

Die Vorrede zu Manzoni's Werken, oder vielmehr eine traute Einleitung dazu, ſende vorläufig; das Werk folgt nach, ein Exemplar ſoll auch meinem werthen Neffen zugeſchrieben werden. . .

Ferner habe zu melden, daß zwiſchen die Hefte des nächſten Päckchen einige Abdrücke in Siegellack gelegt habe, die vielleicht Herrn Reinhardt*) angenehm ſind, da ich aus den überſendeten Spiegeln ſehe, daß er, wie er auch ganz wohl thut, ſein Bereich weit auszudehnen die Abſicht hat. Verzeichniß, Wunſch und Vorſchlag liegen bey. Sodann möcht' ich auch nach den angeſchriebenen Nummern der mir überſchickten Abdrücke dieſelben verzeichnet haben. Die meiſten erklären ſich zwar ſelbſt, aber es ſind doch noch problematiſche darunter. Auch möchte gern nach dem Preiſe ſolcher eingerahmten kleinen Sammlungen fragen, theils weil es nicht räthlich iſt, bedeutende wechſelsweiſe Schulden zu häufen, ohne einmal abzurechnen, beſonders aber Denjenigen Auskunft zu geben, welche Dergleichen zu beſitzen wünſchen.

Nun aber noch zu einem wichtigen Auftrage, an deſſen gefälliger Beſorgung mir viel gelegen iſt: In dem Cataloge der Hinterlaſſenſchaft des Dr. Kohlrauſch findet ſich Seite 1 Nr. 15 Antinous von Mondragone (coloſſal und ſelten). Erkundige Dich, wer ihn erſtanden hat, Künſtler, Kunſtliebhaber oder irgend ein Muſeum? Wer ihn beſitzt, wird ihn nicht wieder herausgeben, aber es entſteht die Frage, ob man nicht ſelbſt räthlich finde, ihn abgießen zu laſſen? Ich ſollte denken, es wäre in jedem Sinne vortheilhaft; erkundige Dich deshalb mit Agentenklugheit, wie ſchon geſagt: wo er ſich befindet, und ob das Unternehmen für thunlich gehalten wird?

Grüßend, entſchuldigend, vertrauend und liebend

W., 11. April 1827. J. W. G.

*) Carl Gottlieb Reinhardt, akademiſcher Künſtler zu Berlin, wo er hochbejahrt im Jahre 1854 ſtarb.

Digitized by Google

. . . Die Stoffische Daktyliothek ist glücklich angekommen, und in jedem Betrachte von großer Bedeutung . . . Die Weimarischen Kunstfreunde werden ihre Pflicht nicht versäumen und dieser Sammlung, so wie der übrigen Bemühungen dieser Art ehrenvoll gedenken. Willst Du mir zu diesem Zwecke noch einiges Besondere mittheilen: was Dein Schützling Reinhardt vorhat, und was seiner Angelegenheit von unserer Seite zu Gute gesprochen werden könnte, so läßt sich dies bei dieser Gelegenheit zum Besten der löblichen Sache treulich benutzen.

Von dem, was wegen des Antinous geschieht, wirst Du mir von Zeit zu Zeit Nachricht geben, damit man endlich, in wiefern ein Abguß anzuschaffen sey, überleget und sich erklären könne. Herrn Rauch wolltest Du mich schönstens empfehlen und mir von Zeit zu Zeit von seinem Befinden und seiner Thätigkeit Kunde geben.

W., 10. Juli 1827.

Dir, mein lieber Alfred, nicht blos mit Worten, sondern auch einiger That zu danken war bisher meine Absicht; ich wollte Dir, mein Theurer, für die merkwürdige Gabe*), womit Du meinen Geburtstag verschönt hast, gehaltig danken. Zwar mußte ich Deine Sendung in diesen Augenblicken bedenklich finden, indem sie die Betrachtung erregte, wie im Leben sich Alles ausgleicht, und daß man alle Ursache hat zufrieden zu seyn, wenn der Verdruß, den uns Feinde zu machen belieben, durch edle Freunde abgewendet und getilgt wird.

Die letzten vierzehn Tage waren so stürmisch, daß ich selbst jetzt mich zu besinnen Mühe habe. Durch mannichfaches Interesse hin und hergezogen und zerstreut, muß ich mich erst wiederfinden, ehe ich leisten kann, was schon gethan seyn sollte. Lebe daher wohl mit dem Gefühl, daß Dein Freund mit so viel Neigung und Artigkeit alle Ursache habe, sich immerfort Deiner dankbar zu erinnern.

W., 18. Sept. 1827.

Ich werde Dir nun bald, mein lieber Neffe, und zwar nach und nach einen gründlichen Dank für Dein wundersam unternommenes Werk sagen können. Die hiesigen Freunde lesen es mit Aufmerksamkeit und versichern, Du habest einen bedeutenden Beytrag zur deutschen Literarcritik gegeben, indem Du den Charakter der verschiedenen Beurtheiler in Deinem Werke ans Licht stellst. Solltest Du nun nicht auch, zu eben diesem Behufe, alles Dasjenige sammeln, was gegen mich gesagt ist? wenn Du es auch nur zu Deiner und der Freunde Belehrung thätest. Die Menschen haben viel, mit Recht und Unrecht, an mir getadelt, und da es ja hier darauf ankommt, mich und das Jahrhundert kennen zu lernen, so ist eben so gut als das pro auch das contra nöthig. Du siehst, daß ich Dir und Deiner Arbeitslust gar Vieles zutraue, doch macht es Dir geringere Mühe als jedem Andern, da Du zu Deinem Zwecke doch immer die Werke durchgehen mußt, worin eines und das andere enthalten ist.

Erhalte mir ein freundlich-thätiges Andenken.

W., 2. Oct. 1827. treulichst G.

Kaum bist Du, mein lieber Alfred, einige Stunden fort, so fällt mir ein, daß ich versäumte, Dich um Einiges zu ersuchen, was den Abgang des Schwänchens, welches

*) Ueber Goethe. Literarische und artistische Nachrichten. Herausgegeben von A. Nicolovius. Leipzig, 1828.

Digitized by Google

ich Dir bereite, eigentlich nicht erwarten sollte. Also bitte Folgendes geneigt zu beachten: 1. Als bei Reimer herausgekommen ist angekündigt: Neues Ophthalmophantom. Erfunden und beschrieben von Dr. Albert Sachs. Sende mir dieses, da es kein sonderlich volumen haben kann, durch die reitende Post.

2. Hab' ich versäumt, Dir einen jungen Meyer aus Bremen zu empfehlen, der wenige Tage vor Dir bei uns war. Er hat Anlage zum Künstler, und in Berlin wird sichs bald ausweisen, in wiefern er sich auszubilden fähig ist. Bei Rauch und Zelter bist Du ihm vielleicht schon begegnet. . .

W., 6. Nov. 1827.

Schreibe es, mein theurer Neffe, dem vielfachen Drange zu, mit dem ich am Ende des Jahres und dem Anfange des Neuen zu kämpfen hatte, wenn Du auf Deine vielfachen guten Ausrichtungen und treulichste Besorgung bisher keine Antwort und Nachricht erhalten. Jetzt, da ich mich einigermaßen erleichtert fühle, verschiebe ich meinen Dank nicht länger, sondern entrichte ihn desto treulicher und lebhafter.

. . . Besonders ersuche ich Dich heute, Deinem Herrn Vater die dringende Bitte vorzutragen: es möge derselbe im Laufe des Jahres, etwa zu schöner Frühlings- oder Sommerzeit, sich zu einem geneigten Besuche bei uns die nöthige Muße bereiten. Dieser längst gehegte Wunsch ist mir durch den Besuch des Hrn. Geheimen Rath Streckfuß erst wieder recht lebendig geworden, da ich durch persönliche Bekanntschaft zu diesem vorzüglichen Manne unmittelbar ein wahres Verhältniß gewonnen und dadurch für meine übrige Lebenszeit beruhigt bin. Da fand ich es doppelt und dreifach wünschenswerth, in gleichem Sinne meinen Bezug zu einem nächsten Verwandten vollendet zu sehen, der mir schon so vielfach verbunden, werth und theuer war, und nun durch seine Söhne mir und den Meinigen ganz eigentlich vereint worden. In einem frühern bewegten Leben entbehrt man Manches und läßt es gut seyn; späterhin wenn man tiefer fühlt und gründlich einsieht, was besser hätte seyn können und sollen, wünscht man, daß das Ermangelnde wo möglich nachgebracht werde; thue das Deinige zu diesem frommen Werke.

Nun wieder zu unseren kleinen Geschäften. Hr. Reinhardt ist nunmehr durch die Zahlung des dritten Termins für seine Forderung, die Stoffischen Abdrücke betreffend, völlig befriedigt. Laß Dir deshalb ein kurz gefaßtes schriftliches Bekenntniß ausstellen. Zugleich möcht' ich wohl in dem nächsten Hefte Kunst und Alterthum etwas über seine neuesten Fortschritte und Leistungen aussprechen. Es liegen zwar hierzu verschiedene von Dir früher gesendete Blätter in meinen Texturen, daraus müßt' ich nun aber das Behufige erst ausziehen und zusammenschreiben und doch ginge das Neueste mir ab. Sage also das bündig und kürzlich, wie es um ihn steht, so wird mir dies angenehm und ihm kein Schaden seyn. Ueber die große Sammlung, deren Verdienst, Nutzen u. s. w. werde ich mich besonders herauslassen, auch einige Beispiele geben, wie ich mich deren zu meinen Zwecken bedient. . .

Fernet sollst Du den schönsten Dank haben für die Granitmuster, so wie für den lithographirten großen Felsenblock; gieb mir doch auch einige ausführliche Notiz von der Fabrik, in welcher man diesen festen Stein bearbeitet; man hat, wenn ich nicht irre, Säulen in das neue Museum daraus gedreht; eine Schale, sagst Du, sey nach England bestellt. Fertigen sie wohl auch größere und kleinere Tischplatten? und um welche Preise? Auch solche Notizen würde ich in das nächste Stück von Kunst und Alterthum inseriren.

Noch aber sind meine Aufträge nicht sämmtlich ausgesprochen, denn ich habe ferner zu wünschen, daß Du den Herren Rauch und Tieck für die bedeutende Sendung

Digitized by Google

dankeſt, womit ſie mir das neue Jahr ausſchmücken wollen. Herrn Beuth würdeſt Du das Gleiche ausrichten, und ſo einem ſchuldigen Erwiedern einige Stundung zu verſchaffen wiſſen.

Hiermit ſey denn geſchloſſen; manches Andere nächſtens. . . Gedenke mein zu guter Stunde. Treulichſt

W., 12. Jan. 1828. G.

Du empfängſt, mein lieber Neffe, Gegenwärtiges in Bonn durch die Güte des Herrn Präſidenten Nees von Eſenbeck, dem ich Dich zugleich dadurch vorläufig empfohlen wünſche, bis Du Dich ihm durch eigenes Verdienſt am Beſten wirſt zu empfehlen wiſſen.

Wenn die ſchuldige Sendung bisher ausgeblieben, ſo wolleſt Du in Erwägung ziehen, daß der königl. bayriſche Hofmaler, Hr. Stieler, gegenwärtig hier anweſend, und beſchäftigt iſt, auf Befehl des Königs Maj., mein Bildniß zu malen, in Folge deſſen ich meiner Zeit weniger Herr bin als je. Laß mich aber bald wieder etwas von Dir hören, erfriſche Dein Andenken und ſollicitire die Sendung, ſo wird tagtäglich etwas hinzugelegt und der Abgang beſchleunigt werden.

Möge Dir alles Unternommene und zu Unternehmende wohl gelingen. Dies wünſcht Dir treulichſt

W., 30. May 1828. G.

Um meine Sendung vollſtändig zu machen, verſchob ich das Abſchicken, und nun haben mich, für Viele, beſonders aber für mich, höchſt wichtige Ereigniſſe*) von allen den Gegenſtänden hinweggeführt, welche eigentlich ſchon Dir gehören.

Nimm daher freundlichſt einſtweilen ein Exemplar von Kunſt und Alterthum, wo Du den beſten Gebrauch Deiner Mittheilungen finden wirſt.

. . . Ich muß mir immer noch von hier aus eine weitere Reiſe vorſpiegeln, um mich einigermaßen in meinen Zuſtänden zu beſchwichtigen.

Hrn. Zahn's erſtes Heft iſt höchſt merkwürdig und gut gerathen; ich hoffe viel von dieſem Werke und freue mich, daß der wackere Mann in Berlin ſo viele artiſtiſche und techniſche Mittel findet, um ſeine ſo lobenswerthen Abſichten zu erreichen und wo er das glücklich Geſammelte ihm und uns zu Nutzen und Freude in einiger Zeit zu gut machen kann.

Nimm Gelegenheit Dich dem Hrn. Berghauptmann Grafen Beuſt vorzuſtellen und zu vermelden, daß ich vor einigen Tagen die Saline bei Großheringen beſucht und der glücklich niedergehenden Bohrarbeit beygewohnt, auch mich mit dem wackern Salzſchreiber Bergmann obgleich nur kurze Zeit unterhalten habe. Es intereſſirt mich dieſe Angelegenheit um ſo mehr als Herr Klenk ſowohl im Lande als in der Nachbarſchaft zu operiren fortfährt und man doch einen Begriff von ſo bedeutenden Unternehmungen gewinnen möchte.

Hiernächſt eine Beylage, welcher geneigte Aufmerkſamkeit zu ſchenken bitte, ſie mit den beſten Wünſchen und Hoffnungen begleitend, unwandelbar

Schloß Dornburg, 7. Aug. 1828. G.

*) Se. Königl. Hoheit der Großherzog Carl Auguſt ſtarb plötzlich am 14. Juni d. J. auf der Rückreiſe von Berlin zu Graditz bei Torgau in Folge eines Schlaganfalles.

Digitized by Google

Mitten unter Wein-Geländern und Stöcken wohnend, in einer Gegend wo man dies Jahr gleichfalls eine reichliche Lese hoffen darf, ward ich veranlaßt, das Berliner Kecht merkwürdiges Büchlein, einen verbesserten Weinbau vorschlagend, zu studiren. Ich habe mich mit demselben wohl bekannt gemacht und dessen aus der Erfahrung gezogene Lehren mit den anerkannten Grundsätzen der Pflanzenphysiologie verglichen und sie darauf zurückgeführt. Da ich sie nun auch hier probat finde, so interessirt mich die Sache höchlich. Nun ist aus den der vierten Auflage vorgedruckten Zeugnissen der königl. Regierung zu Coblenz und deren Beylagen ersichtlich, daß man auch höheren Ortes dieser Angelegenheit Aufmerksamkeit geschenkt und auf dem rechten, wie auf dem linken Rheinufer, die Vorschläge praktisch geprüft hat.

Wäre nun von den dortigen Vereinen oder Individuen neuerlich etwas im Drucke ausgegangen, so wäre mir höchst angenehm Kenntniß davon zu erhalten. Uebrigens wünsche, daß Du Dich bei der bevorstehenden Weinlese mit erfahrenen Männern hierüber besprächest, welches jedem Christen ersprießlich sein kann, da in den Evangelien des edlen Weinstocks und der damit bepflanzten schönen Berge öfters in allen Ehren Erwähnung geschieht. Du weißt ja, wie der Exegese der Naturanschauung kräftig zu Hülfe kommt.

Dornburg, 7. Aug. 1828. G.

Der Großherzog Carl August und die Blumen.

Der Einleitung zu den von O. Schade herausgegebenen Briefen des Großherzogs Carl August und Goethes an Döbereiner, auf welche wir noch später zurückkommen werden, entnehmen wir folgende zwei Anecdoten, welche recht deutlich beweisen, wie das Studium der Naturwissenschaft Erquickung und Trost in die trübsten Stunden und Tage des unvergeßlichen Fürsten brachte:

Der verstorbene Oberhofprediger Röhr pflegte zur Sommerzeit, wenn er Sonntags zu predigen hatte, den Sonnabend in der Frühe nach Belvedere hinauf zu gehen, um im dortigen Parke, von morgenlicher Stille begünstigt und erhoben, seine Predigt zu meditieren. So hatte er sich auch einmal ergangen und schickte sich eben wieder zum Heimwege an, als er in der Nähe der Gewächshäuser dem Großherzoge begegnet, der ihn freundlich anspricht und sofort einladet, falls er Zeit habe, mit ihm zu frühstücken. Röhr nimmt die Einladung an und der Großherzog befiehlt in einem der Gewächshäuser das Dejeuner zu servieren. Unterdes führt er seinen Gast im Blumengarten umher und durch die Glashäuser, macht ihn auf die interessantesten Pflanzen aufmerksam, nennt jede bei ihrem wissenschaftlichen Namen und gibt eine Beschreibung davon, wie sie einem Professor der Botanik Ehre gemacht hätte. Röhr hört erstaunt zu und als man sich endlich zum Frühstücke setzt, sagt er: „Daß Königliche Hoheit ein Freund und Liebhaber der Botanik sind, ist allgemein bekannt; daß Sie aber eine so ausgebreitete und eingehende Kenntniß dieser Wissenschaft besitzen, das hätte ich mir nie träumen lassen, ja es saßt für unmöglich gehalten. Was hat Sie zu so strengem Studium derselben doch nur geführt?“ „„Mein lieber Röhr, (antwortete der Großherzog) das will ich Ihnen sagen. Als im Jahre 1806 das große Unheil über unser Vaterland kam und ich ringsum so viel Untreue, Verrath und Betrug sah, da bin ich an der Menschheit verzweifelt. Und in meiner Verzweiflung hat mich allein die alte Liebe zur Natur aufrecht erhalten und ich habe mich in sie versenkt. Und da mich die Menschen anekelten, bin ich zu den Pflanzen gegangen und habe sie studirt und habe mit den Blumen verkehrt, — und die Blumen haben mich nicht betrogen.““ — Einen andern interessanten Fall erzählt der Kanzler von Müller in seinen Erinnerungen: Im Juli 1807 war Carl August mit ihm in Dresden, um dem Kaiser Napoleon endlich die von diesem längst gewünschte Aufwartung zu machen. Es war der Tag nach Napoleons feierlichem Einzuge. Müller begibt sich aufs Schloß und ist auch so glücklich zu erwirken, daß der Kaiser den Herzog sogleich zu sich bittet. Vergnügt eilt er ins Hotel zurück: wie groß aber ist sein Schrecken, als er seinen Herrn daselbst nicht antrifft, auch Niemand vom Gefolge zu sagen weiß, wohin er gegangen. Man schickt nach allen Seiten Boten aus und einer davon findet auch wirklich bald den Herzog — im botanischen Garten, wohin ihn, ohne Ahnung daß die Bestimmung des Kaisers so rasch erfolgen würde, die Liebe zu den Blumen geführt hatte. Diese Liebe hätte damals aber für ihn und seine Familie sowohl wie für sein Land große Nachtheile bringen können, denn Napoleon kannte bei derartigen Versäumnissen keine Entschuldigung.

Digitized by Google

Kleine Zeitung.

Literatur.

Mit Weimars Vergangenheit beschäftigen sich theils ganz, theils episodisch, folgende soeben im Buchhandel erschienenen Werke:

Erinnerungen eines Weimarischen Veteranen aus dem geselligen, literarischen und Theaterleben. Von Heinrich Schmidt, früher Theater-Direktor in Brünn. (Leipzig, Brockhaus).

Zwölf Frauenbilder aus der Goethe-Schiller-Epoche. Von Arnold Schlönbach. (Hannover, Rümpler.)

Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund (Ludwig von Knebel). Herausgegeben von Düntzer. (Leipzig, Brockhaus.)

Briefwechsel des Großherzogs Karl August und Göthes an Döbereiner. Herausgegeben von O. Schade. (Weimar, Böhlau.)

Endlich wird binnen Kurzem eine Uebersetzung des Lewis'schen „Leben Goethes" von Freie, in Berlin bei Duncker erscheinen.

Berthold Auerbachs neuestes Werk heißt: „Schatzkästlein des Gevattersmanns". Es enthält, neben vielen neuen Novellen und Genrebildern, auch die vortrefflichen gesammelten Aufsätze aus dem, von Auerbach früher herausgegebenen Volkskalender „der Gevattersmann." — Wir machen unsere Leser auf dieses Werkchen ganz besonders aufmerksam.

Bildende Künste.

Der Ausbau der Wartburg wird in diesem Jahre seiner Vollendung wesentlich näher gerückt werden. S. K. Hoheit der Großherzog sollen für denselben 13000 Thaler für das gegenwärtige Baujahr angewiesen haben. Es sollen nun besonders die Arbeiten im sogenannten neuen Hause und an dem großen Thurm fortgesetzt, und das, bisher theilweise zur Wohnung des Kommandanten bestimmte Gebäude, in welchem das Luther-Zimmer sich befindet, ganz zur Erinnerung an denselben bestimmt, und mit Fresken aus seiner Lebensgeschichte geschmückt werden. Mit Ausführung der Fresken soll Prof. Neber beauftragt sein. — In drei Jahren dürfte der ganze Ausbau vollendet sein.

In Rom leben gegenwärtig 473 Künstler, nämlich 224 Maler und Malerinnen, 105 Bildhauer und 144 Kupferstecher. Bei dieser, den Angaben der neuesten statistischen Uebersicht der verschiedenen Einwohnerklassen Roms entnommenen Zahl sind nur diejenigen fremden Künstler mit inbegriffen, welche bereits seit mehreren Jahren dort ansässig sind. Demnach ist das Künstlerpublikum in Rom gegenwärtig zahlreicher, als vor der italienischen Revolution von 1848.

In Erfurt hat am 15. April die Ausstellung des Thüringer Kunstvereins begonnen, welche später der Reihe nach in Naumburg, Jena, Apolda, Ilmenau, Suhl und Nordhausen eröffnet werden soll, so daß mit dem Oktober der Ausstellungskreis schließt.

Die Produktivität im Gebiet der Malerei ist gegenwärtig erstaunlich. In den Kunstausstellungen zu Hannover und Bremen waren (durch den norddeutschen und westlichen Kunstverein) gleichzeitig 1500 Kunstwerke (in Hannover 680, in Bremen 820) aufgestellt. Erwägt man nun, daß im April außer obigen beiden, jetzt nach Hamburg und Magdeburg übergesiedelten Ausstellungen, noch die zu Stuttgart (Rheinischer Kunstverein) Würzburg (Bairischer Kunstverein) zu Erfurt (Thüringer Verein) und Wien theils schon eröffnet sind, theils eröffnet werden, so muß man über diese steigende Produktivität fast erschrecken. — Die Landschaftsmalerei überflügelt Alles. In Hannover gehörten von 680 Gemälden 2c., 370 dieser Gattung an, während die sogenannte klassisch-ideale Richtung der Historienmalerei nicht eine einzige Darstellung aufzuweisen hatte!

Theater und Musik.

In Erfurt führte am 15. April der Sollersche Musikverein daselbst, unter Direktion von M. D. Golde, in der erleuchteten Augustinerkirche das Requiem von Mozart auf. Die Aufführung war als eine (allerdings etwas sehr verspätete) Nachfeier zur Erinnerung an Mozarts hundertjähriges Geburtsfest bezeichnet. Außer den musikalischen Kräften des Vereins hatten sich die Zöglinge des Königl. Seminars, sowie viele Damen Erfurt's an der Aufführung betheiligt. Der Hofopernsänger Roth aus Weimar hatte die Baß-Soloparthie übernommen.

Freitags „Journalisten" kamen auf dem Friedrich-Wilhelmsstädter Theater in Berlin am 11. April bereits zum fünfzigsten Male zur Aufführung, eine Ehre, deren sich nur sehr wenige gediegene deutsche Originalwerke aus unserer Zeit zu rühmen haben dürften. — Freitag arbeitet gegenwärtig an einem neuen Drama, das seiner Vollendung nahe ist.

Johanna Wagner wird am 1. Mai ihr Gastspiel in Weimar mit „Orpheus" von Gluck beginnen, welchem am 3. „Romeo" von Bellini und am 6. „Iphigenie" von Gluck folgen sollen.

Joachim Raff dirigirte am 11. April im Hoftheater zu Gotha ein Großes Concert, in welchem folgende Werke von seiner Composition zur Aufführung kamen: Große Symphonie (E-moll) in fünf Sätzen; Ouverture zu „Bernhard von Weimar"; der 121. Psalm für Solo, Chor und Orchester. Die Soli wurden von Frl. Remond und Frau Stolz, die Chöre vom Hoftheaterchor vorgetragen. — Ferner kam noch ein Lied „Der Spielmann", componirt vom Herzog Ernst zu Sachsen-Coburg-Gotha, instrumentirt von Raff, gesungen von Herrn Killmer, zur Aufführung.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Vierteljahrspreis 10 Sgr.

Digitized by Google

№ 17. 27. April 1856.

Ueber den alten Räuberroman Rinaldo Rinaldini.

Von

Otto Roquette.

Es dürfte Manchen befremden hier ein Buch an's Tageslicht gezogen zu sehen, welches weder in der Literatur eine wirkliche Epoche gemacht hat, noch auch jemals eine Lieblingslectüre aller Stände gewesen ist. Es gehört eben zu denjenigen Büchern, deren Titel jedem bekannt sind, und mit welchen man, der Tradition zufolge, den Begriff von etwas Abschreckendem, Verwerflichem, Lächerlichem, wohl auch, in besserem Sinne, von etwas besonders Charakteristischem verknüpft, wie wohl die Wenigsten sich mit dem Inhalt derselben bekannt gemacht haben. Geht es doch so mit manchem Buche, welches seine bestimmte Epoche gemacht hat, um wie viel mehr wird die Frage, die man einem Gebildeten vorlegt, ob er diesen berüchtigten Räuberroman gelesen habe, ein ablehnendes Lächeln hervorrufen! Wir sind weit davon entfernt, denselben unsern Lesern zur Unterhaltung zu empfehlen, wohl aber halten wir es für kein verfehltes Bemühen, ein Wort über dieses in vieler Hinsicht merkwürdige Buch zu sagen, und hoffen zu zeigen, daß sein Inhalt ein ganz anderer ist, als die Ueberlieferung ihm zugesprochen hat. — Ein sonderbares Spiel des Zufalls oder Schicksals hat es gefügt, daß grade in der unmittelbaren Nähe unseres größten Dichters, daß fast unter den Augen Goethes der Rinaldo entstehen mußte. Christian August Vulpius wurde durch Goethe an die Großherzogliche Bibliothek nach Weimar berufen, ja er wurde endlich, durch seine Schwester Christiane, welcher Goethe sich bekanntlich noch im späten Alter antrauen ließ, der Schwager unseres Dichterkönigs. So mag es gekommen sein, daß der Romanschreiber des niedern Lesepublicums dem Dichter manches ablauschte, was er dann nach seiner Weise und für sein Publicum ganz besonders würzte oder verwässerte, so auch wurde unter dem Einflusse Goethes der Rinaldo nicht zum mordgierigen Wütherich, sondern zum galanten Weltmann, zum eigentlichen Wilhelm Meister des Räuberthums.

Digitized by Google

Vulpius bemächtigte sich des Räuberwesens als eines schon vorhandenen Stoffes*). Der Anstoß dazu war durch Rousseau gegeben, aus welchem Schillers Räuber ihre Quelle herleiteten. In einer verweichlichten, schlaffen, formell eng begrenzten Zeit, mußte jene Zurückweisung Rousseaus zur Natur wie ein Erlösungswort klingen und den lebhaftesten Drang nach Durchbrechung aller Schranken hervorrufen. Die maßlose Subjectivität trat nun polemisch auf, nicht nur gegen das Verwerfliche der Zeit, sondern auch gegen jede vernünftige Grenze, gegen jede bessere Convenienz, gegen Sitte und Staatseinrichtung. Je weniger die ausschweifenden Ideen der Selbstberechtigung sich fruchtbar machen konnten, je weniger sie vor dem Richterstuhle der Vernunft eine Anerkennung erwarten durften, desto mehr wurden ihre Träger sich des Titanenthums bewußt, mit welchem sie in den Grenzen der bürgerlichen Gesellschaft keine Stätte fanden. So wurde der von den edelsten und gewaltigsten Ideen beseelte, aber eben um ihretwillen aus dem Staatsverbande und in die Einöde der Wälder hinaus gestoßene Räuber eine ideale Figur. Dem Leben und den gegebenen Zeitverhältnissen mit ihren beschränkten Anschauungen, wurde also von den Vertretern der Subjectivität der Krieg erklärt, man rief nach Freiheit, aber nach jener egoistischen Freiheit, welche nur die eignen Leidenschaften befriedigen will. Diese Freiheit schien sich plötzlich, wenn gleich sehr in der Ferne, zu zeigen. Das tapfere Corsenvolk warf das Joch der Genueser ab, und suchte seine Unabhängigkeit durch eine Reihe von Jahren zu erkämpfen. Dieses Ereigniß rief die lebhaftesten Sympathien hervor, und in dem unglücklichen König der Corsen, Theodor, dessen Regierungszeit nur wenige Monate währte, sah die aufgeregte Phantasie, zumal da er ein abenteuernder deutscher Edelmann war, den eigentlichen Helden der Zeit. Auch nachdem die Kämpfe der Corsen längst beendet waren, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, knüpften die Jünger der Geniezeit mit ihrer feurigen Liebe, mit ihrem glühenden Hasse, noch gern hier an, und so ist denn auch der corsische Freiheitskampf eins der Hauptmomente des Rinaldo Rinaldini.

Aber nicht diese Richtung allein, sondern alle Bewegungen der Zeit giebt dieser merkwürdige Roman wieder. Vor Allem sahen wir darin den Hang zum Mystischen und Geheimnißvollen. Der Orden der Jesuiten war aufgehoben worden. Vielfach wurde noch von ihren Verzehmungen, ihren weitreichenden Plänen gesprochen, als sich die Kunde verbreitete, daß sie sich insgeheim versammelten, um sich zu ihrem alten Treiben wieder empor zu ringen. Eine allgemeine Angst bemächtigte sich der Gemüther, und man schloß nun ebenfalls geheime Verbrüderungen und Gesellschaften, um ihnen entgegen zu arbeiten. Diese Gesellschaften bildeten sich mit der Zeit, auch unabhängig von ihrer Grundidee, weiter aus, allein der Charakter derselben blieb immer der des geheimnißvoll Mystischen. Auch sie erschienen vielen als ein Rettungshafen aus den unerquicklichen Zeitverhältnissen, und der Hang zu dem was sie vertreten, das Geheimniß, wuchert wie in den schlechtesten, so in den besten Romandichtungen jener Zeit. Ueberall leitet den Helden eine dunkel verhüllte unsichtbare Brüderschaft, verwirrt seinen Weg, befreit ihn wieder, kennt all sein Thun und Treiben, belohnt ihn endlich nach Verdienst, läßt ihn und den Leser aber schließlich über Vieles unaufgeklärt, und verhindert somit die bewußte Entwicklung des Helden. An diesem Fehler leiden Goethe's Wilhelm Meister (1794—96), Schiller's Geisterseher (1789), Jean Paul's Titan (1800—1803), endlich auch der Rinaldo Rinaldini (1798). Und wollen wir eine Caricatur dieses ganzen geheimnißvollen Wesens sehen, so finden wir sie in Schikaneders Zauberflöte in der besten Form, einer Dichtung, die Goethe'n so hinriß, daß er einen zweiten Theil dazu schrieb! — Aber wie der temporäre Charakter weichlich und verschwommen ist, so sind auch diejenigen, welche ihm die Spitze bieten, jene Stürmer und Dränger, nicht frei

*) Was die Freude des Volkes an Raubgeschichten betrifft, so verweise ich den Leser an das interessante Buch von Berthold Auerbach: Schrift und Volk, wo die Gaunergeschichten und die Lügenpoesie in einem besondern Abschnitt behandelt werden. S. 185—195.

Digitized by Google

von Sentimentalität und Verweichlichung. Galante Abenteuer sind in jener innerlich zerfetzten Zeit, welcher glücklicherweise bald Tage folgten, wo eine sittlichere Auffassung des bürgerlichen und Familienlebens bei uns heimisch wurde, durchaus an der Tagesordnung. Thränen der Sehnsucht und Wehmuth in den Augen, abscheuliche Verwünschungen auf den Lippen, ein galantes Abenteuer im Herzen, und einen Knotenstock in der Hand, mit dem es jeden prügelt, der ihm zu nahe kommt, — so ist das Bild eines Genies aus jenen Tagen des Titanenthums.

Solch ein Genie ist auch Rinaldo Rinaldini, nur mit dem Unterschiede, daß galante Abenteuer sein Hauptaugenmerk sind. Er ist aus gräflichem Geschlechte, die Vorurtheile seines Standes, die Einrichtungen des Staates und der Gesellschaft beengen ihn, er geht, wie Carl Moor, unter die Räuber, nur daß ihn nicht wirkliche fremde Verschuldung dazu treibt. Er ist kein Opfer, er wird ohne Grund ein Räuber. Zwar auch ihn beseelen die edelsten Empfindungen, aber er kommt nicht dahin, an die Stelle der Schranken, die er niederreißt, etwas Neues, Positives setzen zu wollen, wenigstens sind die weitreichenden Pläne, an welche er von Seinesgleichen oft erinnert wird, sehr unklar und finden kaum eine Stätte mehr bei ihm. Er will hauptsächlich frei und ungebunden leben, und da ist dann das ideale Räuberthum ganz seine Sphäre. Seine wilde Räuberzeit liegt jedoch in dem Moment, wo der Roman beginnt, schon hinter ihm, und er fühlt die Sehnsucht, wieder in die vom Gesetz beherrschte Ordnung der Menschen zurück zu kehren. Das ist nicht mehr möglich, sein Name ist allgemein bekannt, berüchtigt, gefürchtet, und so zieht er sich so oft als möglich von seinen Gesellen zurück, knüpft in den verschiedensten Verkleidungen Liebeshändel an, und stößt, wenn er in Gefahr geräth, schnell zu einer seiner durch ganz Italien verbreiteten Banden. Es ist erklärlich, was für Glück er bei den Frauen macht und wie viele er auf einmal mit seiner Neigung zu umfassen vermag. Für Aurelien hatte er einst geschwärmt, Rosalie wurde seine mehr reelle Jugendliebe. Die schöne Sirene Olympia fesselt ihn zu verschiedenen Zeiten, Laura eine geraume Zeit. Dianora ist die eigentliche Sonne seines Lebens, während doch eine Menge von Nebensonnen noch ihre Strahlen auf ihn schießen lassen. Das liebliche Naturkind Serena wurzelt lange als Blümlein Vergißmeinnicht in seinem Herzen, das derbe Bauermädchen Liana ist seine Waldliebe. Dann folgt die feurige Margalisa, welche einst den Dolch nach ihm zückt, als er sie neckt, daß sie sich ihm so schnell ergeben habe. Leonore und Oriana werden ihm unendlich theuer. Fiammetta findet er im Garten unter Blumen, sie sehen, lieben und gewinnen ist Eins. Darauf aber erscheint Fortunata im weißen Atlaskleide und wird Heldin mit dem Helden. In Erminien erkennt er glücklicher Weise noch früh genug seine Schwester. In dieser Weise jagen sich die Liebeshändel. Oft gruppiren sich drei bis vier der genannten Damen um ihn, und bereiten ihm die unsäglichsten Verlegenheiten, aus den meisten aber rettet ihn die Routine Olympia's. —

Trotz dieser ausgedehnten Weiberwirthschaft, welche an vielen Stellen wie eine Caricatur des Wilhelm Meister aussieht, werden wir dann immer wieder an Karl Moor erinnert. Aber welch ein Unterschied, zwischen diesem und dem Rinaldo. Karl Moor ist das Gebilde einer prometheischen Kraft. Er zerreißt seine Fesseln mit wilder Heroengewalt, um sich der Welt als Reformator aufzuzwingen. Rinaldo ist ein nüchterner, mit seinem Edelmuth ewig renommirender Mensch, dessen Ruf bedeutender erscheint, als seine Fähigkeit. Bei Schiller ist es die Opposition, gegen verrottete, aus eigner Anschauung als empörend erkannte Verhältnisse, bei Vulpius sind es die Nachklänge einer überwundenen Zeit, die sich unter den schon errungenen reineren Kunstgebilden wunderlich genug ausnehmen. Nicht mehr die rohe und doch imponirende Kraft bringt er zur Erscheinung, sondern die nüchternste Reflexion, gemischt mit übel angebrachter Sentimentalität. —

Es fällt uns nicht ein, die Leser in das fast unentwirrbare Getriebe des Romans einführen zu wollen, nur ein paar Stellen mögen hier heraus gehoben werden, welche

Digitized by Google

das, was wir zu seiner Charakteristik gesagt haben, belegen sollen. Zuerst eine Belegstelle für die Sentimentalität des Helden.

„Der Morgen senkte sich auf thauenden Schwingen in die blühenden Thäler. Rinaldo's Fußtritte ließen Streifen in den bethauten Wiesenmatten zurück, und seine Blicke suchten einen Hügel, von welchem herab er die schöne Gegend übersehen konnte. Farbig spiegelten sich der Sonne goldne Strahlen im perlenden Thau. Himmel und Erde waren erwacht. Aurora hatte zugleich mit ihren Rosenpforten Rinaldo's Sinne aufgeschlossen. Er lehnte sich an eine Pinie und überschaute das glänzende Thal. Auch in seinen Thränen erglänzte der Sonne goldner Strahl, denn seine Augen waren naß. Auf seine Wangen glühte zurück das Purpurroth des Himmels. Ferner ertönte das melodische Murmeln eines Wasserfalls, und drüben auf den Hügeln erklang hinter seisten Heerden die ländliche Schalmei der frohen Hirtenwelt. Ach! seufzte Rinaldo, daß auch ich noch hinter Heerden einherging, wie ehemals in meinen väterlichen Fluren, daß auch ich noch froh und munter, schuldlos und unbefangen die Töne meiner Schalmei mit schmeichelnden Lüften vermälen könnte! Wie, wenn ich in ein fremdes Land gehen, und mich in die Einöde spanischer Tristen verbergen könnte? O daß ich dieses Glückes theilhaftig würde! Was hält mich im Taumelkreise der Welt noch zurück, wo ich von Gefahren umgeben, gewiß noch ein Opfer gerichtlichen Todes werde!" —

Solche Stimmungen dauern indessen bei ihm nicht lange. Gewöhnlich befindet er sich schon in der Nähe einer schönen Villa, wo ihm gefällige Damenherzen entgegen schlagen.

Schon zu Anfang des Romans tritt ein geheimnißvoller corsischer Capitän auf, welcher ihn bald darauf aus einer Gefahr rettet, und ihn darauf mit Briefen an den Marchese Romano, der das Haupt einer weit verzweigten mystischen Gesellschaft ist, die, wie wir später hören, auch die Befreiung Corsika's in ihre Pläne einschließt.

„Der Marchese nöthigte ihn in den Pavillon eines schönen Gartens. Ein Mann von Talenten und so viel Kenntnissen wie Ihr, sagte er, kann den gegründetsten Anspruch darauf machen, mit einer Verbindung näher bekannt zu werden, der Ihr zur Ehre und zum Vortheil gereichen werdet. Alle meine Gäste, die Ihr gesehen und gesprochen habt, Menschen von Kopf und Herz, werden sicher mit mir der guten Hoffnung leben, in Euch ein Mitglied des Bundes voll Muth und Geist zu finden. — — Es giebt ein gewisses allgemeines Band in der Welt, welches Convenienz und Verhältnisse nur allzu oft zerrissen haben. Dieses werde wieder hergestellt, von Menschen von Geist und Sinn, es werde dann durch sie allgemein gemacht. Im Kirchenstaate, in den Königreichen Neapel und Sicilien kennen sich eine große Anzahl Menschen mit durch und für diesen Beruf. Ein gegenseitiges Bedürfniß schafft gegenseitigen Beistand, gegenseitige Theilnahme. Schon genug, man kennt sich, man kann allenthalben auf Freunde rechnen." — Rinaldo begreift die Sache nicht recht. — „Alles das, sagt der Marchese, wird Euch mit der Zeit schon deutlicher werden. Durch Euch gewinnen auch wir. Vortheil und Gewinn verketten sich bei uns. Ich gebe Euch den Bruderkuß. —

So ist Rinaldo in den äußersten Kreis einer Verbindung gekommen, welche ihre Zweige nun durch den ganzen Roman treibt, und in welcher die edelsten Regungen, gepaart mit zweideutigen Handlungen, Verbrechen und Lastern, unter dem mystischen Dunkel einer geheimnißvollen Loge verborgen werden. Eines Tages kommt er in das dabei schon oft erwähnte Thal von Fronteja, welches seine Neugier bereits rege gemacht hat. Hier geht es wunderlich genug zu. Das Thal ist erfüllt von Tempeln und Grotten. Auf brennenden Altären werden Rosen der Freundschaft geopfert, an klaren Bächen wandeln in seliger Eintracht Priester und Priesterinnen, kurz wir haben das ganze Personal aus der Zauberflöte beisammen. Man kennt nur Liebe und Verbrüderung in diesen heiligen Hallen, verlorene Schafe werden auf den rechten Weg zurück geleitet, und an der Spitze des Pupillencollegiums der Tugend und Freundschaft steht der „Alte von Fronteja" im Costüm des Saraftro. Dieser Alte von Fronteja ist nun

Digitized by Google

die lästigste und langweiligste Persönlichkeit, die man sich denken kann, er ist eben so weise als arrogant. „Er studirte die emblematische Mythologie der Griechen und Aegypter, die Theogonie und Cosmogonie und die religiösen Lehren der ältesten Völker. Er studirte in den Schestah der Gentuser, im Zenda Vesta der Parsen, in der Edda der Isländer, im Chuking und Lyking der Chinesen. Er enthüllte die Wege der Kakosophia und Kakodämonia, und wurde endlich Theosoph." Zu alledem hat er genügende Zeit gehabt, denn er lebt bereits im dritten Menschenalter. Rinaldo fühlt das größte Widerstreben gegen diese unsinnige Wirthschaft, und denkt auf den Rückzug. Dieser ist indessen nicht so leicht, denn grade auf ihn hatte die Brüderschaft von Fronteja schon lange speculirt, und peinigt ihn nun mit Weisheitspredigten und Freundschaftsküssen so lange, bis er endlich mürbe wird und sich bequemt, wenigstens eine Nacht im Thale zuzubringen. Abends wird er in einen dunklen Raum eingeschlossen, und es werden ihm lebende Bilder mit verborgener Musikbegleitung dargestellt. Er sieht seine ganze Vergangenheit vor sich, erblickt mehre seiner Geliebten, Sprüche der Weisheit tönen aus allen finsteren Winkeln, kurz er erhält ähnlich wie Wilhelm Meister seinen Lehrbrief für das Leben. — Die Expedition nach Corsika tritt nun immer mehr in den Vordergrund und schließlich wird Rinaldo zum Heerführer ernannt und soll mit geheimen Briefen nach der Insel abgehn. Die Sache wird aber entdeckt, das Schiff genommen und Rinaldo im Gefecht erschossen.

Trotzdem, daß der Held nun mit dem Tode abgeht, ist der (vierbändige) Roman noch nicht zu Ende, denn hunderte von Räthseln sind noch ungelöst. Diese sollen in den zwei Romanen „Leonardo von Montebello" und „Nikanor der Alte von Fronteja" ihre Erledigung finden, über welche ich jedoch keine Rechenschaft geben kann, da es schon keine Kleinigkeit ist, sich durch die vier Bände des Rinaldo durchzuwinden.

Noch immer hat dieser Roman sein großes Publicum unter den niedern Ständen, und stets erneute Auflagen zeigen seine Verbreitung. In den Leihbibliotheken kleiner Städte ist er noch heut eins der gelesensten Bücher.

Die Zahl der Vulpius'schen Schriften ist ungeheuer. Es sind: Romane, Tragödien, Comödien, Abhandlungen, es giebt keine Form, in welcher er sich nicht mehrfach versucht hätte. Sie kamen sämmtlich anonym heraus, doch nennt er seinen Namen am Schlusse der „Abenteuer des Prinzen Kalloander", im Uebrigen führt er sich stets als „Verfasser des Rinaldo" auf. (Wen es interessirt, etwas Näheres über ihn zu erfahren, findet das Nöthigste über ihn in dem Werke: das gelehrte Teutschland, oder Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller; angefangen von Hamberger, fortgesetzt von J. G. Mensel. 8. Band.)

Aus Weimars Vergangenheit.

Eingedenk des Versprechens an unsere Leser, Ihnen einen Ueberblick über die neuern Herausgaben und literarischen Mittheilungen zu verschaffen, welche mittelbar oder unmittelbar das Bild der deutschen Kulturepoche bereichern, die zugleich die bedeutendste Erinnerung Weimars ausmacht, sehen wir uns im Besitz eines mannichfaltigen Vorraths. Und doch ist er nicht so groß, daß wir fürchten müßten, diesem Theil der Literatur nicht zeitig genug nachzukommen. Denn von dem Vielen, was als neue Erscheinung diesem Archiv sich zueignet, ist für Den, der das bisher vorliegende Urkundliche kennt, immer nur ein Bruchtheil neu und wichtig. Auf diesen uns beschränkend, beginnen wir diesmal (Principium a Jove!) bei einer kleinen Briefsammlung, die ihren Hauptwerth als urkundlicher Beitrag zur Kenntniß des Großherzogs Karl August hat: „Briefe des Großherzogs Carl August und Goethes an Döbereiner, herausgegeben von Oskar Schade" (Weimar, H. Böhlau 1856).

Digitized by Google

Zu dem gerechten allgemeinen Ruhme, der Carl Augusts Gedächtniß hebt, steht der Umfang des Bestimmten und Besondern, das, ausgegangen von ihm, oder berichtet über ihn, zur Oeffentlichkeit gekommen ist, noch lange nicht im gehörigen Verhältniß und erwartet noch eine Hauptbereicherung durch künftige Zunahme der Ausgabe von Briefen, deren dieser lebendig um sich blickende, vielseitig beschäftigte Fürst so unzählige geschrieben hat. Als die schönsten Beiträge zu seinem Lebensbilde sind schon jetzt die eigenhändigen Briefe desselben zu betrachten, welche in den Wagnerschen Sammlungen der Briefe an und von Merck, in Knebels literarischem Nachlaß, im Weimarischen Album zum Buchdrucker-Säcularfeste und im Herder-Album enthalten sind, weniger andern Büchern, worin solche vereinzelter vorkommen, zu geschweigen, unter welchen „Vogel: Ueber Goethes amtliche Wirksamkeit" wegen einiger Handbillets hervorzuheben ist, die für Carl Augusts unmittelbares Verhältniß zu den Anstalten, Interessen und Vertretern der Wissenschaft und Kunst recht charakteristisch sind. Wie viel würde sich aber erhellen, ergänzen, steigern, wenn erst die Briefe dieses Fürsten an Goethe und die Goethes an ihn während der langen Periode ihres Zusammengehens hervorgezogen und zusammengestellt wären! Wem die originelle Natur dieses princeps homo im Geiste nah getreten ist, wird auf jedes Blatt Werth legen, das, als eines der Selbstzeugnisse mehr, ihn in einem bestimmten Momente darstellt. In dieser Lebensbedeutung beruht auch in der vorgenannten Schrift die Wichtigkeit der 28 Briefe des Großherzogs an Döbereiner vom Jahre 1811 bis 1827 (das letzte Lebensjahr des Fürsten). Denn allerdings trifft man hier, wie in der großen Mehrzahl seiner Zuschriften (die aus den frühesten jungen-Mannes-Jahren abgerechnet) umständliche Gedankenentwickelungen oder Gemüthsergüsse nicht an, immer aber in schlichter und kurzer Fassung einen Mann mit Blick und Willen in einer bestimmten Sache. Es sind nur lakonische Fragen, Anzeigen, Thätigkeitswinke, die aber aufs ungesuchteste die stete Wärme und Mitwirkung sowohl für Erweiterung tüchtigen Wissens als für praktische Anwendungen desselben an sich tragen. Es sind Züge und Linien, die zur Spitze eines Lebens im Geiste zusammengehen. Dieser Auffassung ist der Herausgeber entgegengekommen, indem seine Einleitung aus andern Quellen besondere Momente hervorhebt, welche die frühzeitige rationell-praktische Regsamkeit des Herzogs, die Anstalten und Maßregeln für Landwirthschaft, Viehzucht, einsichtige Kultur und seine dauernde Liebe für die Naturwissenschaften in Erinnerung bringen. Die Briefe selbst geben neue Spuren dieser immer bewegten Richtungen." Sie belegen das Studium von inländischen und ausländischen Zeitschriften stets mit bestimmten Augenmerken, den Austausch mit Gelehrten in Berlin, Frankreich, England, wie mit seinen Jenaischen Professoren, den unmittelbaren Beschäftigungsverkehr mit Chemikern und mit Mechanikern. Von den Letzteren sind es drei Einheimische, die der Fürst unmittelbar in Thätigkeit setzt (Br. 23, 24, 27). Die Anwendung dieser Studien für Oekonomie und Landeswohl tritt hervor bei den Fragen, Berathungen, Aufforderungen, die sich auf zweckmäßige Brennerei, Coignac-Bereitung und Branntwein-Entfuselung (Br. 1), Form der Branntwein-Blase (27), Manipulation dabei (5), Holzersparniß beim Brauen und Brennen (19) beziehen, so wie bei den präcisirten Fragen nach einer sichern Basis und Messung jedes Heizungsapparats und einer Norm für Lufthеizung und Dampfheizung. Zum Theil geschehen auch diese wieder im Hinblick auf Brennerei und Brauerei, zum Theil auf Treibhäuser (15, 16, 19, 22—24; s. auch Goethes Briefe an Döbereiner 21, 22). Im Februar 1812 trägt sich der Fürst mit dem Gedanken, eine Zucker- oder Waid-Indigo-Fabrik, oder beide, hervorzurufen (4), denkt an Fabrikation von Schwefelsäure in seiner Brennerei zu Tiefurt, fragt, ob sich die Schwefelkies-Graupen bei Mattstedt nicht zu einer Vitriolöl-Fabrik anwenden ließen, und unterstützt Döbereiner zu seiner Kartoffel-Syrup-Fabrik (4, 7, 8). Die Untersuchung der Schwefelquelle bei Berka beschäftigt ihn in demselben Jahre (7) und neun Jahre später reflectirt er auf dieselbe bei Kenntnißnahme von der Thermal-Wassererzeugung durch comprimirte Luft (19, vergl. auch Goethes Briefe an Döbereiner 40).

Digitized by Google

Die ähnliche Absicht, ein Bad des Landes zu heben, ist auch aus dem letzten Briefe ersichtlich, der die Untersuchung des Ruhlaer Wassers nach einem aus anderweitiger Erfahrung entnommenen Gesichtspunkte veranlaßt (28). Zu Anfang des Jahres 1812 läßt der Fürst Knallsilber unter seinen Augen bereiten und unterrichtet sich genau darüber (6). Ende 1824 ist er auf Knallpulvermischungen und Percussionsversuche aufmerksam (26). Seine Beobachtung befaßt sich mit Luftballonen, Luft-Elektrometern, galvano-elektrischen Apparaten (7, 11, 13), und auch die bessere Einrichtung eines Experiments, oder die Vorsicht dabei, liegt im Wege seiner Wahrnehmung (22, 23). Alles dies, wie auch das Interesse für Pflanzen-Physiologie und Pflanzen-Chemie (24, 25), vermittelt ein concretes Verhältniß zwischen dem seltenen Fürsten und dem verdienten Gelehrten. Goethes Briefe an den Letzteren vermehren noch die Beispiele der Fragen, Aufträge, wie auch Einladungen zum Herüberkommen, die Carl August oft an Döbereiner ergehen ließ. Sie kündigen auch umgekehrt dem Professor die wißbegierigen Besuche des Großherzogs an, z. B. im Frühjahr 1812, um Experimenten über Phosphorescenz anzuwohnen, 1818 um das Uebersteigen des Wasserstoffgases über glühende Kohlen zu sehen. Fortwährend ergeben auch diese Zuschriften von Goethe, die Bereitwilligkeit des Fürsten, dem Professor zum Behuf von Lehr- und Versuchsmitteln, Apparat und Lokal zu Hilfe zu kommen. Mitten unter solchen Eindrücken einer Verbindung von praktischem Gehalt und einer thatsächlichen Collegialität gewinnen dann Carl Augusts gelegentliche Aeußerungen der Anerkennung, des Dankes, der Theilnehmung, erst recht ihren ansprechenden, humangemüthlichen Werth. Und so kann das Ganze in seiner biographischen Bedeutung nicht anders als wohlthuend wirken. Goethes Briefe an denselben ausgezeichneten Gelehrten betreffend (es sind 57 vom November 1810 bis März 1829), versteht sich von selbst, daß sie die Acten eines Theils über sein amtliches Verhältniß zur Universität, andern Theils über seine naturwissenschaftlichen Untersuchungen vermehren. Für die Würdigung der Letztern dient dem Leser gleichfalls die Einleitung des Herausgebers durch eine Uebersicht über den Gang von Goethes Naturstudium. Außer einer anziehenden Lebensbeschreibung Döbereiners, welche die Einleitung abschließt, bringen angehängte Noten die nöthigen Erläuterungen bei*). In den Letztern findet man auch drei Briefe des Kanzlers von Hardenberg und sieben von Goethes Sohne.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Zeitung.

Briefe aus Weimar.

IX.

Weimar, 24. April 1856.

Sonntag den 20. April wurde nach zehnjähriger Pause Adam's „Postillon von Lonjumeau" wieder neu einstudirt in Scene gesetzt. — Man fühlt hier, wie anderwärts, das Bedürfniß, komische Opern aufs Repertoir zu bringen, aber die Erfahrung wiederholt sich, daß dies in unserer Zeit ein schwieriges und undankbares Geschäft geworden ist. — Der „Postillon" wurde vor 20 Jahren geschrieben (1836). Es war die erste Oper, welche Adam in Frankreich berühmt machte und seinen Namen ins Ausland trug. Jetzt kann man den Effekt, den dieses Werk vormals gemacht hat, kaum mehr begreifen. Seitdem Strauß, Lanner und die Hunderte ihrer Nachahmer, die modernen Tanz-Rhythmen in Tausenden von Werken ausbeuteten, hat die Tanzmusik auf der Bühne glücklicherweise ihren Reiz verloren. Seitdem man endlich gelernt hat, in der Oper nicht nur die Musik, sondern auch das Sujet und dessen Behandlung zu beachten, ist man der französischen und italienischen Text-Fabrikation müde geworden und verlangt etwas mehr, als eine, mit möglichster Frivolität gewürzte Anekdote. Der Schablonen-Schnitt von Scribe ist jetzt völlig verbraucht, (die äquivoke Familien-Aehnlichkeit zwischen dem „Maurer", „Brauer" und „Postillon" ist gar nicht zu verkennen), und wenn wir Auber noch jetzt erträglich finden, so wird

*) Zu diesen mag die eine kleine Berichtigung gemacht werden, daß in der Seite 129 angeführten Aeußerung Goethes „Unser Freund Schütze" nicht der Cantor Schütze in Berka, sondern Stephan Schütze, der Humorist in Weimar, ist.

doch seine „Schule“ (zu welcher Adam gehört) uns mehr und mehr unerträglich. — Das Hervorsuchen derartiger Werke aus der charakterlosen Periode der 30er Jahre ist also keineswegs geeignet, dem Verlangen unserer Zeit nach komischen Opern zu genügen. Man lasse ruhen, was seinen Ruhm dahin hat. Will man diesen Genre cultiviren, so suche man immer das Neueste in Scene zu setzen, und zwar womöglich zuerst in Deutschland, dann wird die Neugier und ein aus Paris vorhergegangener ephemerer Ruf, auf die kurze Zeit des Repertoir-Bestandes den Mangel an Gehalt wenigstens theilweise ersetzen können.

Am 23. April gastirte Fräulein Fischer von Tiefensee zum zweiten Male in „Lucrezia Borgia“. Ihre klangvolle und starke Stimme ist nicht geeignet, die Fehler ihres Gesangs, die mangelhafte Tonbildung (Gaumentöne), Tremoliren, unreine Intonation und unverständliche Aussprache vergessen zu machen. Neigung zum Schleppen der Tempi und Willkühr im Vortrag sind auffallend, die dramatische Begabung ist unbedeutend. Dem, an unserer Bühne immer dringender sich kundgebenden Verlangen nach einer dramatischen Sängerin, welche die Parthien der „Rhtemnestra“, „Eglantine“, „Valentine“, „Ortrud“, ꝛc. übernähme, konnte Fräulein Fischer von Tiefensee nicht genügen.

Johanna Wagner wird Montag den 28. hier eintreffen und schon Mittwoch den 30. April ihr Gastspiel mit „Orpheus“ beginnen, dem Sonnabend den 3. Mai „Romeo“ und Dienstag den 6. „Iphigenie“ folgen werden. Es bedarf wohl nicht mehr als dieser Anzeige, um alle Freunde der Kunst auf den hohen Genuß, der sie erwartet, hinzuweisen. — Wir haben sogar Hoffnung, Johanna Wagner nicht nur als dramatische Sängerin auf der Bühne, sondern auch als Liedersängerin im Concertsaal bewundern zu können. Wie wir hören, soll ein Concert von Frl. Martha von Sabinin, einer talentvollen Schülerin von Liszt, projectirt sein, in welchem unter Mitwirkung hiesiger Kräfte u. A. das, hier schon längere Jahre nicht mehr gehörte Septett von Hummel zur Aufführung kommen würde. Man hofft, Johanna Wagner zur Theilnahme zu gewinnen, und hiervon dürfte es abhängen, ob das Concert in nächster Zeit, oder erst später stattfinden würde.

Bei Anwesenheit J. J. K. K. H. H. der Frau Großherzogin-Großfürstin und des Großherzogs, des Großherzoglichen Hofes und vieler eingeladenen Gäste, fand am Abend des 22. April in der Großherzoglichen Schloßkapelle eine Aufführung Geistlicher Gesänge, vom Montag'schen Sing-Verein statt. — Zur Aufführung kamen: „Lamentationen“ und „Responsorien“ von Palestrina; „Altdeutsches Marienlied“ von Prätorius; „Regina Coeli“ von Caldara; „Abraamus“ von Russi; „Alla trinita“ aus dem 14. Jahrhundert; eine Cantate „Christ lag in Todesbanden“ von J. S. Bach; der 22. Psalm und „Mitten wir im Leben sind“ von Mendelssohn, sowie zwei Motetten („Wachet auf, ruft Euch die Stimme“ und der 33. Psalm) von Fasch und Reicha. — Die Gesänge wurden theils a capella, theils mit Orgel und Quartett-Begleitung ausgeführt. Die kirchliche Feier fand Abends von 8 bis 10 Uhr statt.

Zur deutschen Wissenschaft und Literatur.

König Maximilian von Baiern hat sich die große Aufgabe gestellt, für Literatur und Wissenschaft das zu werden, was sein Vater für die bildenden Künste noch immer ist. Er hat aus seiner Cabinetskasse die Summe von jährlich 30 — 40,000 Gulden angewiesen, um solche wissenschaftliche und literarische Unternehmungen oder Leistungen von Bedeutung zu fördern oder zu belohnen, für welche die regelmäßigen Budgets der höheren Bildungsanstalten nicht ausreichen. Diese königliche Freigebigkeit beschränkt sich aber nicht nur auf Baiern allein, sondern sucht ihren segensreichen Einfluß über die gesammte deutsche Wissenschaft und Kunst zu verbreiten. — Nambafte baierische Gelehrte werden durch königliche Mittel in den Stand gesetzt, zu historischen und philologischen Zwecken in den Archiven nicht nur in Baiern, sondern auch im Ausland, ihre Studien zu machen und deren Resultate zu veröffentlichen. Daß Liebig, Carriere, Geibel, Heyse, Bodenstedt u. A. m. durch König Max nach München gezogen und theilweise aus Privatmitteln dort situirt wurden, ist bekannt. — In neuerer Zeit ist noch eine großartige Stiftung von Auszeichnungen und Belohnungen, in Verbindung mit dem königlichen Maximilians-Orden für Wissenschaft und Kunst, begründet worden. König Max hat beschlossen (vorläufig in den nächsten 5 Jahren) Medaillen in Gold, in Verbindung mit Belohnungen von je 200 — 400 Dukaten als Anerkennung der erfolgreichsten Leistungen im Gebiete der deutschen Wissenschaft und Literatur zu verleihen. In jedem Jahre werden 4 Medaillen (für Staatswissenschaft, Geschichte, Philologie und Naturwissenschaft) verliehen, ohne daß eine besondere Preisbewerbung stattfindet. Die erste Vertheilung wird am 28. Nov. dieses Jahres, dem Geburtstag des Königs, stattfinden. — Außerdem hat der König einen Preis von 600 Dukaten (nebst der Maximiliansmedaille) ausgesetzt für ein bairisches Geschichtswerk; ferner einen Preis von 200 Dukaten für eine Tragödie und von 100 Dukaten für ein Original-Lustspiel. — Preisbewerbungen zu den Letzteren sind bis 1. August 1857 einzureichen. — Diese Stiftung ist die großartigste, welche Deutschland für ähnliche Zwecke besitzt.

Bildende Kunst.

Goethes Faust, zweiter Theil erscheint ebenso wie früher der erste Theil, von Engelbert Seibertz illustrirt, gegenwärtig bei Cotta. Die erste Lieferung ist erschienen; in acht Lieferungen (zu 1½ Thaler) soll das ganze vollendet sein. Die Illustrationen werden aus 12 in Stahl gestochenen Hauptblättern, aus 17 großen in den Text gedruckten Holzschnitten und aus einer großen Menge von Vignetten bestehen.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Vierteljahrpreis 10 Sgr.

Digitized by Google

№ 18. 4. Mai 1856.

Der sterbende schleswig-holsteinische Ajax.*)

Von

Ernst Moritz Arndt.

Scene.

(Altona. Nacht. Brasilische Schiffe auf der Elbe flaggend.)

Hauptmann v. S.

tritt ein und spricht:

Da steht der Mordstal in der deutschen Erde
Gefestet, scharfer frischgeschliff'ner Retter,
Für Kampf und Sieg einst fröhlich ausgezogen,
Für Glück und Freiheit, jetzt mein Todtengräber.
Nun thut er mir den letzten Liebesdienst,
Da er für's Vaterland nicht blitzen darf. —
Wie leuchtest Du so freundlich drauf, o Mondschein,
Du nächtlich stiller Träumer! Ach! vergebens.
Dein Licht kann dieses Eisen nicht entfesten.
Vergebens spielst Du, Nachtwind, mir die Locken,
Die jugendblonden, um die heiße Stirne.
Ha! spiele nur! Du hast mit andern Hauch,
Mit andrer Hoffnung einst die Schlachtenfahne,
Mit anderen Gefühlen mir geschwellt.
Ha! spiele nur! Ha! rolle nur die bunten,
Die lügenbunten Wimpel des Brasiliers,
Der Südenschlange, lustig vor mir auf!
Auch das ist hin, auch dieser Trug, Gott Dank!
Es war der wirre Traum von einem Rausch,
Das wüste Hirngegaukel eines Wahns,
Der bessre Geist hat endlich obgesiegt:
Wie mogt' ich unter Knechten Freiheit suchen?
Wer vor dem Dänenkönig Friederich,

*) Eine Zeitung meldete aus Altona einen solchen Ajaxtod.

Digitized by Google

Und ſeinem Volke, vor dem frechen Pöbel
Des Sundesſchlüſſels nicht kniebeugen wollte,
Der ſollte vor dem Mohrenkaiſer Pedro,
Dem Sclavenhändler und dem Sclaventreiber,
Gleich andern ſchwarzen Vieh ſich treiben laſſen.
Und durch die Gaſſen Rio's ſchreien hören:
Wie viel Dukaten gilt der deutſche Kopf?
Wär's etwa beſſre Luſt, als in den Klippen
Bornholms ein Schandeleben durchzubuugern?
Wie? oder in der bunten Züchtlingsjacke
Von Kopenhagens Schmutz ſich anſpei'n laſſen?
Nein! nein! Ich wag' es mit dem deutſchen Gott
Und mit dem alten, dem urdeutſchen Glauben:
Gott lebt noch und ein ſtralend Jenſeits lebt;
Ich wag's auf Dich, Befreier und Vergelter,
Auf Deinen freundlich heitern Gnadenblick,
Mild wie das Mondlicht dieſer Sommernacht.
Du lebſt noch, Gott, und hältſt die alte Wacht,
Und haſt für keinen Freien Bann und Acht.
Ich wag's auf euch, ihr Allerdeutſchеſten,
Ihr meine letzten Tröſter und Begleiter,
Auf euch, Gedanken, kühne Sonnenflieger,
Die über alle Meere, alle Berge
Und aller höchſten Sterne Gipfel fliegen
Empor zu euren rechten ächten Heim —
Auf Euch, Unſterbliche Untödtliche
Unlöſchliche, ihr ſtolzen Gottesкinder.
Was ich durch euch mein nenne, nehm' ich mit,
Den ſtolzen Muth für Wahrheit und für Recht:
Das nehm' ich mit, weſür ich heute ſterbe.
Ihr Unbegreiflichen, ihr Allenthalbuen,
Die kein Tyrann kann bei dem Fittich faſſen,
Ihr fliegt empor mit mir. Wär't ihr vergänglich,
So wollt' ich ſtrax auf ewig mit vergeb'n.
Zum Himmel denn mit mir! Doch auch auf Erden
Bleibt ihr mit jedem Glanze der Erinn'rung.
Zwar liegen eure Flammen jetzt vom Trug
Und Hohn und Schmach verſchüttet und bedeckt,
Mit allem Koth des feigen Spotts beſprützt,
Doch lebt kein Naß, das euer Leben tödtet:
Unlöſchlich ſchläft der Aſchen Feuerkeim,
Und friſcher Wind wird einmal wieder weh'n;
Dann brauſt ihr auf allmächtige Kettenbrecher
Der Freiheit Sprecher und der Schande Rächer.
Dies nehm' ich fröhlich zu den Geiſtern mit.
Mit dieſen drein! Sei tapfer, liebes Herz!
Dünn iſt das bischen Lebensfaden, dünn,
Und kurz das Werk von ſeiner Scheere Schneide.
Der die Unendlichkeit der Fäden hält,
Wird das zerriß'ne Fädchen wieder knüpfen
Mit feſterm Zwirn von ſeiner Allmacht Knäul.
Flimmert denn weg, ihr letzte bunte Schimmer
Der Täuſchung und der Hoffnung! Kein Gewimmer
Um Glück und Jugend! Was die Noth gebeut
Und Ehre, walte über dieſen Streit
Und Stoß, der nie verwachſen wird zu Narben.
Weg letzte Schimmer denn und letzte Farben!
Einfarbig, farblos, komme Du, o Tod,
Du Dunkler, Schwarzer! Bald wird's grün und gelb
Und grau und blau mir um die Augen ſpielen —
So heff' ich auf das Eiſen wohl zu zielen —
Das letzte Farbenſpiel zu langer Nacht.
Ha! Farben! Jetzt erkenn' ich eure Macht
Und wie ihr dieſen letzten Krieg mir macht.

Digitized by Google

Schwarzroth und golden und Schwarzgelb Schwarzweiß,
Und was der Osten bang zu flüstern weiß,
Die Höllenzeichen seines Czereibog,
Des schwarzen Gottes düsterrothes Zeichen,
Vor dessen Winden alle Fahnen streichen.
Doch still, mein deutscher Jammer! schweige, Spott!
Tritt Du, Gebet und Wunsch, mit vor Gott,
Nimm Du, o Vaterland, den Abschiedskuß,
Den letzten Segen und den letzten Gruß.
Fahr wohl, mein Altona! mein sonnig Kiel!
Mein Eckernförde! ach! von Deinen Ehren
Nimmt eine letzte bittre Thräne Abschied;
Auf Hamburg, thurmstolze edle Stadt,
Du gastlich freie deutsche Stadt, fahr wohl!
Ihr schönsten Ostseebuchten, Angelnküsten,
Fahrt wohl, Geliebte, lebt auf ewig wohl!
Fahr wohl, mein Elbstrom, wo des Knaben Spiel
Strandläufern gleich einst lustig auf und ab
Den Springerfüßen Vogelfedern gab!
Fahrt wohl, ihr hehren dunkeln Hertbahaine,
Ihr Holsteins Buchenhaine! Euer Grün
Wird doch als Kranz für Freie wieder blüh'n —
So klatscht weissagend um mich Wodans Rabe —
Er wird's, sei's lange hinter meinem Grabe.
Und ihr, lebendige Hauche der Natur,
Die aus des Weltalls großem Flammenherzen
In Grimm und Wonne mächtig Athem holt,
Ihr Blaser aus dem Norden und dem Osten,
Ihr Thurmbeflügler, heimatliche Winde,
Blast! Blast! auch wenn kein Laut von eurer Macht
Je in mein stilles Bette niederklingt —
Blast! Blast! und weht das künftige Geschlecht,
Der Sachsen, Marsen, Angeln tapfre Söhne,
Stets mit der Heldenväter Tugend durch!
Dies klingt mein letztes Wort aus dieser Welt,
Mein Nächstes sprech' ich euch vom Sternenzelt.
(Fällt in sein Schwerdt.)

Von Neapel nach Sorrent.

Von

A. D.

I.

Es war gegen Ende des Monat August in Neapel. Die Hitze war zu einer fast unerträglichen Höhe gestiegen, Neapel glich einem feurigen Ofen. Der Hauptsitz der Glut war von dem Quai Santa Lucia, wo wir wohnten, bis zum Largo reale*), also auf unserm täglichen Wege. Man war auf demselben einem wahren Kreuzfeuer ausgesetzt, indem die glühenden Strahlen der Sonne von den Steinmassen der Häuser und Palläste und dem Lavapflaster zurückprallten, so daß man in einem von allen Seiten umgebenden Feuerstrom zu wandeln wähnte. Da dachte ich wohl, daß Apollo der Fernhintreffer, der auch zugleich Gott der Sonne ist, als Schütze aus blauer Himmelskuppel seine todspendenden Geschosse: die Sonnenpfeile umhersende.

In den übrigen Theilen der Stadt boten die engen Straßen und hohen Häuser einigen Schutz. Was mir aber hier auffiel, das waren die Myriaden von Schnaken

*) Largo heißt in Neapel der Platz, Largo reale der Platz, wo sich der königliche Pallast befindet.

Digitized by Google

und Fliegen, die in den belebtesten Straßen, unbekümmert um das auf und abwogende Menschengetümmel, über und zwischen demselben ihre Tarantellen aufführten, während wir im Vaterland nur einzelnen Gruppen solcher Lufttänzer auf einem sonnigen Wiesengrund oder Waldpfad begegnen.

Die Hitze äußerte denn auch ihre verderblichen Wirkungen, namentlich auf die Fremden, welche sich ihr auch freilich mehr aussetzen als die Neapolitaner. Unser zu Wohnungen für Fremde eingerichtete Palast auf Santa Lucia, der eine ganze kleine deutsche Colonie beherbergte, war ein wahres Lazareth geworden, Alles war krank, Herren und Damen, darunter eine Gräfin Schwerin, nebst einer jüngern Anverwandten.

Unter diesen Umständen, meinte mein Freund, — ich gebrauche dieses Wort in seinem wahren Sinn — der mit mir während meines ganzen Aufenthalts in Neapel verbunden war, werde er seine Kunststudien im Museo Borbonico auf später aussetzen, damit wir schon jetzt unsern Ausflug nach Sorrent und den Inseln unternehmen könnten. Ich willigte gern ein, und so fuhren wir denn Mittags um zwei Uhr mit der Eisenbahn, der einzigen, die Neapel besitzt, nach Castellamare. Es war eine kurze, aber heiße Fahrt, während welcher wir an der zmunterbrochenen Reihe von Städten vorüber, dicht am Meere dahinflogen, das bei der geringen Erhebung der Eisenbahn seinen strahlenden Spiegel horizontal und blendend neben uns ausdehnte.

Mit Wonnegefühl langten wir am Ziel an und vertauschten, einem Laurentiuspaar, das auf dem Rost gelegen, ähnlich, die glühenden Polster der Eisenbahn mit heiterm, luftigem, von der Meeresluft gefächelten Sitz vor dem Cafehaus zu Castellamare. Ein labender Sorbettrank kühlte das siedende Blut und selige Heiterkeit zog in die Brust ein bei dem Blick auf den blauschimmernden Golf. Als ein Halbkranker hatte ich mich auf der Bank vor dem Cafehaus niedergelassen, als ein Gesunder stand ich nach einer Stunde auf. Der Vetturin harrte, die Pferde schüttelten lustig ihre Schellen und den rothen Federputz, wir schwangen uns in den Wagen und fort rollten wir auf der glänzenden Straße nach Sorrent.

Die Straße von Castellamare nach Sorrent ist berühmt durch ihre Schönheit. Wie eine weiße Ballustrade zieht sie sich im Zickzack am Golf her, in steiler bedeutender Höhe über dem Meer, durch eine Brüstung an der Seite des Abhangs geschützt. Von der Höhe des Wagens herab schweift das Auge über das weite Rundbild des Golfes, während der Rand, auf dem man dahin fährt, fortwährend die schönsten Aussichten der Nähe gewährt. Mit üppiger Vegetation bekränzt fällt der Abhang steil in's Meer herunter, das ihn tiefblau bespült; in raschem Wechsel folgen sich schattige Buchten, sonnbeglänzt ins Meer springende Felsen und Landwarten, welche Villen, Castelle und Städte krönen, aus grünem Kranz von Myrten, Lorbeern, Orangen und Feigen hervorschimmernd: endlich am punto della scudola dehnt sich die lachende Ebene von Sorrent vor uns aus, über deren Orangenmeer der Blick die Golflinie bis zum blauduftigen Cap der Minerva verfolgt, dem gegenüber das Eiland von Capri wie ein Crystallschloß auf dem Azurspiegel des Meeres schimmert.

Es ging schon gegen Abend und Hesperus funkelte über dem Garten von Sorrent, als wir das Städtchen erreichten. Wir fuhren durch eine Triumphpforte ein, zu beiden Seiten der Straße zogen sich Spaliere von Guirlanden hin, an welchen farbige Papierlampen für die bevorstehende Illumination hingen; plaudernd, scherzend und lachend wogte die Bevölkerung auf und ab. Wir mußten langsam im Schritt fahren und sahen uns endlich genöthigt, ganz Halt zu machen, denn ein glänzendes Ungethüm, weiß und roth gemalt, das an Stricken gehalten auf dem Boden hin und her wankte, sperrte uns den Weg.

Schon zehen Tage lang hatten wir in Neapel das hundertjährige Fest der Madonna del Carmina feiern helfen. Jeden Abend war die Kirche mit dem hohen, grün und goldgemalten Thurm (er erinnert mich immer an den Weimarer Schloßthurm) und das von da beginnende alte Neapel mit dem Mercato vorn illuminirt, dem Mercato,

Digitized by Google

auf dem Conradin enthauptet wurde, der in der nahen Kirche der Madonna del Carmina bestattet liegt, dem Mercato, von dem die Empörung Masaniellos ausging, dessen Haus noch da gezeigt wird. Alle Städte am Golf feiern aber das Fest ebenfalls und es dauert vierzehn Tage, daher kam also der festliche Schmuck, in dem uns Sorrent empfing. Der colossale Wegelagerer, der unsre Fahrt unterbrach, gehörte auch zu dem Fest, denn er war nichts Anderes als ein Luftballon, der heut Abend ebenfalls zu Ehren der Madonna steigen sollte.

Wir überließen unsern Vetturin, eine Durchfahrt durch die Menschenmenge zu finden, stiegen aus und gingen nach dem berühmten Haus der Rosa Magra, wo wir logiren wollten. Das Haus der Rosa Magra wird schon seit Jahren fast ausschließlich von den blonden Musensöhnen jenseits der Alpen besucht und sie haben da eine gute Wahl getroffen. Man fühlt sich heimisch in dem netten, reinlichen Haus mit den Blumenstöcken in den Gängen und Loggienfenstern, bei den gemüthlichen Leuten, der Wittwe Rosa Magra und ihrem Familienkreis von Söhnen und Töchtern, Schwiegersöhnen und Schwiegertöchtern und Enkeln. Aber die funesta dote della bellezza, „die verhängnißvolle Mitgift der Schönheit" die, wie der Dichter singt, Italia ward, blieb dem männlichen wie weiblichen Theil der Familie versagt.

A. Stahr wohnte auch bei der Rosa Magra und erzählt eine romantische Liebesgeschichte, die sich während seines Aufenthalts zutrug und die älteste Tochter der Rosa Magra und einen Apothekerjüngling zu Helden hatte, der hernach seine Schwüre vergaß und seine Liebe einer hübschen, coquetten Cameriera einer vornehmen Herrschaft, die auf Besuch nach Sorrent kam, zuwandte. Wir wagten einige schüchterne Anspielungen, die aber sogleich verstanden und mit allgemeiner Heiterkeit von den Töchtern des Hauses aufgenommen wurden: „Ach, haben Sie auch die Geschichte gehört, nach der werden wir jetzt stets gefragt, was macht der Signor Adolfo? (Stahr) Geht es ihm gut?" Die jüngste Tochter zeigte dann lachend auf die Heldin der Liebesgeschichte, die älteste Tochter, die einen Säugling auf den Armen trug und herzlich mit in das Gelächter der Schwester einstimmte. Stahr scheint übrigens die Geschichte poetisch ausgeschmückt zu haben. Als ich die junge Frau am andern Tag fragte, wie es denn zugegangen, daß sie ihren jetzigen Mann genommen, da schlug mir das gutmüthige Naturkind lachend auf die Schultern und sagte: „Ach das sind so Geschichten, ich habe einen, zwei, drei, vier gehabt, bis es Ernst geworden ist und ich meinen jetzigen Mann genommen habe."

Wir trafen in dem Haus der Rosa Magra noch zwei Landsleute, zwei junge Maler, die schon längere Zeit da wohnten. Der eine war ein Sohn von Thiersch in München, der andere ein Frankfurter Landsmann, Namens Coreill. Nachdem uns unsere Zimmer angewiesen und unsere Sachen daselbst untergebracht worden waren, begaben wir uns sammt der Familie der Rosa Magra an die Fenster, um dem Fest zuzusehen, mit Ausnahme des jungen Thiersch, der das Fieber hatte und von einem Anfall desselben geschüttelt sich auf das Bett legen mußte. Die bekränzte Straße, durch die farbigen Lampen illuminirt, die auf und abwogende Menschenmenge, worunter viel bunte helle Trachten, bot einen reizenden Anblick. Endlich stieg auch der Ballon seiner Bande entledigt dicht vor unsern Fenstern in die Höhe, lange Zeit das Ziel aller Blicke, bis er in der Höhe des klaren Nachtäthers zum feurigen Punkte wurde, der endlich völlig verschwand.

Wir begaben uns hernach auf die Straße, wandelten unter dem Menschengewühl auf und ab, traten manchmal in eines der überfüllten Cafehäuser ein und kehrten erst nach Hause zurück, als die letzten Lampen des Festes verglimmt waren.

Wie erquickend war die Ruhe in dem stillen Zimmer. Lange noch saß ich am offenen Fenster und sog die erfrischende Nachtluft und den aus dem Garten Sorrents wehenden Orangenduft ein, während über den Baumwipfeln des in Terrassen nach dem Meer abfallenden Abhangs der Golf silbern erglänzte.

Digitized by Google

Am andern Morgen wurden wir zum Frühstück auf das platte Dach des Hauses gerufen. Als ich dasselbe betrat, stand ich wie betäubt von der unermeßlichen Schönheit des Morgenbildes des Golfes. Das ganze Meer blühte förmlich im tiefsten, reinsten Blau, hie und da blinkte ein weißes Segel auf ihm. Rechts dehnte sich in klarster Beleuchtung röthlich schimmernd der prächtige Bogen der Küste mit seinem ununterbrochenen weißen Städtekranz bis zu dem herüberleuchtenden Häusermeere von Neapel, während der Bogen des Gestades zur Linken wie ein sonnbestrahlter Felsengarten vor uns da lag. Auf einem Cap stand eine Pinie, deren mächtiger Fächer wie ein grüner Baldachin in der blauen Sonnenluft schwamm, neben demselben, ihn beinahe streifend, blaute die scharfe Kante von Kapri, das in purpurnem Glanz herüberstrahlte.

Eine paradiesische Ruhe, eine sonntägliche Feier lag über dem schimmernden Golfe verbreitet. Ich fühlte mich in diesem Augenblick der Erde entrückt, ja ich glaubte Eden zu schauen.

Ich glaubte, weiße Cherubim müßten sich von der glänzenden Tempelwarte dieser Küste emporschwingen, ein allgemeines Hosiannah müsse sich aus diesem weißen Städtekranz wie aus einem leuchtenden Tempelrund erheben.

Ich mußte weinen.

Wäre es nicht süß so zu sterben, Eden vor Augen, von Himmelsluft umweht?

Aus Weimars Vergangenheit.

Zur Literatur von Schillers Jugendjahren.

Zunächst wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit auf neuere Beiträge zu Schillers Lebensbeschreibung, weil, was die Sichtung und Mehrung des Urkundlichen betrifft, in dem ganzen Kreise unserer Berichterstattung wohl als das Erheblichste zuerst Schillers Jugendjahre von Ed. Boas (herausgeg. von W. v. Maltzahn. Hannover. Rümpler. 1856. 2 Bde. 8°. 1. Bd. S. 266. 2. Bd. S. 297) genannt werden müssen. Des Verfassers durch eine Reihe von Jahren verfolgten Vorsatz, das ganze Leben Schillers mit kritischer Sorgfalt darzustellen, hat sein frühzeitiges Hinscheiden durchschnitten. Die vorliegenden zwei Bände führen nur bis zum Antritte von Schillers Flucht aus Stuttgart. So aber sind sie völlig ausgearbeitet von Boas hinterlassen. Der Herausgeber hat sie blos zum Druck gebracht und, wie er sagt, einige bibliographische Anmerkungen beigefügt. Einer Redaktion war das druckreife Manuskript nicht bedürftig; was insofern zu erinnern ist, als die Bezeichnung des Werkes im Vorwort als „Denkmal, das die Freundschaft errichtet," auf eine Ausgestaltung der Aufzeichnungen durch Freundeshand mißverständlich gedeutet werden könnte. Des Verf. Verdienst ist der vollen Anerkennung werth. Denn nachdem wir schon eine ganze Reihe von Biographien Schillers besaßen, konnte man kaum erwarten, eine geschichtliche Bearbeitung nur seines Jugendlebens so wenig überflüssig, so reich an Berichtigungen und an neuem Material zu finden. Die Schrift ist vorzugsweise ein Quellenbuch und will als solches gelesen und angewendet sein. Hier kann nur kurz angedeutet werden, was sie auszeichnet. Die sorgfältige Kritik, welche selbst dem Geburtstage Schillers das früher allgemein angenommene Datum mit guten Gründen gegen das aus dem Kirchenbuche hervorgezogene zurückgibt (S. 46 f.), hat zuvörderst das ganze Kindheitsleben Schillers endlich von einer Anzahl Fabelanekdoten gereinigt, die sich bis-

Digitized by Google

her in fast allen Biographien des Dichters und gerade die belobtesten hinein erstreckt und die Stützpunkte von allerhand psychologischen Anwendungen und Herleitungen gebildet haben. Der Vater dieser Lügen war Oemler, der Verfasser von „Schiller. Stendal. 1805" und „Schiller der Jüngling. Stendal. 1806". Obgleich seine frechen Erdichtungen sogleich Widerspruch und Widerlegungen hervorgerufen hatten, haben doch Hofmeister, Schwab u. A. zwischen seinen groben Unwahrheiten andere, minder auffällige als historische Data herausgezogen und bewahrt, von welchen Boas überzeugend nachweist, daß sie eben so willkührlich fabrizirt sind. Beispielsweise sei nur das oft wieder abgedruckte Gedicht erwähnt, womit Schillers Mutter ihren Gatten 1757 überrascht haben soll; was man dann zum Beweise der mutterseitlichen Herkunft von Schillers Talent gebraucht hat. Es wird nur der Muse Oemlers verdankt. Beiläufig kann auch auf die zwei Briefe von Schillers Mutter im Weimarischen Jahrbuch für d. Spr. Bd. 3 Heft 2 S. 461 f. verwiesen werden, die genügend einsehen lassen, daß die vortrefflichen Eigenschaften dieser Frau auf reelleren Gebieten lagen, als dem der Stylistik, geschweige der Verskunst. Ferner beseitigt aber Boas eben so entscheidend eine Anzahl sanctionirter Anekdoten aus den Tagen Schillers in der Militärakademie, das ihm angedichtete Tyrannenlied, einen fingirten Brief nach Mannheim u. A. Auf eine kurze Charakteristik der namhaftesten Biographien läßt er eine Uebersicht folgen, welche die authentischen Zeugen über Schillers Jugendleben aufführt und nach den Erstreckungen und Graden ihrer Zuverläßigkeit bezeichnet. Außer dem, was diese geben, hat B. einzelne Schriftstücke der Schillerschen Familie und unmittelbare Mittheilungen der Familientradition, dann auch die Akten der Militärakademie im geheimen Archiv zu Stuttgart seinen Ermittelungen zu Grunde gelegt. Er giebt eine um so viel bestimmtere Beschreibung von der Einrichtung der Militärakademie und dem Verhältnisse des Herzogs zu ihr. Diesen schildert er vornehmlich von jener günstigern Seite, in welcher ihn die einstigen Zöglinge der Anstalt in ihren späteren Jahren gern darstellten. Dies thaten sie indessen (was in Anschlag zu bringen ist) aus dem Bewußtsein, daß das entgegengesetzte Gedächtniß der allerdings nicht geringen Aergernisse im Leben und Charakter dieses Herzogs zahlreiche und affektvolle Vertreter hatte. Durch Boas erhalten wir auch zum erstenmale eine richtige Auskunft über die von Schiller im Jahre 1781 herausgegebene Wochenschrift, die auf sein Nachfragen in der Stuttgarter Bibliothek gefunden wurde. Petersen, obgleich Schillers Jugendfreund, wie auch Bibliothekar an eben dieser Bibliothek hat über Titel, Inhalt und Schicksale dieser Wochenschrift Irriges berichtet. Ein anderes Interessantes ist die Zusammenfassung der Spuren von Schillers Tragödienversuch „Julian von Medici", der den Räubern voranging.

Zur Geschichte der „Räuber" liest man gerne die Erzählung aus dem Schwäbischen Magazin ganz mitgetheilt, die zum Stoffplane des Stücks den Anlaß hergegeben hat, (was Hoffmeister mit Unrecht leugnete), Bearbeitung und Umarbeitung richtiger abgegrenzt (I, S. 242 f. II S. 21 m. Anmerk.), die erste, gleich darauf gemäßigte Vorrede, unverkürzt gegeben, die ersten, rasch einander gefolgten Ausgaben genau nach ihren Unterschieden bezeichnet (II, 94) die Rezensionen der ersten Erscheinung im Druck aus. Nicolais A. D. Bibliothek (von Knigge) und aus der Erfurter gelehrten Zeitung aufgenommen, die Anknüpfung mit der Mannheimer Bühne, die Momente der durch Dalberg veranlaßten Umarbeitung, die neu gearbeiteten Scenen, die Abweichungen des Theatermanuskriptes in diesen*), die von Dalberg fabrizirte Sterbescene der Amalie und sein Anhängsel an den Schluß, das Protocoll des Theaterausschusses gegen Dalbergs Zeit- und Kostüm-Aenderung, und die wegen dieser gemachten Einschiebsel von Dalberg in's Theatermanuskript. Nun, nächst dem Theaterzettel und des Verfassers Avertissement an das Publikum, die Aktenstücke über die Aufführung: Schillers Anzeige im W. Reperto-

*) Hier ist, II. S. 31 Z. 3 von oben, ein sinnstörender Druckfehler stehen geblieben: Er, statt: Sie.

Digitized by Google

rium, das Referat der Berliner Literatur- und Theater-Zeitung, des Mannheimer Pot pourri, des Pfälzischen Museums, die Selbstkritik Schillers, auch im Repertorium, und wie darauf das Pfälzische Museum sich seiner gegen ihn selbst annahm und ein Frankfurter Kritiker sich komisch verhaspelte. Ferner die Berichte über die nächsten Aufführungen in Hamburg und Leipzig, später und von Plümicke zugestutzt in Berlin, von Thomas mit einem glücklichen Ausgang beschenkt in Stralsund, die Wirkungen und Nachbildungen in und außer Deutschland. Eben so vollständig findet man im Folgenden (II, 260) die Urkunden des bösen Handels, den Spiegelbergs Injurie gegen Graubünden hervorrief: Wredows Aufsatz in den Hamburger Adreß-Comtoir-Nachrichten, Amsteins heftige Apologie für Bünden, die der niederträchtige Garteninspektor Walter dem Herzog Carl vor Augen brachte, den Bericht hierüber im Bündner Sammler, mit Armbrusters Berichtigungen aus Originalpapieren, Walters Ansinnen an den Staat Bünden und dessen Congressualversammlungsprotokoll.

Vorhergeht, gemäß der Zeitordnung, eine ausführliche Abhandlung über Schillers damalige lyrische Produktionen (II, S. 98—225), die Vorläufer der Anthologie: Venuswagen und Entzückung an Laura, (dabei über die Verfehdung mit Stäudlin) und die Anthologie selbst. Einiges über die muthmaßlichen Mitarbeiter derselben; der einzig sicher bezeugte ist Hoven. Vor dem Wiederabdruck (1798) sagt der Verleger Metzler: „Vorzüglich die mit **M. V. Wd.** und **V.** bezeichneten Gedichte sind von Schiller." Hierauf stützt sich Boas bei Gruppirung der Schillerschen Gedichte der Anthologie. Er giebt daher gleich zu Anfang „Die Journalisten und Minos" mit Hoffmeister gegen Schauroths Zeugniß dem **V.** Schiller, mit einigem, aber nicht hinreichendem Grund. Dann beleuchtet er die ursprünglichen Fassungen der Laura-Oden (Im Anfang des letzten Verses von „Meine Blumen" wird wohl Hoffmeisters stillschweigende Aenderung des Druckfehlers „Dom" in „Dorn" Recht behalten). Diese und die übrigen von gleicher Chiffer bieten allerdings keinen Zweifel über den Autor. Die zwei hingegen, die außer dem „Graf Eberhard" mit **Wd.** unterzeichnet sind, haben im Tone gar nichts von Schillers Art. Gesichert sind die mit **M.** Die Chiffer **O.**, von Metzler unerwähnt, steht unter Schillers „Kastraten und Männer"; allein die acht übrigen gleich bezeichneten, ist man keineswegs berechtigt, Schillern beizulegen, auch das letzte (Grabschrift des Physiognomen) nicht, das einzige von diesen, welches Hoffmeister, aber mit ungenügendem Argument aufgenommen hat. An allen vier mit **V.** kann ich eben so wenig eine Spur von Schiller finden. Auf jenes späte Zeugniß von Metzler, wovon Niemand zu sagen vermag, daß es mehr als bloße Muthmaßung zur Grundlage habe, ist vom Verfasser wohl zu viel Gewicht gelegt worden. Für das Epigramm mit **A.** ist keine und von den drei mit **Nr.** nur für „Das Glück und die Weisheit" Sicherheit vorhanden, ebenso von den drei mit **vR.** nur für die „Bataille". Ich bin der Meinung, daß Hoffmeister und Boas den jungen Schiller mit etlichen Gedichten beschenkt haben, welche weit mehr Haugs Manier an sich tragen. Dahin rechne ich auch die mit **C.** und mit **T.** die der Verfasser ebenfalls für Schiller in Anspruch nehmen wollte. Uebrigens giebt er Beachtenswerthes theils zur Erläuterung einzelner Bezüge der Gedichte, theils zur Ermittelung der Mitarbeiter. Weiterhin stellt er Schillers Beiträge zum Würtembergischen Repertorium zusammen, deren, wie er zuerst erkannt hat, mehr waren, als man bemerkt hatte. Es ist außerdem noch so manches vom besondern Biographischen völliger mitgetheilt oder richtiger gestellt und aufgefaßt, daß dem Buche sein bleibender Werth gesichert ist, wenn man auch die Fortsetzung durch denselben treufleißigen Geist um so schmerzlicher vermißt.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Vierteljahrpreis 10 Sgr.

Digitized by Google

№ 19. 11. Mai 1856.

Lied

von

Emanuel Geibel.

O wie floß mir beglückt der Tag,
Als ausraſtend ich weilend
Unter deinen Cypreſſen lag
Naxos, blühendes Eiland!

Ach, noch hatte des Lebens Joch
Wund mich nimmer gerieben,
War im Hoffen ein Knabe noch
Und ein Jüngling im Lieben.

Eins nur kannt' ich als hohe Pflicht,
All mein Sinnen und Denken
Fromm mit jeglichem Morgenlicht
In das Schöne zu ſenken.

Und ſo träumt' ich zur Meeresbucht
Täglich nieder vom Riffe;
Droben glühte die goldne Frucht,
Drunten zogen die Schiffe.

Fern um ſinkende Tempel lag's
Wie vorweltlicher Schauer,
Doch der Zauber des heutgen Tags
Dämpfte jegliche Trauer.

Und im ſinnenden Müſſiggang
Zwiſchen Wogen und Winden
Reifte leiſe zum Frühgeſang
Mein aufblühend Empfinden.

Digitized by Google

Worin hat der Materialismus Recht?*)

Der in unserer Zeit so vielfach wieder auftauchende und von nicht zu verachtenden Talenten, wie Moleschott und Vogt, vertheidigte Materialismus hat eine Menge von Gegenschriften hervorgerufen, unter denen die obengenannte zu den bedeutendsten gehört.

„Köhlerglaube und Wissenschaft" heißt die Streitschrift Carl Vogts gegen Rudolph Wagner, auf welche sie sich zunächst bezieht. Vogt schreibt sich selbst darin ausschließlich den Standpunct der Wissenschaft, seinem Gegner den des Köhlerglaubens zu. Wie kommt aber der zum Köhlerglauben? Das ging so zu. Der berühmte Physiolog Rudolph Wagner in Göttingen veröffentlichte vor einigen Jahren in der Beilage zur Augsburger Allg. Zeitung physiologische Briefe, in denen er unter andern den Physiologen Carl Vogt angriff wegen seiner in verschiedenen Schriften gethaner Aeußerungen über die Seele als einer bloßen Gehirnfunction. Da Vogt hierauf die Antwort nicht schuldig blieb, so versuchte Wagner zur stärkeren Bekämpfung dieser verderblichen Richtung einen gewagteren Schritt. Er nahm bei der im Herbst 1834 in Göttingen abgehaltenen Naturforscherversammlung den Materialismus zum Thema einer öffentlichen Rede, in welcher er die anwesenden Naturforscher aufforderte, ein Zeugniß ihrer Wissenschaft in Betreff des Materialismus abzulegen durch Beantwortung der Frage: wie die Physiologie sich nach ihren bisherigen Resultaten stelle zu der Annahme einer besonderen, von dem Körper wesentlich unterschiedenen Seelensubstanz? Dieses Verfahren Wagners wurde fast allgemein getadelt, und war auch wohl nicht das richtige, entbehrte jedoch nicht eines stark anreizenden Grundes. Denn in Vogts Schriften wird der Materialismus keineswegs vorgetragen als eine specielle Hypothese des Urhebers mit derjenigen Bescheidenheit, welche der Vortrag einer solchen fordert. Sondern ungestüm und mit Heftigkeit wird dieselbe als ein thatsächliches Ergebniß und gar nicht mehr zu vermeidendes Endresultat des ganzen gegenwärtigen Zustandes der physiologischen Wissenschaft hingestellt, welchem denkende Köpfe nicht mehr entfliehen könnten, und welchen nur noch die Inconsequenz, Unfähigkeit und Halbheit zu umgehen trachte. So fehlte allerdings eine recht starke Aufforderung der anders gesinnten Vertreter der physiologischen Wissenschaft nicht, gegen Vogts unbefugte Anmaßungen im Namen der mißbrauchten Wissenschaft Protest einzulegen. Indessen trat es bei dieser Gelegenheit klar an den Tag, daß die materialistische Ansicht unter den gegenwärtigen Physiologen wirklich eine weit größere Verbreitung hat, als viele bisher geglaubt hatten, und daß daher Vogts Anmaßung in dieser Hinsicht in einem viel milderen Lichte erscheinen mußte, als sie bisher Vielen erschienen war. Als der beabsichtigte feierliche Protest gegen Vogt im Namen der Wissenschaft mißlungen war, suchte Wagner wenigstens für seine Person den Gegensatz so scharf und unversöhnlich als möglich zu formuliren. Er gab seinen gegen den Materialismus gehaltenen Vortrag heraus unter dem Titel: „Menschenschöpfung und Seelensubstanz", und vervollständigte ihn durch eine zweite kleine Schrift „Ueber Glauben und Wissen mit besonderer Beziehung zur Zukunft der Seelen", worin er die Ansicht vertheidigte, daß die Existenz einer Seele zwar nicht wissenschaftlich erweislich sei, wohl aber durch einen religiösen Glaubensact angenommen werden müsse, daß aber eben deßhalb auch alles Philosophiren über das Wesen der Seele überflüssig, vergeblich und irreführend sei und zuletzt, was den reinen Glauben betrifft, der einfache Köhlerglaube vor allen übrigen Glaubensarten den Vorzug verdiene. Das unglückliche Wort war einmal ausgesprochen und ließ sich nicht wohl wieder zurücknehmen. Daher wurde nun die eigenthümliche Stellung dieser Streitfrage die, daß Wagner Vogten im Grunde seine ganze Behauptung, nämlich daß eine Seele für den Physiologen auf dem Felde seiner Wissenschaft nicht existire, völlig zugab, und

*) Mit Beziehung auf: Leib und Seele. Zur Aufklärung über „Köhlerglauben und Wissenschaft". Von Julius Schaller. Zweite unveränderte Auflage. Weimar. Hermann Böhlau. 1856.

Digitized by Google

nur aus bloßer Rücksicht auf die Theologie eine Seele verlangte, womit denn natürlich die meisten seiner eigenen Partei wiederum nicht zufrieden waren, vielmehr das durch die Physiologie der öffentlichen Meinung gegebene Aergerniß dadurch nur noch vergrößert fanden, daß nun beide Gegner in dem Einen Puncte, daß es, physiologisch genommen, keine Seele gebe, sich ganz übereinstimmig zeigten.

Dies ist die Lage der Sache. Wir knüpfen daran die Frage: Was ist denn so Bedeutendes an diesem Materialismus? Und vor Allem: Verdient derselbe, daß man ihn so ernsthafter und mühsamer Discussionen würdigt, als Schaller in obengenannter Schrift gethan hat?

Freilich, wenn sich strenge und auf empirischem Wege beweisen ließe, was der Materialismus zu beweisen sich Mühe giebt, daß die Seele ein bloßer Name sei, daß von jenseitigen Dingen fortan nicht anders mehr, als nur noch des Anstands wegen und aus Schonung der Schwachen die Rede sein könne, dann wäre dieses wohl eine brennende Frage, deren Erörterung Alles electrisch mit sich fortreißen müßte, was auch sonst an den Untersuchungen der strengen Wissenschaft wenig gewohnt ist, Antheil zu nehmen. Aber so steht die Sache nicht. Der Materialismus ist auf dem Felde der Naturwissenschaft eine höchst gewagte Hypothese, welche wohl durch ihre Kühnheit blenden, fortreißen und berücken kann, welcher aber ganz die Strenge der Methode, die Nothwendigkeit der Zusammenhänge abgeht, durch welche sich feste und nachhaltige Ueberzeugungen begründen.

Weil es der Wissenschaft bisher nicht gelungen ist, in anderen Fächern, als in dem der Physik und Chemie, Naturgesetze aufzustellen und durchzuführen, welche im strengsten Sinne des Worts diesen Namen verdienen, deshalb soll überall, wo es überhaupt Gesetze giebt, nur allein aus den Gesetzen der Chemie und Physik Alles erklärbar sein. Auf diesen Gedankengang stützt sich der Materialismus. Nur derjenige, welcher von anderswoher bestimmte Wünsche und Neigungen für diese Denkungsart mitbringt, wird sich dem Boden einer so schlüpfrigen Beweisführung anvertrauen. Wessen Wünsche, Neigungen und Gewohnheiten aber mehr nach einer spirituellen Richtung gehen, wird durch Beweise, wie die des Materialismus, welche es von vorn herein gar nicht aufs strenge Ueberzeugen, sondern immer nur aufs blinde Ueberreden anlegen, sich wenig betroffen oder auch nur berührt finden. Und wer noch gar dazu sich vertraut gemacht hat, mit den Methoden unserer neueren entweder speculativen oder psychologischen Schulen, und bei ihnen die Einsicht gewonnen hat, daß es außer den Gesetzen der Physik und Chemie noch andere Naturgesetze giebt, welche in einem eben so vollgültigen Wortsinne, als jene, diesen Namen verdienen, gleichwohl von Grund aus entgegengesetzter Art sind, dem kann das ganze Verfahren des Materialismus nur wie ein einziger großer wissenschaftlicher Schnitzer erscheinen.

Der Materialismus hat deshalb durchaus keine Mittel zu verhüten, daß nicht in dieser wichtigen Frage der Menschheit die Ueberzeugungen nach wie vor den Gang nehmen, welcher ihnen vom moralischen Bedürfniß und dem religiösen Gewissen eines Jeden vorgeschrieben wird. Der Materialismus besitzt nichts von der Gewalt astronomischer Wahrheiten, welche bereits verschiedene male mit religiösen Ueberzeugungen in Kampf geriethen, und jedesmal siegreich aus demselben hervorgingen. Denn nur die Kraft der Ueberredung, nicht die der Evidenz, steht ihm zu Gebot. Seine Mittel sind von weit geringfügiger, seine Ansprüche von weit zweifelhafterer, seine Verdienste von weit bescheidenerer Art.

Man wundere sich nur nicht, daß wir bei solcher Sachlage noch überhaupt von irgend einem Verdienst des Materialismus um die Wissenschaft reden. Man kann aber eine im Ganzen unhaltbare Lebensansicht vertheidigen, und dabei doch in gewissen bedeutenden Punkten auffallend richtig sehen, und zwar gerade durch und wegen dieser Vertheidigung, ähnlich wie einst Böttger, indem er den chimärischen Plan des Goldmachens verfolgte, dabei das wirkliche Porcellan erfand. Dieses anzuerkennen, und da-

Digitized by Google

nach den Werth und Unwerth, das Haltbare und Unhaltbare in der naturalistischen Weltansicht gegen einander abzuwägen, ist eben das vorzügliche Verdienst an der obengenannten Schrift, an welche wir diese Betrachtungen knüpfen.

Es ist nämlich ein einziger Punkt, dieser aber von sehr hoher Bedeutung, in welchem Schaller, obwohl sonst Bekämpfer des Materialismus, sich nicht scheut, freimüthig auf seine Seite zu treten. Schaller erkennt, daß in Betreff dieses Einen Punktes die im Leben am weitesten verbreitete Ansicht vom Verhältnisse zwischen Leib und Seele den Angriffen jenes nicht gewachsen ist, daß daher ein hartnäckiges Beharren auf ihr seine Kräfte nicht schwächen, sondern nur stärken kann; daß aber nichts im Wege steht, indem man dem Materialismus in dem Punkte, worin er Recht hat, auch Recht giebt, ihn dadurch entweder selbst zum freiwilligen Verlassen seiner genommenen Position zu bewegen, oder doch dieselbe, sofern er dann noch weiter darauf beharrt, zu einem verlorenen Posten herab zu setzen.

Es wird hier genügen, in einfacher Weise diesen Punkt näher anzudeuten, um die, welche sich hierfür näher interessiren, selbst zur Lesung der gründlichen und methodischen Schrift einzuladen, deren beweisende Kraft in dem geschlossenen Zusammenhange ihrer streng in einander greifenden Deductionen nach speculativer Methode besteht.

Die am weitesten verbreitete Ansicht, in deren Bekämpfung der Materialismus seine eigentliche Stärke entfaltet, macht zwischen dem Leben der Seele in Denken, Fühlen und Wollen einerseits und dem Leben des Leibes in Essen, Trinken, Athmen, Blutumlauf u. s. w. andererseits einen Strich, und rechnet alles, was jenseits der Linie befindlich ist, zu jenem, was diesseits, zu diesem. Der Materialismus nicht minder, als der speculative Standpunkt, läugnen eine solche willkürlich angenommene Scheidewand. Wenn z. B. die Augen des Thieres nach einer erreichbaren Speise spähen, die Fangarme oder Klauen dieselbe ergreifen, die Zähne dieselbe zerkauen, der Schlund dieselbe verschlingt und durch die Speiseröhre hinab gleiten läßt, der Magen dieselbe verdaut, der Darm dieselbe an den Mündungen der Saugeadern vorüberführt, und die letzteren aus ihren tauglichen Bestandtheilen den Chilus bereiten, welcher sich mit dem Blute vermischt, so betrachtet die Speculation alle diese Vorgänge nur als verschiedengestaltete Functionen eines und desselben seelenhaften Grundprincips. Oder wenn der Anblick eines Feindes das Thier mit Angst erfüllt, seine Herzschläge stocken, seine Glieder zittern und den Dienst versagen, so sind der speculativen Methode diese Vorgänge ebenfalls lauter Wirkungsweisen einer wirklichen Seele, deren Thätigkeiten bald auf bewußte, bald auf unbewußte, bald auf einfache, bald auf zusammengesetzte Art sich vollziehen, je nachdem sie an verschiedene Theile des Nervenapparats gekettet sind, und sich in Beziehung zu diesen in Zuständen strengerer Gebundenheit oder freierer Entbundenheit befinden. Ja diese Methode geht noch weiter. Sie zieht auch selbst die physikalischen und chemischen Kräfte mit in den Kreis der Wirkungen dieser allgemeinen Grundkraft, aus welcher alles Leben stammt, als einseitige und untergeordnete Bethätigungen desselben Princips, welches sich eine Stufe höher zum Empfinden und Begehren, und noch wieder eine Stufe höher zum Denken und freien Wollen steigert, oder, genauer geredet, sich in's Denken und freie Wollen als ihren ihr an sich zukommenden Urzustand zurückverwandelt.

Die Anhänger der materialistischen Weltansicht pflegen die Sache gern so darzustellen, als ob es einen geringen Unterschied mache, ob man die Seelenprocesse sämmtlich aus physikalischen und chemischen Agentien (aus einem Stoffwechsel) erkläre, oder ob man dieselben aus einer Grundkraft des Universums ableite, von deren Thätigkeit auch der Stoffwechsel nur eine untergeordnete Erscheinung auf niederer Stufe ist. Denn es ist — sagen sie — bei der speculativen Ansicht, wie bei der materialistischen, immer doch nur ein und dasselbe Wesen, welches im Stoffwechsel kreiset, in den physikalischen Processen donnert und blitzt, in den chemischen Vorgängen fließt und verdunstet, in den physiologischen verdaut und athmet, in den psychischen denkt und will. Ob ich nun

Digitized by Google

dieses allgemeine Naturwesen mit dem physikalischen Namen eines Stoffwechsels oder mit dem abstracten eines absoluten Processes bezeichne, darauf — so sagen jene — kommt wenig an, indem die wesentliche Aehnlichkeit oder Identität der Processe anerkannt bleibt, hier wie dort. Die so sprechen, treiben aber nichts als Sophisterei, indem dabei gerade der Eine Hauptpunkt versteckt wird, auf welchen hier Alles ankommt.

Dieser Punkt ist die Einheit des Seelenwesens, welche bei der speculativen Ansicht eben so sehr gerettet bleibt, als sie bei der materialistischen unrettbar zu Grunde geht. Der Grund ist, weil die materialistische Ansicht immer das Höhere aus dem Niederen ableitet, die speculative aber immer das Niedere aus dem Höheren. Wer immer das Höhere aus dem Niederen erklärt, dem muß als letzte Ursache aller Dinge zuletzt das Niedrigste erscheinen. Dieses ist die im Universum zerstreute Vielheit von Körperchen oder Atomen begabt mit Kräften zur gegenseitigen Anziehung und Abstoßung. Diese formlose Wüste, dieses Chaos ist dem Materialisten die eigentliche Wahrheit in allen Dingen, ein wildes Außereinander, welches allen organischen Einheiten, die sich aus ihm erst vermöge gewisser Attractionskräfte entwickeln, vorausgeht. Umgekehrt muß dem, welcher immer das Niedere aus dem Höheren erklärt, als letzte Ursache aller Dinge zuletzt das Höchste erscheinen. Dieses ist die Eine und volle Grundkraft alles Lebens, welche uns zwar an sich selbst unfaßbar ist, aber annäherungsweise mit dem Namen derjenigen Erscheinung bezeichnet werden muß, welche unter den Phänomenen der Erfahrung die höchste ist, nämlich die selbstbewußte und wache Thätigkeit, welche wir in uns selbst bei Gelegenheit der Erscheinungen des Bewußtseins, der Denkfunctionen, so wie der freien Ueberlegung und des freien Wollens erfahren. Diese wache Denkthätigkeit, welche dem Materialismus zufolge vom Urquell der Dinge am weitesten entfernt ist als die allerletzte und künstlichste seiner Wirkungen, ist der speculativen Ansicht zufolge dem Urquell von allen seinen Ausflüssen die nächste, Ich von seinem Ich, Bewußtsein von seinem Bewußtsein, Wahrheit aus seiner Wahrheitsmacht, Ueberzeugung aus seiner Ueberzeugungsfülle, abgeleitete Willenskraft aus seinem Urwillen. Daher kann die fortwährende Verbindung des abgeleiteten Ich mit seinem Ur-Ich auch nur als die engste, seine Rückkehr zu ihm als die leichteste, kürzeste und unmittelbarste vorgestellt werden, ganz im Gegensatz zur Rückkehr der Materie in den Urgeist, welche ebenfalls in Aussicht stehen mag, aber wegen der ungleich größeren Entfremdung der Stoffe von ihrem Urquell immer erst durch Katastrophen in den Schicksalen der Sonnensysteme, denen sie angehören, erfolgen kann. Bis dahin, daß auch unser Planet zurückkehrt in den Urquell, aus welchem er geboren, kann sich also nur immer das alte Wort vollziehen, daß der Geist zurückkehre zu Gott, der ihn gegeben hat, der Leib aber zur Erde, um in Vereinigung mit ihr einer erst später möglichen Zurückkehr zu harren.

Dieses ist der Gegensatz zwischen der speculativen und der materialistischen Ansicht vom Wesen der Seele. Er ist so groß, daß nicht leicht ein größerer vorgestellt werden kann. Und dennoch stimmen beide Ansichten in jenem Einen Punkte, welchen wir oben näher bezeichnet haben, überein. Der Materialist legt auch darum gerade auf diesen Punkt ein so großes Gewicht, weil er weiß, daß die Anzahl der Gebildeten sehr groß ist, welche in Beziehung auf *diesen* Punkt auf seiner Seite stehen, ohne sich jedoch von seiner übrigen Weltansicht angezogen zu fühlen. Bringt nun der Materialismus es durch sein ungestümes und unabläßiges Drängen dahin, daß dieser Punkt, welcher in der alten Stellung der dualistischen Ansicht nicht auf die Dauer sich halten läßt, zu einer allseitigen wissenschaftlichen Untersuchung gelangt, so wird er sich dadurch immer ein anerkennungswerthes Verdienst um das Fortschreiten der Wissenschaft erworben haben.

Wir setzen den Fall, daß es dem Materialismus gelingt, jenen Punkt, in Betreff dessen er mit der speculativen Ansicht stimmt, durch zu fechten, was wird die Folge sein in Betreff der allgemein geltenden Ansicht vom Verhältnisse der Seele und des Leibes? Jedenfalls eine wohlthätige, reinigende. Denn es gibt keinen Irrthum und

Digitized by Google

keine Verdrehtheit in Begriffen, welche nicht auf den Geist eine ähnliche schädliche Wirkung äußert, als wie ein Schnürleib auf die Glieder, welche man hineinzwängt und dadurch in gesunder Bewegung und gesundem Wachsthum zurücksetzt. Sobald sich eine Umänderung in diesem Punkte nicht mehr vermeiden läßt, wird die Grenzscheide zwischen Leib und Seele vom falschen Ort an den rechten Ort rücken. Man wird die physiologischen Thätigkeiten nicht mehr als Thätigkeiten einer materiellen und von der Seele verschiedenen Lebenskraft behandeln, sondern in ihnen Thätigkeiten desselben immateriellen Princips erkennen, welches in uns denkt und will. Man wird unseren lebendigen Organismus nicht länger gewaltsam in zwei Theile auseinanderzerren, sondern sich überzeugen, daß auch der fälschlich für materiell gehaltene Lebenstheil ein immaterieller ist, und das Reich des Unsichtbaren eine viel weitere Ausdehnung hat, als wir uns bisher gewöhnlich anzunehmen getrauten. Man wird auch bei den Thierseelen denjenigen Antheil an der Unsterblichkeit, welchen sie wirklich haben, anerkennen. Man wird der Verwesung keine anderen Theile unseres Wesens zum Raube hingegeben wähnen, als nur allein die ponderablen Massentheile.

Wer nicht genauer in den Wegen unserer Speculation orientirt ist, muß es seltsam finden, daß dieses die Richtung der Gedanken ist, welcher das Drängen und Treiben der materialistischen Weltansicht in der Gegenwart thatsächlich die Bahn eröffnet. Wer genauer orientirt ist, findet freilich hier die Zusammenhänge leicht und einfach. Es ist aber höchst wünschenswerth, daß möglichst Viele orientirt seien, und daher ist das Studium der Schallerschen Schrift anzuempfehlen, welche wesentlich zu diesem Zwecke beitragen kann. C. F.

Aus der Familie Gagern.

Heinrich von Gagern, der ehemalige Präsident der deutschen Nationalversammlung, hat, mit dem jetzt erschienenen ersten Bande der Biographie seines Bruders, des Generals Friedrich von Gagern, begonnen, das reiche Leben eines echt deutschen Mannes mit einer Hingebung zu schildern, deren Wärme nicht dem Bruder bloß, sondern fast mehr noch dem Gesinnungs- und Strebegenossen gilt. Wenn es uns nicht vergönnt ist, dem Buche eine eingehende Besprechung zu widmen, so können wir uns doch nicht versagen, unsern Lesern eine Stelle aus demselben mitzutheilen, in welcher wir das Bild der Mutter Gagerns und einer treuen Dienerin des Hauses mit lebendigen Zügen gezeichnet finden.

In ländlicher Zurückgezogenheit, fern von dem Getöse der hoch gehenden Wogen der französischen Revolution, finden wir die Mutter mit ihren zwei Erstgebornen: Fritz und Karl auf dem lieblichen Schlößchen Eremitage in der Markgrafschaft Baireuth.

„Bis in diese waldgrüne Umgebung der Wiege reichten die ersten Erinnerungen zurück, die Fritz mit wenigen Namen in jenes Gedenkbuch eingeschrieben hat. Der Aeltern erwähnt er natürlich im Eingange nicht; die Mutter überhaupt nur selten. Man zeichnet für sich nicht auf, was vergessen zu können man nicht fürchtet. Unter den Banden menschlicher Seelen giebt es solche, denen durch Berührung in Worten schon Embuße droht. Die Handlungen eines verehrten Vaters vor der Welt zu vertreten, ist Söhnen eine Freude; dagegen widerstrebt es ihnen, öffentlich ein mütterliches Lob zu verkünden, je mehr es verdient ist. Gerne würde auch ich hier dem schweigsamen Beispiele des Bruders folgen, aber da ich es einmal unternommen, das Wesen und Werden des Charakters eines Bruders zu beschreiben, so muß ich die Scheu überwinden, gegenüber selbst der mütterlichen Demuth. Denn ihr mildes Auge hat frühe die heftigen, ungeduldigen Bewegungen des kräftigen Knaben gebannt, ihre sanfte Stimme die schroffe Consequenz seines frühreifen Urtheils gezügelt. Ehe des Vaters Wissen und

Digitized by Google

Trachten, ehe dessen ihm so eigenthümliches „Wohlwollen gegen die menschliche Gattung“ dem Jünglinge verständlich ward, hatte sich das der Mutter eigenthümliche in Worten und Werken ausgedrückte anmuthige Ebenmaß als Gegenstand der Bewunderung für immer seiner Seele eingeprägt, und ihr Bild blieb ihm Maßstab aller Weiblichkeit. Das Verständniß einer einzigen unterdrückten Thräne kann ein fruchtbareres Andenken für ein Leben werden, um das Bild der Mutter mit der Liebe zu ihr für alle Zeiten in das Herz einzugraben, als die Erinnerung an häufige und laute Ermahnungen.

Die Mutter, Charlotte, Freiin von Gaugreben, geboren in der damals kurpfälzischen Stadt Düsseldorf, war mit 16 Jahren aus dem Kloster der englischen Damen zu Lüttich nach Zweibrücken als Hoffräulein zur Herzogin Marie Amalie, einer churfächsischen Prinzessin, gekommen, von wo sie, schon nach einem Jahre meinem Vater vermählt, mit ihm für's Nächste die Ehren der ersten Beamtenstelle in einer kleinen Residenz theilen, für das ganze spätere Leben aber die Mühen eines großen, an Mitteln oft beschränkten Hauswesens während vielfach stürmischer Zeiten übernehmen sollte.

Aus dem Kloster hatte sie nicht blos äußerliche Vorzüge zurückgebracht, eine fast vollendete musikalische Durchbildung, einen ungewöhnlichen Wohllaut der Stimme, der auch den wohlgeschulten und höchst lieblichen Vortrag im Gesang vermittelte, eine vollkommene Uebung in der französischen und englischen Unterhaltung, — und was damals noch seltner war, eine schöne und richtige deutsche Sprache und Schrift; sondern sie hatte der Erziehung der Ordensschwestern das Höchste zu verdanken: jene Schule des Willens und der Widmung, die sie rein und stark in das Leben der Welt hinüber trug, in ein Leben, welches sie die ersten 30 Jahre ihrer Ehe in überwiegend protestantischem Lande und inmitten der eignen confessionell nach den Geschlechtern getheilten Familie durchlebte. Denn so war es im Ehevertrage, nach damaliger Weise in diesen Gegenden, festgesetzt worden.

Die Söhne genossen, nach dem übereinstimmenden Gutfinden beider Aeltern, schon im Knabenalter große Freiheit, und alle haben zum Zweck der Fortbildung frühzeitig das älterliche Haus verlassen. Wenn darum auch die Mutter nicht lange unmittelbar bildend und lenkend auf die Wege der Söhne einwirkte, so erhielt sie sich doch ihren mütterlichen Einfluß über das gewöhnliche Maß hinaus und gleichmäßig über 8 erwachsene, unter sich sehr verschiedene Kinder, durch das sinnige Walten, wodurch sie die Verbindung mit allen von ihr getrennten unterhielt. Sie war weniger mit einem glänzenden, als mit einem klaren und besonnenen Verstande begabt; ihr Geist, ohne sentimentalen, oder die Anstrengung verrathenden Aufschwung, war für das Höchste empfänglich. Ihre gewöhnliche Stimmung zeugte bei ruhiger Heiterkeit stets von einer Selbstvergessenheit, die ihren höchsten Genuß darin fand, soweit die Mittel reichten — und etwas weiter — Gutes um sich her und Freude nahe und fern zu verbreiten. Bei den allerschwersten Schlägen, die ein Mutterherz treffen können, schien ihre würdevolle Selbstbeherrschung und tief innerliche Fassung sich mit dem Grade des Schmerzes selbst zu steigern, und so traf sie auch im Alter der größte Schmerz — der Tod des Aeltesten. Ihr Urtheil, wo es sich berufen hielt, war treffend richtig, bei gewöhnlichen Vorkommenheiten zu großer Milde geneigt. Sobald aber die Pflicht ihr sagte, daß in den gegebenen Verhältnissen der Ihrigen ein Entschluß gefaßt werden müsse und daß dieser, wenn auch der härteste, durch ihr Zuthun gefördert werden könne, so ruhte sie nicht, sondern faßte den Muth und ergriff dann zu gelegner Stunde das Wort; oder sie schrieb den Abwesenden in früher Morgenstunde, noch in den letzten Jahren zuweilen vor 5 bei Licht im Bette sitzend, ihre ganze Meinung, mild in Worten, aber bestimmt und in schweren Fällen schonungslos. Außerhalb des Familienkreises haben sich gewiß nicht viele Frauen ihres Standes durch ihr einfach würdevolles Wesen und ihren sicheren Charakter eine allgemeinere Achtung aller, und auch der höchsten Classen erworben; es durfte von ihr gesagt werden: sie hatte keinen Feind, viele Bewunderer und alle nahten sich ihr respektvoll. So konnte sie, die ergebne Gattin eines, die Selbständigkeit mehr,

Digitized by Google

als es mit abhängigen Verhältnissen verträglich war, liebenden Mannes, der durch innern Drang geleitet öffentlich und gemeinnützig zu wirken, im Staatsdienste, oder auf eigne Hand oft lange von den Seinen entfernt war, über ein „halbes Jahrhundert die Seele des heimischen Heerdes bleiben."

Die alte Lisbeth Birken" erwähnt das Gedenkbuch; sie ist neben den Aeltern die früheste persönliche Bekanntschaft des Kindes, und des Andenkens werth. Sie hat uns zehn Geschwister, wovon wie gesagt die beiden ältesten Brüder in Weilburg, die älteste Schwester Amalie auf Schloß Eremitage, ich in Baireuth, die jüngern wieder in Weilburg zur Welt kamen; dann aus der folgenden Generation noch fünf Enkel, Kinder der Schwester Amalie (vermählt an Anton Freiherrn von Breidbach-Bürresheim) mit Liebe und Sorgfalt gewartet und ruht nun auch im Grabe bei den Unsrigen, auf dem Friedhofe von Hornau. Sie war, frühe Witwe, längere Zeit die einzige Dienerin unserer stillthätigen, sanften Mutter, schon an der Wiege des Erstgebornen, ein Gepräge, wie es in der dienenden Klasse heute schon selten mehr vorkommt. Eine in Ehrfurcht zwar, aber auch in Sicherheit wurzelnde Ergebenheit gegen die Herrschaft, eine still sich verneigende Grandezza, die aber in ihrem eigenen Wirkungskreise als Autorität wieder auftauchte, würde uns Kinder niemals haben errathen oder daran denken lassen, daß sie um Lohn diente. Stetig bewegte sich die kräftige Gestalt. Eine hohe, gestülpte, hinten fächerartig sich entfaltende buntgestickte Haube von weißem Piqué, faßte mit schwarzem Sammetbande das gelbe Angesicht und die dunkeln Augen ein, auch im Uebrigen blieb sie der früheren, zum Theil noch erhaltenen Volkstracht pfälzischer Bürgersfrauen ihr Leben hindurch treu. Die weite blaue Schürze mit der rasselnden Schlüsseltasche ließ die Beschließerin köstlicher Dinge errathen. Beim Lesen in der Bibel oder im Gesangbuche folgte in vorgerücktem Alter ihr Hals Zeile um Zeile, hin und her, der brillengesattelten Nase. Des Schreibens war sie nicht kundig; doch vermochte sie die treueste Pflegerin, ein Stammbuchblatt zu diktiren, wie das folgende: „Lieber Max vergiß Gott nicht und die Pflege deiner Aeltern." Ein lebendiger Schatz überlieferter Erfahrung, hielt sie in einem Winkel der Kinderstube stets ihre eigene Apotheke. Im Gartenhause stellte sie den geruchlosen neumodischen Gewächsen mit stillem Triumph ihre üppigen Grasnelken und Winterlevkoyen, Geranien und dunkeln Goldlack gegenüber. In der Küche trat sie später zwar nur am Vorabend hoher Festtage mit ihren altdeutschen Zauberkünsten auf; — aber die Marzipanlämmchen zu Weihnachten, das Fastnachtsgebäck und gar die nie wieder mit solcher Vollendung gefärbt gesehenen Ostereier, neben dem gebackenen Osterhasen mit Augen von Wachholderbeeren, das blieb bis an ihr Ende ihre unbestrittene Küchen-Domäne, und diese Wunder der Jugend sind, fürchte ich mit ihr zu Grabe gegangen. Munter konnte man diese alte Lisbeth eigentlich nicht nennen, doch versagte ihr die Stimme weder zum Schlafliede, noch zum vorhergegangenen Märchen. Von ihr hörte schon unser Aeltester das echte Schneewittchen und Falada und den Däumerling. Doch wurde bei ihm die altfränkische Erzählerin frühe schon, und noch auf Schloß Eremitage, abgelöst durch eine andere lebendige Ueberlieferung, den Invaliden Arneth, vom Heere Friedrich's des Großen. Durch diesen eröffnete sich dem Knaben eine neue Welt der Erkenntniß, und die Kinderstube schloß sich fast schon hinter ihm ab. Arneth's Berichte von Märschen und Lagern, von Paraden und Schlachten, klangen gleich der Werbetrommel so lockend in's Ohr, daß der fünf- bis sechsjährige Knabe einstmals, in trotziger Empörung über eine von der Mutter erhaltene, gewiß wohlverdiente Züchtigung, heimlich packte und sich querfeldein auf den Marsch begab. Zum Glück fand sich in Baireuth ein anderer preußischer Wehrmann, der Feldwebel Henning, der dem kleinen Fritz vor allen Dingen erst lesen lehrte.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Vierteljahrpreis 10 Sgr.

Digitized by Google

№ 20. 18. Mai 1856.

Johanna Wagner
als Romeo.

Wo ist der Hain, werth, daß in Frühlingsnächten
Dein Lied ihn, Riesennachtigall, verschöne,
Wo ist das Siegesschwert, das würdig töne,
Du junger Held, in deiner starken Rechten?

Wo sind die Lorbeern, die sich würdig flechten,
Daß dich Begeisterung mit ihnen kröne? —
Den Erdentöchtern nahten so die Söhne
Der Götter, sie entführend Erdenknechten.

So schwebte vor der schaffenden Natur
Des Mannes Bild; sie durft' es nicht vollenden,
Du zeigst es, Zauberin, uns grausam nur,

Und doch, vom holden Truge leicht zu blenden,
Sind wir noch stolz auf den uns fremden Sieg,
Der aus der Schönheit Himmeln zu uns stieg.

Weimar im Mai 1856. ***

Kulturgeschichtliche Streifzüge
in
die deutsche Vergangenheit.

Von

K. B.

Man hat der deutschen Bildung des vorigen Jahrhunderts häufig eine gewisse Unwahrheit und Unnatur vorgeworfen, und nicht ganz mit Unrecht. Selber noch in der Zeit, wo der frische Luftzug der Sturm- und Drangperiode die Düfteleien der falschen Empfindsamkeit und den Puderstaub des hochtoupirten Bombastes ziemlich unsanft hinweggeblasen hatte, lassen sich die Nachwehen einer solchen Unnatur erkennen. War doch eben dieser Sturm und Drang nur die endliche nothwendige Reaktion gegen die allgemeine Verkommenheit in falschen

Digitized by Google

Aeußerlichkeiten und steifem Zwange, und trug doch diese Reaktion selbst zum Theil den Stempel des Affektirten und Gemachten an sich. Ein Theil der Briefwechsel, Tagebücher, Selbstbekenntnisse, und wie sonst diese Aufzeichnungen heißen mögen, in denen das vorige Jahrhundert sich gefiel, wo der Einzelne sich mit sich selbst vor dem Spiegel unterhielt, oder Zwei einander gegenseitig ihr liebes Ich, aufs Beste herausgeputzt, in Jabot und Manschetten, präsentirten, sind Ausgeburten einer solchen Affectation und Unwahrheit, die um so unangenehmer auffällt, je mehr sie bemüht ist, sich für die lauterste Natur und Wahrheit auszugeben. Je weiter wir im vorigen Jahrhundert nach dessen Anfang hin rückwärts aufsteigen, desto schlimmer steht es in dieser Hinsicht. Der Grund dieser Erscheinung ist theils die verkünstelte und steife Hofetiquette, in deren Atmosphäre die obern Stände sich bewegten und welche der Mittelstand nach Kräften nachahmte, indem er sich einbildete, um so vornehmer zu erscheinen, je unnatürlicher und steifer er sich gebehrdete, theils die Entfremdung der Gelehrten vom Volke und dessen Leben, die Angewöhnung, seine Gedanken, Gefühle, Bilder und Ausdrücke nicht aus der eigenen Brust oder den Eindrücken selbsterlebter Begegnisse, sondern aus den fertigen Modellen einer fremden — der griechischen, römischen oder französischen Literatur zu entnehmen. Und wir denken hierbei noch nicht einmal an die eigentlichen Hof- und Ceremonialgedichte, in denen der Bombast der Phrase und Das, was die Franzosen **la flatterie brusque** nennen, eine unvermeidliche und selbstverständliche Nothwendigkeit war, auch nicht von den feierlichen Fest- oder Lobliedern, womit man den Geburtstag eines Gönners oder die Vermählung eines vornehmen Brautpaares begang und wobei ebenfalls der ellenhohe Cothurn angeschnallt und der ganze Olymp in Contribution gesetzt werden mußte. Was wir vielmehr im Auge haben und was uns den Gegensatz unserer heutigen zu der damaligen Art zu empfinden und sich zu haben recht frappant zur Anschauung bringt, ist die Wahrnehmung, daß jenes falsche Pathos, jenes Prunken mit gemachten Empfindungen und hohlen, aufgeputzten Redensarten sich auch dorthin eindrängt, wo wir heut zu Tage nur die wahrste Empfindung und den einfachsten, wir möchten sagen, verschämtesten Ausdruck dafür zu finden und gelten zu lassen gewohnt sind — wir meinen die Beziehungen der Freundschaft und des Familienlebens. Was würden wir wohl sagen, wenn ein heutiger Dichter, wie damals Besser, seine verstorbene Frau in Ausdrücken gleich den folgenden rühmen und beklagen wollte? „Die selige Besserin bewährte durch ihr Beispiel, daß die Häuslichkeit einem edelmüthigen Weibsbilde ebensowohl anstehe, *als die streitbaren Amazonen an der einen Brust ihre Kinder säugten, und an der andern die Bogen zu spannen wußten.*“ Oder an einer andern Stelle: „Er (der Dichter) kann nicht läugnen, daß sie eines feurigen Geistes und sehr empfindlich gewesen. Aber, zu geschweigen, daß sie bei ihren so vielen Tugenden auch was Menschliches haben müssen, so muß er auch ihr gerecht sein, daß sie in dem Umgange mit ihm, *wie bei den Schlachtopfern der Juno geschah*, ihre Galle gleichsam von sich geworfen.“ Den Abschied von seiner Gemahlin, als er auf einige Zeit in einer diplomatischen Sendung nach England ging, vergleicht er mit dem Abschiede des *Hektor* und der *Andromache* bei'm Homer, die Zurückgebliebene aber mit der *Penelope*. Von ihrem Tode sagt er: „Ihr treffliches Ende, welches ihre Tugenden, *wie das Feuer den angesteckten Weihrauch bei'm Verbrennen*, allererst wohlriechend machte, sollte von keinem andern, als den Augen einer Hofstatt gesehen werden.“

Bei dieser eigenen poetischen Verherrlichung der „Frau Besserin“ ließ es aber der Dichtergatte nicht bewenden; auch für seinen *siebenjährigen* Sohn und seine *zweijährige* Tochter fertigte er Trauergedichte, in welchen diese eben so bombastisch, und also noch viel unnatürlicher, die gestorbene Mutter beweinen mußten. Außerdem hatte er sich solche Trauercarmina auch noch von verschiedenen Freunden und Bekannten erbeten, und so kam ein stattlicher Band lateinischer und deutscher Gedichte zu Stande, welcher als „Ehrengedächtniß der seligen Frau Besserin“ veröffentlicht ward.

Digitized by Google

Wie es scheint, war es eine allgemein verbreitete Sitte, daß bei Todesfällen nicht nur die Nächststehenden ihren Schmerz öffentlich in poetischen Weisen kundgaben, sondern daß auch von Freunden und Bekannten Beileidsbezeugungen in der Form von Trauer- und Ehrengedichten auf die Verstorbenen dargebracht, auch wohl von Seiten der Leidtragenden geradezu erbeten wurden. So machte der schon erwähnte Besser bei'm Tode der Frau von Canitz auf den Wunsch des Gatten derselben (eines damals ebenfalls berühmten Dichters) ein Trost- und Trauergedicht, und einer der ersten Theologen der damaligen Zeit, der Abt Mosheim, schreibt an Gottsched bei'm Tode seiner Frau: „er sei schuldig, am Grabe einer so werthen und liebreichen Gattin der Welt ein Zeugniß von seinen tiefen Schmerzen zu geben. Allein er sei kein Dichter, und er bitte daher ihn (Gottsched) um eine Ode oder ein Gedicht zu dem Zwecke in seinem Namen," zu welchem Behuf er ihm eine Charakteristik der Verstorbenen mittheilt. Gottsched macht das Gewünschte und erhält dafür von Mosheim eine „kleine Erkenntlichkeit." Mosheim zeigt sich mit dem Gedichte sehr zufrieden, schreibt aber: „er werde noch ein paar Verse hinzusetzen müssen" — „denn", sagt er, „ich muß doch, als ein Lehrer der geistlichen Weisheit, zuletzt Etwas von der Gelassenheit in Gott und der Geduld erwähnen. Ich bemühe mich, diese schwere Tugend zu fassen. So groß mein Verlust ist, so sehr zwinge ich mich, der Welt zu zeigen, wie weit die christliche Großmuth gehen müsse."

Sehr bezeichnend ist folgender Zug. In demselben erwähnten Gedichte Bessers auf den Tod der Frau v. Canitz (welches, beiläufig gesagt, eben so frostig als bombastisch ist und dessen Hauptinhalt darin besteht, dem trauernden Gatten zu Gemüthe zu führen, welche Verluste andere vornehme Herren gehabt und ertragen hätten), wollte der Dichter gleich im Anfange den Gedanken ausdrücken, daß die Verstorbene ihren Mann durch Nichts, als durch ihren frühen Tod betrübt habe. Er konnte aber dafür die rechte Wendung nicht finden und theilte seine Verlegenheit dem Herrn v. Canitz mit; dieser machte sich nun selbst darüber und brachte glücklich zwei Verse, in denen jener Gedanke ausgesponnen war, zu Stande, verwarf diese aber wieder, als Besser unterdessen einen Ausdruck gefunden hatte, der ihm geeigneter schien. Heißt das nicht, entweder Gefühle heucheln, welche man nicht hat, oder die, welche man hat, auf eine unbegreifliche Weise profaniren, wenn der, angeblich im tiefsten Schmerze versunkene Gatte einer vortrefflichen Frau sich damit abgeben kann, kunstreiche Wendungen für den Ausdruck eines Schmerzes auszuklügeln, welcher entweder in ungesucht sich aufdrängendem Ergusse hervorbrechen, oder aber stumm in sich verschlossen bleiben müßte?

Von dem widerlichen Bombaste, durch welchen man den Mangel wahrer, einfacher Empfindung zu ersetzen suchte, und welcher fast wie eine Verhöhnung des Schmerzes erscheint, den der Dichter poetisch verklären und dadurch sänftigen soll, giebt unter vielen andern auch eine Ode Gottscheds an einen Herrn Benemann, auf den Verlust seines einzigen Sohnes, ein recht grelles Beispiel. Mit gelehrt historischer Breite wird darin aufgezählt, was und wer Alles schon habe untergehen und sterben müssen. Dürfe man sich wundern, wird gefragt, über diesen Todesfall, da sogar ein August nicht von dem Gesetze der Natur verschont geblieben sei? Darauf aber wird dem trauernden Vater die Mahnung an's Herz gelegt: „er solle seinen Schmerz diesem allgemeinen (um den Tod des Königs) opfern, wie einstens Marius den Schmerz um den Tod seines Sohnes der Republik geopfert habe."

Und es ist kaum zu bezweifeln, daß auch ein solches Gedicht von denen, an die es gerichtet war, günstig aufgenommen und mit Stolz in die Sammlung der „Trauercarmina" eingereiht wurde, deren Veröffentlichung — in prunkender Ausstattung — man ebenso gut als einen unerläßlichen Schmuck und eine „wohlanständige" letzte Ehre für einen Verstorbenen ansah, wie den mit übertriebenem Luxus ausgeputzten Sarg, die schwarzbekleideten Zimmer und Kutschen und die Trauerlivreen der Dienerschaft, womit selber bürgerliche Familien sich gegenseitig zu überbieten suchten. Denn die „Wohlanständigkeit", d. h. das Prunken mit äußern Formen und eitlem Flimmer, das Vornehmthun

Digitized by Google

durch Hinanstreben zu den höhern Ständen und durch Nachäffung des kalten, frostigen Ceremoniells, des Bombastes der Phrasen, des Allegorisirens und Spielens mit hochtrabenden Bildern aus dem Alterthume mit seinen Göttern, Heroen und Kaisern, das war ja leider, seit dem Untergange der alten deutschen Gemüthsinnigkeit, bürgerlichen Einfachheit und Behaglichkeit (namentlich durch den 30jährigen Krieg), an deren Stelle getreten. Wie die Kleidung, die Frisur, die Häuser und die Gärten, so war auch das Gefühls- und Gedankenleben der Menschen verschnörkelt, verkünstelt, steif und frostig geworden. Es galt in dieser Zeit viel mehr, Gefühle zu äußern, als, solche zu haben, viel mehr, ein Mensch von anständigen Sitten, als, ein sittlich tüchtiger Mensch zu sein. Ward es doch sogar den Eltern eines dreijährigen Kindes als ein besonderer Ruhm ihrer Erziehung angerechnet, daß der Knabe, „selber bei Verfagung einer schmackhaften Frucht die Wohlanständigkeit keinen Augenblick verleugnet habe."

Daß aber auch nicht blos die Gelehrten und die Dichter von Range sich in einer solchen koketten Hervorkehrung von Empfindungen, die das wahre Gefühl besser verbirgt oder höchstens ahnen läßt, und in einer bombastischen Ausschmückung derselben gefielen, sondern daß es allgemein, so zu sagen, zum guten Ton gehörte, daß Jeder, dem irgend etwas Ungewöhnliches passirte, davon sogleich mit lautem Geschrei und in schwungvollen, womöglich poetisch gedrechselten Phrasen öffentliche Kunde gab, dafür möge noch, als komisch-triviales Beispiel ein Gedicht dienen, welches ein Flugblatt aus der ersten Zeit des vorigen Jahrhunderts mittheilt und mit erläuternden Bemerkungen einleitet und beschließt.

Ein eifersüchtiger Soldat, (so berichtet das, 1715 erschienene, „Jetztlebende Leipzig") hatte seine ehemalige Geliebte, die einem Andern verlobt war, an dessen Seite erschossen, ihn selbst aber, der die Flucht ergriffen, mit bloßem Degen verfolgt. Durch einen Fall des Verfolgers entging der leichtfüßige Bräutigam dem unfreiwilligen Schicksale, seiner Braut im Tode zu folgen. Darauf veröffentlichte derselbe ein langes Gedicht, worin folgende Strophen vorkommen:

„Wahr ist es, liebste Braut, ich habe Dir versprochen,
Vor Dich getreu zu sein und in den Tod zu geh'n.
Doch, da der Wüterich erst nach mir schlagstechen;
Und sonst ohnmöglich war, Dir, Liebste, beizustehn,
So hat es Gott gethan, daß er selbst fallen sollte,
Als er mich noch zuletzt gewiß erlangen wollte."

Die Braut hatte ein rothes Kleid getragen; dies gab dem Bräutigam zu folgenden weitern Expectorationen Anlaß:

„Ach, meine Hänschelin! reißt dich der Schuß zur Erde?
Was hast Du Dir zum Braut-, zum Sterbekleid gewählt?
Was soll nun deutlicher durch roth bedeutet werden,
Als daß das Schicksal schon dein sterbend Blut verhöhlt?
O Blut! o Jammerblut! und durch die weißen Schleifen
Kann Dein unschuldig Blut fast Jedermann begreifen."

Der Berichterstatter setzt hinzu:

„Die übrigen jammervollen **Expressiones**, deren sich der bestürzte Bräutigam bedient, zumal wenn er seine mit der Braut Blut gefärbte Hand beschrieben, mag sich der geneigte Leser selbst einbilden."

Aus Weimar's Vergangenheit.

Zur Literatur von Schiller's Jugendjahren.

(Fortsetzung.)

Blicken wir auf die nächste Periode von Schiller's Jugendleben, die Mannheimer, so sind wir freilich schon langeher über die Hauptzüge des zweimaligen Aufenthalts durch Frau von Wolzogen, Streicher, die Briefe an Dalberg, an Schwan, an Körner wohlunterrichtet. Gleichwohl ist noch nicht Alles geleistet, was für die Ge-

Digitized by Google

schichte des Dichters und seiner Werke Wichtigkeit hat. Boas, wo er (I. S. 27) Hoffmeisters Verdienst um die Schiller-Literatur berührt, hebt unter demjenigen, was demselben unbekannt geblieben, die Umformung des Fiesko hervor. Boas selbst hatte ohne Zweifel sich nicht nur die Theaterbearbeitung, sondern auch die Scenen in Reinwald's Flora verschafft, die es jetzt so schwer hält, aufzutreiben, und es ist sehr zu bedauern, daß er uns die actenmäßige Geschichte dieses zweiten größern Jugendproducts von Schiller nicht auch noch, wie die des ersten, hat vor Augen stellen können.

Die aus dem Nachlaß der Frau Charlotte von Kalb als Manuskript gedruckten Bücher (Charlotte und Cornelia) enthalten nicht blos über die Anknüpfung und Steigerung ihres Verhältnisses mit Schiller (vgl. H. Sauppe Charl. von Kalb im Weimar. Jahrb. f. d. Spr. I, 2. S. 372 ff.) bestimmte Aufschlüsse, auch in der poetischen Schilderung des Geständniß-Austausches einer kleinen Abendgesellschaft eine zarte Eröffnung Schillers über die Neigung zu Lotte von Wolzogen, die er aus Bauerbach mitgebracht, und in einem Gespräche mit Charlotten im Schwetzinger Garten Andeutungen seiner innern Verfassung, die sehr brauchbar sind für einen Biographen, welchem die Schlüssel zu den psychologischen Processen des jungen Schiller und nebstdem die Interpretationsgaben für Charlotten's eigenes Deutsch nicht fehlen. Das Verhältniß, in welchem Schiller zur selben Zeit zu den deutschen Bühnen und ihren bedeutendsten Trägern stand, hat ein beachtenswerthes Licht gewonnen durch die Briefe von Schröder und Iffland an Dalberg, welche die Grenzboten 1854. I. S. 436 f. mittheilten. Die Papiere „Aus einer alten Kiste" (Leipzig, Kollmann 1853) brachten uns ein kleines Billet Schiller's an den Recensenten seiner Räuber in der Allgem. D. Bibliothek, den Freiherrn von Knigge, eine Einladung zu seiner Vorstellung von Kabale und Liebe im April 1784. Diese letztern Materialien sind mit benutzt in einer Monographie von Kuhlmey, auf die wir zurückkommen werden, unter anderem zu genaueren Zeitbestimmungen für Schiller's Annäherung an Charlotte, und für seine erste Bekanntschaft mit dem Herzog Karl August. Seinem Hauptinhalte nach auf die Zeit zwischen den beiden Aufenthalten zu Mannheim, vom Dezember 1782 bis in den Juli 1783 bezüglich, ist ein Aufsatz in G. Brückner's „Denkwürdigkeiten für Thüringen und Franken" im II. Theil (Meiningen, Gadow, 1856) mit der Ueberschrift Schiller in Bauerbach. Dabei eine Zeichnung (wie im Text genaue Beschreibung) des Hauses, worin Schiller dort wohnte. Nächst der sorgfältigen Zusammenstellung alles dessen, was über diesen Abschnitt in des Dichters Jugendleben bereits anderwärts gegeben war, ist es die bestimmtere und reichere Darstellung aller Oertlichkeiten und Persönlichkeiten, zwischen welchen sich Schiller in Bauerbach bewegte, welche diesen Aufsatz auszeichnet. Das Hiehergehörige von der Geschichte Bauerbach's, des Wolzogen'schen Hauses daselbst und dieser Familie, von Schiller's Freund und Schwager Reinwald, auch Edelleuten und Pfarrern der Nachbarschaft wird uns nahe gebracht, je nachdem die Verhältnisse und Charaktere, der Umgang, die Eindrücke ihr mittelbares oder unmittelbares Moment für Schiller's Zustände und Erfahrungen haben. Auch auf die Ausarbeitung von „Kabale und Liebe" und die Entstehung von „Don Carlos" läßt sich der Verfasser mit historischer Gründlichkeit ein. Zum Theil wird man ihm bei dem Versuche folgen können, gewisse Eindrücke aus dem damaligen Meiningenschen Lebenskreise des Dichters auf die Ausführung von Kabale und Liebe wirken zu sehen. Im Ganzen hat aber der Verfasser diese letztere Ansicht zu weit ausgedehnt und Parthieen, Figuren, Motive des Drama's in Beziehung mit damaligen Erfahrungen setzen wollen, bei welchen dies nicht anzunehmen ist, theils darum nicht, weil sie unzertrennlich sind von dem bereits im Gefängniß zu Stuttgart gemachten Entwurf und Grundgedanken des Stückes, theils weil sie nachweislich auf Erfahrungen und Stimmungen dieses früheren Lebenskreises beruhen, theils weil die Aehnlichkeit oder Bezüglichkeit des nach des Verfassers Meinung veranlassenden wirklichen Bestimmungsmittels nicht einleuchtend genug ist. Nach Streichers Mittheilungen war ja das Stück schon in vielen Scenen schriftlich fixirt, ehe

Digitized by Google

Schiller nach Bauerbach kam. Zum Schluß behandelt der Verfasser Schiller's Wiederbesuch von Bauerbach im Winter 1787, und hier giebt er Unterricht über einige Stellen in den Briefen an Körner, die diesen Ausflug betreffen, wodurch Namensandeutungen ausgefüllt und Missverständnisse abgewehrt werden. Der erste Theil desselben Werkes gab auch einen Beitrag zur Geschichte des Dichters, das Urkundliche seiner Ernennung zum Meiningen'schen Titular-Hofrath. Schiller's Gesuch, da es so einfach verdeutlicht, daß er diese Ehre nicht um seinetwillen wünschte, und ebenso ungesucht stolz, als bescheiden abgefaßt ist, gereicht sowol ihm als dem Fürsten zur Ehre, an den man in einem solchen Tone schreiben konnte. Unsere Leser werden also dies Actenstück nicht ungern in der nächsten Nummer dieses Blattes abgedruckt finden.

Zur weiteren Beleuchtung von Schiller's Aufenthalt in Churſachſen vom April 1785 bis Juli 1787 ist nach den Mittheilungen in Kühne's Europa 1853, Nr. 80 über das Verhältniß des Dichters zu Fräulein von Arnim, nach der Beurkundung des Planes, den er mit Schröder in Hamburg während der Zeit seines Verweilens in Dresden gepflogen, in den Hamburger Jahreszeiten 1853, Nr. 42, und den kleinen Actenstücken aus dieser Zeit, welche das Gedenkbuch des Leipziger Schillervereins veröffentlicht hat, uns neuerdings Nichts vor Augen gekommen. Recht hübsch wäre es, wenn der Autographenbesitzer H. Künzel zu Heilbronn, der einen malerisch-dichterischen Scherz von Schiller über Körner aus der Zeit des freundschaftlichen Zusammenlebens mit Körner's Familie in seiner Sammlung verwahrt, denselben facsimilisirt verfältigen ließe.

Schillers Eintritt in Weimar heißt eine Abhandlung von Dr. Kuhlmey (gedruckt als Prüfungsprogramm des Cölnischen Realgymnasiums zu Berlin, April 1855.) Dieselbe präcisirt mit wahrhaft philologischer Umsicht und Genauigkeit die Absichten, welche den Dichter nach Weimar führten, die Umstände, unter welchen er seine ersten Verhältnisse daselbst knüpfte, die Veränderung, die in den letztern und in seinen Zukunftplanen vor sich ging, und bildet hierin einen wohlgerundeten Lebensabschnitt bis zu der wesentlich neuen Epoche, die mit Schillers Uebergang nach Volkstädt im Mai 1787 immer schöner in's Licht trat. Gleichwie in diesem Programme die Chronologie etlicher Punkte des Mannheimer Aufenthalts, wie bereits erwähnt, berichtigt wird, so sind (S. 8 Anm. 1) die Daten der neun ersten Wochen Schillers zu Weimar in Uebersicht gebracht, und die damaligen Beziehungen des Dichters zum Herzog, zur Herzogin Mutter, zur regierenden Herzogin, zu Wieland, Herder, Frau v. Stein, v. Einsiedel, dem Hause des Assistenzrathes Schmidt, zu Kraus, Knebel, Voigt, Bertuch, Bode nach den Quellen dargestellt und in der Weise erwogen, wie sie zur Geschichte des Ueberganges in Schillers Gemüths- und Geistesverfassung gehören. Der Antheil, den Charlotte v. Kalb an der Hinkunft Schillers nach Weimar hatte, dann wie die Veränderung im Verhältniß zu ihr inbegriffen ist in seiner ganzen innern Metamorphose, ist verhältnißmäßig kürzer behandelt, weil sich der Verfasser hierüber auf die Schriften von Köpke (Charl. v. K. 1852) und Sauppe (s. oben) beziehen konnte. Dagegen ist Schillers Vorsatz, von Weimar nach Hamburg zu Schröder zu gehen, überhaupt sein Verhältniß zu dem Letzteren (S. 5 f.), und was ihn damals abhielt, diese Verbindung zu benützen (S. 23), mit Zusammenfassung des neuerdings darüber Bekanntgewordenen in ein interessantes Licht gestellt. Auch ist eine vorsichtige und aufmerksame Erwägung der Verstimmung gewidmet, welche Schiller gegenüber von der Herzogin Mutter und von Wieland, sehr bald nach einer vielversprechenden Anknüpfung dort und hier, empfand (S. 9 ff. 14 ff.). Der Antheil, den an dieser nachher gehobenen Entfremdung der Zwischeneintritt Gotters und die Art hatte, wie er in Tiefurt den Don Carlos vorlas und beurtheilte, ist allerdings in Betracht zu ziehen, wenn er schon die Erklärung nicht erschöpft, für die sich, wenn es darauf ankommt, noch Manches neben dem und anderem vom Verfasser Erinnerten beibringen läßt. Gotter war freilich ein natürlicher Antagonist von Schiller. Allein darin hat der Verfasser gewiß zu viel auf eine Aeußerung Iffland's gebaut, daß er meint, die Posse von Gotter, „der schwarze Mann", sei (S. 12) „vom Publikum als

Digitized by Google

eine Satire auf Schiller betrachtet worden." Es läßt sich durchaus nicht absehen, was in diesem Stücke zur Erinnerung an Schillers Person oder Poesie nöthigen konnte. Iffland schrieb darüber an Dalberg: „Wir hätten dieses Stück niemals geben sollen. Aus Achtung für Schiller nicht. Wir selbst haben damit im Angesicht des Publikums (das ihn ohnehin nicht ganz fasset) den ersten Stein auf Schiller geworfen. Ich habe ängstlich jede Analogie vermieden, dennoch hat man gierig Schiller zu dem Gemälde sitzen lassen. Schon damit ist die Unfehlbarkeit von Schiller genommen, die Unverletzlichkeit des großen Mannes. Wie soll er nun mit seinen Werken auftreten? Je mehr Erhabenheit und Plattheit sich nahe grenzen, wie soll der Pöbel ihn jetzt distinguiren, da die Bahn geöffnet scheint, ihn zu persifliren? Ich darf hoffen, das Stück werde niemals wiederholt werden." Vorausgesetzt, daß dem wirklich so gewesen, also ein Theil des Mannheimer Publikums in einem oder dem andern Momente des schwarzen Mannes eine (wie der Verfasser meint) „entfernte Beziehung auf Cabale und Liebe" oder weiß der Himmel was sonst für eine Persiflage Schillers bemerkt, so kann dies nur mit der Individualität, dem Costüm, der Scenerie gerade der Mannheimer Mimen und Bühne, die sowohl das Schillersche Stück als diese Posse gegeben, im Zusammenhange gestanden haben. Denn der schwarze Mann hat weder in der Sprache noch in der Handlung etwas, das auf Schiller zurückwiese. Nun ist aber auch zu bedenken, daß Iffland zu Dalberg in einem Verhältnisse stand, welches ihn veranlaßte, Manches, was er ihm zu Gemüth führen wollte, nicht auf die nächstliegende Weise einzukleiden. Und so mag er in diesem Falle zu einer etwas kühnen Combination gegriffen haben, sei es, um seinem Widerwillen, das alberne Stück noch einmal mitzuspielen, eine speciose Gestalt zu geben, sei es, um Veranlassung zu nehmen zum Ausdrucke seiner Bewunderung für Schiller und zur Erinnerung Dalbergs an die Rücksichten, die er Schillern fortgesetzt schuldig sei. Endlich ist nicht zu vergessen, daß Iffland ein genialer Schauspieler, ein geistreicher und ein warmherziger Mensch, aber auch ein Phantast war, und daß Ansichten, die er momentan mit vieler Emphase ausgesprochen hat, keineswegs für objective Thatsachen gelten dürfen. Hätte der „schwarze Mann" damals überhaupt in Deutschland (was uns immer verwundern müßte) für eine Parodie Schillers gegolten, so müßte sich in Schillers, seiner Freunde, der gleichzeitigen Literaturfreunde Briefen doch eine Spur davon finden. Schillers briefliche Aeußerung an den Freund Körner: „Gotter haßt mich schon seit vier Jahren" verräth keine Beziehung auf jene Posse und erklärt sich bei der unbesorgten und nervösen Ausdrucksweise Schillers, zumal in so vertraulichen Zeilen, hinreichend als Bezeichnung der ungweifelhaft starken Abneigung Gotters gegen die Intentionen und die Darstellungsart der Poesie Schillers. Wie aber ebendeswegen bei dem damaligen Besuche Gotters in Weimar auch die Exceptionen, die Wieland gegenüber von Schiller zu machen hatte, einige Verstärkung erhielten, so wie der ganze im Grunde sehr ungefährliche Wechsel und Wandel in der persönlichen Stellung von Wieland und Schiller wird vom Verfasser sehr hübsch entwickelt.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Landschaftmalerei.

Tyroler Gebirgslandschaft, Oelgemälde von C. Hummel,
8 Fuß breit, 6 Fuß hoch.

Die Landschaftmalerei gehört mit zu den Gegenständen, deren sich die Kunst erst später zur selbstständigen Behandlung bemächtigt hat. Daß sie gegen Ende des 16. Jahrhunderts durch die Carracci und deren Schüler, später durch Rubens, Poussin, Claude Lorrain, Ruysdael u. A. gleich in größter Vollendung auftrat, hat seinen Grund darin, daß die allgemeinen Grundsätze der Malerei für die Landschaft dieselben wie für

Digitized by Google

die Kunst überhaupt sind, und deßhalb nur auf sie angewendet zu werden brauchten. Den Gipfel dieser Kunstgattung erkennt man in der historischen oder heroischen Landschaft. Bei den Niederländern neigte sie sich mehr dem Natürlichen, Naturwahren zu, auf welchem Wege sie nach und nach in Vedutenmalerei auslief, bis zu Anfang dieses Jahrhunderts, durch die Bemühungen talentvoller Künstler, besonders durch Koch, Reinhard u. A. sie wieder auf einen bessern Weg geführt wurde. Wenn sie nun auch in neuester Zeit den von diesen Künstlern angezeigten Weg nicht streng weiter verfolgt hat, so muß man doch bekennen, daß die Landschaftmalerei zu einer Stufe eigenthümlicher Ausbildung gelangt ist, die mindestens eben so weit von der Prospectmalerei als von der historischen oder heroischen Landschaft entfernt ist.

In verschiedenen Perioden, bei verschiedenen Nationen sind die einzelnen Zweige, Gattungen der Kunst: Plastik, Historienmalerei, Genre- und Thiermalerei vorzugsweise begünstigt gewesen und haben dadurch jede ihren Gipfel erreicht. Die jetzige Periode scheint dies mit der Landschaft vorzuhaben, deren Producte dann am meisten befriedigen, wenn sie den Charakter eines bestimmten Landes, einer Gegend, ja eines besondern Terrains unter wechselnden klimatischen und atmosphärischen Erscheinungen, wenn sie eine gewisse Stimmung so klar aussprechen, daß sich der Beschauer in dieselben Zustände versetzt fühlt. Da nun die Darstellungsmittel, die charakteristischen Formen durch eine Reihe bedeutender Künstler dieses Faches nach und nach ausgebildet, zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit gebracht sind, so kann es nicht fehlen, daß gerade jetzt, wo die Liebhaberei zu diesem Fach die allgemeinere ist, darin verhältnißmäßig das Vortrefflichste geleistet wird. Ob das überhaupt ein günstiges Zeugniß für die Geschmacksbildung unsrer Zeit sei, kann hier nicht erörtert werden; man kann nur sagen, daß die Betrachtung, die Freude, der Genuß an der uns umgebenden Natur in ihren großartigen, wunderbaren, anmuthigen Erscheinungen eine gleiche Berechtigung haben und daß dies, im Vergleich mit vielen Darstellungen aus dem Menschenleben, immer noch von dem Vorhandensein einer unverdorbenen Empfindung, von einem gesunden Kerne in der jetzo lebenden Generation zeigt.

Geht man nun von diesem Allgemeinen zu dem in der Ueberschrift genannten Bilde des Herrn Hummel, so läßt sich davon nur Gutes sagen: Ein schäumender Gebirgsbach stürzt zwischen etwas verwetterten Tannengruppen über und zwischen Gestein nach vorn in der Mitte; er kömmt aus einem Thal (Flerschthal), das hinten durch Schneegipfel, den Stubenfernet, geschlossen ist, und rechts einen hohen Berg sehen läßt. Hinter näheren Höhen links steigen ebenfalls hohe Berge auf, theils durch Wetterwolken eingehüllt, vor welchen, im Mittelgrunde mehrere Tannengruppen auf dem unebenen Terrain vertheilt sind. Der Vordergrund ist theilweis mit Felstrümmern bedeckt. Als einzige passende Staffage sieht man einen Tyroler Schützen mit einer erlegten Gemse auf dem Rücken über eine Anhöhe rechts herabsteigen. Das schwere Gewölk hat sich in der Mitte getheilt, so daß der helle Himmel erscheint und von da aus sich das Licht zweckmäßig nach dem Wasser vorn zieht. Das Ganze macht einen angenehmen, naturwahren Eindruck, weckt lebhaft die Eigenthümlichkeit und Stimmung der tyroler Gebirgsnatur; die Behandlung ist meisterhaft. Dieses schöne Bild ist von Ihro Kaiserlichen Hoheit der Frau Großherzogin-Großfürstin acquirirt, um, wie verlautet, als ein werthvolles Geschenk an ein Glied der Königlichen Familie nach Berlin zu gehen.

Neben diesem großen Bilde waren im Atelier des Herrn Hummel noch einige kleinere, ein See von Gebirgen eingeschlossen, mit Landleuten vorn staffirt, eine geschlossene Gebigsparthie mit Tannen und eine Aquarellmalerei, Parthie am Comersee, hoch oval, zu sehen. In letzterer Gattung von Malerei zeigt dieser Künstler ein besonderes Talent, Gewandheit und geschmackvolle Behandlung. Sdt.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Vierteljahrpreis 10 Sgr.

Digitized by Google

№ 21. 25. Mai 1856.

Die Körbe des Meininger Landes.*)

Ein Vortrag beim Hennebergiſchen alterthumsforſchenden Verein gehalten

von

H. Brückner.

Wer jetzt einen Jahrmarkt der Reſidenz Meinigen beſucht, hat ſich daſelbſt durch **vierlei Körbe** hindurchzuarbeiten, die alle im Hemmen, Verengen und Gegendruck gleich, nach Stoff, Form und Zweck aber ungleich ſind. Früher und zwar bis gerade vor 20 Jahren hatte man es hier vorzugsweiſe nur mit 3 Körben zu thun; der hinzugetretene vierte hat ſeine wie hiſtoriſche ſo auch äſthetiſche Berechtigung, und vielleicht verdrängt er mit der Zeit gerade um des letztern Motivs willen einen aus der frühern Dreizahl; denn auch unter den Körben unſers Landes iſt im Augenblick, wenn auch keine Emancipation, doch eine fortſchreitende Bewegung eingetreten und zwar eine von Oſten nach Weſten.

Mit dieſer Vorbemerkung lenke ich die Aufmerkſamkeit einer verehrlichen Verſammlung auf einen an und für ſich geringfügigen, aber um ſeiner Bezüge willen nicht unintereſſanten Gegenſtand, auf die Körbe und insbeſondere auf die unſers Landes.

Mit der Schilderung derſelben ſtehen wir ſogleich inmitten des Volkes und zwar beim Weib; die höhern Stände und auch die Männer der mittlern und untern Volksſchichten ſind von der Angelegenheit der Körbe ausgeſchloſſen. Zwar tragen die höhern Stände gleichfalls ihre Laſten, aber nicht in Körben, holen ſich wohl auch ihre Körbe oder geben Körbe, aber immer ſind dies, wenn auch verhaßte und ſchwer drückende Laſten, doch Laſten, denen nicht der Korb gehört. Der Mann im Volk fährt ſeine Bürde auf dem Karren oder trägt ſie

*) Der hochgeſchätzte, um die Kunde Thüringens viel verdiente Verfaſſer hat uns geſtattet, dieſen Vortrag, welcher in ſeinen „Denkwürdigkeiten aus Frankens und Thüringens Geſchichte und Statiſtik. 1. Band“ erſchien, in dieſem Blatte abzudrucken. Wir wünſchen dem fleißigen Forſcher in dem reichen Schatze vaterländiſcher Geſchichte und Sitte eine reiche Ausbeute und die warme Theilnahme aller Gleichſtrebenden.

Digitized by Google

im Querichsack, im Ranzen, im Felleisen oder auf dem Raff, nirgends aber im Land, wie der benachbarte heſſiſche Hallenberger, auf dem Kopf und ſelten, ſehr ſelten in Körben und dies ſind nur Lumpenſammler, Aſchenträger und Vogelhändler. Das eigentliche Tragen auf dem Rücken hat der Mann oder vielmehr die Natur dem Weibe zugetheilt, nicht etwa, daß darin ein Symbol des Druckes angedeutet ſein ſollte, ſondern weil das Weib mehr Tragkraft im Rücken, als Kraft und Ausdauer im Arm beim Druck, Stoß und beim Ziehen hat. So ſind denn die Körbe die eigentlichen Orden der Weiber, aber auch zugleich die Signaturen ihrer ſauern Arbeit und überdies die Kennzeichen ihrer Herkunft in Abſicht auf ſprachlich und nationell verſchiedene Gebiete. Wer einen Korb trägt, hat keinen Müßiggang, um fett zu werden, und macht keinen Spaziergang, um zu verdauen, er macht vielmehr ächte und rechte Geſchäftsgänge, denn die Korbgänge ſind gleichſam Ameiſenzüge zwiſchen Haus und Feld und Haus und Markt.

Wenn nun überhaupt in den tiefern Schichten des Volkes ein zähes Halten und Beharren als charakteriſtiſches Merkmal getroffen wird, ſo tritt dieſe Eigenſchaft uns doch wieder am entſchiedenſten beim Weibe entgegen, man mag nun die Sprache, die Sitte, den Glauben oder die Tracht ins Auge faſſen und dies hat ſeinen Grund in dem viel geſchloſſeneren, zuſammengehalteneren Organismus, in dem mehr concentriſchen Weſen des Weibes, während der nach der Peripherie des Lebens hinſtrebende Mann beweglicher, wie Grund gegen Grund, ſo Form gegen Form austauſchender erſcheint.

Unter allen Formen, die das Weib mit Zähigkeit feſthält, ſteht der Korb in vorderſter Reihe, denn wie wir ihn heute da und dort finden, ſo kennt bereits das Mittelalter denſelben in derſelben Gegend nach gleichem Zuſchnitt. So wie der Stoff, woraus der Korb beſteht, leicht erklärlich ein heimathlicher ſein mußte und noch ſein muß, ſo war deſſen Form nothwendig von dem Steil oder Eben, von dem Reich oder Arm, von den ſchweren oder leichten Erforderniſſen und Erzeugniſſen des Bodens abhängig, und wie dieſe Verhältniſſe im Allgemeinen unwandelbar ſind, ſo blieb auch der Korb für dieſelbe Gegend in derſelben Form, und wir beſitzen mithin in unſern Körben ehrwürdige, vielleicht tauſendjährige Geſtalten, die theils zur heidniſch-deutſchen, theils zur ſlaviſchen Vorzeit unſers Volkes zurücktragen. Da aber zugleich ein und dieſelbe Markung ihr beſonderes Idiom ſpricht und feſthält, ſo läßt der Korb ſicher, wie die Markung, ſo die Sprache erkennen, wohin ſeine Trägerin gehört.

Auf dem Boden unſeres Landes treffen wir 6 ganz verſchieden geformte Körbe, nicht durch einander, ſondern neben einander in ſcharfer Abgrenzung an.

In den Aemtern Salzungen und Waſungen herrſcht der Sechsmetzen-Korb oder der alte Tullifelder Korb, der auf der Rhön und im thüringiſchen Weſtgau, vom Werrathal über Eiſenach bis faſt nach Gotha ausgebreitet, vorkommt. Er bildet eine langſchmale Form, iſt, weil er aus Saalweide gearbeitet wird, grau-weißlich und beſteht aus zwei Theilen, aus einem untern ſehr ſchmalen viereckigen Theil und einem obern weitern und rundlichen Aufſatz, theils gekrümmt wie in Waſungen, theils gerade aufſteigend wie in Salzungen. Weder ſeine Geſtalt iſt ſchön, noch ſein Bau dauerhaft und vielfaſſend. Sein mageres Ausſehen ſteht in urſprünglicher naturhafter Beziehung zu dem magern Boden des alten

Digitized by Google

Tullifeld und selbst in seinen beiden ungleichen Etagen und Verengungen gibt er sich als ein Abbild des Tullifelder Terrassenlandes und der Verengung des Bodens. Er gehört in das sprachliche Gebiet, wo die Verkleinerungssilbe che charakteristisch ist und wie er in seiner Gestalt die runden und eckigen Körbe vermittelt, so gehört er dem Uebergangsvolk zwischen Ober- und Niederdeutschland, dem Land der blauen groben Kittel.

Oestlich an ihn stößt der eigentliche althennebergische Korb, der s. g. Beinkorb, der in Walldorf beginnt, über Meiningen, Kühndorf, Bensshausen, Zella, Suhl und Schleusingen bis nach Frauenwald und Stützerbach reicht, also ganz den Strich einhält, den das jetzige Henneberg umspannt. Rücksichtlich der Sprache nimmt er das Gebiet der kurz, klar und hoch klingenden Verkleinerungssilbe lé und in Absicht auf Männertracht den Zug der Querichsäcke und der Weißkittel ein. Er ist niedrig, an der Rückseite rundlich, an den übrigen eben gebaut und faßt gerade 1 Maaß. Seinen Namen führt er von den zwei Beinen oder von den zwei Stäben, an denen er befestigt ist und die, nach unten und oben überragend, die Stützpunkte der Tragbänder bilden. Seine Gestalt, die unter allen 6 Körben des Landes die unansehnlichste ist, entsprang aus dem Bedürfniß der Bodenform, denn an dem Gelände des bergigen Bodens Hennebergs, wohin die dasige agrarische Thätigkeit hauptsächlich und somit sein Hauptdienst fällt, bedarf er zu seiner Feststellung außer dem eigenen Boden noch zweier Stützpunkte und daher die zwei Beine. In dem Hügelland der Altmühl gab man dem dort üblichen Korb drei Beine, wodurch man zugleich den Boden des Korbes zu schonen suchte. Innerhalb des wiesenreichen Schleusegrundes von Rappelsdorf bis Waldau und Wiedersbach findet sich eine viermal vergrößerte Form dieses Korbes als sogenannter Graskorb, bei dem indeß die Beine fehlen und zwar darum fehlen, weil er einen erweiterten Boden hat und auf ebenem Grasland gebraucht wird. Uebrigens verengt sich dieser Beinkorbstrich mehr und mehr, was nicht allein daraus, daß früher der Werragrund von Meiningen bis Themar ihm gehörte, sondern auch besonders aus dem Umstand hervorgeht, daß in der Residenz Meiningen nur noch der ärmere und ältere Theil der weiblichen Bevölkerung den Beinkorb trägt, während die schmucke Dirne und die wohlhäbige Bürgersfrau mit dem s. g. Koburger Korb in dem Bewußtsein einherschreitet, daß dieser ihre Gestalt mehr hebe und ziere.

Südlich von dieser Beinkorbmarkung liegt der Strich des s. g. Grabfelder Korbs. Dieser reicht von der Herpf bis an die Kreck und von der Werra bis an den Main und übersteigt selbst diesen Fluß bei Schweinfurt. Wir treffen ihn also im Werragrund oberhalb Meiningen, im hermannsfelder, jüchsener, milzer und im ganzen Saalgrund. Dreißigacker bildet seinen nördlichsten Vorpostenort. Er ist der Korb der gesegneten überflußreichen Gegend, deshalb bringt er Kleinodsfrüchte, Obst, Hühner, Butter und Milch zu Markt, während die zwei vorher genannten hungrigen Körbe vom Markt holen und vertheuern. Der Grabfelder Korb ist breit und niedrig rund, besteht aus 4 Ringen und weil er aus ungeschälter Weide geflochten wird, sieht er braun-röthlich gefärbt aus. Seine bauchige

Digitized by Google

Form entſpricht dem undulirenden Land, auf dem er heimiſch iſt. Er hat einen breiten Boden und keine Füße, weil dieſe auf dem ſanft welligen Grabfeld nicht nöthig ſind. Wie Form und Dienſt, ſo unterſcheidet ſich ebenſo ſeine Größe von der des Tullifelder und Henneberger Korbes, er nimmt mindeſtens 2½ Maaß, meiſt 3 Maaß in ſich auf und offenbart auch dadurch den Urſprung aus einem gelobten Land, im Gegenſatz beſonders zu dem einmaaßigen Beinkorb, der ſchon in ſeinem Umfang des Landes überirdiſche Armuth verräth. Der Grabfelder Korb umſpannt genau das Gebiet der lich, d. h. wo die Verkleinerungswörter im Plural lich bilden, ſo das Blümle, die Blümlich; auch beginnt mit ihm der rothe Kopflappen der Weiber und der ſchmutzig-braunröthliche Teint des Volkes.

Zu ſeinem öſtlichen Nachbar hat der Grabfelder Korb den ſ. g. Koburger Marktkorb oder den alten Banzgauer Korb. Dicht oberhalb Bamberg geht derſelbe den Itzgrund hinauf über Koburg bis zum thüringer Wald, alſo bis Schalkau und Sonneberg und zugleich auch die Rodach und Kreck aufwärts über Heldburg und Rodach nach Hildburghauſen und Eisfeld. Im Amt Eisfeld gehört ihm indeß nur das Vorland an, im ſ. g. Hinterland herrſcht eine andere und zwar die nächſtfolgende Korbform. Der Koburger Korb hat ſich ſeit 1827 mit den Hildburghäuſer Beamten, reſpektive mit deren Mägden nach der Reſidenz Meiningen übergeſiedelt und ſich hier gegen den alten Beinkorb ein Uebergewicht verſchafft, ja ſeit zwei Jahren macht er ſogar Eroberung in dem ſonſt unbeugſamen Waſungen. Er iſt der größte von allen 6 Körben des Landes, dabei von durchaus runder Form, von gelb-weißlicher Farbe und von langer Geſtalt, nach oben weiter, nach unten enger, mit flachbreitem Boden und mit einer nach oben ſpitzig auslaufenden Vorderwand. In der Größe wechſelt er, wie dies bei keinem andern Korb der Fall iſt, aber nie wird er, die mehr ſpieleriſchen Kinderkörbe ausgenommen, ſo gebaut, daß er weniger als 3 Maaß faßt. Wie der Grabfelder, ſo gehört auch er einem reichen Boden an und bringt daher zu Markt oder geht voll auf die Gäu, d. h. er geht mit Fleiſch, Semmeln, Obſt oder Gemüſe beladen auf die Dörfer des Plattlandes und ſetzt daſelbſt als Hauſirer dieſe Produkte ab, ein Brauch, den wir in unſerm Land nur auf dieſem Gebiet treffen. Das Idiom dieſes Korbſtrichs erſcheint als die gröbere Mundart im ganzen Land: die höhern, weichern und feinern Laute gehen hier in tiefe, harte und rauhe, die Verkleinerungsſilbe le in la, ſelbſt das che in ker, wie Zwetſchke in Quattſchter, über, und der ſüddeutſche Bub kommt hier zum Vorſchein. In dem mundweiten, rauhen und harten Laut ſpricht ſich der fleißige, aber auch derbe und grobe Charakter des Banzgauers aus und dieſer kann für ſeinen Fleiß und Boden nur einen ſolch geräumigen Korb gebrauchen, wie eben der Koburger Marktkorb beſchaffen iſt.

Da, wo ſich in unſerm Land der Bauernhof zur Hütte verkleinert, wo die Geis zur Kuh, die Kuh zum Ochſen erhoben wird und der Menſch im eigentlichen Sinn des Wortes unter die Laſt kricht, wo Milch und Kartoffeln das tägliche Brod bilden und wo der Männer wöchentliche Arbeiten am Sonnabend im Korb fortgetragen werden, da, wo alle Bedingungen des Lebens, Tugenden und Laſter, Sitten und Gebräuche noch am meiſten der Natur des Landes entſprechen, da ſtehen wir auf dem Wald und ſtehen im Gebiet der eigentlichen Kötze. Sie hat im Süden den Koburger Korb, im Weſten den Beinkorb und auf

Digitized by Google

den andern Seiten den Thüringer Korb zu Nachbarn und erſtreckt ſich vom Eisfelder Hinterland, alſo von der Biber, Neubrunn und Gabel über das Waldplateau, über Steinheid und Igelshieb bis dicht vor Gräfenthal. Ihren Mittelpunkt und Hauptfabrikort bildet Königſee, daher ſie auch der Königſeer Korb heißt, indeß mit mehr Fug und Recht den Titel Waldkorb führt. Ihr Name iſt ſlaviſch, ihr Stoff ein ächtes Waldkind, ihr Dienſt Mühe und Arbeit. Man fabricirt ſie ebenſo wie die Waldſchanzen aus tannenen Aſtſchienen und giebt ihr eine viereckige, nur ganz oben etwas rundlich auslaufende Form und zugleich eine Größe, die 3 Maaß faſſen kann. Ihr feſter Bau entſpricht vollkommen ihrem Dienſt, ſchwere Laſten bergauf, bergab zu tragen. Mich jammert's immer, wenn ich einen ſolchen Korb einherwandern ſehe, nicht allein weil ihn ein im Ganzen genommen armer Schlag Menſchen trägt, der wenig, höchſtens aus Fichtenholz gemachte Waaren zum Verkauf und Abſatz bringen kann, ſondern weil er meilenweit die ſchwerlaſtenden Bedürfniſſe des Lebens über Berg und Thal heimtragen und den Dünger die ſteilen Berge hinauf und die Erndte vom Feld und Wieſe bergab und thalein in Scheune und Keller ſchaffen muß. Und doch gehört die Kötze einem Volk, das ſeinen Vögeln im Wald gleicht, die ihre dürftigen Berge und Thäler nicht laſſen können, bei kargem Futter noch ſingen und necken und in all ihren Liedern wohl Liebesſchmerz hauchen, nie aber über des Lebens Leid leidvoll klagen. In dem letzten Jahrzehnt hat ſich der Thüringer Korb in das Gebiet der Kötzen eingedrängt, weil jener eine mehr anſprechende Form hat als dieſe, indeß abgeſehen davon, daß der Dienſt oder das Loos der Körbe auf dieſem Boden gleich bleibt, ſo dürfte die ungleich größere Dauerhaftigkeit der Kötzen doch höher anzuſchlagen ſein, als die elegantere Form der Thüringer Körbe.

Endlich kommen wir zu dem ſechſten Korb des Landes, zu dem eben erwähnten Thüringer Korb, der faſt über ganz Thüringen ausgebreitet iſt, denn nur im Weſtgau dieſes Landes weicht er dem Tullifelder Korb. Wer von Gotha nach Eiſenach oder nach Dambach zureiſt, trifft in der Entfernung von einer Stunde den Wechſel des Thüringer und Tullifelder Korbes. Von dem Hauptfabrikort und Mittelpunkt des Thüringer Korbes heißt er auch der Mühlhäuſer Korb. Er iſt nach dem Koburger Korb in unſerm Land der ausgebreitetſte, denn da er in der Grafſchaft Camburg, in der Herrſchaft Krannichfeld, in dem Verwaltungsamt Saalfeld und in dem größeren Theil des Amtes Gräfenthal getragen wird, ſo gehören ihm 11 Quadratmeilen, während dem Koburger 13, dem Tullifelder 7, ebenſoviel dem Grabfelder Korb, der Kötze 4, dem Beinkorb 1 Quadratmeile zukommen. Höhe, Stoff, Farbe und Umfang hat er mit dem Grabfelder gemein, nur in der Form iſt er verſchieden und zwar beſitzt er eine durchaus viereckige pyramidale Geſtalt. Wie der Grabfelder, ſo iſt auch er auf einem fruchtbaren Boden einheimiſch, daher ſich ſein Bau und ebenſo ſein Gebrauch erklärt, der vorzugsweiſe in dem Dienſt beſteht, Kleinodsfrüchte und die Produkte der Viehwirthſchaft zu Markt zu bringen. Ihm gehört das Gebiet der Verkleinerungsſilbchen, des hellklingenden Thüringer Idioms und der blauen Schürzen, Jacken und Kopftücher an.

Digitized by Google

Dies die Gallerie der Körbe unſers Landes und ihrer Bezüge zum Leben und zur Natur. Sollte übrigens als Mangel des eben Vorgetragenen angeſehen werden, daß die figürliche Bedeutung von Korb unerörtert blieb, ſo mag bezüglich deſſen die Erklärung genügen, daß jene Figur vom Handkorb, nicht vom Tragkorb abſtammt und daher hier kein Recht auf Erörterung hat; wohl aber dürfte ſchließlich noch die Hindeutung an ihrer Stelle ſein, daß der Korb den kleinen Kindern auf dem Lande in der Erndtezeit ein Aſyl und Spielplatz, gar manchem Schüler auf höhern Schulen ein willkommenes, mit dem wöchentlichen Lebensbedarf befrachtetes Schiff und den Arbeitern in Wald und Feld zur Mittagszeit eine erſehnte Küche und ein Tiſch des Segens iſt.

Zwei Schreiben
Schillers und des Herzogs Georg von Sachſen-Meiningen.

Friedrich Schiller hatte im Monat December 1789 die Frau von Lengefeld um die Hand ihrer Tochter Charlotte gebeten und von ihr nach glücklicher Beſeitigung mancherlei in Geburt und äußerlichen Verhältniſſen liegender Bedenklichkeiten das Jawort erhalten. Von Seiten der chère mère war, das mußte ſich Schiller geſtehen, eine große Entſagung vollbracht, indem ſie, in den damaligen Vorurtheilen ihres Standes erzogen und darin durch höfiſche Dienſte befeſtigt, die Tochter einem zwar talentvollen, aber doch bürgerlichen, einem arbeitsmuthigen und ſchöpferiſchen, aber noch unbeſoldeten und unbemittelten Manne zur Frau gab. Sie war nach ihrem Urtheil herabgeſtiegen; aber ſeinerſeits kam auch Schiller, ſo wenig ethiſchen Werth er bisher in allen conventionellen Formen des Lebens finden konnte, ihr nach Kräften entgegen, um die Kluft des äußeren Lebens zu überbauen, eine Kluft, die für die Herzen nicht beſtand. Sein Brief an den genialen Herzog Georg von Sachſen-Meiningen iſt ein ſolcher Schritt. Dieſer Brief, ſowie der des Herzogs Georg ſind Denkmale, welche der Darſtellung und Würdigung des Lebens beider Geiſter nicht fehlen dürfen. Wir laſſen ſie *) darum hier folgen.

Durchlauchtigſter Herzog,

gnädigſter Fürſt und Herr,

Eure Herzogliche Durchlaucht haben mich durch Uebertragung einer Profeſſur bei der Academie in Jena **) zu der höchſten Dankbarkeit verpflichtet. Mein einziges Beſtreben wird dahin gerichtet ſein, das gnädigſte Vertrauen, das Eure Durchlaucht in mich ſetzen, durch meinen Fleiß und meinen Eifer zu rechtfertigen. Aber ehe ich mich dieſer Gnade noch habe würdig zeigen können, muß ich Ihre Güte, gnädigſter Herr, durch eine neue Bitte mißbrauchen. Ich bin auf dem Wege eine Heirath zu thun, die das ganze Glück meines Lebens ausmacht; mit einem Fräulein von Lengefeld, einer Tochter der Oberhofmeiſterin in Rudolſtädtiſchen Dienſten. Da mir die Güte der Mutter und die Liebe der Tochter das Opfer ihres Adels bringt, und ich ihr ſonſt gar keine äußerlichen Vortheile dafür anzubieten habe, ſo wünſchte ich, ihr dieſes Opfer

*) Die Originalien liegen im Miniſterialarchiv zu Meiningen.

**) Im Monat März 1789.

Digitized by Google

durch einen anständigen Rang in etwas zu ersetzen, oder weniger fühlbar zu machen. Durch zwei Silben, gnädigster Herr, können Sie meinen Wunsch erfüllen, und dieses Geschenk würde aus den Händen Eurer Herzogl. Durchlaucht einen vorzüglich hohen Werth für mich haben. Ich fühle, wie kühn meine Bitte ist, da ich kein Verdienst aufzuweisen habe, welches mir Ansprüche darauf geben könnte; aber Ihre Gnade, gnädigster Herr, kann mir Verdienste leyhen, die ich mir erst in der Zukunft erwerben soll. Nur ein grenzenloses Vertrauen zu Ihrem wohlwollenden Herzen, das sich gegen meine Familie schon thätig gezeigt hat, gab mir den Muth, diese Bitte an Euer Durchlaucht zu wagen.

Ich ersterbe mit der tiefsten Verehrung

Jena, den 22. Decbr. 1789.

Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht

unterthänigst treugehorsamster

Friedr. Schiller.

Wir Georg Herzog zu Sachsen-Meiningen urkunden hiermit und bekennen. Demnach Wir in Gnaden geruhet haben, den Hochgelehrten und lieben Getreuen, dermaligen H. S.-Weimarischer Rath, auch außerordentlichen Professor der Philosophie auf der Ges. Akademie Jena Friedrich Schiller wegen dessen Uns bekannten vorzüglichen Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit, so wie des sich bereits als Schriftsteller in dem Fache der Literatur und schönen Wissenschaften erworbnen Ruhms, zu unsern H. Hofrath zu ernennen, dergestalt, daß derselbe aller mit diesem Character verbundnen Vorzüge des Rangs und übriger Vorrechte sich zu erfreuen haben soll. Als ist hierüber gegenwärtiges von Uns eigenhändig unterschriebnes mit unserm Geheimen Insiegel wissentlich bedrucktes Decret ausgefertigt und erfagten Herrn Hofrath Schiller zu seiner Legitimation zu übermachen befohlen worden. So geschehen ꝛc.

Den 2. Jan. 1790.

Regens.

Epigramme.

An einen Mürrischen.

(Aus dem Englischen.)

Daß ich dich des Mißmuths Beute
Lasse, kränkt an mir mich sehr;
Aber wann ich dich zerstreute,
Wer zerstreuet mich nachher?

Der Geizige.

Sagt, ob ihr ein Gewissen habt,
Die ihr mich so verhöhnt;
Wenn sich mein Rock an mich gewöhnt,
So nennet ihr ihn abgeschabt!

Schlauheit.

Ach Frauen, seid von eurer List mir still;
Schlau ist der Mann, der einen Orden will.

Aufsteigende, bald brennende Fragen.

War dein Fels, o Sisyphus, vulkanisch,
Ist dein Ring, Polykrates, galvanisch? —

Rückblick in die Vergangenheit.

Oft befrag ich mich ganz leise,
Wann ich mich versenk' in dich:
Wird Vergangenheit zur Waise,
Oder bin die Waise ich?

Grabschrift.

Hier ruht ein Egoist — du Leidender, entweiche! —
Ein fremdes Schicksal war ihm immer eine Leiche.

Dramatisches.

Wenn nicht die Tugend horchen dürft' und lauern;
Dramat'sche Dichter wären zu bedauern.

Menschenfreundliches.

Wann steigt ein Engel mit der Botschaft nieder:
„Autoren und Verleger sind auch Brüder!"

Bemerkungen.

Betrachtet ihr Errungenschaften,
So sind es meist Erzwungenschaften.

Uniform-Luxus.

I.

Die Aermel? ganz von Stickstoff schwer;
Die Taschen? — leer.

II.

Bald ist's ein Waffenrock, bald wiederum ein Frack,
Zuletzt ertheilt man uns in Sammt den Bettelsack.

M.....

Digitized by Google

Kleine Zeitung.

Victor Hugo hat so eben zwei Bände Gedichte, unter dem Titel „Contemplations", erscheinen lassen, welche von dem französischen Publikum förmlich verschlungen und von der Kritik mit fast ungetheiltem Beifalle begrüßt werden. Die Gedichte sind übrigens keineswegs etwa blos Erzeugnisse der letzten Jahre, vielmehr reichen sie zum großen Theil bis vor fünfundzwanzig Jahren zurück.

Die Selbstbiographie **Benvenuto Cellini's** hat durch Göthes meisterhafte Uebersetzung in unserer Literatur Bürgerrecht erlangt, und der als Künstler wie als Mensch gleich bedeutende Florentiner ist daher auch dem größeren gebildeten Publikum nicht fremd. Wir halten es deshalb nicht für überflüssig, auf eine im vorigen Jahre erschienene kleine Schrift nachträglich aufmerksam zu machen, welche den Titel führt „Münzen und Medaillen des Benvenuto Cellini. Eine Gelegenheitsschrift des Dr. Julius Friedländer, Berlin 1855" und dreizehn treue Abbildungen von Vorder- und Kehrseiten von Münzen und Medaillen jenes Meisters bietet.

Winckelmann — der jetzt gerade vor 101 Jahre von Dresden nach Rom übersiedelte — wird durch die Freigebigkeit König Ludwigs von Baiern ein Denkmal in der Villa Albani erhalten. Der Bildhauer Emil Wolff aus Berlin hat den Auftrag, die Kolossalbüste des großen Gelehrten nach einem in Rom befindlichen Porträt in Marmor auszuführen. Das Modell ist bereits vollendet. Die Büste selbst wird in einem Laubgange der genannten Villa, in der Winckelmann bekanntlich einst wohnte, aufgestellt werden.

Wie die Augsburger Zeitung berichtet, ist in der Madrider Gaceta unlängst ein königlicher Erlaß veröffentlicht worden, wonach für die Zukunft auf den spanischen Theatern die Aufführung von heiligen oder biblischen Dramen untersagt wird, deren Stoff den Geheimnissen der christlichen Religion entnommen ist- oder in denen Personen der Dreieinigkeit oder der heiligen Familie vorkommen. Die Verordnung soll durch eine Beschwerde hervorgerufen sein, welche der Vicar von Madrid wegen der jüngst im Prinzessinen-Theater aufgeführten „Leidensgeschichte Christi" an die Königin gerichtet hatte.

Die Zeitschrift „Europa" enthält in No. 17 d. J. unter der Aufschrift „Göthe als Theaterdirektor" eine Reihe nicht uninteressanter Notizen über Göthes Leitung des weimarischen Theaters, aus eigener Erinnerung mitgetheilt von Herrn Musikdirektor Karl Eberwein in Weimar. Nach einer dem Aufsatze beigefügten Anmerkung ist Herr Eberwein jetzt beschäftigt „seine eigenen einfachen Erlebnisse und die Begegnung mit den großen Persönlichkeiten der goldenen Literaturzeit aufzuzeichnen", welche Aufzeichnungen wir im Voraus willkommen heißen.

Kleinigkeiten.

Folgende zwei Anecdoten von dem verstorbenen F. C. Jahn, dem sogenannten „Turnvater" entnehmen wir der unlängst erschienenen Lebensbeschreibung desselben von Pröhle (Berlin, Fr. Duncker), auf die wir bei dieser Gelegenheit unsere Leser aufmerksam machen wollen.

— „Unter den Zuschauern der Turnübungen, deren Schranken besonders 1812 von der staunenden Menge wie ein geweihter Ort umlagert wurden, fanden sich einst, noch vor dem Kriege, zwei Prinzessinen des königlichen Hauses ein, und in ihrem Gefolge der Geheimrath A. Nachdem die Uebungen beendigt waren, traten diese Gäste selbst in die Schranken ein: die ältere Prinzessin, Marianne, Gemahlin des Prinzen Wilhelm, knüpfte ein Gespräch mit Jahn an und äußerte ihre Freude über das gesunde, blühende Aussehen der um sie herstehenden jungen Turnerschaar. Jahn erklärte: das sei eben eine von den heilsamen Wirkungen des Turnens. Da die Prinzessin gestand, sie habe nicht vorausgesetzt, daß auch in dieser Beziehung das Turnen wohlthätig wirke, so erwiderte Jahn: „Gewiß! Und wenn erst das Turnen allgemein eingeführt sein wird, so wird man künftig solche nichtswürdige Gesichter gar nicht mehr zu sehen bekommen, wie ich eins habe und wie da Herr A. eins hat." (Das Gesicht des Herrn A. war sehr von Blattern zerrissen.) —

Ein ander Mal erzählt Pröhle: „Hier in dem Häuschen Jahns bei Freiburg war es, wo ich einmal mit einem Jenenser übernachtete, den ich in Freiburg antraf und der unter dem Namen des „Eichelfressers" bekannt war. Er entging um so weniger dem Schicksale, für die Vorstellungen, welche er mit nach Freiburg brachte, etwas bestraft zu werden, da er selbst als ein gelehriger Schüler der Deutschthümelei, deren Zeit schon damals längst vorüber war, auftrat und in dieser Hinsicht von seinem Wirthe allerlei Anweisungen und Handgriffe zu erwarten schien. Er schrieb sich in das Fremdenbuch des Hauses mit dem Zusatze: „vulgo, der Eichelfresser, oder der kleine Jahn," worauf der große Jahn mit gutmüthiger Selbstironie sagte: „Nun, ich werde Euch wohl einmal einen Sack voll Eicheln nach Jena schicken müssen." Als der Große uns Morgens sehr früh weckte und der Kleine sogleich mit einem ungeheuren Satze aus dem Bette sprang, sich vor das Waschbecken hinstellte und gegen seine deutsche Brust mit mächtiger Anstrengung dicke Wasserstrahlen schleuderte, sagte der Meister, nachdem er ihn eine Zeitlang schweigend betrachtet hatte, endlich lächelnd: „Schon gut! schon gut!" und dabei winkte er komisch genug mit der Hand, wie ein Offizier, der einer Schildwache erläßt, vor ihm zu präsentiren."

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Vierteljahrspreis 10 Sgr.

Digitized by Google

№ 22. 1. Juni 1856.

Michelangelos letztes Gedicht.

Ueberſetzt von

Adolf Doerr.

O wehe, wehe mir, der nun ich keinen
Von ſo viel Tagen in vergangnen Jahren
Nicht einen finde, der mir ſelbſt gehörte.
Weil mich des Lebens eitler Wahn bethörte
Mit Lieben, Hoffen, Zagen, Grollen, Weinen;
Denn jede Leidenſchaft hab' ich erfahren:
So ward ich von dem Guten und dem Wahren,
Zu ſpät erkenn' ich's, immer ferngehalten.
Nun fühl' ich ein allmähliges Erkalten,
Stets größer wird auf meinem Pfad der Schatten,
Die Sonne weicht, nah iſt mein letzt' Ermatten.

Zur Erinnerung an Eſaias Tegnér.

Von

Julius Saupe.

Der gefeierte Sänger der Frithjofsſage Eſaias Tegnér (ſprich Tengnehr) hat zwar nicht auf deutſchem Boden gelebt, auch nicht in deutſcher Sprache gedichtet: aber das deutſche Ehrenbürgerrecht iſt ihm längſt in den Herzen aller derjenigen geſichert, die, wie er ſelbſt ſingt, am Lichte der Kunſt erwarmen. Wie ſieben griechiſche Städte mit einander geſtritten haben ſollen, Homer den Ihrigen zu nennen, ſo wetteifern drei Provinzen Schwedens, ſich Tegnér's Namen beſonders anzueignen: das erzreiche Wermland, wo er geboren wurde und aufwuchs, das fruchtbare Schonen, wo er aus einem

Digitized by Google

ſtrebenden Schüler ein weithin wirkender Lehrer ward, und das gemüthliche Smaland, wo er als Lenker des Stifts neues Anſehen und neue Ehre gewann. Welche von dieſen Provinzen ein näheres Anrecht auf des Dichters Ruhm und Größe beſitze, bleibe unentſchieden; genug es ſind die Stätten, wo der Name des edeln Sängers mit der wärmſten Theilnahme genannt wird, wo die vielfachſten Spuren ſeines thätigen Lebens verbreitet ſind, wo ſein emporſtrebendes Talent ſich zuerſt in den heitern Aether des Geſanges erhob.

Geboren in der Provinz Wermland 1782, gewann er unter der Leitung ſeines Vaters, der ein guter Prediger, ein fröhlicher Geſellſchafter und ein emſiger Ackersmann war, die erſte anregende Nahrung für Geiſt und Herz aus den wechſelnden Erſcheinungen der wildromantiſchen Natur ſeiner Heimath. Schon als kleiner Knabe begrüßte er faſt mit ſchwärmeriſchem Entzücken die dem Nordländer doppelt theure Wiederkehr der Frühlings- und Blüthezeit des Jahres, und früh ſchon pflanzten ſich alle jene zarten Empfindungen, lieblichen Träume und ſinnigen Phantaſien in ſeinem jungen Gemüthe an, von denen wir ſein ganzes ſpäteres Leben getragen, durchdrungen und erhoben ſehen. Und der Heimath liebe Bilder glühten fort in ſeiner Seele und wurden die ſchützenden Genien ſeiner Pilgerfahrt, als der Tod des Vaters den 9jährigen mittelloſen Knaben von der Stätte trieb, wo ſeine Wiege geſtanden hatte, und ihn nöthigte, ſich zum Gehilfen auf dem Vogteikomptoir erziehen zu laſſen und den neuen Pfleger ſeiner Jugend, der an der Spitze dieſer Verwaltung ſtand, auf ſeinen monatlichen Reiſen durch die Provinz zu begleiten. Auf dieſen Reiſen entwickelte ſich ſein Sinn für die Natur immer mehr; auch durfte er ſich ungeſtört dem Drange überlaſſen, die Bilder, welche die Betrachtung des reichen Naturlebens ſeiner Heimath in ihm erzeugte, poetiſch zu geſtalten. Gleichzeitig fühlte er ſich immer mächtiger von den kühnen und friſchen Geſtalten der nordiſchen Sagenwelt angezogen, die zu ſeinen früheſten und liebſten Genoſſen gehörten. Von dieſen wunderbaren Geſchöpfen des Gemüthes und des Geiſtes angelockt und feſtgehalten ſaß er oft ſinnend auf einſamen Plätzen und vergaß über ihnen nicht ſelten die Forderungen der Gegenwart. An den Büchern und Bildern, in denen er die heimiſchen Sagen aufgezeichnet fand, bildete ſich aber nicht nur ſeine Phantaſie, ſondern auch ſein wiſſenſchaftlicher Sinn heran.

Sein menſchenfreundlicher Pflegevater hatte längſt die ſchöne Entwickelung ſeines Geiſtes und Herzens mit ſtillem Wohlgefallen bemerkt, als er einſt an einem ſternenhellen Abend, nachdem er mit dem Knaben über die Wunder der Natur geſprochen hatte, von ſeinen Antworten und Aeußerungen überraſcht, das entſcheidende Wort ſprach: „Eſaias, du mußt ſtudiren!“ Wie ein Zauberſpruch drang dies Wort in die Seele des Knaben; das war ja längſt ſein ſtiller Wunſch, der Gegenſtand ſeiner heißeſten Sehnſucht geweſen. Schüchtern und beklommen ſetzte er dem Ausſpruch das Bedenken ſeiner Mittelloſigkeit entgegen; allein der wackere Mann, der nie auf halbem Wege ſtehen blieb, erwiderte ihm voll frommer Zuverſicht: „Gott wird das Opfer ſchon ſchaffen, mein Sohn! Du biſt zu etwas Beſſerem geboren; Du mußt zu deinem älteſten Bruder reiſen, der Deine Studien leiten wird; ich aber werde Dich keineswegs vergeſſen.“ So war das Loos ſeines Lebens entſchieden.

Als 14jähriger Knabe zog er zurück in ſeine Heimath zu ſeinem Bruder, einem gelehrten Manne, und war bereits nach 2jährigem gründlichen Unterrichte im Stande, griechiſche und römiſche Schriftſteller zu leſen und zu genießen und nicht bloß ſelbſt ſich fortzubilden, ſondern auch die Leitung und den Unterricht vornehmer Knaben zu übernehmen. Von da an eilte er raſtlos von einer Kenntniß, Fertigkeit und Sprache zur andern, und noch hatte er das 17. Lebensjahr nicht erreicht, als er ein Kind an Reinheit und Lauterkeit ſeiner Seele, ein Jüngling an Lebendigkeit und Begeiſterung ſeines Gemüthes, ein Mann an Kenntniſſen und Willensſtärke die Univerſität Lund bezog. Unaufhaltſam ſtrebte Tegnér auf der nach vielen Anſtrengungen glücklich erreichten Bahn vorwärts, widmete mehrere Jahre hindurch regelmäßig 20 Stunden des

Digitized by Google

Tages der Beschäftigung mit den Wissenschaften und legte nicht nur in dem Studium der klassischen Sprachen, sondern auch in Mathematik und Physik, in Philosophie und Aesthetik erstaunenswerthe Beweise eines Alles überwindenden Eifers an den Tag. Auch fehlte es nicht an ehrwürdigen Männern, die durch Lehre und Beispiel, durch Rath und That die Studien des jungen Mannes unterstützten und förderten: wie ein Norberg, dessen Bild er selbst in den schönen Versen schildert:

Kehr, Freund des Oft, Du Ruhm des Nordens, wieder!
Du Mann der alten Fabelzeit von Gold,
Mit Patriarchensprache, treu und bieder,
Mit Greisenweisheit, wie ein Kind so hold.
Komm, setz Dich in den wolbekannten Sälen,
Am Winterabend uns die Mährchen zu erzählen;

Erzähl von Wundern dort im Land der Hitze,
Im Sonnenland, das einst Dir offen lag,
Von Hellas, der Erinnrung Wittwensitze,
Von Rom, der hohen Vorwelt Sarkophag.
Erzähl, wir sitzen horchend Dir, dem Greise,
Wie um den Vater rings die Kinderschaar im Kreise.

und in Lidbeck, an den er mit den Worten erinnert:

Und der Treffliche, welcher zuletzt schwand,
Zog als Vater mich auf, mir zeigend die Bahn zum Gesange,
Mir als Jüngling, bedürftig des Raths. Nicht zürnte der Edle,
Wenn ich sogleich nicht folgte und wenn ich nach Weise der Jugend
Andere Räume mir wählte, versuchend die eigenen Flügel.

An der Hand dieser und anderer durch edle Gesinnung und geistige Macht ausgezeichneter Männer drang Tegnér rasch zu jener Stufe empor, auf der er zuletzt nur eines Schrittes bedurfte, um in ihrer Mitte als ebenbürtiger Genosse zu wirken. Diesen Schritt that er, als er 1812 in seinem 30. Lebensjahre den Lehrstuhl bestieg, auf welchem sein väterlicher Freund Norberg die studirende Jugend in die Hallen griechischer Weisheit geführt hatte und dieser Jugend die Tempel antiker Kunst und Schönheit erschloß. Die großartige literarische Wirksamkeit Tegnérs auf der Hochschule zu Lund fand die allgemeinste und ehrenvollste Anerkennung: sein Monarch verlieh ihm den Nordsternorden, die schwedische Akademie nahm ihn als Einen der Achtzehn unter ihren Mitgliedern auf und fast sämmtliche wissenschaftliche Vereine des Inlandes, wie viele des Auslandes, wetteiferten, seine Verdienste zu ehren.

In eine höhere und einflußreichere, wenn auch nicht edlere Wirksamkeit trat Tegnér zwölf Jahre später ein, als ihn im Jahre 1824 die Bewunderung seiner Zeitgenossen, die Hochachtung einflußreicher Männer und das Vertrauen seines Königs von dem akademischen Katheder hinweg auf den Bischofssitz von Wexiö berief. Durchdrungen von der Bedeutung des apostolischen Wortes: „So Jemand ein Bischofsamt begehret, der begehret ein köstlich Werk", hat er von da an bis zum Jahre 1845, wo er sein Amt wegen Kränklichkeit niederlegen mußte, für Kirche und Schule so fest und ausdauernd, so milde und versöhnend, so entwickelnd und anregend gewirkt, daß sein Andenken in Schweden in Segen bleiben würde, auch wenn keine Dichterkrone um sein Haupt sich schlänge. Die Schule des kleinsten Dorfes umfaßte er mit derselben innigen Sorgfalt, wie die Stätten der höhern Bildung, und wie er sich der Kleinen, „dieser kummerlosen Schmetterlinge unter Blumen", vor Allem mit väterlicher Liebe annahm, so wurde er nicht müde und nicht matt, die Jünglinge, die bereits einem höhern Berufe entgegengingen, zu ermuntern und für das Heilige und Göttliche zu erwärmen und zu begeistern. Die Lehrer hatten an ihm nicht bloß ein leuchtendes Vorbild, sondern auch einen aufrichtigen Freund und treuen Berather. Er freute sich an den Vorzügen die er erkannt, und suchte sie zu pflegen und auszubilden, und er trug die Mängel mit mildem Sinne und wußte im vertrauten Gespräch auf die zarteste Weise zu belehren

Digitized by Google

und zu berichtigen, anzuregen und zu ermuthigen. Wo es überhaupt das Wohl der Schule galt, da kannte er keine Ruhe, da scheute er keine Mühe, da ließ er kein Mittel unversucht. In demselben Geiste und mit demselben Segen wirkte er auch für das kirchliche Leben. Das Evangelium der Liebe, das er predigte, drang aus dem Tiefsten seiner Seele hervor und ergriff die Herzen aller Hörer: der Jungen und der Alten, der Niedern und der Hohen. Was er selbst am Jubelfeste der Reformation mit ergreifender Energie den Manen Luthers zurief;

„Du hast gezeigt, was ein einziger Mann vermag, wenn sein Sinn klar ist, sein Wille fest ist und sein Herz auf das Ewige dankt!“

das kann mit vollem Rechte auch von ihm gesagt werden; denn er war ein Priester der christlichen Religion von seltner Lauterkeit, Klarheit, Tiefe und Kraft.

Doch seine edle Seele hatte auch noch Raum für andere Regungen und Bestrebungen: um den Bischofsstab, mit dem er überall Segen schuf, wohin ihn der Drang seiner Brust und die Stimme der Pflicht rief, schlangen sich die immer frischen Blüthen des Gesanges. Wohl blickte das schwedische Volk zu ihm mit Ehrfurcht empor als einem der Edelsten, die für des Landes Wohl wirkten; aber daß ihm Aller Herzen in begeisterter Liebe entgegenschlugen, daß Männer und Frauen, Jünglinge und Greise mit freudigem Stolze seinen Namen nannten: das war die Macht seiner Lieder, die von Mund zu Munde erschollen, das war sein „kräftig schwedischer Gesang, den Berg und Thäler wiedergaben.“ Denn was er sang, war nicht allein in reizende Anmuth gehüllt und von lebendiger Frische getragen, sondern auch tief im menschlichen Gemüthe begründet und zugleich an die mächtigsten Regungen des nationalen Lebens, so wie an die sinnigsten Ueberlieferungen der Vorzeit auf das innigste angeschlossen. Wie glüht seine Seele von heißer Liebe zu dem Lande seiner Väter in dem feurigen „Kriegsgesang der schonischen Landwehr“! Wie schwelgt sein Herz in den Reizen seiner Heimath, wenn er in einem köstlichen Liede an Norberg singt:

Ich kenne sie; ich dachte auch mit Thränen
An meine Berge, an mein Waldgebraus;
Wie Skalden nach dem Himmel, fühlt' ich Sehnen
Zum Birkenwald um meiner Mutter Haus.
In Jeder Seele glüh'n der Heimath Bilder,
Die Ros' ist röther da, der blaue Himmel milder.

Wie warm und seelenvoll tönt seine Sprache, wenn er in „den Nachtmahlskindern,“ dem anmuthigen Gegenbilde zu Voß's Louise, das Pfingstfest, „den Tag der Entzückung“, schildert und die ländliche Kirche malt und den Altar, umgeben von den schlanken Gestalten blühender Knaben und sittiger Mädchen; in ihrer Mitte den 70jährigen Pfarrer, der freundlich wie ein Engel des Lichts in wenigen Worten ihnen das Heilige deutet, ernst und streng wie ein Gottesprophet prüfende Blicke in ihre Herzen sendet, sie freudig gerührt als Bruder und Schwester begrüßt, mit zitternder Hand „die mystischen Gaben“ aus Schale und Kelch vertheilt. Da ruft er aus:

„O, da bedünchte es mir, als sah mit dem Auge des Mittags
Gott durch die Fenster herein, es beugeten draußen die Bäume
Fromm ihr grünendes Haupt, und es lebte das Gras auf den Gräbern.

Nirgends aber tritt Tegnérs eigenthümliche wunderbare Verschmelzung von Heiterkeit und Ernst, von Kraft und Schwermuth, von nordischer Klarheit und südlicher Schwärmerei deutlicher und anmuthiger hervor, als in seiner großartigsten Schöpfung, in der Frithjofs Sage, die man mit vollstem Rechte einer Orangenkrone verglichen hat, in deren starkem und reinem Grün unmittelbar neben der jüngst aufgebrochenen Blühte die reife Frucht prangt. Es ist ein bezauberndes Bild des alten nordischen Heldenlebens, das uns die Meisterhand des Dichters in diesen Liedern aufrollt, ein Bild, das jedes fühlende Herz ergreift und erschüttert, ob es im Norden oder Süden schlage. Denn in keiner Dichtung Tegnérs findet sich neben dem Reichthum an Gestalten und

Digitized by Google

Charakteren eine solche Fülle von Thaten, ein solcher Wechsel von Freud und Leid, eine solche Pracht der Schilderungen, eine solche Würde, Wärme und Melodie der Sprache.

Um so gerechter war der allgemeine Schmerz, den die Trauerbotschaft von Tegnérs Tode in seinem Vaterlande, wie in Deutschland hervorrief. Er starb den 2. November 1846 und in ihm erlosch ein liebliches Gestirn am Himmel der Dichtkunst. Aber der wahre Dichter kann nicht sterben, er lebt in seinen Liedern, er lebt im Herzen seines Volkes fort. Nescit occasum — lautet die Umschrift des Sternes, der an Tegnérs Brust glänzte, nescit occasum verkündet der Lorbeer, der seine Stirne schmückt: bestehn wird seines Namens Ruhm und Ehre,

„So lange", wie er selbst singt, „Aber Ahnen hänget
Die sternenreiche Grabestruh;
So lange frisch der Nordwind dränget
Und Schwedens Kinder singt zur Ruh;
So lang in Schwedens Brust noch leben
Die Stimmen, schön im Wundergang,
Und Berg' und Thäler wiedergeben
Den kräftig schwedischen Gesang.

Dornröschen.

Märchen-Epos in vier Theilen. Gedicht von W. Genast, Musik von J. Raff.

Der Abend des letztvergangenen Samstags (24. Mai) brachte dem musikliebenden Publikum Weimars einen bereits seit mehreren Monaten mit Sehnsucht erwarteten Genuß: Joachim Raffs neustes großes Werk Dornröschen.

Raff, nun schon einige Jahre in Weimar lebend und mit unermüdlichem Eifer schaffend, ist der hiesigen musikalischen Welt ein beliebter, ja vertrauter Name von festem, durch gediegene Leistungen wolbegründetem Ansehen. Durch eine große Oper, König Alfred, rühmlich eingeführt, hat er die Theilnahme an seinen Productionen seitdem in steter Spannung zu erhalten, ja immer zu steigern gewußt, bis ein im Frühlinge vorigen Jahres aus eigenen größeren Compositionen veranstaltetes Concert, worin namentlich seine erste Symphonie glänzte, ihm die Gunst des Publikums vollends entschied, zugleich die höchsten Erwartungen an seine fernere Entwickelung knüpfen ließ.

Mit um so größerer Spannung aber mußte man der Vollendung eines neuen, seitdem in Angriff genommenen Werkes entgegen sehen, als dies zugleich eine neue Kunstgattung anzubahnen versprach, die zwar in Einzelheiten in Kunstwerken früherer Meister schon vorgebildet, in solch eigenthümlicher Gesammtgestaltung jedoch noch nicht zur Erscheinung gebracht worden war. Der Componist war bemüht, mit Hilfe der Poesie ein combiniertes Kunstwerk für den Concertsaal zu gestalten, das, ohne einseitig die Grenzen musikalischer Möglichkeiten zu überschreiten oder die historisch entwickelten Gattungen innerhalb der Musik selber aufzuheben, diesen vielmehr zu freier gemeinsamer Entfaltung Gelegenheit ließe und so dramatisches Leben, epischen Fleiß und lyrische Ergüsse mit selbständigen instrumentalen Sätzen vereinigte, dies alles nach Stoff und Form in einer den modernen Bedürfnissen entsprechenden, eben so ausführbaren als fesselnden Weise.

Es mußte bald einleuchten, daß auf diesem Wege ein reicher, nie ganz auszubrauchender Schatz deutscher Märchen- und Sagendichtung der musikalischen Behandlung dauernd gewonnen werden könnte, jener Dichtung, die mit unserem ältesten Glauben zusammenhän-

Digitized by Google

gend auch in ihrer heutigen Gestaltung der Nation, als ihrem innersten Seelenleben verwandt, noch immer ans Herz greift, daß das Gebiet dieser Dichtung der Musik erobert würde mit seinem Zauberwalten und seinen Zaubergestalten, die der dramatischen Darstellung stets unerreichbar bleiben müssen, da sie bald riesig über das Maß des Menschlichen hinauswachsen, bald in ihrer Flüchtigkeit, wie Elfen und Nymphen, die leibliche Erscheinung verschmähen. Es war also eine Art der Darstellung zu finden, die der Phantasie das Weben und Walten der Märchenwelt vorführte ohne den Zauber zu zerreißen: der Musik mußte erwünschter Anlaß zu möglichen Schilderungen und Malereien verschiedenster Art und zu breiteren symphonischen Auslassungen geboten werden zugleich mit der Sicherheit an der Klippe sogenannter Programmusik glücklich vorbei zu steuern.

Zu diesem Behufe bearbeitete Wilhelm Genast im Einverständnisse mit dem Componisten das bekannte Märchen Dornröschen frei poetisch, indem er es durch sinnige Hinzudichtungen für den angedeuteten Zweck erweiterte, veränderte und ausgestaltete und so eine wünschenswerthe Unterlage für die Absichten des Musikers bereitete.

An epischem Faden, den ein erzählender Tenor führt, reiht die Handlung sich auf. Der alte König als Vater (Bariton), die Wasserfee als Mutter Dornröschens (Sopran), dieses Dornröschen selber (Sopran), ein Königssohn als Freier, der Graf später als Geliebter (beides Tenore), Küchen- und Kellermeister (Bässe), dazwischen die Elfen, das Hofgesinde, Küchenmädchen, Küfer und Jäger geben hinreichenden Anlaß zu buntem Wechsel individuell gezeichneter Arien, Duette, Terzette und charakteristischer Chöre, so wie das Vorspiel, die Verzauberung durch Einschläfern und Wachsen der Dornhecke, das Elfenwalten um das verzauberte Schloß, der Auszug zur Jagd Anlaß zu breiteren symphonischen Sätzen.

Zur Aufführung dieses Werkes hatte der kunstsinnige Intendant, Herr von Beaulieu mit großer Bereitwilligkeit das Theater eingeräumt (der Ort wo in Weimar bei gänzlichem Mangel eines geeigneten Lokales größere Concerte Statt finden müssen), die Mitwirkung der großherzoglichen Capelle und des Theaterpersonals genehmigt, alle weiteren Hindernisse beim Einstudieren u. dgl. beseitigt, überhaupt durch seine Autorität das Ganze geordnet und geschützt: ihm gebührt dafür der aufrichtige Dank aller Freunde der Kunst und des Componisten.

Die Aufführung fand unter Leitung des Componisten am verflossenen Sonnabend Statt. Den Hof an der Spitze hatte sich das intelligente Weimar mit großen Erwartungen versammelt: sie wurden nicht getäuscht. Mit steigender, nur durch die lebhaftesten Beifallsbezeugungen unterbrochener Aufmerksamkeit verfolgte man das Werk; am Schlusse ward der Componist stürmisch gerufen und erhielt in warmem Beifalle nochmals den Dank und die Anerkennung des Publikums. Und sie war gerecht, denn der Totaleindruck — und auf diesen kann es für eine erste Aufführung zunächst nur ankommen — dieser Totaleindruck war entschieden der eines bedeutenden Werks, das die Bürgschaft seiner Dauer in sich trägt. Wie auch einzelne Stücke sich ganz besonders heraushoben und daher auch besonders ausgezeichnet wurden (wir nennen unter den instrumentalen Sätzen das Vorspiel, die Dornenhecke und den Auszug zur Jagd, unter den Gesangpartien die des alten Königs, der Wasserfee und Dornröschens), das Zurücktreten anderer diesen gegenüber mag mehr an Zufälligkeiten, wie an minder guter Besetzung oder an natürlicher Abspannung der afficierten Hörer liegen: eine eingehende Würdigung aller Intentionen des Compo-

Digitized by Google

nisten ist bei einer ersten Aufführung absolut unmöglich, selbst vom Kenner kann sie nicht verlangt werden, geschweige vom Publikum. Ein Werk von solcher Bedeutung, an das ein genialer und denkender Künstler wie Raff so lange und schwere Arbeit gelegt hat, verlangt liebende Vertiefung bei öfterem Anhören: nur dann erst kann es allseitig empfunden, erkannt und gewürdiget werden. Wir hoffen, daß uns dieser Genuß nicht zu lange aufgespart bleibe: die Intendanz wird gewiß zu ihrer und der Kunst Ehre die Hand gerne dazu bieten.

Was die Darstellung des Werkes Seitens der exekutierenden Kräfte anlangt, so war sie im Ganzen gelungen und befriedigend zu nennen. Vor allem verdient das Orchester (die großherzogliche Kapelle) Lob, das seine äußerst schwierige Aufgabe mit großer Hingebung, stellenweis musterhaft gelöst, nachdem es in den langen, angreifenden Proben eine seltene Ausdauer bekundet: wie es freilich von einem an so tüchtigen Mitgliedern reichen und durch Liszts Meisterhand geschulten Institute nicht anders zu erwarten war. Die Chöre dagegen ließen vieles zu wünschen übrig: wir hätten von ihnen mehr Sorgfalt, Präcision und Feinheit erwartet, namentlich waren die Einsätze äußerst dürftig und unsicher, auch waren die weiblichen viel zu schwach besetzt. Leider mußten auch zu den sechsstimmigen Elfenchören Tenore statt der tiefen Alte mit verwandt werden, wodurch die Klangfarbe verwischt wurde und die Absicht des Componisten nicht zur wahren Geltung kommen konnte. Unter den Solostimmen würde der erzählende Tenor (Herr Caspari) in seiner langen und angreifenden Partie Dank verdient haben, hätte er ihn nicht durch seine fast durchgängig undeutliche Aussprache großes Theils sich selber verscherzt, ein Uebelstand, der hier um so fühlbarer wurde, als er den Faden der Erzählung zu führen hatte und dadurch dem Verständnisse des Ganzen bei denen, die ohne Textbücher waren, großen Eintrag that. Der Küchen- und Kellermeister (Herr Roth und Herr Höfer) und der Freier (Herr Lemaistre) mochten angehen; wacker hielt sich der Graf (Herr Knopp). Den Preis errangen der alte König und die Wasserfee (Herr und Frau von Milde) und Dornröschen (Fräulein Emilie Genast): ihnen ward eine reiche Erndte wolverdienten Beifalls zu Theil.

Der Darstellung war noch ein besonderer Schmuck durch lebende Bilder verliehen worden, die die Hauptmomente der Entwickelung sinnig vorführten: ein äußerst glücklicher Gedanke, der dem Intendanten angehört. Sie waren nach Entwürfen des Malers Herrn S. Thon gestellt und von den Mitgliedern des Hoftheaters ausgeführt. Hier zeichneten sich besonders durch plastische Haltung der König (Herr Genast) und die Wasserfee (Frau Don-Lebrun) aus. Sonst ließen diese Bilder manches zu wünschen übrig, dem man bei wiederholter Aufführung hoffentlich Rechnung tragen wird.

Wir danken dem Componisten für den genußreichen Abend, dessen baldige Erneuerung unser sehnlichster Wunsch ist. Wir werden dann auch weitere Einsicht in die angestrebte neue Kunstgattung gewinnen, die der Musik solch eine Bereicherung verspricht. Für die allernächste Zukunft wird der Componist sie liegen lassen; er wird sich die Erholung eines ächten Geistes gönnen, das heißt neue Arbeit, nur in einem andern Felde. Er befindet sich bereits in Wiesbaden, wo er den letzten Proben und der Aufführung seiner Oper König Alfred beiwohnen wird, die dieser Tage dort in Scene geht. Inzwischen trägt er sich mit einer neuen Oper, die er bis zur Mitte kommendes Winters zu vollenden gedenkt. Hoffentlich wird Weimar es sich nicht nehmen lassen, sie zuerst zu bringen. Zu diesem Werke wünschen wir dem wackern Componisten von Herzen Glück und Gelingen: ist er doch unter

Digitized by Google

allen jüngern muſikaliſchen Kräften in Deutſchland die vielſeitigſte, rührigſte und energiſchſte, die überhaupt das meiſte Zeug für die Zukunft mitbringt. Möge er dann endlich auch den Lohn ſeines Strebens erndten und eine feſte, ehrenvolle Lebensſtellung erringen, die für innere Ruhe und Productivität, wie für äußere Entfaltung ſeiner künſtleriſchen Abſichten gleich günſtig, Sporn und Gewähr immer neuer Schöpfungen wird, zur Freude der Hörer und zur Förderung vaterländiſcher Kunſt. **O. S.**

Kleine Zeitung.

— Von dem unſchätzbaren **Deutſchen Wörterbuche** der **Brüder Grimm** iſt ſo eben die vierte Lieferung des zweiten Bandes erſchienen, welche von „Dampfkutſche“ bis „Der“ reicht. Mit Vergnügen bemerkt man an jeder neuen Lieferung wie die Anzahl der benutzten Quellen ſich mehrt, ſeien dieß nun ältere Denkmäler, vornehmlich ſolche, die durch neuerdings erſchienene Ausgaben erſt zugänglicher und brauchbarer geworden ſind, oder ſeien es bedeutende Erſcheinungen unſerer neuſten Nationalliteratur, wie wir z. B. in vorliegender Lieferung bereits ein Paar Belege aus Gervinus Geſchichte des 19. Jahrhunderts und aus Freytags „Soll und Haben“ treffen. Als Curioſum theilen wir hier mit, wie ein ganz neuerdings von einem Könige — wir wiſſen nicht ob zuerſt — gebildetes Wort Aufnahme — und zwar mit Recht — gefunden hat. Wir leſen nemlich „Degenkleid, Hofkleid“ aufgeführt und dazu als Beleg eine Stelle aus einem (in der Spenerſchen Zeitung vom Jahre 1853 abgedruckten) Briefe König Ludwigs an Rietſchel in Dresden. Der Brief betrifft die für Weimar beſtimmte Göthe- und Schillergruppe und der König äußert ſein Bedenken „über die Zuſammenſtellung Göthes im Degenkleide mit Schiller im Hauskleide.“

— **Grillparzer** in Wien iſt bekanntlich vor Kurzem aus dem öſterreichiſchen Staatsdienſt geſchieden und hat bei dieſer Gelegenheit, vorzugsweiſe im Hinblick auf ſeine ſchriftſtellériſchen Verdienſte, den Hofrathstitel erhalten. Minder günſtig dagegen ſcheint der Gemeinderath der Stadt Wien den Dichter der „Ahnfrau“ und der „Sappho“ zu beurtheilen, wenigſtens iſt ein im Gemeinderathe geſtellter Antrag ihm das Wiener Ehrenbürgerrecht zu ertheilen, mit großer Stimmenmehrheit abgelehnt worden.

— Nach einer Notiz in der „Donau“ ſoll **Alfred Meißner** mit einer Biographie Heinrich Heines beſchäftigt ſein.

— **Frankreich** hat einen ſeiner größten Geſchichtſchreiber verloren. **Auguſtin Thierry** (geb. 1795), der Verfaſſer der „Geſchichte der Eroberung Englands durch die Normannen“, der „Briefe über die Geſchichte Frankreichs“ und anderer Werke, iſt am 21. Mai geſtorben. Obwol ſeit vielen Jahren erblindet und auf einer Seite gelähmt, war er gleich dem noch lebenden amerikaniſchen Hiſtoriker William Prescott, der ebenfalls, glücklicherweiſe aber nur eine Zeit lang blind war und während dieſer Zeit ſeine Geſchichte Perus verfaßte, fortwährend für ſeine Wiſſenſchaft thätig.

Von unſerm Büchertiſch.

— Wir werden von jetzt an regelmäßig am Schluſſe jeder Woche unſern Leſern über die wichtigſten literariſchen Erſcheinungen einen kurzen Bericht erſtatten, ohne etwas anderes damit bezwecken zu wollen, als die Aufmerkſamkeit auf dieſelben hinzulenken. Eine eingehende Beſprechung wird uns des beſchränkten Raumes wegen, nur ſelten geſtattet ſein, doch werden wir ſolche Schriften, welche in gutem oder ſchlechtem Sinne als Zeichen der Zeit zu betrachten ſind, einer ſolchen unterziehen. Heute haben wir über folgende Novitäten, welche ſich auf unſerm Büchertiſche eingefunden haben, zu berichten:

— **Bülau** hat den 7. Band der geheimen **Geſchichten und räthſelhaften Menſchen** beendet. — Der Philoſoph **J. Frauenſtädt** hat, mit beſonderer Beziehung auf „Büchners Kraft und Stoff“ unter dem Titel: „**Der Materialismus, ſeine Wahrheit und ſein Irrthum**,“ ſein Votum in dieſer Tagesfrage abgegeben. — „**Die Geſchichtſchreiber der deutſchen Vorzeit in deutſcher Bearbeitung**“ bringen in der 25. und 26. Lieferung das Leben der Kaiſerin Adelheid von Otto von Cluny und das Lobgedicht auf Kaiſer Ludwig nebſt Elegien an König Pippin von Ermoldus Nigellus. Erſteres gehört dem 10. Jahrhundert, letzteres dem 9. Jahrhundert an. — Auf den großen Aſtronomen und Mathematiker **Gauß** iſt von **Sartorius von Waltershauſen** bei Hirzel in Leipzig eine Denkſchrift erſchienen. — Die neue Lachmannſche Ausgabe von **Leſſings ſämmtlichen Schriften** nimmt ihren rüſtigen Fortgang; der 10. Band iſt jetzt ausgegeben worden. — Auf das ſoeben erſchienene 2. Heft des 4. Bandes v. **Weimariſchen Jahrbuch für deutſche Sprache, Literatur und Kunſt** kommen wir noch ſpäter zurück. — Wir ſchließen unſern Bericht mit dem Hinweis auf ein Schriftchen über Bach und die **Hamburger Bachgeſellſchaft** von dem Muſikdirektor **Gräbener**.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Vierteljahrspreis 10 Sgr.

Digitized by Google

№ 23. 8. Juni 1856.

Der See.

Von

Adolf Schöll.

Noch nie ein Fischlein sah ich spielen
Auf dieses Weihers dunklem Plan,
In seinem Röhricht eingesiedelt
Kein Wasserhuhn und keinen Schwan.

Er liegt so stumm, so lang ich denke,
In dieser wilden Wälderklust,
Ein jedes Wetter bricht sich jenseits,
Hier auf dem See, da schläft die Luft.

Sein Licht ist Wiederschein des Himmels,
Doch wird im hochumflossnen Raum
Der späte Tag, der frühe Abend,
Die lange Nacht ein stiller Traum.

Dort oben aus dem Wald die Feen,
Die sagten oft, wenn Vollmond war,
Eh hab' in diesem See ein Elfe
Sein Bett gemacht auf tausend Jahr.

Und Manche schlich vorsichtig heimlich
Mit leisen Sprüchen an den Bord,
Wies ihren Ring, schwang ihre Gerte,
Doch still blieb's und sie schwebte fort.

Die Fremde nur, die dies Gebirge
Durchstreifend selten wird geseh'n,
Mit leisem Zuge naht und wieder
Verschwindet, eh man umgesehn —

Sie war einst hier zu Hause, sagt man,
Doch wie sie heißt, ist unbekannt —
Die scheint den rechten Ring zu haben,
Und Nichts zu wissen von dem Pfand.

Das letzte Mal, als ihr Geleite
Schlief in des Buchenwaldes Rund,
Kam sie allein vom Felsensteige
Lustwandelnd nach dem Schattengrund.

Vor ihren Füßen schlich's wie Lichter,
Und hin zum See, eh sie's betrat,
Entglomm das Gras in Demantflimmer?
Vorausbezeichnend ihren Pfad.

Die Weiden schwankten auseinander
Am spiegelklaren Wasserplan,
Und wo sie wichen, fand sie warten
Zu ihren Füßen schon den Kahn.

Digitized by Google

Der führte gleich sie, kaum betreten,
In sanften Bögen auf dem See,
Und heller ward's im Brühl und heller,
Bis an den Kranz der Wälderhöh'.

An einem Bande, das geschlungen
Von ihrem Hals zum Busen floß,
Da hing der Ring, aus dessen Dunkel
Ein Sternenschein von Strahlen schoß.

Wo streifend die den See berührten,
Erwachte schwankend Klang an Klang,
Bis um die schöne Frau sich spielend
Ein Kreis bewegter Töne schlang.

Und Sie stand schweigend aufgerichtet,
Im raschen Kahn, im hellen Licht,
Im süßen Sang so ruhig blickend
Ihr seelenklares Angesicht.

Wie flog der Kahn geschwind, geschwinder,
Wie sog der See des Ringes Gluth,
Und feurig höhte sich die Leuchtung,
Berauschend schwoll der Töne Fluth —

Und Sie, die tief und tiefer sinnend
Verloren im Erinnern schien,
Sah selbstvergessen, traumergriffen,
Gedankenstille vor sich hin,

Sah nicht, wie ihren Pfad verschönend,
So weit des Kahnes Furche stob,
Sich aus den Wellen mit den Tönen
Erblühend Ros' an Rose wob,

Sah nicht, als wachsend hin zur Mitte
Des Sees gedieh der Blumenflor,
Wie leisesteigend, goldenblitzend
Schon eine Krone taucht' empor.

Ein Windhauch war herangeflogen
Zum Spiel mit ihres Halses Band,
Der Ring ward einwärts umgebogen
Und Rosenflor und Krone schwand.

Der Sang verklang, es fiel der Schimmer,
Zum dunkeln Ufer trieb der Kahn,
Da stieg sie aus so schön wie immer
Und todt wie immer lag der Plan.

Eine Harzwanderung.

Von

Heinrich Pröhle.

I.

Auf dem Rücken des Brockens angekommen, wanderte ich gemächlich fort und ergötzte mich im Gehen am Sonnenuntergange, den ich als einen breiten Goldstreifen mit den Regenbogenfarben im Westen immer gerade vor mir hatte. Ob nun gleich vom Sonnenuntergange vor dem Brockenhause, als ich dort ankam, nichts mehr zu sehen war, so umschlich ich doch dasselbe noch und erquickte mich an dem Anblick der Harzberge, die so dunkel aus der Nähe und der Ferne glänzten. Und nach welcher Stelle sollte sich wohl sehnsüchtiger mein Auge wenden, als zu Dir, Edelstein des Harzes, Clausthal! Wie hell lagst du da auf dem Berge, vielgeprüfte, aber ewig heitere Stadt!

Die Gesellschaft, welche ich auf dem Brocken kennen lernte, war eine sehr liebenswürdige und zwar eine wesentlich philologische. Uns alle zu beobachten, wie wir nach dem Geläut der Brockenglocke, welche den herannahenden Sonnenaufgang verkündigte, am andern Tage im Frost und Morgennebel durch einander rannten, wäre gewiß nur zu interessant gewesen. Die Sonne aber ging herrlich auf. Anfangs erschien der östliche Himmel weiß wie ein Teich; da klomm höher und höher ein Feuerklumpen dort empor. Ich wurde im Stillen von ihrem Aufgange besonders bewegt, denn sie schien in der Richtung über meinem lieben Orte aufzusteigen. Zuerst erschien sie wie ein Rosahut und dieser schien sich allmälig mit

Digitized by Google

zwei vollen strahlenden Frauenwangen zu füllen. Nebel aber hoben sich silbern hie und da und seltsam stach dagegen der Blick auf die leeren Stoppelfelder ab.

Als der Letzte von Allen trat ich den Rückweg vom Brocken an, doch glänzten die struppigen Tannen am Wege noch von der Morgennässe da ich aufbrach; zwischen diesen hin rieselten im Moor am Wege die hellen Quellen. Gegen den Moor stechen wiederum die leuchtenden Häuschen von geschältem Holze, worin der Torf aufgeschichtet wird, scherzweise Bretterhaufen genannt, sehr ab. Ich wanderte wieder bis zu dem gußeisernen Wegweiser auf der Höhe des Brockens zurück und schlug dann den Weg an der Südseite hinab nach Schierke ein, welches schon ganz den Charakter des Thales der auf dem Brocken entspringenden Bode trägt. Die Lage dieses gräflichen Hüttenortes ist reizend; seine völlige Abgeschiedenheit von der Welt aber bewirkt, daß selbst der ärmste Schierikaner, wie man die Einwohner nennt, in der Fremde sich niemals wohl fühlt und so bald als möglich nach seinem dürftigen Brockenorte zurückkehrt. Die niederdeutsche Sprache in Schierke ist von der am nördlichen Abhange des Brockens sehr verschieden; Ausdrücke und Auffassungsweise des Schierikaners sind unbehülflich und im höchsten Grade naiv. Eine der vielen Anekdoten von Schierikanern, deren Wahrheit Mancher verbürgen will, ist folgende: Zwei von ihnen kamen nach Halberstadt und fanden dort einen Papagei. „Solchen Vogel haben wir auf dem Schierke nicht" sagte der Eine. „Siehst du's?" fügte er hinzu, als der Vogel zu sprechen anfing. Der Andre aber sagte kaltblütig: „Es ist kein Vogel, es ist ein Mensch, der Federn anhat."

Von Schierke führt ein älterer Weg ganz versteckt in den Tannen hin nach dem andern in Goethes Faust genannten Dorfe Elend, das indessen schon mehr am Fuße des Brockens sich mit aller Behaglichkeit ausdehnt. Breiter und lichter als dieser Weg ist jetzt die Chaussee, die zur Linken die Aussicht auf einen tannengrünen Bergrücken voll unendlicher Majestät bietet. In Elend selbst empfängt uns zunächst der hannöversche Zoll, am Schlagbaum steht ein Quetscher als das schönste und zierlichste, was die Cultur in neuerer Zeit in unsere Berge gebracht hat. Ein prachtvolles Wirthshaus, das von dem Golde der Jungfrau auf der Elendsklippe erbaut sein soll und dessen luxuriöse Einrichtung mit der ländlichen Bedienung, die man darin findet, in einigem Widerspruche steht, liegt in dem schönen weiten Thale an einem so ausgezeichnet großen und herrlichen, gehegtem Rasen- oder Wiesenplane, der in weiter Entfernung von dem nur wenig sich erhebenden Tannenwalde begrenzt wird, daß nicht leicht ein anderes Haus sich so zur Aufnahme größerer Familien von längere Zeit verweilenden Sommerfremden eignen dürfte, als das geräumige und billige Spormann'sche Wirthshaus zu Elend. Gewiß wäre Elend in dieser Beziehung bekannter, wenn es nicht zu Hannover gehörte und auch diesem etwas abgelegen wäre. Es ist eingepfarrt nach der zwei Stunden entfernten hannöverschen Bergstadt Elbingerode. Am andern Morgen — es war Sonntag — bog ich von der Chaussee bald links ab und ging auf einem echt harzischen Rasenwege zwischen den Tannen dahin, ähnlich den Wegen wie man sie etwa um den Ahrensberg findet. Dieser grünende Weg führte mich zuerst nach Wietfeld, einem einzelnen Hause, das in voller Sabbathstille, ohne daß ich einen Menschen gewahr wurde, dalag und seinen Namen mit Recht führt, denn weite Wiesen liegen um das Haus her und darauf hielten sich dem traulichen Hause ganz nahe im Gehege, das ihnen den weitesten Raum gönnte,

Digitized by Google

Kühe, Schafe und zur Gesellschaft selbst Hühner, auf. Ein Richtweg für Fußgänger führte quer über die Wiesen auf breite Wege in den Tannen zu.

Ich gelangte nun zunächst zu den preußischen Hüttenörtern Sorge und Voigtsfelde, woran sich dann, westlicher gelegen an der Straße von Wernigerode nach Nordhausen noch das braunschweigische Tanne anschließt. Voigtsfelde liegt ganz ohne Nahrung in den Tannen da und besteht nur aus einigen ärmlichen Häusern mit angeleckten Schweineställen. Ein großes Haus im Voigtsfelde, wo viele darin wohnende schöne Mädchen am Geländer lehnten, welche zeigten, wie hier ein eigenthümlicher Menschenschlag zusammengeschichtet ist, macht einen trübseligen Eindruck. Die Dirnen aber waren, wie die ganze Bevölkerung, thüringischer Abkunft, denn zum Betriebe der jetzt verödeten Hütte zwischen Voigtsfelde und Sorge wurden einst Thüringer hierher berufen. Die Hütte übernahm nämlich der König von Preußen und damals wurden Bergleute geholt aus Thüringen und selbst aus Bayreuth. Sie brachten ihre Sprache mit her und redeten sie mit ihren Kindern. Jetzt herrscht aber doch das Platt wieder vor. Eine Racenveredlung ist im Aussehen der Bewohner und Bewohnerinnen noch wohl zu bemerken. Die wohlhabenderen und üppigeren, aber auch kräftigeren Ahnen aus Thüringen aber leben noch fort in der Erinnerung der Bewohner. Zwei solche alte Thüringer, so erzählt man sich, gingen einst in der Nacht von Voigtsfelde, wo sie einem Gelage beigewohnt hatten, nach Sorge heim. Weil sie nun dabei wiederholt in den Hüttengraben fielen, so sagte der Eine: „Weeßt du was, Bruder? Wir wollen im Graben langpatschen, denn verlieren mer uns nich un fallen auch nich wieder nei." Dieser Vorschlag wurde in der That ausgeführt. Dergleichen traditionelle Schwänke zu beachten, wird wohl erlaubt sein, wo sie den Charakter eines bestimmten Menschenschlags ausdrücken. Andere derartige Anekdoten, wenn auch übertrieben, sind doch noch zur Charakteristik des Volkslebens überhaupt bemerkenswerth und oft von einer tiefen Wehmuth durchdrungen, wie z. B. wenn von einem Manne aus Sorge erzählt wird, daß er nach Amerika habe gehen wollen, weil er einer Tanne den Kopf abgehackt und die Strafe gefürchtet habe. In Sorge, wo das hochgelegene Forsthaus mit dem Blicke auf das Dorf Tanne eine gute Aussicht bietet, und nächstdem die Factorei noch ein bemerkenswerthes Gebäude ist, verlebte ich die Mittagsstunden des Sonntags, der in Preußen zugleich das Erndtedankfest war. Als ich wegging läuteten eben die Glocken den Nachmittagsgottesdienst ein, so matt und dünn, als wüßten sie, daß in Sorge auch am Nachmittage des Erndtedankfestes nach der Kirche nur gesorgt und nicht getanzt würde. Denn Tanzmusik ist wegen Armuth der Bewohner hier seit Jahren nicht vernommen und Sorge führt jetzt seinen Namen mehr mit der That, als zu den Letzzeiten jenes den höhern Ständen angehörenden Mannes, der in Elend geboren und in Sorge erzogen war, und dessen Namen gleich dem Familiennamen seiner Frau den Namen Sorge und Elend ganz entsprach, der sich aber nichts desto weniger dabei immer sehr wohl befunden hatte.

Wäre das Erndtedankfest an diesem Tage im Braunschweigischen gefeiert worden, so würde ich in Braunlage, wohin ich nun kam, es ungleich heiterer, als in Sorge haben begehen sehen, denn Glasfabrik, Blaufabrik, Schwefelhölzchen-Fabrik, sowie Wald- und Wegearbeiten scheinen den Bewohnern dieses Ortes, welche weit umher das echteste Platt sprechen, wenigstens ausreichende Beschäftigung zu geben. Der sehr lange Ort hatte ein fast stattliches Aussehen und in der klaren Beleuchtung des mondhellen Herbstabends, in der ich ihn verließ, sogar etwas Zauberisches, wozu der hohe Wormsberg, der zur Rechten hereinschaut,

Digitized by Google

vieles beiträgt. Ich übernachtete an diesem Abende auf dem Königskruge, der an der Heerstraße liegt und jetzt wohl vorzugsweise von Besuchern der Achtermannshöhe benutzt wird, wiewohl hier auf seiner Besitzung, dem „neuen Schloß", der Kaiser Friedrich auf Reisen nach Goslar gewohnt haben soll. Die kraterförmige Achtermannshöhe oder Aftermannshöhe besuchte auch ich am andern Morgen vom Königskruge aus. Heidelbeerkraut überwuchert die zahllosen Felsblöcke, die an ihr umher liegen und unten zuweilen mit einem leichten Moosansatz wie mit Grünspan überzogen sind. Am Fuße des merkwürdigen Felsgerölles, aus dem die Höhe besteht, fand ich einen Dohnenstieg, dessen reicher Ertrag mich schon am Abende zuvor auf dem Königskruge gelabt hatte; es hatte einen träumerischen Anstrich hier in der Einsamkeit des Steinberges, wenn man die rothen Quitschern, die im Grün der kurzen Tannen aufgehängt waren, fast das Haidekraut berühren sah, in dem man schwer den Berg hinan watet. Nachdem man so sich mühsam hindurch gearbeitet hat, findet man eben vorzugsweise die Kuppe des Berges mit Steingeröll umgeben. Die Spitze der Kuppe des Berges selbst ist höchst merkwürdiger Weise mit einem Sattel von Haidekraut bedeckt, der einen ordentlichen Sattelknopf hat. Die Aussicht zeigt nach Osten ganz in der Nähe den noch höheren Wormberg, nach Norden den südlichen Abhang des Brockens und das Brockenhaus, anziehend durch die Klarheit, mit der sich dies Alles am Horizonte abzeichnet; dann schweift das Auge über unzählige Tannen die Harzburger Poststraße entlang. Die Sage bemüht sich, die Felsgerölle an diesem Granitkegel zu erklären, indem sie, eine auch sonst bekannte Sage hierher verlegend, erzählt*): „Auf die Achtermannshöhe sollte der Böse über Nacht ein Schloß bauen, dafür war ihm eines Mannes Seele verschrieben, die Steine wurden mit hundert Mäusen zusammengefahren. Dem Hahn stopfte der Teufel den Hals zu, damit er nicht krähen und den Tag verkünden könnte. Die Frau des Mannes aber, dem er das Schloß bauen sollte, erschreckte den Hahn, indem sie auf ihre Schürze schlug. Da vermochte er doch zu krähen. Der Teufel brachte eben den Trittstein, der liegt nun noch da und ist ein breiter Stein; er befindet sich eine Viertelstunde von der Achtermannshöhe. Das ganze Schloß auf Achtermannshöhe wurde also nicht fertig und die Seele des Mannes, der sich ihm verschrieben hatte, wenn er es zu Stande brächte, war gerettet.

Aus Weimar's Vergangenheit.

Schiller.

(Fortsetzung.)

Indem keine neuere Schrift vorliegt, die Schillers Leben oder einen Theil desselben umfassend behandelt oder wesentlich bereichert, müssen wir den Blick zunächst auf Materialien von dieser Bedeutung richten, die neuerdings, zwischen andere gestreut, erschienen sind. In dieser, wie noch mancher andern Hinsicht sehr schätzenswerth sind die Mittheilungen aus dem literarischen Nachlasse von K. A. Böttiger, die der vorige Jahrgang des Morgenblattes im Sommer und Spätjahr (1855 No. 27 ff.) gebracht hat. Die erste, den Besuch der Frau von Stael in Weimar betreffend, ist unter anderem für die Stellung Schillers wie Goethes zu der großen Französin mit jenen Unterscheidungen und Abklärungen, deren

*) S. H. Pröhle, Unterharzische Sagen, 1855, S. 154.

Digitized by Google

die Stomylie des guten Böttiger immer bedarf, um so leichter zu benutzen, da die wechselseitigen Wirkungen dieser persönlichen Bekanntschaft durch die vorhandenen eigenen Zeugnisse Schillers, Goethes und der Stael schon fest genug charakterisirt sind. Näher gehören hieher die Briefe Schillers unter diesen Mittheilungen (Mbl. 1855 No. 33), einer noch aus Stuttgart vom 2. Febr. 1782, das Bühnen-Manuskript der Räuber betreffend, dem der Zeit nach der vierte mitgetheilte folgen sollte, aus der ersten Weimarischen Periode Schillers, als er seine „Künstler" u. a. dem Wielandschen Merkur bestimmte. Die zwei vorhergeschickten sind aus Jena an Wieland gerichtet im Jahr 1791 und 92. Der fünfte, ein Billet an Böttiger selbst, kurz vor seinem Abgange nach Dresden, am 10. Februar 1804 geschrieben, ist ergötzlich. Sichtlich wird der neue Hofrath bei seinem Versuche, den Gegenstand eines neuentstehenden Schillerschen Drama's zu errathen, vom Dichter mit ernsthafter Miene mystificirt. Schiller weiß recht gut, daß derselbe Das, was er ihn glauben läßt, errathen zu haben, und zu verschweigen bittet, der Dresdener Gesellschaft bei seinem Eintritt als Probe seiner esoterischen Neuigkeiten zum Besten geben wird. Nicht ganz übergehen wollen wir die Sammlung von Beiträgen zur deutschen Literaturgeschichte, die unter dem Titel: Berühmte Schriftsteller der Deutschen bereits 1854 in der Vereinsbuchhandlung zu Berlin erschienen ist. Sie enthält zwar kaum etwas, das nicht schon vorher irgendwo, zumeist vorlängst im „Gesellschafter" gedruckt gewesen wäre, auch ist, wenn man die Erinnerungen an Wieland ausnimmt, was sie über Weimarische Größen enthält, im Ganzen weit unerheblicher, als in ihrer Art die Notizen, welche Lessing, Moritz, H. v. Kleist betreffen. Bequemer ist es indessen doch solche Einzel-Ueberlieferungen in einem Buche zu finden, als sie in alten Jahrgängen von Zeitschriften aufzusuchen und so sei, was Schiller angeht, bemerkt, daß sich hier, außer der kleinen Anekdote von einem albernen Besuch, den Schiller in Jena bekommen (S. 132), die lustigen Erinnerungen eines Hallenser Studenten an die Verherrlichung Schillers im Juli 1803 zu Lauchstädt bei und nach der Aufführung seiner Braut von Messina, und die Erzählung über Schillers Besuch in Berlin 1804 vorfinden (S. 136 und 142), welche übrigens den Biographen des Dichters nicht unbemerkt geblieben waren. Die erstere Mittheilung liest man in ihrer ursprünglichen Ausführlichkeit immer noch mit Vergnügen, und aus der zweiten wiederholt man sich gern, wie der Dichter in der Stadt geehrt worden, wo gegenwärtig vielleicht die Aufführung keines seiner Stücke gewagt werden würde, wenn sie frisch entstanden wären. Das Urtheil Schillers über Zacharias Werner, das derselbe Artikel anführt, macht nicht den Eindruck unmittelbarer Echtheit und ich erlaube mir die unschuldige Mitschuld, welche dadurch Schillern an der Entstehung der „Weihe der Kraft" beigelegt wird, immer noch zu bezweifeln. Insofern dieser Artikel Schillers Verhältniß zu Iffland, insbesondere sein Mißfallen an dem Gepränge des Krönungszugs in der Jungfrau mit betrifft, berühren sich hierin mit demselben einige Stellen in den neulich (Leipzig, Brockhaus 1856) herausgegebenen „Erinnerungen eines weimarischen Veteranen aus dem geselligen, literarischen und Theater-Leben" von Heinrich Schmidt. Der Verfasser, welcher selbst lange Zeit und mit vorzüglichem Erfolg Theaterdirektor war, vertheidigt (S. 202) die angelegentliche Ausstattung, wie sie Iffland jener Scene der Jungfrau gegeben. Er ist nicht nur von einer Vorstellung derselben unter Ifflands Leitung, sondern auch vom Eifer des Letzteren bei der Vorbereitung und Einübung Zeuge gewesen. Dies im Jahr 1809, nachdem er vor neun und acht Jahren als Student sowohl der ersten

Digitized by Google

Aufführung der Maria Stuart in Weimar, als der ersten Vorlesung der Jungfrau in Schillers Hause angewohnt hatte, worüber er (S. 96 ff.) Einzelnes mittheilt. Noch mehr, als er nach Vollendung der akademischen Jahre den Entschluß faßte, sich zum Schauspieler auszubilden, bat er sich Schillers Rath aus, und die wohlwollende Theilnahme Schillers und, durch Schillers Vermittelung, Goethes an den Erwägungen dieses Wagnisses, den Versuchsproben und Einübungen des jungen Mannes macht (S. 104 ff.) eine der anmuthigsten Partieen dieser Erinnerungen. Ein kurzer Blick in denselben fällt auch noch auf den Lebensausgang Schillers (S. 223 ff.). (Fortsetzung folgt.)

Literarische Streifzüge.

Einen Streifzug durch das Gebiet der Lyrik und des lyrischen Epos könnten wir unsere heutige Besprechung nennen oder selbst einen Kreuzzug — denn der Ritt in das gelobte Land wird uns nicht erspart — und zu bekämpfen giebt es auch mehr, als zu erobern.

Es ist auch nur ein Erzeugniß neuer Zeit, das Epos, das vor lauter lyrischem sich um sich selbst Drehn nicht vorwärts kommen kann; es dünkt Vielen zu gering, was doch das Höchste ist: so klar und einfach als anmuthig zu erzählen; statt dessen soll eine kreuz und quer nach Abenteuern jagende Erzählung, die mit ihren Sprüngen jeden Augenblick innehält, um ihre nur halb verständlichen Thaten lyrisch zu verherrlichen, original und geistreich seyn. — Zu dieser Betrachtung regt uns ein derartiges, halb lyrisches, halb episches Gedicht an: Die Pilgerin von Wilhelm Waldner (Leipzig, 1855. Otto Spamer). Da giebt es eine Fülle von Stoff, ausreichend für einen Roman von drei Bänden und so viel Abentheuer im Morgen- und Abendland, so viel göttliche Wunder und so viel Teufelskünste bekommen wir zu errathen. Die Phantasie des Verfassers — die wir keineswegs verkennen — ist nur thätig immer neuen Stoff zu häufen, statt eine einfache Fabel durchzubilden; eben so ist der Vers eine wahre Musterkarte aller möglichen pompösen Metra, während der Dichter wohl im Stande gewesen seyn würde, einen für das Epos passenden einfachen Vers glatter, sprachrichtiger und dem Gedanken anschließender zu formen. Das Wesen jedes Kunstwerkes aber: die Idee — ist über der Form vollständig vernachlässigt. Wenn der Verfasser sich damit beruhigen will, daß jetzt die Meisten so schreiben, so mag er es, die Meister wenigstens thun es nicht und die durch Nichtachtung der Grenzen der verschiednen Dichtungsarten überhandnehmende Stylosigkeit ist ein unerfreuliches Kennzeichen der Zeit. —

Was „die Pilgerin" im Oktav ist, das ist in Duodez: Schott von Grünstein, nach einer Rheinsage erzählt von Franz Bonn (Stuttgart. 1855. Gebrüder Scheitlin), nur ist der Vers wohl einfacher, aber nicht künstlerischer. — Das Kolorit beider Gedichte möchten wir Amaranth-farbig nennen.

Eine merkwürdige Erscheinung ist: „Die Schöpfung. Ein Gedicht in sechszehn Gesängen von Engenius Hermann." (Berlin. 1855. J. C. Huber). Da tragen einzelne Gesänge die Ueberschriften: Eigenschaften des Geistes; Eigenschaften der Seele: Gesundheit — und sie rechtfertigen dieß auch dadurch, daß man in der That nichts anderes findet, als metaphysische, anthropologische und kulturgeschichtliche Stichworte z. B.

Aktiv das Weib nur im Entwicklungsgange,
Sonst passiv immer, das Empfangende.
(S. 94.)

Oder:

Frei sich Gedanken zu Gedanken einen,
Wo subjectiv sie einst der Geist gedacht.
(S. 121.)

Das ganze Buch macht den Eindruck, als hätte der Verfasser die unterstrichenen Stellen seiner Universitäts-Hefte versificirt.

Aus dem Evangelium. Wahrheit und Dichtung von Eduard Baltzer. (Nordhausen. 1855. Ferd. Förstemann). — Jedem Gedichte hat der Verfasser ein Citat aus der Bibel vorgesetzt und das Gedicht ist die poetische Umschreibung des Textes, in welcher der Verfasser seine bekannte Religionsauffassung darlegt. Es ist hier nicht der Ort und nicht unseres Berufes, gegen diese religiöse Anschauungsweise anzukämpfen, durch das vorwiegend didaktische, die und da auch polemische Element geschieht aber auch den berechtigten ästhetischen Anforderungen Eintrag und werden die Gedichte, mit wenigen Ausnahmen, unerquicklich. Die Lyrik ist wohl vollkommen geeignet, auch religiöse Stimmungen des Dichters auszudrücken, sobald ihr aber die Aufgabe zu lehren aufgebürdet werden soll, versagt sie ihre Gunst.

Betrachtet man dagegen solche Gedichtsammlungen wie: „Tannengrün. Dankes-Trost und und Liebesbüchlein von Ludwig Percival" (2. vermehrte Auflage. Frankfurt a. M. 1856. H. L. Brönner.) oder: „Neue Gedichte, Epigrammatisches und Sprüchliches von Joh. Nep. Vogl (Dr.) (Leipzig. 1856. C. E. Kollmann) — so muß man zugestehen, daß sie ohne allen fremdartigen Balast leicht schwimmen, wenn auch nicht wie Rosenblätter auf dem Bache, doch wie Nußschalen in der Schlüssel. Liebesleid und Liebeslust, Frühling, Mondschein, alles was schon hundert Mal, nur hundert Mal besser gedichtet worden ist. Was aber noch nicht da gewesen ist, wie z. B. Vogl's Ständchen:

Digitized by Google

Hast du keinen Schuh am Füßchen,
Komm nur gleich, so wie du bist,
Friert's dabei dich auch ein Bißchen,
Denk', wie heiß mein Sehnen ist!
Weh' herab im leichten Röckchen,
Weißt ja, daß in schlichter (!) Tracht
Schöner Du, als all die Döckchen,
Die nur schön ein Flitter macht. (S. 94.)

oder was Perceval ruft:

Mir brüllt ein Wolf im Eingeweide,
Das Unthier lechzt, es schreit nach Blut,
(S. 120.)

und damit zwar keinen natürlichen Wolf, sondern den Blick der Geliebten meint — solche Neuheiten wären wohl auch besser ungedruckt geblieben. —

Und abermals ein Buch Lieder, voll von Liebe, Lenz und Wein, doch besser als dieser Dichter hat das noch keiner gepriesen, es sind: die Lieder des Mirza-Schaffy, die Friedrich Bodenstedt seinem persischen Freunde so trefflich nachgesungen hat, daß wir ihn fast nicht minder bewundern, als den Mirza. (4. vermehrte Auflage. Berlin. 1856. Deckersche Geheime-Oberhofbuchdruckerei). Solchem Dichter steht das stolze Selbstgefühl wohl an, indem er singt:

Es hat die Rose sich beklagt,
Daß gar zu schnell der Duft vergehe,
Den ihr der Lenz gegeben habe —
Da hab' ich ihr zum Trost gesagt,
Daß er durch meine Lieder wehe
Und dort ein ew'ges Leben habe. (S. 16.)

Noch zwei Betrachtungen sind es, welche fast unwillkürlich sich in uns aufdrängen und der schönen Sinnlichkeit der Lieder einen höheren, geistigen Adel verleihn. Dem rohesten Despotismus, der die orientalischen Völker niederdrückt, kämpft der Dichter seine unbeschränkte Freiheit ab, nicht nur Liebe und Wein zu preisen, sondern auch freimüthig selbst dem Schach die Wahrheit zu sagen und das Bonzenthum mit schärfstem Spotte zu geißeln. Und, neben der Bewunderung dieses kühnen Muthes, erhebt uns die Betrachtung, daß es dem menschlichen Geiste gelingen kann, trotz der Ungunst aller äußeren Verhältnisse und alles dessen ermangelnd, was civilisirte Völker in Kunst und Wissenschaft fördert, eine Höhe zu erreichen, die ihn den Besten aller Völker und Zeiten nahe stellt.

Erwähnen wir schließlich noch ein, durch Adolf Böttger unserer Literatur zugebrachtes Werk: Das Lied von Hiawatha nach H. W. Longfellow (Leipzig. 1856. F. L. Herbig). Es sind die alten Götter- und Heldensagen der nordamerikanischen Indianerstämme an den Ufern der großen Seen, der Ojibway's und Dacotah's, höchst merkwürdig für die Culturgeschichte, weil sie den ganzen Lebens- und Anschauungskreis dieser kindlichen Naturvölker klar und naiv abspiegeln. Tiefsinniges und Gewaltiges, wie die Göttersagen der Griechen und der germanischen Völker es uns bieten, darf man freilich nicht erwarten — vielleicht, daß man gerade aus diesem Unvermögen, ein höheres Ideal von Göttern und Helden sich zu bilden, einen Trost für den elenden Untergang dieser Völkerschaften finden kann. Daß ein solcher Mangel aber keineswegs das Vermögen ausschließt, die umgebende Natur in allen ihren Erscheinungen scharf und fein zu beobachten, davon legt das Hiawathalied ein glänzendes Zeugniß ab. Die dichterische Form ist stets einfach und klar, oft von großer Schönheit, nur wissen wir nicht, wie viel davon dem Verdienst des Sammlers zuzuschreiben ist, der ja in seinen eignen Werken besondern Hang und glückliches Talent gerade für Naturschilderungen an den Tag legt. Die Uebersetzung ist sehr wohl gelungen.

Notizen.

Ein Münchener Correspondent schreibt der Allgemeinen Zeitung: „Moritz von Schwind vollendet eben ein Oelgemälde, das eine Scene aus dem Leben der heiligen Elisabeth für die Großherzogin von Weimar darstellt. Auf einem Kirchgange hat die Fürstin schon all ihr Geld als Almosen ausgegeben, da tritt sie einem bittenden Armen den Handschuh von ihrer Hand, ein junger Ritter hat dann denselben von dem Bettler gekauft und als Talisman auf einem Kreuzzuge mit sich geführt, Der Ritter sitzt am Rande des Waldes, aus dessen Schattenkühle die schönen Frauen eben in das helle Morgenlicht heraustreten, während einige Gestalten des Gefolges noch im Helldunkel des Hintergrundes zwischen den Bäumen wandeln. Die liebevolle Innigkeit Elisabeths contrastirt trefflich mit dem steifen Ernst der Schwiegermutter, die ihrerseits einen Handschuh fester anzieht; gar sinnig ist der gebrechliche Arme zum Mittelpunkt gemacht, um den sich die anmuthigen und glänzenden Gestalten bewegen; ein Ritter steht bereits hinter ihm mit einem Goldstück für den Handschuh. Das Bild gehört gleich Schwinds Aschenbrödel zu den allgemein erfreuenden Schöpfungen eines ächtdeutschen Künstlergemüthes und sein Anblick läßt es uns wieder bedauern, daß wir in der neuen Pinakothek sowenig ein Oelgemälde als an der Wand eines öffentlichen Gebäudes eine größere Frescodarstellung Schwinds zu bleibendem Genuß haben."

— Aus Wien wird derselben Zeitung geschrieben: „Die Gemälde Perugino's, welche im Besitze des Cavaliere Melzi in Mailand sind und einst der Certosa bei Pavia angehörten, sind für das brittische Nationalmuseum erworben worden. Die Versuche, welche von der Regierung gemacht wurden, diese Gemälde dem Kaiserstaate zu erhalten, waren leider vergebens. Man sieht hier in den Kunstkreisen mit großer Besorgniß die Kunstverarmung Italiens in fortwährender Zunahme begriffen. Seit drei Jahren ist es das vierte mal, daß höchst bedeutende Gemälde aus österreichisch Italien in Englands öffentliche Sammlungen wandern. Dieß waren zwei Gemälde von Luini, die heiligen drei Könige von Paolo Veronese, das Skizzenbuch von Giovanni Bellini und nun die drei Gemälde Perugino's. Wir zweifeln gar nicht, daß diese auch für das materielle Wohl Italiens wichtige Sache in Kürze Gegenstand ernster Berathung der Regierung werden wird."

— Von Charles Dickens soll nächstens eine Vertheidigung gegen die Angriffe des Grafen Montalembert, welcher Dickens der Aufregung der armen Classen gegen die besitzenden beschuldigt hat, gleichzeitig in Paris und London erscheinen.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Vierteljahrspreis 10 Sgr.

Digitized by Google

№ 24. 15. Juni 1856.

Mirza Schaffy.*)

Deine dunklen Roſen neigen ſich,
Deine Nachtigallen klagen,
Deine Schönen hüllen in Schleier ſich,
Deine frohen Zecher in Schweigen ſich —
Tiflis, du blühende Gartenſtadt,
Der deinen Ruhm erhöhet hat
Hat dich in Gram geſchlagen,
Verſtummt iſt deine Poeſie:
Geſtorben iſt Mirza-Schaffy.

Wollt ihr nun trauern, weinen, klagen
Und eurem ſchmerzbewegten Munde
Wohl Scherz und Wein und Kuß verſagen?
Friſch Mirza's Lieder aufgeſchlagen,
Da wird euch andrer Weisheit Kunde:
Mit Heiterkeit des Lebens Mühſal tragen,
Doch unabläſſig nach dem Schönen jagen
Und für die Wahrheit jeder Stunde
Das Leben ſelber in die Schanze ſchlagen:
So friſche Weisheit, übet ſie,
Die euch gelehrt Mirza-Schaffy.

Alle Roſenkelche wiegen ſich,
Alle Nachtigallen ſingen,
Und die perſiſchen Mädchen ſchmiegen ſich,
Im reizenden Tanze und biegen ſich
Zu Mirza's Liedern, die voll und klar
Erſchallen aus jubelnder Zecherſchar
Zu hellem Becherklingen.
So tönet fort deine Poeſie
Und ewig lebſt du Mirza-Schaffy.

W.

*) Nachdem wir kaum Mirza-Schaffy's Lieder in der letzten Nummer dieſes Blattes beſprochen hatten, laſen wir die traurige Nachricht von des Dichters Tode.

Digitized by Google

Eine Harzwanderung.

Von

Heinrich Pröhle.

II.

(Rehberger Graben. — Andreasberg. — Oberhaus. — Ravenskopf. — Stolberg. — Josephshöhe. — Eichenforst.)

In einiger Entfernung von der Achtermannshöhe liegt auf hannöverschem Grund und Boden der größte der oberharzischen Teiche, der Oberteich, ohne welchen der oberharzische Berg- und Hüttenbetrieb nicht zu denken ist. Auf dem Punkte, auf dem ich stand, und auf der entgegengesetzten Seite beginnt hinter ihm ein haideartiger Waldboden, dahinter ein mit höheren Tannen, zwischen denen immer noch röthliche Haidestellen hindurch schimmern, bewachsener Berg; zwischen den Tannen auf der Nordseite und dem Ufer liegen Steinblöcke. Hier sitzen wir auf hölzernen Bänken, die sich auf einem mit reinlichem Kies bestreuten Platze befinden, und der Anblick dieses Culturwunders regt die mannigfachsten Betrachtungen in uns auf. Wenn aber der Anblick des Oberteiches mehr charakteristisch als schön ist, so finden wir doch zu dem Charakteristischen auch die höchste Schönheit gesellt, so bald wir uns, nur wenige Schritte von hier entfernt, auf die Brücke stellen, von der man dann auch schon in den Rehberger Graben hineinschaut. Zur Rechten unter uns das hohe Ufer mit Haide und jungen Tannen bewachsen, zur Linken die jungen Tannen, mit dem zauberisch leuchtenden Grün, darunter der eigentliche Graben, — das Alles giebt ein buntes Bild von der seltensten Wirkung. In dem Dammhause an der Brücke fand ich, in der tiefsten Einsamkeit der Gewässer, Wälder und Felsen ganz einsam einen jungen Grabenarbeiter mit Anfertigung einer ungeheuern Anzahl von Vogelbauern beschäftigt, denn in Andreasberg ist der Vogelfang zu Hause.

Von hier aus ging ich auf einem stundenlangen, anmuthigen Wege gegen Andreasberg zu rechts an dem Rehberger Graben entlang, einen durch riesige Felsen gebrochenen 400 Lachter langen Kanal am östlichen Abhange des Rehberges, welcher vom Oberteiche aus sämmtlichen Wasserrädern Andreasbergs die Aufschlagewasser zuführt, während rechts in dem Thale die rauschende Oder sich zwischen den Felstrümmern hindurch arbeitet. Zwischen den Holzkloben und den Granitblöcken, mit denen der Graben verdeckt ist, wächst Heidelbeerkraut und aus dem Heidelbeerkraut flog ein Vöglein auf in die hohen Tannen. Rothe Vogelbeeren hoben an einer Stelle noch den Zauber des linken Ufers. Auf beiden Seiten des Thales zogen sich düstre Tannen, von anderen, mit herbstlichem Laube dastehenden Baumarten unterbrochen, an den Berglehnen hin, wie ein mit Roth besetzter grüner Mantel. Nachdem ich eine Strecke weit gegangen war, gelangte ich an ein einladendes Plätzchen, das mit Bänken bestellt war. Von hier aus führt ein Weg links am Ufer hinauf zu einer mit Moos ausgelegten Steinbank und bis unter die Rehberger Klippe. Von der Steinbank aus gesehen, hatte das buntfarbige Gesträuch auf der Klippe, die dürren Stämme und dazu wiederum Tannengrün und schönes Laub, etwas Geisterhaftes. Die schwindelnde Höhe der Klippe versinnbildlicht die Phantasie des Volkes durch den bald mehr, bald weniger wunderbaren Sprung oder Fall eines Wildes. Und am Schönsten ist hier, was der Wahrheit am Nächsten kommen mag: daß zwei Hirschböcke der am Wilde überreichen Andreasberger Gegend, einst sich zur Brunstzeit bis auf die Klippe verfolgten, dort einen Kampf begannen

Digitized by Google

und, mit dem Hörnern sich verwickelnd, zerschmettert in die Tiefe stürzten. Am Ausgange des schönen Thales, in dem der Graben hinläuft, legt sich links schön und sauber schließend, zuletzt Tannenwald vor. Auf dem Wege von hier aus nach Andreasberg, einer der wie Silber dem Auge entgegenglänzenden Städte des Oberharzes, holte ich ein schönes, städtisch gekleidetes Mädchen ein, das desselben Wegs gekommen war und langsam über die Wiesen hinging. „Ich ha' meinen Schatz bis zum Oberteiche hin auf den Weg gebracht," sagte sie. Wie viele andere Oberharzer damals thaten, war er ausgewandert, um in einer anderen, minder schönen Gegend des deutschen Vaterlandes dem Bergbau zu dienen, nach dem alten Sprichworte: neue Bergwerke, neues Geschrei. Warum war sie nun so ruhig und befriedigt? „In vier Wochen holt er mich nach," sagte das schöne Mädchen und verschwand durch ein Gäßchen ihrer Vaterstadt. So leb denn wohl, Perle von Andreasberg! Wo du auch jetzt deine Kinder säugst, es ist alles Eins, ob auf den bläulich glänzenden Schlackenfeldern des Harzes oder auf der rothen Erde Westphalens, aber eins wünsch' ich dir, daß es nur auf deutscher Erde sei. Und eins noch wünsch' ich dir: wie auch das Schicksal auf dich einstürmen mag, dennoch mögest du nie mehr die Ruhe deiner Seele verlieren, als da du nach jener ersten Trennung über die Wiesen vor Andreasberg heim kehrtest. Selbst durch den Tod möge es für dich keine andere Trennung von dem Geliebten geben, als bei der du sagen kannst: „In vier Wochen holt er mich nach," und dann möge er, wie jetzt, als ein schöner rothwangiger Bergknappe mit Grubenleder und Schachthut wieder kommen und mit einem Kusse jede deiner Zähren stillen und dich in ein schönes ebenes Land aus der rauhen und sorgenvollen Heimath führen.

Andreasberg ist diejenige Bergstadt des Oberharzes, die auf jeden, welchen neben Naturschönheiten auch der eigenthümliche Charakter des Gebirgsvolkes beschäftigt, den vorzüglichsten Eindruck macht. Doch auch an Naturschönheiten fehlt es der Umgebung dieser Stadt nicht; die Glückaufer Klippe bietet den Blick auf den Ravenskopf und bei hellem Wetter auf Meißner- und Inselsberg. Eine prächtige Aussicht auf Andreasberg selbst giebt der directe Weg von Andreasberg nach Braunlage, den ich zur Fortsetzung meiner Reise eine Stunde weit zurückgehen mußte. Von hier aus gesehen, glänzt die Bergstadt, wie das dunkle Auge der Harzerin. Besonders reizend ist auch der Blick in den leuchtenden Wäschgrund, der zum Bergbau gehört, hinein. Der ganze Reichthum der Landschaft zeigt sich dadurch am Meisten, daß dicht zur Rechten der prosaischen Heerstraße einige Stufen aufwärts, an denen rothe Beeren standen, uns zu einem halbkreisförmigen Platze mit einer hölzernen Bank und einem hölzernen Tische führen, wo wir miteingefriedet von Tannen und Buchen, uns eines herrlichen Blickes auf das hier eng begrenzte Gebirge erfreuten.

Mein Weg führte auf das Oderhaus, ein hannöversches Zollhaus im Oderthale. Durch das noch vom Thaue feuchte Gärtchen am Zollhause fand ich den Eingang zu einem hölzernen Pavillon, von welchem sich eine herrliche Aussicht auf das Thal dem Auge darbietet. Als das Gärtchen zu Ende war, hatte ich nur noch eine kurze Strecke weit in den Tannen zu gehn. Der Aussicht von dem Häuschen aus auf die jungen Tannen zur Rechten auf einem Berge entlang, dann auf die Tannen unten, und auf die bewaldeten Berge gegenüber, wo sich gelbe Buchen unter die Tannen mischen, können nur wenige andere schöne Punkte des Oberharzes, wie z. B. die Kuhtalksklippe bei Herbach, gleich gestellt werden. Von dem Gärtchen an, mit seinem für die Vorrathskammern reifen Früchten, drängte sich mir

Digitized by Google

in der Einsamkeit dieser Landschaft immer mehr und mehr ein schwermüthiges und dabei doch tröstliches Herbstgefühl auf. Dicht neben dem hölzernen Häuschen stand eine Quitsche, wie man bei uns die Vogelbeerbäume nennt, ganz auf der Spitze der Klippe. Ihr Laub war schon ganz verwettert, ihre Früchte aber waren noch schön roth, die Vögel des Himmels zu nähren und zu erfreuen. Möchte es doch mit uns auch so sein, daß wir, wenn schon unsere Blätter welken, noch lebende und erquickende Früchte der Welt entgegen tragen!

Wenige Schritte von dem Zollhause entfernt, steht ein Forsthaus, das zugleich als Wirthshaus dient. Nachdem ich mich hier erfrischt hatte, setzte ich meinen Weg auf Andreasberg durch das Oderthal weiter fort. Dieses Thal ist ausgezeichnet durch die Pracht seiner Waldungen und gestaltet sich immer freundlicher, jemehr man sich den durch seine Kaltwasserheilanstalt bekannten lieblichen Städtchen Lauterberg nähert.

Hauptsächlich den Bedürfnissen der Curgäste, welche täglich weitere Spaziergänge zu machen haben, danken wir vermuthlich den Umstand, daß in ziemlicher Entfernung von Lauterberg ein Gastwirth aus dem nahen preußischen Städtchen Sachsa auf dem Ravenskopfe im Jahre 1854 ein kleines Gasthaus hingestellt hat, ohne welches der Besuch dieses Punktes in einer wüsten Waldgegend fast zu anstrengend war. Man erfreut sich hier von dem Thurme über dem Hause aus, von dem das Auge über unzählige ferne Berghöhen dahinschweift, eines ähnlichen Blickes auf den südwestlichen Harz, wie von der Victorshöhe aus auf das nordöstliche Gebirge. Ich erblickte jedoch diese Herrlichkeit nur in dunkle Wetterwolken eingehüllt und sollte überhaupt hier nur der Zeuge eines furchtbaren Nachtstückes der Natur sein. Nie habe ich den Sturm furchtbarer wüthen hören, als in den Forsten auf dieser gewaltigen Höhe.

Das ausgebrochene Unwetter nöthigte mich auch, meinen Reiseplan abzuändern und noch einmal nach Lauterberg zurückzukehren, um von dort aus in der Nacht mit der Post nach Nordhausen zu fahren. Von Nordhausen aus ging ich am andern Tage wiederum zu Fuße nach Stolberg. Auf dem Wege dahin ist am bemerkenswerthesten die Aussicht auf den alten Stolberg, eine, seltene Wechsel darbietende Bergwand. Auf dem herrlichsten Wege durch die hehren, vom Mondenschein erleuchteten stolbergschen Eichenwaldungen wanderte ich am Abende in den Bergkessel ein, in welchem die Stadt Stolberg liegt.

Ueber diesem Städtchen thront das Schloß Stolberg. Es ist nicht sehr hoch gelegen; von der Stadt aus läuft ein freundlicher Fußweg in einer Tannenhecke zu ihm hinauf. Neben den Stufen, die hinauf führen, steht eine alte Kirche mit schönen Wölbungen; die nahen Prediger-Wohnungen mitgerechnet, ist hier alles so geistlich protestantisch, daß man sagen möchte, Luther spukt um diese alte Kirche. Das Schloß des Grafen von Stolberg machte einen gar eigenthümlichen Eindruck, zu welchem der bärtige Thorwart, ein guter alter Stolberger aus der alten Schule, der in der Schlacht bei Jena mit gelaufen war, nicht wenig beitrug. Einen freundlichen Eindruck machte die Schloßcapelle, einen düstern der Ahnensaal mit der weisen Frau von Stolberg, zu deren Bildnisse wohl nur die Volkssage, nicht eine bestimmte lebende Person Anlaß gegeben haben möchte.

Das Schloß umgiebt einen regelmäßigen Hof, den ein kleiner Weiher ziert; zur Seite, hinter dem Hause, fand ich einen prachtvollen buschigen Garten mit den kostbarsten Laubschattirungen. Herrlich war der Blick in eine Schlucht, durch welche schöne Gänge liefen.

Digitized by Google

Von hier gelangte ich bald zu dem damals bereits, des herannahenden Winters wegen, verschlossenen Schützenhause. Es ist von regelmäßigen Gängen mit beschnittenen Laubbäumen umgeben und stellte sich als ein schönes Haus von außen dar. Das Schützenfest zu Stolberg ist eins der berühmtesten am Harze. Man ist dabei gewohnt, möglichst gut zu leben, und zu keiner andern Zeit werden so viele von den scharfgebratenen stolberger Würsten, welche man stolberger Lerchen nennt, verzehrt, als zu dieser.

Der schönste Punkt in der Umgebung von Stolberg ist der Auerberg, welcher unter dem Namen der Josephshöhe bekannt ist, seit er von dem verstorbenen Grafen Joseph mit einem in Gestalt eines schwarzen Kreuzes gebauten hohen hölzernen Thurme und einem kleinen Gasthause versehen worden. Wir gehen, um dahin zu gelangen, von Stolberg aus eine Stunde weit auf der breiten Chaussee. Eine Fahrallee, die dann noch bis zum Thurme führt, und prachtvoll zwischen farbigen Laubbäumen hinläuft, ist nur für gräfliche und fürstliche Personen bestimmt. Auch hier befindet sich als Wärter des Thurmes und als Wirth ein alter Stolberger, der die wunderlichsten Kriegsschicksale erlebt hat. Er führte mich auf seinen Thurm, der vorn von herbstlich gefärbten Eichenforsten rings umgeben ist. An diese schlossen sich dann dunkle Wälder an. Felder, blaue, blaue Berge, rothe, rothe Wolken.

Die Josephshöhe ist nicht allein durch all die höheren Forsten, in denen sie daliegt, einer der herrlichsten Punkte des Harzes, sondern sie bietet überhaupt zugleich eine der schönsten Fernsichten dar. Man sieht ganz hell das Dorf Schwenda mit endlosen Eichenforsten dahinter, sieht in die goldene Aue hinein, sieht den Kyffhäuser, Stolberg, den Bossenthurm bei Sondershausen, das Hainfeld, den „Eichenforst," und links davon Nordhausen. Unter großen rothen Wolken erschienen die Gleichen bei Göttingen und die Porta Eisfeldica. Nördlich begrenzten überall mächtige Höhen, die nach dieser Seite nirgends über den Harz hinausreichende Aussicht, namentlich die mächtigen Gipfelkronen des Brockens, der Hohneklippen, des Wörmberges, der Achtermannshöhe, des Rehberges und des Ravensberges, über den wiederum eine rothe Wolke stand.

Nicht ganz so reizend als die Josephshöhe, liegt auf der entgegengesetzten Seite hin, eine Stunde von Stolberg entfernt, das Forsthaus Eichenforst, welches wiederum einen reizenden Blick in die goldene Aue gewährt, und sich ähnlich zu Nordhausen verhält, wie am nördlichen Abhange des Harzes der Stufenberg zu Quedlinburg. Vorn breiten sich hier vor uns wie ein weiter Teppich aus die Waldungen mit dem Thurme der Ebersburg; dahinter zeigen sich als das Anziehendste, was hier das Auge erfreuet, schön abgetheilte lachende Felder mit rother Erde. Zwischen den Feldern liegen die Dörfer Hermannsacker und Buchholz da. Hinter der Ebersburg und dem Kohnstein dehnt sich die reizende hannöversche Landschaft bis zu den Gleichen bei Göttingen. Weiter links sieht man in der Nähe gerade auf dem breiten Waldrücken des alten Stolbergs hin, am weitesten links liegt das Stolbergesche Schloß, der Kyffhäuser und die Rothenburg. Nach dieser Seite bildet die schwarzburgische Hagelleite die Grenze der Aussicht, während nach Norden zu der Brocken sie begrenzt.

Ich schließe diese anspruchslose Reisebeschreibung mit einer der anziehendsten Harzsagen, die sich auf den, hier ganz in der Nähe, eine halbe Stunde von dem Dorfe Stempeda liegende Räders-See bezieht. *) An der Stelle, wo man jetzt den See er-

*) S. H. Pröhle, Unterharzische Sagen, Nr. 427 und 428.

Digitized by Google

blickt, soll früher ein Hüttenwerk gestanden haben. Ein Werkführer aus diesem Hüttenwerke hatte einen hohlen Zahn, den füllte er (was ein gar alterthümlicher Zug der Sage ist) jeden Tag bei der Hüttenarbeit mit Golde aus, und gedachte mit dem also gesammelten Golde dem Hüttenherrn, dem Grafen v. Stolberg, ein Geschenk zu machen, und das Gold wieder für ihn hervorzuholen, wenn keins mehr vorhanden wäre. Aber die Magd bemerkte den Diebstahl und verrieth ihn. Danach sollte der Werkführer in Stolberg auf dem Markte vor dem jetzigen John'schen Gasthofe gerichtet werden. Der aber nahm eine Semmel in die Hand und sagte: so rein und unschuldig als die Semmel, wäre auch er,*) und so gewiß er unschuldig gerichtet würde, so gewiß würde das Hüttenwerk in dem Augenblicke untergehn, wo sein Kopf vom Rumpfe flöge, und nicht eher wieder zum Vorschein kommen, als bis drei Grafen geboren wären, von denen jeder der beiden ersten gewisse körperliche Eigenheiten hätte, und der dritte eine Haselruthe fände, die in einem Schlosse sieben Fuß hoch geschossen wäre. Alsdann müßte eine Wanne Goldes angewandt werden, ehe das Hüttenwerk wieder in Gang käme. In dem Augenblicke, wo des Werkführers Kopf fiel, soll in der Hütte ein Mann, (welches die Erscheinung des Werkführers war) gestanden und das Triebrad mit einer Hand eingehalten haben. Danach ging das ganze Werk unter Wasser, wie es noch jetzt zu sehen ist, und soll von dem versunkenen Räderwerke der Räder-See heißen. Ein Hallore und noch ein anderer Mann sollen hinein getaucht und auf ein Gebäude gestoßen sein, der Hallore auch einen Ring von einem Eimer mit emporgebracht haben, aber selbst für tausend Thaler wollte keiner zum Zweitenmale hinein, denn sie waren unten von Geistern gereinigt. Der Hallore brachte eine Kachel mit herauf. Was die Ruthe anlangt, so soll sie im alten Stolberg von Graf Joseph gefunden, eine Hagedornruthe sein und in der Rüstkammer stehen. Er brauchte nur damit auf das Wasser zu schlagen und Alles hätte in alter Pracht wieder da gestanden.

*) Dieser alterthümliche Vergleich erklärt uns theilweise eine schon in meinen früheren „Harzsagen" (Leipzig, 1854) veröffentlichte Harzburger Sage, deren einfache Schönheit nicht unbemerkt geblieben ist. An einer Stelle in dem Gemäuer auf der Harzburg, — so lautet sie — ist ein Kind eingemauert, dadurch ist die Burg festgemacht. Das Kind ist ein uneheliches Kind und ein Jahr alt gewesen, das hat seine Mutter verkauft an eine Herzogin, die dazumal auf der Burg gewohnt haben soll. Wie das Weibsbild das Kind gebracht, hat ihr die Herzogin das Geld hingelegt und gesagt: es stände noch bei ihr, ob sie das Kind verkaufen wollte. Da hat das Weibsbild nach dem Gelde gegriffen, und darum hat ihr die Herzogin eine herzhafte Maulschelle gegeben. Nun haben sie das Kind in die Mauer gesetzt, und haben ihm eine Semmel in die Hand gegeben, und haben angefangen zu mauern, und dabei hat das Kind seine Semmel gegessen. Zuletzt haben sie nur noch ein kleines Kuckloch gelassen, und wie sie auch das zugemauert haben, hat das Kind auch gerade seine Semmel aufgehabt, und hat gesagt: „Semmel up un Kuckloch tau." In dieser Sage sollte ohne Zweifel ursprünglich auch schon die Klarheit des Semmelteigs die Unschuld des Kindes bezeichnen, auf welche es bei dem Einmauern ankam. Weil aber dieser Zug in seiner Unmittelbarkeit nicht mehr verstanden wurde, so drückte man denselben Gedanken verhältnißmäßig sentimental aus, indem man das Kind während des Einmauerns in seiner Unschuld ganz ruhig die Semmel aufessen und zuletzt jene rührende Aeußerung thun ließ.

Digitized by Google

Kleine Zeitung.

*** So eben ist das zweite Heft des vierten Bandes des Weimarischen Jahrbuches erschienen. Wir ergreifen diese Gelegenheit um zugleich auf das vor einigen Monaten erschienene und bis jetzt von uns noch nicht besprochene erste Heft zurückzukommen und auf beider Hefte werthvollen und mannigfaltigen Inhalt kurz aufmerksam zu machen. Das erste von Hoffmann von Fallersleben herausgegebene Heft enthält zunächst mehrere Beiträge von dem Herausgeber selbst, und darunter dürfte der wichtigste und interessanteste sein die neue Ausgabe des „liber vagatorum", jenes im Anfange des 16. Jahrhunderts gedruckten merkwürdigen Buches über die verschiedenen Arten der Bettler, Vagabunden und Gauner und ihre Sprache, welches Buch wahrscheinlich aus den Verhören hervorgegangen ist, die um 1475 zu Basel mit eingefangenen Vagabunden gehalten wurden. Bekanntlich hielt Luther 1528 die Schrift einer neuen Ausgabe werth, die er mit einer kurzen Vorrede begleitete. Weiter hat H. v. F. eine kleine Zahl von ihm in altniederländischer Sprache gedichteter Lieder mitgetheilt, als Fortsetzung einer vor vier Jahren besonders herausgegebenen Sammlung, die in den Niederlanden große Theilnahme fand. Die anmuthigen Lieder zeigen, daß H. in der Poesie die altniederländische Sprache mit gleicher Gewandtheit wie die neuhochdeutsche handhabt. Ferner hat H. v. F. einen Aufsatz über den Dichter Freiherrn von Canitz gegeben, eine bibliographische Beschreibung der auf der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar befindlichen, aus Gottscheds Nachlasse stammenden Sammlung Deutscher Schauspiele von 1520 bis 1620 geliefert, zehn Lieder des 16. Jahrh. herausgegeben und unter dem Titel „Klopstocks Liebe zu Fanny" zehn Briefe des Dichters an Bodmer aus der Schweizerischen, in Deutschland wenig verbreiteten Monatsschrift Iris (1. Band, 1806), wo sie zuerst mitgetheilt waren, wieder abdrucken lassen. Endlich finden sich auch diesmal unter den „Findlingen" eine Reihe ganz willkommener literarhistorischer Notizen von H., in denen wir aber (Seite 144, 148 und 151), wie schon anderwärts, ungern den Ton bemerkt haben, mit dem Herr H. einige Ungenauigkeiten bei Gervinus rügt. Die Verdienste von Gervinus sind so eminent, daß trotz des Nachweises von mancherlei Versehen im Betreff einiger obscuren Poeten noch lange keine Perle aus seiner Krone fällt, und es erscheint uns höchst bedauernswerth, wenn der Begründer unserer Literaturgeschichtschreibung wie ein beliebiger Compendienschreiber kurz und vornehm abgefertigt wird. — Gehen wir nun zu den Beiträgen Anderer über. Karl Anthes eröffnet das Heft mit einer etwas oberflächlichen Abhandlung über das Deutsche Hildebrandslied und die Iranische Sohrabsage. Von Karl Gödeke treffen wir eine Reihe sehr schätzbarer „kleiner Mittheilungen", namentlich zur Geschichte unserer Literatur im 16. Jahrh., zu deren ersten Kennern Gödeke bekanntlich gegenwärtig gehört. Recht verständig und lesenswerth ist der Aufsatz von Joh. Marbach über Platens Stellung in der Entwickelung der Deutschen Nationalliteratur, wenn man auch über einzelnes, wie z. B. über die Beurtheilung der Gedichte Platens in den schwierigeren antiken Maßen, mit dem Verfasser streiten kann. August Scheler gibt Notizen über die handschriftlich hinterlassene Autobiographie von Joh. Christ. Cuno, geb. 1708, der für die gelehrte Laufbahn vorbereitet, längere Zeit im preußischen Militär dienen mußte, bis er desertirte und nach Amsterdam flüchtete, wo er nachmals ein begüterter Kaufmann ward und 1762 eine Messiade herausgab. Herr Sch. gedenkt gelegentlich die Partien der Selbstbiographie, die Cunos Erlebnisse als preußischer Werbeoffizier in Oesterreich, Baiern, Ungarn und Italien, erzählen, sowie diejenigen, welche über seinen Verkehr mit dem berühmten Swedenborg berichten, besonders herauszugeben. Zu den bereits erwähnten „Findlingen" endlich haben außer dem Herausgeber noch F. S. Hainkirch, Otto Roquette, H. von Stöcklern und Paul Trömel beigesteuert, auf deren Gaben wir jedoch nicht näher eingehen können; nur erwähnen wir H. von Stöcklerns wohlgelungene Uebersetzungen des „Dies irae" und „Stabat mater".

Das zweite von Oskar Schade herausgegebene Heft besteht zum allergrößten Theil aus eigenen Beiträgen des Herausgebers. Er beginnt mit einem nahezu die Hälfte des Hefts füllenden, aber trotz dieser Länge bis zu Ende fesselnden Aufsatze „Vom deutschen Handwerkleben in Brauch, Spruch und Lied", in welchem wir ein lebendiges und anziehendes Bild von dem Treiben der deutschen Handwerker, namentlich während der Gesellenzeit, erhalten, wie es sich in bestimmten Ceremonieen, Sprüchen und Liedern ausgeprägt hat, in denen wir neben mancher Rohheit und Beschränktheit einerseits eine sehr tüchtige Gesinnung und andererseits viele Züge ächter Poesie treffen. Außerdem hat Sch. seine Beiträge zur Geschichte der macaronischen Poesie weiter fortgesetzt, die Lieder von zwei Liederdichtern des 16. Jahrh., Jörg Graff und Hans Wilstat zum erstenmal zusammen herausgegeben und erläutert, und endlich „Bergmannsspiele aus Ilmenau. Zu einer Stelle in Göthes Wilhelm Meister" mitgetheilt. Die Ilmenauer Spiele sind dem Leser des Sonntagsblattes schon aus Nr. 30 des vorigen Jahrgangs bekannt, Sch. hat jedoch, da ihm mehrere Aufzeichnungen vorlagen, einen bessern Text gegeben [Das S. 352 unvollständig gegebene „Leb der Bergleut" hat Ref. von Kammerberger Bergleuten öfter in vollständiger Fassung singen hören und in ihren geschriebenen Liederbüchern gelesen. Es stimmt ziemlich genau mit dem von Döring, Sächsische Bergreihen 2, S. 53 aus Johanngeorgenstadt mitgetheilten.] Dieß die Beiträge des Herausgebers. Außerdem bringt K. J. Schröer ein Paradeisspiel, wie es noch jetzt jährlich um Weihnachten zu Oberufer auf der Insel Schütt von Bauern aufgeführt wird, Heinrich Deinhardt hat in geistvoller Weise „Dramaturgische Fragen mit Bezug auf Hebbels Vorwort zur Maria Magdalena" zu erörtern begonnen, deren weiterer Fortsetzung die Leser gern entgegensehen werden, und endlich hat Reinhold

Digitized by Google

Löbler einige nothwendige Berichtigungen und Ergänzungen zu dem Anthes'schen Aufsatz über das Hildebrandslied und die Sobradsage geliefert.

— **Friedrich Heinrich von der Hagen**, gegenwärtig einer der ältesten Pfleger der altdeutschen Philologie, um die er sich — wenn er auch in mancher Beziehung von der fortgeschrittenen Wissenschaft überflügelt worden ist — vielfache und unbestreitbare Verdienste erworben hat, hat so eben ein neues, allgemein interessantes Werk herausgegeben, von welchem einzelne Theile bereits früher in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften erschienen sind und welches den Titel führt „Bildersaal altdeutscher Dichter. Bildnisse, Wappen und Darstellungen aus dem Leben und den Liedern der deutschen Dichter des XII. bis XIV. Jahrhunderts. Nach Handschrift-Gemälden, vornämlich der Manesse'schen Sammlung, und nach anderen gleichzeitigen bildlichen Denkmalen und dahin gehörigen Bild- und Bauwerken. Mit geschichtlichen Erläuterungen von Fr. H. von der Hagen. 37 Bogen Quart nebst Atlas von 75 Abbildungen auf 41 Tafeln fl. Fol. Berlin, Stargardt." [Zugleich fünfter Theil von des Verfassers 1838 erschienener Ausgabe der Minnesinger.] Die Handschriften-Gemälde, die uns in dem Werke theils beschrieben, theils in Abbildungen vorgeführt und mit andern gleichzeitigen Kunstdenkmälern, wie Bildnissen, Münzen, Siegeln, Grabmälern, Wand- und Glasgemälden, verglichen und durch sie erläutert werden, haben allerdings in rein künstlerischer Hinsicht geringen Werth, desto wichtiger aber, ja unschätzbar sind sie für die Kunde des öffentlichen und häuslichen Lebens, der Trachten, der Bewaffnung, der Geräthschaften, mit einem Worte für die Kunde des mittelalterlichen Kostüms, letzteren Begriff in weitester Ausdehnung gefaßt.

— In Straßburg wird demnächst der Kunstnachlaß des 1834 verstorbenen Bildhauers Ohmacht durch eine Lotterie ausgespielt werden. Als einer der werthvollsten Gewinnste ist wohl ein Manuscript Lavaters zu betrachten, welches 200 bisher noch ungedruckte Aphorismen enthält. Abgeschätzt ist es auf 4000 Franc und steht dem Gewinner das Recht zu es in allen Sprachen herauszugeben.

— Der „Austria" entnehmen wir folgende Mittheilung über das Wachsthum der österreichischen Journalistik. Im Jahre 1848 versendete die Post 1,189,934 Exem. von Wiener Blättern; 1849: 7,166,273, 1850: 8,538,749, 1851: 10,260,000, 1852: 9,202,018, 1853: 9,791,743, 1854: 13,390,151, 1855: 15,113,588, eine Vermehrung in 8 Jahren von beinahe 14 Millionen Exemplaren. Es vertheilen sich diese Exemplare auf 70 Wiener Zeitschriften, und zwar 26 politische, 13 belletristische, 28 Fachzeitungen und 3 amtliche Verordnungsblätter.

— Bei der Versteigerung der 1. Abtheilung der Fallenstein'schen Autographensammlung, wurden nachstehende Autographe zu folgenden Preisen verkauft: Torquato Tasso 75 Thlr., Bürger 3 Thlr., S. Gesner 44 Thlr., Göthe 9 Thlr., Klopstock 5 Thlr., Lessing 104 Thlr., Schiller 11 Thlr., Schubart 4 Thlr., Rousseau 9 Thlr., Voltaire 8 Thlr., J. Locke 5 Thlr, Alfieri 5 Thlr., Casanova 5 Thlr., Linné 7½ Thlr., Franklin 8 Thlr., Washington 7 Thlr., J. Keppler 25 Thlr., Kant 13 Thlr., Mos. Mendelssohn 5 Thlr., Bach 10 Thlr., Beethoven 5½ Thlr., Händel 13 Thlr., Haydn, 9 Thlr., Mozart 20 Thlr., C. M. von Weber 7 Thlr., Garrick 6 Thlr., Talma 3½ Thlr. — Nach einer Mittheilung des Börsenblattes für den deutschen Buchhandel soll demnächst ein Handbuch für Autographensammler erscheinen. Bei dem imaginären Werthe von Autographen und bei dem bisherigen Mangel eines jeden Anhaltepunktes ist ein Leitfaden, welcher über Alles, was zu wissen nöthig ist, Auskunft giebt, gewiß höchst wünschenswerth.

— **Heinrich Heine** stand eine Zeit lang mit Immermann in Briefwechsel. Immermanns Witwe (wieder in Hamburg verheiratet) ist im Besitze dieser Correspondenz und hat jetzt nach Heines Tode ihre Herausgabe beschlossen und Herrn Gustav zu Putlitz übertragen.

— **Heinrich Leo** hat sich bei Gelegenheit einer Anzeige der Schrift „Ueber Göthes Verhältniß zu Religion und Christenthum. Von L. von Lancizelle, Berlin 1855" in der Evangelischen Kirchenzeitung d. J. No. 8—10 über Göthes religiöses Verhalten ausgesprochen und dasselbe von seinem Standpunkte aus critisirt. Eine Mittheilung aus diesem Aufsatze über ein Gespräch Leos mit Göthe wird in diesen Blättern nicht überflüssig sein. Leo schreibt: „Referent [d. h. Leo selbst] war als junger Professor einmal so glücklich, sehr freundlich von Göthe angenommen zu werden; das Gespräch bewegte sich bald um die Geschichte des Mittelalters. Für alle die großen Gestaltungen und Umgestaltungen, die durch das Christenthum in die Europäischen Völker eingedrungen waren, hatte der alte Herr kein Wort; aber dringend legte er die letzten Vertheidiger der antiken Weltanschauung Ref. aus Herz; sie seien noch so wenig gewürdigt und begriffen und doch sei es so rührend, diese Tapferkeit der Pietät für eine untergehende sittliche Welt. — Und doch hatte in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts noch niemand Ursache anzunehmen, die Kräfte und Erscheinungen der christlichen Welt seien grade über mäßig gesteigt oder gewürdigt. Es war eben des alten Herren neutrale Art so, welche die Griechische Welt vor allen schön fand u. s. w."

Mirza Schaffy ist gestorben! Der kurzem, so berichtet die „K. Z.", besuchte Fr. Bodenstedt ein alter guter Bekannter aus Tiflis, der seit 18 Jahren im Kaukasus dienende Stabsarzt Dr. Nodt (ein geborener Hamburger) welcher ihm die Trauerkunde brachte, daß sein alter weiser Lehrer Mirza Schaffy unter Dr. Noodts Händen an einem gastrischen Fieber gestorben sei.

— Am 9. Juni starb zu Weimar im 78. Jahre der Rechnungsrath Carl Friedrich Wieland, der Sohn des Dichters. Der Verstorbene, der im vergangenen Jahre sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert hatte und seitdem in den verdienten Ruhestand getreten war, war ein einfacher, anspruchsloser, aber allgemein geachteter Mann. Da sein einziger Sohn in der Blüthe seiner Jugend als Student vor längeren Jahren starb, so ist jetzt die männliche Nachkommenschaft des Dichters erloschen.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Vierteljahrspreis 10 Sgr.

Digitized by Google

№ 25. 22. Juni 1856.

Vom Strande.

Von

Albert Lindner

1.

Sonnige Ruh auf weitem Meere!
Wie ein Kindlein in der Wiegen
Schläft es lächelnd. Möven schwärmen
Um sein Bett wie läss'ge Fliegen.

Meeressturm! Nun ein Cyclope
Reckt es seine Riesenglieder.
Blutroth aus den Wolkenwimpern
Glüht sein Sonnenaug' hernieder.

Seesturm.

2.

Wie lüstern der alte Ocean
Liebäugelt mit der Erde!
Zudringlich schlingt er den Arm um sie,
Daß sie sein Liebchen werde.

Und wie er kost mit dem Wellenmund,
Naht auch der Sturm zum Werben.
Nun beginnt die heiße Rivalenschlacht
Auf Leben und Verderben.

Wie kocht und keucht die Wogenbrust!
Wie packt der stürmische Freier!
Das zitternde Weib, die Erde hüllt
Ihr Haupt in den Nebelschleier.

Doch plötzlich in fliegende Fetzen reißt
Der schwarze Himmelsbogen.
In seiner Hoheit ruhig kommt
Der Sonnengott gezogen.

Er hat mit seinem Blick der Braut
Rasch alle Angst benommen.
Sie schaut in Thränen lächelnd auf:
Nun ist der „Rechte" kommen!

Digitized by Google

Zur Kunde unserer Namen.

„Seitdem vor drei- bis vierhundert Jahren die Familien- oder Schreib-Namen bei uns aufgekommen sind, bekommt ein Jeder bei seiner Geburt etwas mit für seinen Lebensweg, was ihm beinahe so fest anhängt wie seine Haut, aus welcher er nicht heraus kann, und welches er doch eigentlich nicht nötig hat — weit weniger als etwa Kleider und Schuhe — seinen Familien-, Geschlechts- oder Schreib-Namen. An und für sich sind diese Namen freilich nicht notwendig, denn der Taufname oder Nenn-Name reicht aus..... Sie dienen nur, um uns schreiben zu können, wie man ja hier zu Lande (d. h. in Hessen) noch bis auf diesen Tag den richtigen Unterschied macht: Ich heiße Johannes, aber ich schreibe mich Schmidt. Sie dienen dazu, der durch unsere immer künstlicher und verwickelter werdenden geselligen Zustände unausbleiblich hervorgerufenen Verwirrung zu steuern — der zeitlichen Ordnung der Rechtsverhältnisse dienen sie, und damit denn auch demjenigen, dessen Väter und Vorväter den Namen mit Ehren geführt haben, zur heilsamen Erinnerung. Aber es hat auch außerdem jede Familie in ihrem Namen ein Stück ihrer Geschichte, und derselbe kann manchen, wenn er nur des Namens, den er führt, recht inne werden will, vor Uebermut und Hochmut, wie vor Kleinmut und Mismut bewahren, manchem zur Demut, manchem zur Zufriedenheit, manchem zur Ermutigung helfen..... Indes auch abgesehen hiervon, gewährt die Betrachtung ganz im Allgemeinen manchen Nutzen und für Manche viel Vergnügen. Sie sind, wie wir wissen, vor drei- bis vierhundert Jahren entstanden, wenigstens in den Familien festgeworden, und zeigen uns also, wenn wir sie uns genauer ansehen, eine große Menge von Zuständen des Lebens, von örtlichen und häuslichen, von bürgerlichen und geselligen oder auch nur sprachlichen Verhältnissen, welche uns jetzt völlig fremd geworden sind — woher es kommt, daß uns viele Familiennamen so seltsam und wunderlich erscheinen. Es tritt uns schon in diesen einzelnen Familiennamen eine ganze Welt der Vergangenheit wie aus dem tiefen Dunkel entgegen, so daß wir ein nicht unbedeutendes Stück unserer sogenannten Culturgeschichte ganz allein an den Familien- oder Geschlechts-Namen herabbuchstabieren können."

Mit diesen Worten beginnt eine kleine Schrift von Vilmar „die Entstehung und Bedeutung der deutschen Familiennamen, Marburg 1855", welche — ursprünglich in einer hessischen Zeitschrift erschienen — mit vollem Rechte jüngst besonders herausgegeben ist und auf die wir hiermit die Aufmerksamkeit der Leser lenken wollen. Da das Büchlein zunächst nicht für Sprachforscher — obwol auch sie dasselbe mit Vergnügen und nicht ohne Gewinn lesen werden —, sondern für weitere ungelehrte Kreise bestimmt ist, so sind keine Vorkenntnisse vorausgesetzt und alle gelehrten Beweise weggelassen. Der Verfasser gruppirt unsere Familiennamen nach ihrer Entstehungsart in vierzehn Abtheilungen und gibt von jeder mannigfache und lehrreiche Beispiele. In der ersten und zweiten Abtheilung bespricht er solche Familiennamen, die ursprünglich nur Vornamen — fremde oder einheimische — waren, zum Theil auch noch sind, oder von Vornamen durch Umbildung, Abkürzung, Ableitung oder Zusammensetzung herrühren. Bei der zweiten Abtheilung, nämlich bei den aus deutschen Vornamen entstandenen Familiennamen, hätte Vilmar mit besonderem Nachdrucke darauf aufmerksam machen sollen, daß viele Familiennamen zwar buchstäblich mit Haupt- oder Eigenschaftswörtern unserer heutigen Sprache stimmen, dennoch aber wahrscheinlich nur Verstümmelungen uralter Vornamen sind, die mit jenen Wörtern nichts

Digitized by Google

zu thun haben. So, um nur ein Beispiel anzuführen, ist der Familienname Tod wahrscheinlich der alte deutsche Name Toto, der mit dem Worte „Tod" welches man schwerlich zu einem Familiennamen gewählt haben möchte, nicht verwandt ist. Genug ähnliche Beispiele liegen noch vor, die sich bedeutend werden vermehren lassen, wenn wir erst vollständige wissenschaftliche Sammlungen der althochdeutschen Eigennamen, woran jetzt rüstig gesammelt wird, besitzen. Die dritte Namenabtheilung bilden die Familiennamen, welche von der Herkunft und Wohnstätte hergenommen und als Geschlechtsnamen die ältesten sind. Ihnen folgen die von Gewerben, Ständen, Beschäftigungen und Zuständen herrührenden, welche Klasse ungemein zahlreich und besonders für Geschichte und Verbreitung der Gewerbe (manche Handwerke leben nur noch in Namen fort) interessant ist. Die fünfte, nicht eben scharf begränzte Gruppe liefert eine Auswahl der Familiennamen nach Eigenschaften, seien sie nun wirkliche Eigenschaftswörter, wie z. B. Unverzagt, oder Hauptwörter, wie z. B. Unruh, oder adverbiale Sätze, wie z. B. Morgenbesser, Vollimhaus, Wiedumill. Es folgen die Namen 6) nach Werkzeugen und Geräten, 7) nach Thieren, 8) nach Pflanzen, 9) nach Speisen, 10) nach Gliedern des menschlichen Leibes, 11) nach Kleidungsstücken, 12) nach Naturerscheinungen und Naturkörpern. Die letztgenannte Klasse ist die am schwächsten besetzte, dagegen bilden die von Werkzeugen und Geräten hergenommenen Geschlechtsnamen ein gewaltiges Heer, fast ebensogroß wie die Schaaren der Gewerbs- und Ständenamen. Sie und die von Speisen genommenen Namen vergegenwärtigen uns mit großer Lebendigkeit das häusliche Leben der mittleren und unteren Stände des ausgehenden Mittelalters. Für die folgende dreizehnte Abtheilung ist von Vilmar mit besonderer Vorliebe gesammelt worden; es sind dies diejenigen Namen, welche einen ganzen Satz, und zwar einen befehlenden, umfassen und genau genommen unter die fünfte Klasse gehören und Eigenschaften bezeichnen, aber wegen ihrer besonderen Bildung auch nicht unbillig eine eigene Klasse ausmachen. Vilmar zählt über zweihundert solcher Namen auf, ich führe hier einige Beispiele an, die er nicht hat und die theils in der Stadt Weimar theils in andern Orten des Großherzogthums vorkommen: Gießegut, Gottbehüt, Keifnicht, Macherauch, Reichenbecher (d. h. Reiche den Becher), Schwenkenbecher (d. i. Schwenke den Becher), vielleicht auch: Ißleib. Viele Namen dieser Klasse sind offenbar ursprünglich nur Spott- oder Scherznamen gewesen, was auch von vielen fast aller früheren Klassen gilt. Endlich die vierzehnte Abtheilung, eine Art Zugabe, bringt die Namen nach, welche wir, nicht erst als Vornamen, sondern gleich als fertige Zunamen aus fremden Sprachen, besonders aus slawischen, entlehnt haben, woran sich noch Beispiele von den im 16. Jahrhundert häufig in das Lateinische oder Griechische übersetzten oder lateinisch oder griechisch zugestutzten deutschen Namen schließen. Bei dieser Klasse von Namen hätte Vilmar auch erwähnen können, wie manche Namen durch bestimmte Träger derselben zwar nicht in eine fremde Sprache übersetzt, aber durch Abkürzung, Umsetzung oder sonstige Aenderung absichtlich umgestaltet worden sind. Es ist z. B. bekannt, daß einst eine hiesige Sängerin, Namens Peterfilie, auf Goethes Veranlassung sich Silie umnannte, und die noch heute in Weimar vertretenen Namen Melos und Bouterwek lauteten nachweisbar früher Mehlhos und Butterweck, bis es gewissen Trägern derselben einfiel, die allerdings etwas häßlichen Namen einigermaßen zu maskieren. Ein alphabetisches Register aller erwähnten Familiennamen schließt das lesenswerthe Schriftchen, aus dem wir gern einige gelegentliche schlechte

Digitized by Google

Witze wegwünschten, welche der Verfasser (seine politische Richtung ist bekannt) über mehrere Persönlichkeiten und Ereignisse unwürdigerweise zu machen beliebt.

Als Ergänzung zu Vilmars Buche kann dienen: „Hannoversches Namenbüchlein. Einwohner-Namen der Königl. Haupt- und Residenzstadt Hannover, nach ihrer Bedeutung geordnet und erläutert von Hoffmann von Fallersleben, Hannover 1852", ein Schriftchen, dessen Durchsicht Jedem eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung gewährt. Unter gewissen Rubriken, die zum Theil mit den Klassen bei Vilmar stimmen, werden die Namen ohne weitere Erklärung aufgezählt, zum Scherz sind verschiedene sonderbar klingende, schwer deutbare oder sonst merkwürdige Namen in Hexameter oder in gereimte Verse nach bekannten Melodieen gebracht. Dem Namenverzeichnisse folgen die alphabetisch geordneten Erklärungen derjenigen Namen, die dem Laien unverständlich sind. Viele Namen hat Hoffmann natürlich nicht zu deuten vermocht, bei manchen hat er sich mit einer schwerlich haltbaren Scheinerklärung begnügt, so wenn z. B. S. 12 und 13 unter den Rubriken „Infinitiven" und „Partikeln" eine Anzahl Namen erscheinen. Aus der kurzen, aber interessanten Einleitung sei es uns noch vergönnt, folgende treffende Worte anzuführen: „Sehr viele Namen müssen gewiß nur als Spitznamen (Ekelnamen) oder Spottnamen betrachtet werden. Scherz, Witz, Laune, Spott, Groll, Feindschaft und Fehden wurden Namenserfinder: alle Naturreiche, Himmel und Erde, die ganze sinnliche und übersinnliche Welt mußten ihr Scherflein beisteuern, und so leben Namen fort, die früher gewiß nicht so böse aufgenommen wurden, denn hoch angesehene Geschlechter waren und sind die Träger derselben, Namen, die heute aber für höchst anstößig gelten und unter Umständen als Schimpf- und Scheltwörter zu Injurienprozessen führen könnten".

Schon 1843 hatte Hoffmann ein nicht minder interessantes „Breslauer Namenbüchlein" geschrieben, jedoch ohne Einleitung und mit spärlicheren Erklärungen.

Durch Hoffmanns beide Werkchen angeregt hat im verflossenen Jahre Felix Geisheim ein „Berliner Namenbüchlein, Scherz und Ernst aus dem Allgemeinen Wohnungs-Anzeiger für Berlin und Umgebungen auf das Jahr 1855. Berlin 1855," herausgegeben. Leider aber hat der Bearbeiter des schön ausgestatteten Heftes um jeden Preis witzig sein wollen und ist deshalb fad und kindisch geworden, insofern er Namen Witzes halber in gewisse Kategorieen einführt, wohin sie in der That gar nicht gehören. So steht z. B. der Name Oschatz sowol unter der Rubrik „Geld" als unter „Liebe und Ehe", unter „Deutschland" findet man den Namen Michel, unter „Berlin" die Namen: Hof, Jäger, Kroll, unter „Biblisches": Adam, Eva, Ribbe, und zahllose derartige Zusammenstellungen, deren Witz mindestens sehr wolfeil ist. Auch die alphabetischen Erklärungen, obschon sie manches brauchbare bieten, sind mit großer Vorsicht zu benutzen, namentlich hat der Verfasser zu eifrig slawische Namen gesucht und natürlich auch zu finden gemeint.

Es wäre zu wünschen, daß neben diesen Namenbüchlein norddeutscher Städte auch das einer süddeutschen angeführt werden könnte, doch ist bis jetzt ein solches nicht vorhanden. Sodann wären neben den Verzeichnissen aus Städten auch sehr willkommen, ja in mancher Beziehung lehrreicher als jene, sorgfältige auf gewisse landschaftliche Kreise beschränkte Sammlungen von Bauernnamen. Die Bevölkerung der Städte ist in fortwährendem Wandern und stetem Wechsel und daher bieten ihre Namenverzeichnisse, besonders die größerer Städte, oft ein buntes Durcheinander von Namen der verschiedensten Mund-

Digitized by Google

arten. Die Bauern dagegen haften mehr an der Scholle und man kann daher aus der Vergleichung landschaftlicher Bauernnamen interessante Aufschlüsse über die örtliche Entstehung und ursprünglichen Wohnsitze gewisser Namen gewinnen. Daß sich Beamte und Geistliche hier leicht Verdienste um die Wissenschaft erwerben könnten, darauf hat bereits A. F. Pott, einer unserer bedeutendsten Sprachforscher, aufmerksam gemacht in seinem trefflichen, von staunenswerther Gelehrsamkeit zeugenden Buche „die Personennamen, insbesondere die Familiennamen und ihre Entstehungsarten, Leipzig 1853". Wir würden auf dieses Buch, welches neben einer großen Menge anderer Sprachen doch besonders auch die deutsche berücksichtigt, näher einzugehen haben, wenn es nicht seiner Anlage und Ausführung nach mehr für den Fachgelehrten bestimmt wäre. Wir wollen nur zur Vergleichung mit Bilmar die Klassen angeben, in die nach Pott die Personennamen, Vornamen sowol wie Geschlechtsnamen, gebracht werden können. Die Namen sind nach ihm gegeben: 1) nach Oertlichkeiten, 2) nach Zeit und andern Umständen der Geburt, 3) nach körperlichen und moralischen Eigenschaften, 4) nach Beschäftigungen (und Gerätschaften, Artefacten und dergl.), 5) nach Thieren, Pflanzen und Mineralien, 6) nach religiösen Beziehungen.

Abgesehen von dem Pottschen Buche haben wir dem Leser bisher nur Schriften, welche unsere Familiennamen betrafen, vorgeführt, wir wollen ihn aber endlich noch auf eine vor zwei Jahren erschienene kleine Schrift hinweisen, welche die deutschen Vornamen behandelt. Es ist dies die Schrift des rühmlichst bekannten, leider zu jung verstorbenen Geschichtsforschers Otto Abel „die deutschen Personnamen, Berlin 1853". Mit großer Wärme, mit lebendiger Darstellung und mit fleißiger Benutzung der bisher zugänglichen Quellen gibt Abel eine geordnete, reiche Sammlung unserer alten sinnvollen Vornamen, bei deren Deutung und Erläuterung er dem Leser lehrreiche Blicke auf Sitten, Anschauungen und Glauben unserer alten Vorfahren thun läßt. Nach diesem Hauptheil schildert er kurz, wie allmählich fremde Namen eindrangen und mehr und mehr Platz griffen, so daß heute unsere Vornamen in einem der Menge der alten Namen gegenüber dürftigen „Sammelsurium griechischer und lateinischer, hebräischer und slawischer, englischer und französischer und nebenbei auch deutscher — christlicher und heidnischer, heiliger und unheiliger, aus Geschichte und Romanen zusammengelesener Benennungen" bestehen. Er hebt dann hervor, daß es unsern weiblichen Namen weit schlimmer als unsern männlichen gegangen ist, indem bei den Frauennamen in ungleich höherem Maße als bei den Männernamen die altherkömmlichen zum aller größten Theile verschollen sind und in der Wahl neuer völlige Willkür herrscht. Die Gründe, die der Verfasser für diese Erscheinung nachgewiesen, können wir hier des Raumes wegen nicht anführen, und wollen uns begnügen endlich nur noch die verständigen Worte, mit denen er seine Schrift beschließt, mitzutheilen. Er sagt: „Es kann nicht davon die Rede sein, die fremden Namen ganz wieder zu verdrängen; ein solcher Purismus wäre noch lächerlicher, als der, welcher alle Fremdwörter in unserer Sprache ausmerzen wollte. Unser Leben und unsere Geschichte ruht einmal nicht ausschließlich auf deutschem Grunde, die Wurzeln unsers Seins greifen weit hinein in die alte und in die christliche Welt; und das kann und soll nirgends künstlich verleugnet werden. Aber wie wir uns heutzutage angelegen sein lassen, aus unserer Sprache den Wust wieder fortzuschaffen, den die Geschmacklosigkeit und Aftergelehrsamkeit der letzten zwei Jahrhunderte in sie hinein gebracht hatte, so mögen wir einen klei-

Digitized by Google

nen Theil dieses deutschen Sinnes auch unsern Namen zuwenden und wieder zu gerechten Ehren bringen, was lange unverantwortlich vernachlässigt war. Und wenn in den verflossenen vierzig Jahren manche außer Brauch gekommene Namen sich wieder befestigt und neu eingebürgert haben, so steht zu hoffen, daß diesen noch viele nachfolgen und den Weg in unsere Familien und in unser Leben finden werden. Möge dann mit den deutschen Namen auch deutscher Sinn einziehen und sich so das altrömische Sprichwort nomen et omen als wahr erweisen." Q. X.

Aus Weimar's Vergangenheit.

Schiller.

(Fortsetzung.)

Hier mach' ich von einem Brief Schiller's, fünf Wochen vor seinem Tode geschrieben, Erwähnung, weil er „als Manuskript" gedruckt ist an einem Orte, wo er den Blicken leicht entgeht, nämlich in dem manichfaltigen Gebinde des Dresdner Albums, zu wohlthätigen Zwecken herausgegeben von Elfriede v. Mühlenfels, zweite vermehrte Aufl. 1856 (Berlin. Nicolai.). Dies Blatt ist eine rührende Reliquie, da es uns den unersticklichen Muth, die Herzlichkeit für Freunde, den hohen Geist und das treffende Urtheil des Dichters aus klassisch einfacher Sprache ganz lebendig, so kurz vor seinem Hinscheiden entgegenhaucht. Es ist am 2. April 1805 an den Maler Graß in Rom gerichtet, der eine Zeichnung eingeschickt hatte und ein Gedicht, um über seinen Beruf zum einen und zum andern Schiller's Meinung zu hören. Schiller spricht ihm Naturbegabung in beiden Richtungen zu, macht ihm aber auf die freundlichste Weise bemerklich, daß eine Ausbildung durch anhaltenden Fleiß hinzukommen müsse, wo die Frucht Meisterschaft sein soll. Da diese in einer Kunst zu erreichen, genug verlangt ist, räth er ihm, vor allen Dingen sich zu entscheiden und seinen Entschluß bald und unwiderruflich zu fassen: „denn das Leben hat einen kurzen Lenz, und die Kunst ist unendlich." Wie gewinnt dies Wort eine doppelte Bedeutung im Munde des Mannes, dessen Leben so verkürzt und dessen Kunst doch so hoch war, und läßt uns die Unendlichkeit, die er ihr zuspricht, zurückwenden auf den Sprecher selbst, der diese Aeußerung unbewußt an seiner Lebensneige thut, — unbewußt; denn oben sagte er zwar der Strengigkeit des Winters wäre seine schwache Natur bald erlegen, setzt aber hinzu, „Jetzt mit dem Frühjahr kömmt die Heiterkeit und der Lebensmuth zurück, und so wie die Erde der Sonne, öffnet sich auch die Seele der Freundschaft wieder." Wie eine Abrechnung folgen im Weitern die Worte: „Viel Freude hab' ich in diesen zwölf Jahren erlebt, wiewohl auch viel durch Krankheit gelitten, aber der Geist ist doch immer frisch geblieben." Dankenswerth würde eine kleine Anmerkung über die Zeit und Art der Befreundung von Graß mit Schiller gewesen sein. Man vermißt sie ungern, auch in Rücksicht der letzterwähnten Stelle, um zu wissen, ob Schiller die zwölf Jahre eben nur von der Epoche der Befreundung an rechnet, oder ob er selbst seine letzte und größte Lebens- und Geistesperiode von 1792 ab datirt, in welchem Jahre die Befestigung und philosophische Durcharbeitung seines freien ästhetischen Standpunkts mit der Erleichterung seiner äußern Lage durch die Hülfe aus dem Norden zusammentraf. Nachdem so manichfaltiger Beiträge gedacht worden, die vorwiegend das äußere Leben und die Lebensverhältnisse des Dichters betreffen, erinnern wir uns billig

Digitized by Google

der wichtigeren Forderung einer gründlichen und lichtvollen Verfolgung des inneren Entwickelungsganges seiner poetischen Individualität. Wenn man ihn und Goethe vergleicht, welch ein Unterschied gerade in diesem Betracht! So weit und lang der Weg Goethe's war, immer rückte doch die Entfaltung wunderbar lauter und leicht voran, man möchte sagen, mit vegetabiler Leistigkeit, wie von der Keimspitze zum Stäudchen, Baum und immer mächtigern Baum das momentane Wachsen unwahrnehmbar und bei aller großen Veränderung doch jedes Stadium ein lauter sich darstellendes Ganzes ist. Wie trüb aber und unruhig war Schiller's Gährung, wie gewaltsam und krampfhaft seine Formen in den ersten Stadien, und wie hat er nachher gestissen gerungen und gearbeitet, bis er in seine eigenklassische Form sich hinüberschwang! Und dennoch ist auch er trotz allem Contrast seiner Reise mit seinem Anbruch merklich genug von Anfang Einer und Derselbe. Das haben uns die Biographen noch keineswegs in der rechten Helligkeit und Tiefe gezeigt. Hoffmeister hat es sich redlich angelegen sein lassen, Schillern an seinen fortgehenden Produkten zu erkennen und gerecht in ihnen zu wägen. Unter den Projektionen aber, die der Sinnesart und Bildung Hoffmeister's gemäß waren, ist gerade bei den bewunderungswerthesten Darstellungen Schiller's die Großheit, Stärke und Rundung draußen geblieben oder auf der Fläche verschwunden. Hoffmeister hat Vorbeter und Nachbeter genug in der These von Schiller's falschem Idealismus, Schicksalsphantom und wie sie's nennen, gebabt. Arbeitet, Ihr Herren, doch das einmal heraus aus Schillers Dichtungen, reducirt die Vorstellungen auf Euern richtigern christlichen oder rationellen Katechismus, indem Ihr stehen laßt, was Euch das Richtige und wahrhaft Schöne bei Schiller selbst zu sein dünkt, und dann seht zu, was Ihr gemacht habt, oder wen Ihr damit begeistern könnt. Was Ihr an Schiller als Verirrung und Auswuchs behandelt, seid Ihr nicht im Stande von seiner Schönheit, Macht und Hoheit zu sondern und abzulösen. Und doch merkt Ihr nicht, daß Das, was Ihr tadelt, die eigenthümliche Dichterstärke Schiller's ist. Aesthetisch wäre, zu erklären, wie das bedeutend und stark sein kann, was außerhalb dem Zusammenhang der Poesie nicht wirklich oder wahr ist. In der Rhetorik ist man so weit, daß man sich, den metaphorischen Ausdruck schöner zu finden als den planen, nicht durch die Bemerkung stören läßt, an sich genommen, sei die Bezeichnung nicht wahr. Aber die großen Compositionsbindeformen poetischer Schöpfungen glaubt man ästhetisch zu recensiren, wenn man zeigt, daß ihre Phasen, jenseits dem poetischen Prozeß betrachtet, nicht wahr sind. Von der Chaussee aus gewinnt man keinen Einblick in die Werkstätte Schiller's. Einen rühmenswerthen Vorschub aber zu diesem Zweck bietet die Abhandlung Danzel's über den Entwicklungsgang, der sich in Schiller's philosophischen Aufsätzen darstellt, ein schönes Vermächtniß, das in den nachgelassenen Schriften des Frühgeschiedenen von seiner tüchtigen Weise der Literaturbetrachtung uns geblieben ist. (Fortsetzung folgt)

Kleine Zeitung.

— Am 15. Juni fand im großen Saale des Stadthauses zu Weimar die jährliche Generalversammlung des Vereins für Thüringische Geschichte und Alterthumskunde Statt. Nachdem die verhältnißmäßig zahlreich besuchte Versammlung, zu der Jedermann Zutritt hatte, durch den Vicepräsidenten, Geh. Justizrath Michelsen aus Jena eröffnet und nachdem von dem Sekretär und dem Kassirer des Vereins über seine wissenschaftliche Thätigkeit und Kassenverhältnisse Bericht erstattet war, hielt Hofrath L. Preller einen anziehenden Vortrag über den Herzog Ernst August Constantin (1756—58), den Gemahl Anna Amalias, den Vater Carl Augusts. Hierauf sprach Dr. Paul Stephan Cassel aus Erfurt über die Bedeutung der Namen „Erfurt“ und „Weimar“ und

Digitized by Google

deutete ersteren als „Viehtrift", letzteren als „Wiesen- oder Weidegrund", welche Deutungen, obwol mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn entwickelt, und doch verfehlt noch äußerst bedenklich erscheinen. Da die Zeit schon weit vorgerückt war, so konnte Professor Wegele von seinem angekündigten Vortrage über die kaiserliche Privilegierung und Confirmation der Universität Jena nur einen Auszug mittheilen. Nach dem Schluß der Versammlung war ein Mittagsessen, an dem die Mehrzahl derer, die der Versammlung beigewohnt hatten, Theil nahm. Wir erwähnen nur noch, daß Herr Michelsen auch dießmal ein Einladungsprogramm geschrieben hatte, indem er urkundliche Mittheilungen zur Geschichte der Grafen von Oldemünde herausgegeben hat.

— Der Geheimeregierungsrath Dr. Pertz in Berlin ist gegenwärtig mit der Ausarbeitung der Lebensbeschreibung des Generalfeldmarschalls Gneisenau beschäftigt, wozu ihm die eigenen Tagebücher und ein ausgedehnter Briefwechsel des Feldherrn zur Verfügung gestellt worden sind. Von demselben Verfassers berühmten sechsbändigen Werke „Steins Leben" wird demnächst ein von dem Verf. selbst besorgter Auszug in zwei Bänden unter dem Titel „Aus Steins Leben" erscheinen.

— Johann Matthias Firmenich, der Herausgeber des verdienstlichen Werkes „Germaniens Völkerstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Märchen, Volksliedern u. s. w.", von dem vor kurzen die 2. Lieferung des 3. Bandes erschienen ist, hat so eben in öffentlichen Blättern eine Aufforderung zur Mittheilung von Beiträgen aus verschiedenen, in den Völkerstimmen bisher noch nicht vertretenen Orten unseres Vaterlandes ergehen lassen. Von thüringischen Orten werden nur genannt „Jena, Rudolstadt, Rudla, Eisenach"; es hätten indeß noch manche andere genannt werden können, denn bisher sind in dem Werke keineswegs alle Theile Thüringens genügend vertreten.

— **Friedrich Heinrich von der Hagen**, — Professor an der Berliner Universität und Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften, — dessen „Bildersaal altdeutscher Dichter" wir in der letzten Nummer dieser Blätter erwähnten und den wir als einen der ältesten der jetztlebenden deutschen Philologen bezeichneten — ist am 11. Juni zu Berlin gestorben. Er war am 19. Febr. 1780 zu Schmiedeberg in der Uckermark geboren, wurde 1810 Professor an der neugegründeten Berliner Universität, hierauf 1811 an die Breslauer Universität versetzt und von da 1824 wieder nach Berlin gerufen. Der Verstorbene ist über ein halbes Jahrhundert lang als Schriftsteller thätig gewesen, denn seine erste Schrift — so viel wir wissen — erschien 1805.

— Von München aus wird eine neue Landschaft Albert Zimmermanns außerordentlich gerühmt, deren Staffage durch jene Scene des Göthe'schen Faust gebildet wird, in der Faust und Mephistopheles bei Nacht am Rabenstein vorüber „auf schwarzen Pferden daherrausen."

— Einen Beweis von „lebhaftem Sinn für religiöse Kunst" hat neuerdings, wie das Deutsche Kunstblatt meldet, ein Berliner — Fleischwaarenhändler, Herr Riquet, Besitzer des bekannten Frühstückkellers, geliefert, der sich an seine Wohnung eine kleine, aber geschmackvolle Hauskapelle hat bauen lassen.

— Die Allgemeine Zeitung veröffentlicht in den Beilagen zu No. 158, 159 und 160 aus dem Nachlasse des im vorigen Jahre nur zu früh verstorbenen Jenaischen Professers Dr. Siebert einen Aufsatz „über Somnambulismus, thierischen Magnetismus und Clairvoyance", auf den wir Freunde der Sache und des Verfassers aufmerksam machen.

Von unserm Büchertisch.

Von C. Vogt's Köhlerglaube und Wissenschaft ist der 2. Abdruck der 4. Aufl. erschienen. — Der bekannte Hallische Professer H. Leo hat einen Vortrag über Thomas Münzer veröffentlicht. — Von den Denkmalen deutscher Baukunst, Bildnerei und Malerei, welche von C. Förster herausgegeben werden, ist die 51. und 52. Lieferung, welche den Anfang des 3. Bandes bilden, so eben erschienen. — Die Geschichte des Alterthums von M. Duncker ist bis zum 3. Bande fortgeschritten, welcher den 1. Band der Geschichte der Griechen enthält. — Von dem Verfasser des Erbförsters, O. Ludwig, ist eine Erzählung unter dem Titel: Zwischen Himmel und Erde erschienen. — Die Freunde deutscher Sitte machen wir schon jetzt auf ein demnächst erscheinendes Werk aufmerksam, welches Alt und Jung, Gelehrten und Ungelehrten eine recht willkommene Gabe zu werden verspricht. Wir meinen die von E. L. Rochholz gesammelten alemannischen Kinderlieder und Kinderspiele aus der Schweiz. — Von O. von Redwitz haben wir demnächst eine Tragödie: Thomas Morus zu erwarten. — Fr. Gerstäcker hat die deutsche Bearbeitung der Mundy'schen Wanderungen durch Australien beendet. — Franz Bachert hat „auf vielfaches Drängen" sich entschlossen, die „Cherusker in Rom" im Buchhandel erscheinen zu lassen. —

Neckräthselbuch von Dr. Franklin von Ensfurt. Räthselfragen und Volksräthsel zur Lust und Lehr' für das reifere Jugendalter von 10 bis 1000 Jahren. Mit vielen unsichtbaren Stichen und Schnitten. 2. verm. und verb. Aufl. Frankf. a. M. Brömer. 1856 — theils Büchern vornehmlich dem Simrockschen Räthselbuche und dem Volksmund entnommen, theils vom Herausgeber selbst erfunden, mit Fernhaltung von allem für die Jugend unpassendem, welcher letzteren die Sammlung besonders bestimmt ist, obwol auch Erwachsene gern in ihr blättern werden.

Das Volksleben und die Natur des Scandinavischen Nordens von G. H. Mellin. 1. Lappland. Schwedens Nomaden oder Bilder aus dem Hirtenleben der Gebirgswüsten. Aus dem Schwedischen von Dr. C. F. Schirf. Leipzig, Einborn. 1856 — anziehende und lebendige Schilderungen der Natur und der Menschen des schwedischen Lapplands in Rahmen einer einfachen aber ansprechenden Novelle.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Vierteljahrspreis 10 Sgr.

Digitized by Google

№ 26. 29. Juni 1856.

Bitte.

Da dieſe Nummer die letzte dieſes Vierteljahrs iſt, ſo erſuche ich die geehrten Abonnenten dieſes Blattes, welche daſſelbe durch Vermittlung der Poſt beziehen, ihre Beſtellung auf das neue Vierteljahr noch vor Ablauf dieſes Monats bei den betreffenden Poſtämtern zu erneuern.

Weimar, 25. Juni 1856.

H. Böhlau.

Wernike's Ueberſchriften.

Von

Julius Saupe.

Gerade hundert Jahr vor den Schiller-Goethe'ſchen Xenien, im Jahre 1697, erſchienen die wenig mehr gekannten „Ueberſchriften" oder Epigramme von Wernike, die man mit vollem Rechte als den Wendepunkt, gleichſam als den offenen Bruch der Literatur des 18. Jahrhunderts mit der des 17. bezeichnen darf. Wernike war nämlich der Erſte, der den Muth hatte, den geiſtloſen Anhängern der zweiten ſchleſiſchen Schule im offenen Kampfe entgegenzutreten und ihnen nachzuweiſen, wie ſie ſich durch die ſklaviſche Nachahmung „der ſogenannten Götterſprache" eines Hoffmannswaldau und Lohenſtein ſo weit vom guten Geſchmack verirrt, daß in ihren Verſen nur ein eitles und falſches Spielen mit Worten, aber wenig von dem zu finden ſei, was man die Seele eines Gedichtes nenne. Er führte dieſen literariſchen Kampf in den genannten Epigrammen mit großer Freimüthigkeit, und entwickelte dabei ſo viel Witz und treffende Laune, daß man ihn zu ſeiner Zeit und auch wol ſpäter noch den

Digitized by Google

deutſchen Martial nannte. In wie weit Wernike eine ſolche Anerkennung als Epigrammatiker verdient habe, erſieht man nicht bloß daraus, daß Hagedorn von ihm ſingen konnte:

Wer hat nachdrücklicher den ſchweren Witz erreicht
Und früher aufgehört, durch Wortſpiel uns zu äffen?
An Sprach' und Wohllaut iſt er leicht,
An Geiſt ſehr ſchwer zu übertreffen.

ſondern deutlicher noch aus Leſſing's Urtheil: „Wernike beſitzt mehr von den Metallen, woraus Geld zu münzen iſt, dem Martial ging mehr gemünztes Geld durch die Hände." Jedenfalls bleiben Wernike's Ueberſchriften, wenn man von der Form abſieht, eine beachtenswerthe Erſcheinung in der Geſchichte unſerer Literatur und zwar um ſo mehr, als dieſelben nach Veranlaſſung, Tendenz, Ton und Wirkung lebhaft an die berühmten Xenien vom Jahre 1797 erinnern, wie hoch auch die letzteren in Geiſt und Form über jenen ſtehen. Aufforderung genug, dem faſt vergeſſenen Vorläufer der großen Reformatoren der deutſchen Poeſie eine kurze Skizze in dieſen Blättern zu widmen.

Chriſtian Wernike oder Warnek war von Geburt ein Preuße, brachte aber den größten Theil ſeines Lebens, das ungefähr in die Jahre 1660 bis 1720 fällt, im Auslande zu. Er ſtudirte ſeit 1685 in Kiel und wurde ſchon als Student durch ſeinen Lehrer und Mentor, den berühmten Polyhiſtor Morhof, der Epigrammendichtung zugeführt. Als nämlich Morhof einſt gelegentlich geäußert hatte: die deutſche Sprache ſei viel zu breit und ſchwerfällig, als daß man in ihr einen Martial erwarten könne, ſo ſchien ihm „der werthe Mann der edeln Mutterſprache viel zu nahe getreten" zu ſein, und er glaubte dieſelbe nicht beſſer vertheidigen zu können, als wenn er einige der bekannteſten lateiniſchen Epigramme, „welche viel in wenig Worten begriffen", getreu und zwangslos in ſein liebes Deutſch überſetzte. Als Probe ſolcher Ueberſetzungsverſuche führt Wernike in dem Vorworte zu ſeinen Ueberſchriften das bekannte Epigramm auf den Louvre an:

Non orbis gentem, non urbem gens habet ulla,
Urbsve domum, Dominum nec domus ulla parem.
Die Welt hat kein ſolch Reich, kein Reich hat ſolche Stadt,
Und keine Stadt ſolch Haus, das ſolchen Herren hat.

Nachdem er ſich eine Zeit lang in dieſer Weiſe geübt hatte, verſuchte er es auch eigene Einfälle epigrammatiſch zu geſtalten; von den Epigrammen letzterer Art hat er ſpäter einige in das erſte Buch ſeiner Ueberſchriften aufgenommen.

Nach beendigtem Univerſitätskurſus brachte Wernike drei Jahre an einem norddeutſchen Hofe zu und gewann dort durch ſeinen Scharfſinn und Witz die Gunſt einer geiſtreichen Frau (in ſeinen Ueberſchriften Amaryllis genannt), die ihn zu allerlei epigrammatiſchen Herzensergießungen ermunterte. In dieſer Periode mag ein großer Theil der Epigramme entſtanden ſein, die er ſelbſt als „hiſtoriſche Ueberſchriften" bezeichnet. Die diplomatiſche Laufbahn, für die er ſich entweder früher ſchon beſtimmt hatte, oder erſt durch ſeine Gönnerin beſtimmt wurde, führte jedoch einen längeren Stillſtand in ſeiner Epigrammendichtung herbei. Er machte Reiſen nach Frankreich und den anliegenden Ländern und wendete ſich dann nach England, wo er längere Zeit als Sekretär bei einer Geſandtſchaft lebte und vielfache Gelegenheit fand, ſich zum feinen Weltmann auszubilden. Er wurde aber durch geheime Intriguen aus ſeiner Stellung verdrängt, kehrte nach Deutſchland zurück und ließ ſich, nachdem

Digitized by Google

er vergebens an einem Hofe unterzukommen versucht, gegen Ende des 17. Jahrhunderts in Hamburg nieder, wo damals ein sehr bewegtes literarisches Leben herrschte.

Um dieselbe Zeit hatte die Lohenstein'sche Schule ihren Hauptsitz in Hamburg aufgeschlagen und in dem Opern- und Eyendichter Postel, so wie in dessen Freund Hunold, dem Romanschreiber und, um mit Gervinus zu reden, „dem Repräsentanten aller der poetischen Nichtswürdigkeiten jener Tage", ihren bedeutendsten und ihren keckſten Vertreter gefunden. Wernicke, den jetzt die unfreiwillige Muße zur Epigrammendichtung zurückführte, hatte durch seine Bekanntschaft mit der ausländischen Literatur schon längſt die frühere Anhänglichkeit an die schlesischen Dichter verloren, und fühlte sich als geistvoller Verehrer der Dichtungstheorien des Boileau und Horaz berufen und verpflichtet, den Lohenstein'schen „Affen und Papageien" den Krieg zu erklären. Zwar wußte er recht wohl, „daß man sich sogleich einen ganzen Schwarm deutscher Dichterlinge auf den Hals lade, sobald man Liebe genug zu seinem Vaterlande trage, denselben Fehler anzumerken;" aber das schreckte ihn von dem satyrischen Feldzuge „gegen die schlesischen Zuckerbäcker," wie gegen die unberufenen Poeten überhaupt, nicht zurück. So lief denn die erste Ausgabe seiner Ueberschriften im Jahre 1697 von Stapel. Nach seiner eignen Erklärung im ersten Epigramm des ersten Buches besteht in der Kürze ihr Leib, die Seele im Witz, dessen Stachel nicht allzu tief gehen und den kranken Poeten kitzelnd zur Ader lassen soll. Folgende Beispiele werden ausreichen, die satyrischen Ueberschriften, so weit sie die Poesie betreffen, etwas näher zu charakterisiren.

Ursprung und Fortgang der deutschen Poesie.

Den deutschen Pegasus setzt' Opitz erst in Lauf,
Und Gryph verbesserte, was an ihm ward getadelt;
Hernach trat Lohenstein mit Hofmanswaldau auf,
Die unsre Dichterkunst und sich durch die geadelt:
Die setzten Zierd und Pracht zu jenes Eigenthum;
Der hat den ersten zwar, doch die den größten Ruhm.

Auf Artemons deutsche Gedichte.

Artemon hat gelernt an mehr als einem Ort
Ein unverständlich Nichts durch aufgeblasne Wort
In wolgezählte Reim ohn allen Zwang zu bringen;
  In jedem Abschnitt hört man klingen,
Schnee, Marmor, Alabast, Musk, Bisam und Zibeth,
Sammt, Purpur, Seid und Gold, Stern, Sonn und Morgenröth;
  Die sich im Unverstand verschanzen
  Und in geschloßner Reihe tanzen:
Zwar les' ich selten sie vom Anfang bis ans End,
  Doch klopf ich lachend in die Händ
  Und denk, es sind nicht schlechte Sachen,
  Aus Schelln ein Glockenspiel zu machen.

In der Anmerkung zu dieser Ueberschrift citirt Wernike, nach einem derben Ausfall auf die

Digitized by Google

Klingklangpoeten, die Stelle aus Cicero de Orat. I. 1: Nihil est tam furiosum, quam verborum vel optimorum sonitus in aula, nulla subjecta sententia.

Auf Astolf, den hochtrabenden Poeten.

Astolf beschreibt ein Thier, das in den Wäldern wohnt,
Und in der hohlen Eich, als seinem Neste, lebt;
Das um unwegsame Gebirge brummend schwebt,
Und oft auch nicht des Bluts des müden Pilgrims schont.
Merk aber, wie er dich durch falsche Pracht betrüge:
Du denkst, es sei ein Löw, und es ist eine Fliege.

Blumenreiche Gedichte.

Man findt, wenn man mit Fleiß die Rosen und Narzissen,
Die unsre deutschen Vers anfüllen oder schließen,
Mit dem Verstand und Sinn des Dichters überlegt:
Daß ein unfruchtbar Land die meisten Blumen trägt.

Auf das Wörterspiel.

Daß keine schlechten Wort ein Pegnitz-Schäfer spricht;
Daß er die Freud und Lust der Sinnen Sonne nennet
Und für ein Stirngestirn der Phillis Aug erkennet,
Verwundert mich im mindsten nicht:
Denn wenn an diesem fruchtbarn Ort,
Wo schnatternd alle Gäns in Schwanen sich verkehren,
Parnassus schwanger ist; so pflegt er zu gebären
Statt einer Maus ein Zwillingswort.

Auch der von den Nürnberger Dichtern Harsdörfer und Klai zur Reinhaltung und Ausbildung der Sprache und zur Hebung der Dichtkunst 1644 errichtete Blumenorden oder die Gesellschaft der Pegnitz-Schäfer erhält in den beiden vorstehenden Ueberschriften eine wolverdiente Züchtigung für seine „arkadische Faullenzerdichtung" und für das Flittergold seiner „trillernden, klingenden, wirbelnden Verslein."

Furor poeticus.

Wie glücklich ist der Mann, der sich vom Wind ernährt
Und Wolle von dem Schnee, gleich wie von Schafen, scheert;
Der zu Dukatengold der Sonne Strahlen schlägt
Und in ein Spinngeweb ein Bild der Dichtkunst prägt;
Der Marmor und Albast aus Brust und Händen haut
Und ein Eskurial dem Ruhm zur Wohnung baut;
Der Edelstein und Stern aus seiner Feder spritzt
Und dessen Muse nichts als Musk und Amber schwitzt;
Der in dem Aug Agat, in Thränen Perlen findt
Und aus den Disteln Zeug der Lust zum Schlafrock spinnt;
Der dem Betrug aus Ruhm Helm, Schild und Panzer schmiedt

Digitized by Google

Und wie ein Sonntagskind Nichts in Person oft steht:
Wie glücklich ist der Mann, der seine Noth vergißt,
Nicht Durst noch Hunger fühlt, weil er von Sinnen ist.

In einer Anmerkung erklärt es Wernike für bedenklich, die bei den damaligen Poeten im Schwang gehenden nichtsbedeutenden Worte geradehin zu tadeln. Denn wenn man diese bunten Spechte entweder aus dem Köfcht werfen oder dieselben zum wenigsten sprechen lehren wolle, so werde man sogleich von den meisten angesehen, als wolle man alle Nachtigallen aus dem Gebüsche vertreiben.

Die letzte Ueberschrift, die an dieser Stelle hervorgehoben zu werden verdient:

Ueber gewisse Gedichte.

Der Abschnitt? gut. Der Vers? fleußt wol. Der Reim? geschickt.
Die Wort? in Ordnung. Nichts, als der Verstand verrückt.

hat einen interessanten Doppelgänger in der 133. Xenie:

Ein deutsches Meisterstück.

Alles an diesem Gedicht ist vollkommen, Sprache, Gedanke,
Rhythmus; das Einzige nur fehlt noch, es ist kein Gedicht.

Ueber diese und ähnliche Epigramme waren zunächst die bunten Spechte in Hamburg nicht wenig erbost und erhoben ein groß Geschrei! Postel, der vorgebildete Nicolai des Xenienkampfes, erwiderte die Angriffe auf die Lohensteiner durch ein Sonett, worin er Wernike mit einem Hahn verglich, der auf dem todten Löwen (Hoffmannswaldau) herumspringe. Wernike schrieb hierauf 1703 seinen „Hans Sachs", ein komisch-satyrisches Heldengedicht, in welchem er Postel unter dem Namen Stelpo als Expendichter verhöhnt, indem er ihn durch Hans Sachs zu dessen Nachfolger im Reiche der seichten Poeten, d. h. nach damaligen Begriffen zum Erben meistersängerischer Geschmacklosigkeit, krönen läßt. Hunold antwortete auf Wernikes Angriffe durch zwei bissige, aber triviale Gegenschriften: „Der Poesie rechtmäßige Klage gegen die gekrönten und andern närrischen Poeten" und: „Schreiben an einen gelehrten Freund von einigen schlimmen Poeten und andern ungelehrten Strebenten." Als ihn aber Wernike unedler Weise wegen eines satyrischen Epigramms auf Karl II. in einen verdrießlichen Handel mit dem französischen und spanischen Gesandten verwickelt hatte, nahm Hunold einen derberen Anlauf und schrieb unter dem Titel: „Der thörichte Pritschmeister oder schwärmende Poet, in einer lustigen Komödie über eines Anonymi Ueberschriften, Schäfergedichte und unverschämte Durchhechlung der Hofmannswaldauischen Schriften", ein plumpes Pasquill, in welchem er den in Werknarr umgekauften Wernike als Hanswurst zu persiflliren versuchte, in der That aber nur eine glänzende Rechtfertigung der Ueberschriften lieferte. In demselben Jahre (1704) gab Wernike eine neue vermehrte Auflage seiner Ueberschriften heraus, in der sich, außer mehrern andern, folgender starke Ausfall auf Hunold findet:

An einen gewissen Pritschmeister.

Umsonst, daß Jedermann, dieweil du jedes Blatt
Mit rauhen Versen angefüllt,
Dich darum einen Esel schilt:
Der kann kein Esel sein, der feine Ohren hat.

Digitized by Google

Zugleich hatte es Wernike nicht unterlassen können, Hunolds Bundesgenossen, Postel, noch einmal zu ärgern. Dies geschieht in der Ueberschrift:

Auf ein gewisses Sonnet.

Es schreibt Perikles ein Sonnet,
In welchem der Verstand in steter Irre geht;
In welchem nach der letzten Zeilen
Die dreizehn erstere wie in ihr Wirthshaus eilen.
Denn ist gleich weder falsch, was vorhergeht, noch wahr,
So ist der Endspruch dennoch klar:
Er schleußt durch ein grob Wort sein dunkeles Gedichte,
Und spritzt die Feder aus dem Leser ins Gesichte.

Dies ist die Natur desjenigen, setzt Wernike in der Anmerkung zur 5. Zeile hinzu, was die Franzosen **Galimatias**, die Engländer **Non-sence**, und wir Deutschen füglich lobesan nennen können, welches weder wahr noch falsch ist, weil es Niemand verstehen kann.

Bald darauf wurde Wernike zum königlich dänischen Staatsrath ernannt und kam an den französischen Hof nach Paris, wo er auch als dänischer Resident gestorben ist. Hatte nun auch damit jener erste literarische Kampf, von dem unsere Literaturgeschichte zu berichten hat, sein Ende erreicht, so ging er doch nicht wirkungslos vorüber. Die beste Frucht jenes an sich geringfügigen und unerquicklichen Streites war, daß sich seit dem nicht nur alle Besseren von dem schlesischen Götzendienste losſagten, sondern daß selbst die Befangneren, Hunold an der Spitze, sich des Hohenstein'schen Bombastes zu schämen anfingen. Damit wäre freilich wenig genug gewonnen gewesen, wenn nicht zugleich nach Aufhebung des lähmenden Bannes in den talentvollen Dichtern das lebhafte Verlangen erwacht wäre, nach neuen Stoffen für die Poesie zu suchen und überhaupt eine freiere und edlere Gestaltung der deutschen Dichtkunst anzustreben. Wie gerecht es daher auch sein mag, wenn man Wernike's sprachliche Darstellung tadelt, wenn man die positive Seite seiner Kritik unsicher, einseitig und trockenverständig nennt, wenn man seinen menschlichen Charakter eben nicht sehr anziehend findet: immerhin bleibt ihm das unbestreitbare Verdienst, zuerst das schlummernde poetische Bewußtsein geweckt, die unerträgliche Diktatur der schlesischen Schule gebrochen und bei aller seiner Vorliebe für den französischen Geschmack auf eine selbständige Entwicklung der deutschen Poesie hingewiesen zu haben. Dagegen ist es höchst beklagenswerth, daß Wernike's Ueberschriften jenen gereizten, derben und erbitternden Ton in unsere literarische Polemik eingeführt haben, der in den Xenien seinen schärfsten, wenn auch genialsten Ausdruck gefunden hat. Denn ob schon in Wernike's, wie später in Goethe's und Schillers Stellung zur Literatur ihrer Zeit, ein hinlänglicher Stoff zur Erklärung und Entschuldigung ihrer satyrischen Polemik geboten ist: würdiger, zweckmäßiger und erfreulicher bleibt es denn doch zu aller Zeit, Gegensätze ernst aufgefaßt, bestimmt ausgesprochen und wissenschaftlich begründet zu sehen.

Digitized by Google

Aus Weimar's Vergangenheit.

Schiller.

Den bisher angeführten Schriften reiht ſich von ſelbſt eine willkommene neue Erſcheinung an: die Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund, herausgegeben von H. Düntzer (Leipzig. Brockhaus 1856). Um Schiller's und um ihrer ſelbſt willen iſt es erfreulich, dieſe vorzügliche Frau immer mehr ins Licht treten zu ſehen. Alle dieſe Briefe ſind an Knebel gerichtet. Der Herausgeber hat mit dem Fleiße, der ihn auszeichnet, und der uns ein Uebriges von Wortſchwall über Dinge, die ſeine Sache nicht ſind, mit in Kauf nehmen läßt, in der Einleitung für ein überſichtliches Verſtändniß der Hauptverhältniſſe und Veränderungen geſorgt, welche der Folge dieſer Briefe zu Grund lagen. Hier bedarf nur ein Mißverſtändniß der Berichtigung, welches indeß leicht entſchuldbar iſt. S. 24 der Einleitung: „Ueberall zeigt ſich Frau von Schiller als eine durchaus edle und würdige Erſcheinung, die ihr reines Weſen auch in ihren unmuthigen, zuweilen höchſt ungerechten Aeußerungen nicht verleugnet. Wir haben keinen Anſtand genommen, auch derartige Bemerkungen meiſt unverkürzt mitzutheilen, in der Ueberzeugung, jeder verſtändige Leſer werde den augenblicklichen Ausfluß einer unmuthigen Stimmung oder auch die entſchiedene Abneigung gegen einzelne Perſonen — wir nennen in dieſer Beziehung den höchſt verdienten Kanzler von Müller — nicht als durchaus maßgebend betrachten.“ Irgend eine „höchſt ungerechte Aeußerung“ gegen den allerdings vielverdienten Genannten findet ſich in den mitgetheilten Papieren nicht. S. 251 macht die Briefſchreibende nur bemerklich, daß ihrem gewohnten hohen Maßſtabe die äſthetiſchen Anſichten deſſelben in einem Geſpräch, S. 284 ein einzelnes Gedicht von ihm, S. 499 eine Recitation nicht genügt haben. S. 382 enthält eher umgekehrt eine Anerkennung ſeiner Strebſamkeit ſowohl, als ſeiner humanen Geſinnungen. Die Stelle aber, die wohl vor allem jene Auffaſſung des Herausgebers erzeugt hat, da er ſie in der Anmerkung ausdrücklich auf den Kanzler v. Müller bezieht, betrifft dieſen gar nicht, ſondern einen gleichnamigen Regierungsrath. Allen mit den weimariſchen Perſonalgeſchichten vertrauten, iſt der völlige Unterſchied dieſes Müller von G. von unſerem Friedrich v. Müller (der im Jahre jenes Briefs bereits Kanzler ward) ebenſo wohlbekannt, als des Erſteren nicht Letzteren Autorſchaft des Feſtſpiels, an dem die Schiller ihr lebhaftes Mißfallen ohne Ungerechtigkeit dem Freunde ausſpricht. Mehr zu erinnern iſt nicht nöthig, da ſich im Uebrigen die Stelle nach ihren guten Geſichtspunkten und Gründen ſelbſt hinreichend deutlich macht. Wir bedienen uns aber dieſes Falles, in Anwendung auf das nur „meiſt unverkürzte“ Mittheilen des Herausgebers, zum Beweiſe, wie leicht ein Anſtoß des Herausgebers, der ihn auch zum Streichen veranlaſſen kann, auf bloßem Irrthum beruht. Wenn das, was der Herausgeber vom verſtändigem Leſer ſagt, nicht eben nur Phraſe ſein ſoll, ſo bedarf es überall nicht dieſes Beſchneidens von Urkunden nach der eigenen Delicateſſe, ſondern genügt im Nothfalle eine verwahrende oder zurechtſtellende Anmerkung.

Digitized by Google

Kleine Zeitung.

— Zur diesjährigen Feier des Geburtstages Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs wurde am 24. Juni die erste Abtheilung des zweiten Theils des Goetheschen Faust, bearbeitet von Eckermann, mit Musik von Eberwein, auf dem Hof-Theater zur Aufführung gebracht. Es war gewiß ein höchst ehrenwerthes Bestreben der Intendanz, das Geburtsfest des die Kunst liebenden und fördernden Fürsten mit der ersten Darstellung eines Theiles des großen Werkes zu schmücken und mit richtigem Gefühle war diese Bearbeitung gewählt worden, an welche Eckermann liebevoll und sorgsam, die Absichten seines großen Freundes nicht zu beeinträchtigen, nur leise die Hand gelegt hatte. Auch gewährte es freudige Genugthuung, den Componisten die lieblich ansprechende Musik noch rüstig dirigiren zu sehn, die er vor langen Jahren geschaffen hatte. Die Ausstattung und die Darstellung waren höchst befriedigend und somit alles geschehen, den Antheil des zahlreichen, festlich und freudig gestimmten Publikums zu fesseln. Ob die Wirkung eine allgemein befriedigende gewesen ist, möchte nach dieser ersten Aufführung schwer zu beurtheilen sein, da das hiesige Publikum die löbliche Sitte beobachtet, an solchen Tagen, nach den, seinen Fürsten dargebrachten Begrüßungen, der Beifallsbezeugungen sich zu enthalten. Eckermann hat, nach Goethes Andeutungen beabsichtigt, den zweiten Theil des Faust trilogisch zu bearbeiten: Faust am Hofe des Kaisers; Faust und Helena; Fausts Ende. In dieser ersten Abtheilung, die allein von Eckermann bearbeitet worden ist, mit Fausts Erwachen beginnt, dann eine eingeschobne Scene zwischen Faust und Mephistopheles enthält, welche Fausts Absicht, in das Getriebe des Staates einzugreifen darlegt und nun Fausts und Mephistopheles Wirksamkeit am Kaiserhofe bis zur Erscheinung der Helena umschließt, tritt Fausts weitere Entwickelung allerdings am wenigsten hervor, dagegen bildet das bunte Maskenfest den Mittelpunkt. So wird der Zuschauer zur Betrachtung des Einzelnen auf dieser Mosaik-Tafel gedrängt und entbehrt die Wirkung des dramatischen Fortschreitens, dabei macht das unaufhörliche Eingreifen der Musik, wie das wechselnde Schaugepränge einen mehr opernhaften Eindruck. Wir halten den zweiten Theil des Faust für ein der Bühne widerstrebendes Werk, wünschten aber, wenn das in erfreulichem Wachsthum begriffene Interesse des größeren Publikums an Goethe auch die Aufführung dieses Werkes fordern sollte, daß dem ganzen Gedicht, durch Bearbeitung und Darstellung der beiden andern Theile der Trilogie, in denen Fausts eigentliches Wesen weiter entwickelt und zum Abschluß gebracht wird, Genüge geschehe.

— Wir haben einen Irrthum zu berichtigen, der von uns neulich begangen worden ist. Mit dem Tode des verstorbenen Rechnungsrathes Karl Friedrich Wieland ist die männliche Nachkommenschaft des Dichters noch nicht erloschen: es lebt nämlich noch ein um zwei Jahre jüngerer Sohn des Dichters Wilhelm Wieland, als Oekonomiebeamter zu Heinrichsau in Schlesien und erst mit diesem, dessen Kinder nicht mehr am Leben sind, wird der letzte männliche Nachkomme Wielands sterben. Auch eine hochbejahrte verheirathete Tochter Wielands lebt noch in Schlesien. So wäre es wenigstens möglich gewesen, daß — wie ein Weimarischer Correspondent der Allgemeinen Zeitung meldete — die Witwe und eine Schwester den Tod des Rechnungsrathes Wieland angezeigt hätten; es war dies jedoch eine der in jenen Weimarischen Correspondenzen öfters vorkommenden Ungenauigkeiten, denn nicht die Witwe und eine Schwester, sondern die Witwe und Tochter zeigten den Tod „des Gatten und Vaters" an.

— Freunde von Hebels allemannischen Gedichten erinnern sich des Gedichts von Hans und Vreneli („Es gfallt mer nummen eini, und gfallt mer gwis."). Man hat nun neulich entdeckt (vgl. einen Aufsatz von H. Kurz im Salon), daß dieß Vreneli nicht nur wirklich gelebt hat, sondern auch noch lebt und zwar in der Person einer hochbejahrten Wittwe, Verena Rohrer, zu Grünwettersbach bei Karlsruhe. Hebel hatte das junge Mädchen im Dienste eines befreundeten Pfarrers im Breisgau bei einem Besuche gesehen und war durch sie zu jenem Gedichte begeistert worden. Leider hat Vreneli kein günstiges Schicksal gehabt. Sie verheirathete sich, aber ihr Mann war roh und dem Trunk ergeben, brachte alles durch und mißhandelte sie. Seitdem der Tod die Arme von ihm erlöst hatte, lebte sie als Wittwe in großer Dürftigkeit, aber ehrlich von einem kleinen Blumen- und Obsthandel. Der Umstand, daß man jetzt nun in der Greisin das einstige Urbild jenes Gedichts entdeckt hat, soll ihr sowol mannigfache Besuche als auch reichliche Unterstützungen gebracht haben.

— J. von Plötz, der Dichter des „verwunschenen Prinzen" und anderer Lustspiele ist am 18. Juni, 70 Jahre alt, zu München gestorben.

— Lamartine hat eine Tragödie „Saul" gedichtet, die nächstens zur Aufführung kommen wird.

— Alfred de Vigny wird, wie man hört, demnächst eine Fortsetzung seines im Jahre 1832 zuerst erschienenen Buches „Stello, ou les consultations du Docteur noir" herausgeben. Stello wird bekanntlich zu den bedeutendsten und interessantesten Erzeugnissen der neueren französischen Literatur gezählt.

— Der Guß der von dem amerikanischen Bildhauer Crawford verfertigten kolossalen Reiterstatue Washington's ist in diesen Tagen in der königlichen Erzgießerei zu München in gelungener Weise vollendet worden. Das Werk ist einige Tage zur Ansicht des Publikums ausgestellt, um dann nach Donauwörth und von da aus zu Schiffe nach Amerika geschafft zu werden.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Halbjahrpreis 20 Sgr.

Digitized by Google

Weimarer Sonntagsblatt

№ 27. 6. Juli 1856.

Gewitter in Rom.

Von

Adolf Dörr.

Ringsum an den sieben Hügeln
Steigen Wetter drohend auf
Und mit schweren dunkeln Flügeln
Zieh'n am Himmel sie herauf.

Blitze zucken, blendend scharfe,
Um Palast, um Säul' und Dom,
Und des Sturmes Riesenharfe
Brauset durch das große Rom.

Nächtig wölket sich der Himmel,
Fahl und finster wogt herau
Unermeßlich Staubgewimmel
Rings aus der Campagna Plan.

Wird von ihren Gräberschaaren,
Hoch in Wirbeln aufgetürmt,
Von der nordischen Barbaren
Schattenheeren Rom gestürmt?

Regen strömet, Donner krachen
Furchtbar dröhnend, Schlag auf Schlag,
Und der schwarze Wolkenrachen
Sprühet schwefelgelben Tag.

Zeigt sich nicht bei'm Schein der Blitze
Nero's bleiches Schattenbild,
Der vom hohen Thurmessitze
Schlägt die goldne Laute wild? —

Sieh', der Himmel klärt sich wieder
Und die Sonne tritt hervor,
Glühend über Rom hernieder
Hängt der feuchte Wolkenflor.

Mächtiges Geläut beginnen
Hundert Kirchen weit und breit
Und mit abendgoldnen Zinnen
Liegt die Stadt der Ewigkeit.

Erinnerungen eines Weimarischen Musikers

von

Karl Eberwein.

Goethe's Proserpina.

Im Jahr 1814 bat ich auf Wolf's Anregung Goethe, mir zu erlauben, sein Monodram: „Proserpina" zu komponiren. Man weiß eigentlich nicht, weshalb es Goethe mit dem „Triumph der Empfindsamkeit" verwebte, da es für sich ein Ganzes bildet und außer Verbindung mit jenem Drama steht.

In früherer Zeit hatte von Seckendorf Proserpina in Musik gesetzt, die jedoch nach Goethe's Aeußerung nicht mehr zeitgemäß sein werde, da die Musik seit jener Zeit so große Fortschritte gemacht habe. Die Freundlichkeit, womit er mir mein Gesuch gewährte, überzeugte mich, daß es ihm erwünscht kam, Proserpina in jugendlicher Frische dem Publikum vorzuführen. Mit der Versicherung, wie er sich freuen werde, wenn mir mein Unternehmen gelänge, entließ er mich.

Das fragliche Gedicht war der Komposition ausnehmend günstig. In wenig Wochen schon, am 4. April, schrieb ich die Ouverture als Schlußstein des Ganzen. Nach Vollendung derselben ritt ich nach Berka an der Ilm, wo eben Goethe im Edelhof sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Mit Vergnügen vernahm er die Lösung meiner Aufgabe und bestimmte einen andern Tag, an dem ich mich mit der Partitur zu einer Probe bei ihm einfinden möchte.

Goethe hielt sich zu verschiedenen Zeiten in dem, von Bergen und Kiefern freundlich umgebenen Berka auf. Die ländliche Ruhe und die balsamischen Düfte des Waldes sind Nerven- und Brustleidenden sehr heilsam; Gesundheitsrücksichten aber führten Goethe nicht dahin. Der von der Ilm umspülte Edelhof war im Innern sehr einfach dekorirt, um so prächtiger aber die Aussicht. Dort erwachte in des Dichters Geist Epimenides zu heiterm Leben.

In Goethes Erholungsstunden erfreute ihn der Organist und Badeinspector Schütz mit dem Vortrag des temperirten Klaviers von Sebastian Bach. Infolge Schützens Betheiligung an der Errichtung der Badeanstalt, nannte man ihn nebenbei: „Sumpfkönig". Diese Majestät war ein kleiner, wohlbeleibter, freundlicher Mann, der, so oft er den Geheimrath in Weimar besuchte, von diesem zu Tische eingeladen wurde, und sich mit ihm über Bachs Werke unterhielt.

Mit Proserpina an dem von Goethe bestimmten Tage in Berka angelangt, ließ er sich wegen dringender Geschäfte entschuldigen, daß er mich nicht sogleich empfangen könne. Ich möchte indeß promeniren und mich zum Mittagsessen wieder bei ihm einfinden.

Mit Berka's Naturschönheiten noch unbekannt, lenkte ich an einem der schönsten Maitage meine Schritte zur Bergruine des ehemaligen Grafen von Berka. Die dort vorhandenen Ueberreste einer denkwürdigen Zeit, sind zu gering, um eine Vorstellung zu gewinnen, in welcher Gestalt die Burg hier einst prangte. Doch die Aussicht von dort bis zum Thüringer Wald verdient wohl, daß man sich dahin begiebt. Die Sonne über meinem Scheitel erinnerte mich, daß es Zeit sei in den Edelhof zurückzukehren.

Der Geheimrath war allein. Die Geheimräthin divertirte sich mit der Ulrich in der Residenz. Die beliebten Ilmforellen und Spargel, nach den Regeln englischer Kochkunst zu-

Digitized by Google

bereitet, zierten das Mahl. Es befremdete mich, daß der Geheimrath seine Lieblingsspeisen nicht mit dem bekannten Wohlbehagen genoß. Die Mittheilungen über die Wirksamkeit des Theaters, und was sich sonst seit seiner Entfernung in Weimar ereignet, gewannen ihm höchstens ein beifälliges Lächeln ab. Einige Fragen, die er leicht hin an mich richtete, wurden ebenso von mir beantwortet. Meine Gedanken beschäftigten sich allein mit Proserpina. So saßen wir, jeder auf eigne Weise in sich versunken, wie es Künstlern in solcher Situation zu geschehen pflegt, als sich der Geheimrath erhob. Er führte mich in ein anderes Gemach, wo ein Pianoforte mich erwartete. Einen Sessel, den ich ihm anbot, lehnte er ab. Groß und erhaben stellte er sich mir zur Seite, blickte in die Partitur und half mir während der Ouverture beim Umwenden der Blätter. Hierauf deklamirte der vierundsechzigjährige Dichter Proserpina mit einer gewaltigen Tiefe der Empfindung, so daß es mir bald warm bald kalt wurde. Wenn er an geeigneter Stelle in Leidenschaft gerieth, mußte ich, noch nicht die Hälfte seiner Jahre zählend, mich zusammen nehmen, damit er mich, den Komponisten, nicht überflügele. Der Unterschied der Jahre hielt ihn nicht ab, mir entgegen zu kommen, nachzugeben und gefällig zu sein. Bei so inniger Vereinigung der Poesie mit der Musik konnte der Erfolg für mich nicht zweifelhaft sein. Am Schluß erklärte sich der Meister mit der Behandlung seines Gedichts sowie der Musik vollständig einverstanden. Proserpina, fügte er hinzu, wolle er in einer Weise in Scene setzen, wie man noch nichts Aehnliches gesehen habe. Erfreut über diese gute Aufnahme meiner ersten dramatischen Kompositionen, ritt ich in scharfem Trabe nach Weimar zurück.

Gegen Ende genannten Jahres begannen, in Hofrath Meyer's Gegenwart, die Klavierproben der Proserpina in Goethe's Saale, welchen die kolossalen Büsten Jupiters und der Minerva, sodann die Venus, in Oel gemalt, und geistreich erfundene Kopien Raphaelscher Kunstgebilde schmückten. In der geistreichen Madame Wolf hatte Proserpina eine würdige Repräsentantin gefunden. Diese liebenswürdige Künstlerin und ich waren Goethe's Erscheinen gewärtig; sie vertraute mir, wie sie sich noch über die Ausführung ihrer Aufgabe im Unklaren befinde. „Sie wissen", knüpfte sie an, „wie Goethe ist. Er wirft eine Idee hin, jedoch mehr andeutend als vollständig erklärend. Schließlich murmelt er noch etwas Bezügliches, das die Unsicherheit, in der man sich befindet, noch vergrößert. Er will, daß man durch eigenes Nachdenken seine Gedanken ergründe und individuell reproducire. Von der Größe und Originalität derselben in einen fieberhaften Zustand versetzt, flieht die Ruhe. Glücklich, wem es nach Anstrengung seiner geistigen Kräfte gelingt, sich Goethe's Ideen zu bemeistern. Durch andauerndes Studium bei Tag und Nacht hoffe ich in Betreff der Proserpina seinem Wunsche entsprechen zu können, bin aber dessen nicht gewiß."

Die Thür, an dessen Schwelle einem Jeden, der sich ihr nähert, das „Salve" freundlich anspricht, öffnete sich, und Goethe mit Hofrath Meyer trat ein. Während der Probe ließen jene Meister die Künstlerin gewähren. Nach Beendigung derselben machte Meyer sie auf einige Stellungen aufmerksam, die wohl graziös wären, aber nicht antik. Er zeigte ihr, wie sie ihr Spiel zu verbessern habe. Goethe sprach sich im Allgemeinen über die Leistung der Wolf sehr befriedigt aus. Das Wenige, bemerkte er, was noch zu wünschen sei, werde sich finden, sobald sie auf das Theater käme; hier sei der Raum zu beschränkt.

Der Wolf bange Sorge verwandelte sich nun in ausgelassene Freude und Lust. In dieser Stimmung wendete sie sich zu dem im Saale befindlichen Jupiter, und machte ihm

Digitized by Google

mit übertriebenem Pathos Vorwürfe, daß er Proserpina's Leiden und Klagen mit angehört, ohne auch nur eine Miene zu verziehen. Goethe und Meyer führten diesen Scherz in einer Weise fort, daß, wenn Jupiter in Person gegenwärtig gewesen wäre, er uns sicher mit Donner und Blitz in die Flucht geschlagen hätte.

In Goethe's und Zelter's Briefwechsel finden wir von Goethe folgende interpretirende Notizen.

„Proserpina, von Eberwein, die Du kennst, wird den 2. Februar zur Geburtstagsfeier unsers Durchlauchtigsten Erbprinzen Carl Friedrich gegeben. Wir haben diesem Werklein noch wunderlich eingeheizt, daß es als Luftballon steigen und zuletzt noch als Feuerwerk zerplatzen kann." Ferner: „Meine Proserpina habe ich zum Träger gemacht, was die neuere Zeit an Kunststücken gefunden und begünstigt hat: 1) Heroische landschaftliche Dekoration; 2) gesteigerte Recitation und Deklamation; 3) Hamiltonische Händel'sche Gebärden; 4) Kleiderwechslung; 5) Mantelspiel und sogar 6) ein Tableau zum Schluß, das Reich des Pluto vorstellend und das alles begleitet durch die Musik, welche diesem übermäßigen Augenschmaus zu willkommener Würze dient. Es ward mit vielem Beifall aufgenommen, und wird bei Anwesenheit fremder Herrschaften zum brauchbaren Musterstückchen dienen, dessen was wir vermögen. Im Morgenblatt werde ich von Proserpina Rechenschaft geben und dasjenige, was ich oben kurz ausgesprochen, umständlicher darthun, damit eine gleiche, ja erhöhte Darstellung dieses kleinen Stücks statt haben könne."

Vergebens bemühte ich mich, Goethe's Mittheilung über die Scenirung der Proserpina in jener Zeitschrift zu finden. Dagegen kam mir in Carl Bertuch's Journal für Literatur und Kunst ein interessanter Bericht über unsere theatralischen Leistungen im Jahr 1815 zu Gesicht, der für jenen Verlust entschädigen kann. Es giebt jener Aufsatz überhaupt ein schönes Bild jener Zeit und lautet wie folgt. (Schluß folgt.)

Ueber die Burgen des Meininger Landes.

Von

G. Brückner.

Die Physiognomien der deutschen Länder hatten im Großen und Kleinen, seit sie der schaffenden menschlichen Hand verfielen, ihre fortschreitenden, in verschiedenen Zeiten von der Bildungsstufe der jedesmaligen Bewohner abhängigen Wandlungen. Einen andern Ausdruck gab denselben das Steinalter, einen andern das Bronzealter und wieder einen andern die Eisenperiode und wenn diese letztere dem germanischen Volke zugeschrieben werden muß, so gestaltete sich das landschaftliche Bild auch wieder im Laufe der germanischen Zeit je anders in den heidnischen, katholischen und protestantischen Tagen. Sehen wir von dem gleichfalls stetigen Veränderungen unterworfenen Wonne- und Weideboden ab und achten allein auf die Wohn-, Wehr- und Cultbauten der Menschen, so muß das Mittelalter, welches mit Burgen, Warten, Kemnaten, Klöstern, Kapellen, Feldkreuzen, Wallfahrtskirchen, Stationen, Gadenkirchen, umwallten und ummauerten Städten, mauerfesten Flecken oder Großdörfern, zerzettelten kleinern Orten, zerstreuten Gehöften, Vorwerken und Zollstätten allüberall reich besetzt war, einen andern landschaftlichen Charakter bieten, als die vorhergegangene heidnische

Digitized by Google

Zeit, welche den künstlichen Bauten und den finstern Mauern feind war und auch einen ganz andern, als ihn die neuere Zeit ausgeprägt hat.

In dem eben hervorgehobenen mittelaltrigen Gepräg des Landes bildeten vor Allen die Burgen ein wichtiges farbegebendes Glied, dies nicht allein durch ihre weitsichtige Stellung, sondern auch durch ihre nach Höhe, Umfang und Bauart eigenthümliche imponirende Gestalt und noch jetzt gelten die bemoosten Trümmer derselben, wo sie sich erhalten haben, als ein Schmuck der Umgegend und als Wallfahrtspunkte Naturgenuß liebender Gemüther. Ueber das Meininger Land waren im Mittelalter an 70 Burgen verbreitet und zwar über 60 derselben gehörten dem Vorland des Thüringer Waldes, nur 5 dem innern Gebirg. Ihre Anlage oder Stellung war übrigens nicht zufällig, hing vielmehr vom Zug der alten Straßen ab, an deren Seite sie sich wie Adler über den Weihern erhoben oder sich so anlegten, wie jetzt die Hotels an die Chausseen und Eisenbahnen. Anfänglich hatte allerdings ihren Bau eine strategische Nothwendigkeit hervorgerufen, weshalb wir auch im Meininger Land einmal eine Werra-Wehrreihe von Burgen treffen, von der man annimmt, daß sie zum Schutze Frankoniens gegen Thüringen gedient habe und zum andern eine Saal-Im-Burgreihe, welche gegen das slavische Volk beh üten und schirmen sollte; später indeß schuf einerseits der Vortheil, den die merkantilen Straßen gewährten und andrerseits die entstandene Ueberzeugung und Sitte, daß Burgen die standesmäßige Wohnung der Dynasten und Adligen wären, neue Burgen und Kemnaten.

So groß nun auch die Zahl der Burgen im Meininger Land ist, so muß um so mehr auffallen, daß nur von einer einzigen historisch feststeht, in welcher Zeit sie gebaut wurde. Und diese einzige Burg ist Rauenstein bei Schalkau; von allen übrigen kann aus sicher historischen Angaben kein bestimmter engerer Zeitraum, ja von nur sehr wenigen genau das Jahrhundert ermittelt werden, in dem sie gebaut worden sind. So läßt sich von der Veste Maßfeld allerdings mit Wahrscheinlichkeit die ungefähre Zeit ihrer Erbauung angeben, allein zur historischen Gewißheit kann auch hier die Sage nicht erhoben werden. So lange nehmlich das Hochstift Bamberg den Ort Maßfeld im Besitz hatte, war für dasselbe kein Grund vorhanden, hier eine Burg zu erbauen. Sobald jedoch Maßfeld als Eigen an die Grafen von Henneberg überging, was 1150 geschah, so änderten sich hier die Verhältnisse, indem eben diese Grafen von Anfang an ein Auge auf Meiningen, einen mitten in ihren Landen gelegenen, durch Gericht und Burg für sie wichtigen, aber leider von dem, oft gegen sie feindseligen Würzburg besetzten Punkt geworfen hatten und ebendeshalb der Burg zu Meiningen eine dicht anliegende Burg als Gegendruck entgegensetzen mußten. Da nun bereits 1200 die Burg zu Maßfeld als Burgsitz der hennebergischen Dynasten vorkommt, so muß die Erbauung derselben innerhalb 1150—1200 erfolgt sein.

So wie hier, so kann man nur noch bei sehr wenigen andern Burgen die Zeit ihrer Erbauung aus historischen Schlüssen mit einiger Wahrscheinlichkeit umgrenzen und ermitteln. Zwar stellt die Geschichte über die Entstehungsperiode der Burgen den Satz auf, daß diejenigen, welche die deutschen Kaiser oder Könige anlegen ließen, wie dies von Saalfeld, Meiningen und Behrieth behauptet wird, älter seien als die der untergeordneten Dynasten und diese wieder älter als die des niedern Adels, indeß mehr als eine chronologische Schichtung in unbestimmter Fassung wird hierdurch nicht gewonnen und auch selbst eine solche Schichtung ist nicht durchaus treffend, wie die Dynastenburg Maßfeld darthut. Nach eben diesem

Digitized by Google

historischen Satze haben wir diejenigen Burgen, welche zur Zeit der Gaugrafen auf Geheiß und Namen der Könige besonders in dem Kampfe gegen die Slaven erbaut wurden, in das 7.—10. Jahrhundert, die Burgen der Dynasten aber in das 11.—12. zu setzen, weil diese in der genannten Zeit ihre ursprünglich königlichen Aemter in Erbbesitz umwandelten und nun, sofern sie nicht königliche Burgen zu ihren Residenzen machten, neue Burgen zu bauen genöthigt waren. Mit dem 12. Jahrhundert begannen aber auch die Vasallen der Dynasten oder die Glieder des niedern Adels sich nach Orten zu benennen und somit war auch für diese die Zeit des festen Erblehnbesitzes und der Erbauung von Burgsitzen gekommen, welche das 12. 13. und 14. Jahrhundert hindurch läuft und ganz besonders in der s. g. Raubzeit ihre Blüthe erreichte.

Nehmen wir dies alles für den Augenblick als richtig an, so ist aber auch darin der gesammte Aufschluß enthalten, den uns die Geschichte über die Zeit der Erbauung von Burgen giebt und wir wären somit schon am Schlusse der Untersuchung über diesen historischen Punkt angelangt, wenn uns nicht glücklicher Weise eine andre Quelle zu Gebot stünde, welche, weil sie am Einzelnen und Besondern entsprungen ist, eben darum den Gegensatz zu der allgemeinen und bestimmten Darstellung bildet und das Einzelne in lebendigen Zügen und Gestalten faßt und hervorhebt. Ich meine hiermit die Sage, die ursprünglich im Gegensatz zur künstlerisch bewußten historischen Auffassung schlichte unabsichtliche Volksgeschichte war und erst im Herabsteigen von Generation zu Generation vielfache Veränderung erfuhr, immer aber in ihren Hauptzügen einen historischen Kern festhält.

In Bezug auf unsern Gegenstand ist der erste Gewinn, den die Sage uns gewährt, daß sie das frühere Dasein von mehr als 20 Burgen erschließt, welche keine Chronik, keine Geographie und Geschichte des Landes kennt, welche aber durch die noch vorhandnen Localbenennungen und Flurnamen als einmal früher unzweifelhaft bestanden, bestätigt werden. Dahin gehören unter andern die Süßeburg bei Salzungen, das Schlößchen bei Unterrohn, die 2 s. g. Altenburg am großen Gleichberg, die Steinsburg auf dem kleinen Gleichberg, die Altenburg bei Sachsendorf, die alte Burg im arnsbacher Grund, die bei Schmiedebach, das alte Schloß oberhalb der Wüstung Zabelsdorf, die Altenburg bei Saalfeld und andere mehr.

Von weit größerm Interesse ist jedoch der hier einschlagende Gewinn, den uns die Sage dadurch bietet, daß sie mit 4 besondern Zügen oder Merkmalen diejenigen Burgen heraushebt, welche zu den ältesten gehören. Diese vier Merkmale sind die Sagen von Heiden Hünen, Hunnen und Opfern, von denen durch die 2 erstern der Bau der betreffenden Vesten sicher in die noch heidnische, durch die 2 letztern, wenn nicht in die heidnische, doch in die anfänglich christliche Zeit, gesetzt werden muß.

Was nun das erste Kennzeichen betrifft, so hat die Veste Heldburg einen noch jetzt benannten Heidenbau, daneben aber auch noch einen Heidengottesacker u. s. g. Heidenäcker und hatte selbst außerdem nach der Sage einen Heidentempel. Hier unterstützen sich nun mehrere noch erhaltene Localbenennungen und die Sage in der Weise, daß an dem allerersten Bau der Burg in der heidnischen Zeit nicht gezweifelt werden kann. Da nun der heilige Kilian das evangelische Licht zuerst in diese Gegend gebracht, die darum noch jetzt ihren Kiliansbaug aufweisen kann, so müssen die Anfänge der Veste Heldburg bereits in das 7. Jahrhundert gelegt werden. Ein gleiches Bewenden hat es mit dem Frankenberg bei Hellmers, der

Digitized by Google

wie die Heldburg an einer alten wichtigen, aus Franken nach Thüringen führenden Straße erbaut war. Auch hier liegt zur Seite der Burg, da wo jetzt ein Tanzplatz angebracht ist, ein Heidengottesacker, auf dem die Sage die Burgleute begraben sein läßt. Der Heidengottesacker des Frankenbergs hat eben so wenig als der der Veste Heldburg den Charakter eines zufälligen Gespinnst der Sage, beruht vielmehr sicher auf einer wahren Thatsache und rückt somit das Alter der Burg gleichfalls in dieselbe heidnische Zeit, die bei Heldburg angenommen werden muß, indem auch hier der Apostel Kilian und zwar dicht beim Frankenberg, auf dem s. g. Kilianshaug, wo vordem eine Kapelle stand und noch zur Stunde die weit über 1000 Jahr alte „Kilianseiche" steht, zuerst das Evangelium predigte, was offenbar im Einverständniß der Häupter der Umgegend geschah und also deren Uebertritt zum Christenthum voraussetzt.

(Schluß folgt.)

Epigramme.

Monumentales.

I.

Der Geist des Verklärten.

Sagt an, was spendeten bis heute meine Jünger
Zu meinem Standbild?

Ausschuß.

Ey recht fein!
Es liefen dreißig Thaler ein;
Nach Ostern modulirt man deinen kleinen Finger.

II.

Der Geist des Verklärten.
(Ein Jahr später.)

Sagt mir doch, wie anjetzt ich mit der Nachwelt stehe? —

Ausschuß.

Nach Ostern gießt man deine große Zehe.

Kirchhofscene.

Ein Seliger.

Man klopft — stört man uns denn hier unten, wie dort oben?

Der Todtengräber.

Ein Wort: der Herr ist in den Adelstand erhoben! —

M.....

Kleine Zeitung.

— Von geschätzter Hand sind uns Auszüge aus Briefen von Pfeffel an eine vertraute Freundin in Thüringen mitgetheilt, deren Veröffentlichung wir mit folgendem Briefe beginnen, aus welchem hervorgeht, daß der als Dichter wie als Mensch gleich ausgezeichnete Mann im Jahre 1802 einen Ruf nach Weimar erhielt, dem er wohl nur darum nicht Folge leistete, weil sein Alter und der Verlust seines Gesichtes, der ihn schon im Jahre 1757 traf, die Veränderung seines Aufenthaltes und das Hineinleben in neue Verhältnisse sehr erschwert haben würden.

Pfeffel schreibt:

Kolmar d. 5. Febr. 1802.

Vor einigen Wochen, theuerste Freundin, bot sich mir eine Gelegenheit an, Ihr Nachbar zu werden. Der Herzog von Weimar, der das, von Mounier angelegte Institut gern erhalten möchte, ließ mir unter sehr vortheilhaften Bedingungen, durch einen meiner dortigen Freunde (Wieland) die Direktion desselben antragen. Wäre ich zehn Jahre jünger, so würde ich diesen schmeichelhaften Ruf schwerlich ausgeschlagen haben, zumal da ich die Freiheit gehabt hätte, meinen Schwiegersohn Berger und seine Familie mit mir zu nehmen. Sie begreifen aber leicht, daß in meinen Jahren und in meiner Lage eine solche Verpflanzung ein sehr gewagter Schritt gewesen wäre, zu dem besonders meine Frau sich nicht ohne große Mühe entschlossen hätte. Demungeachtet weide ich mich noch oft an der reizenden Idee dieser Vereinigung, die auf den noch übrigen Pfad meines Lebens so manche schöne Blume gestreut haben würde.

Digitized by Google

— Die Times und nach ihr amerikanische Blätter bringen ein neues Lied Béranger's, das zwar in Frankreich viel verbreitet und gelesen sein soll, aber aus leicht erklärlichen Gründen dort nicht gedruckt worden ist. Die Times, welche das Lied enthielt, ist sogar in Frankreich confisciert worden. Das Gedicht ist „an die Studenten" gerichtet, die dem greisen Chansonnier bei dem Leichenbegängnisse des Bildhauers David von Angers ein Bivat gebracht und daneben die Freiheit hatten hoch leben lassen, wofür sie von der kaiserlichen Polizei gefaßt und bestraft worden waren. Das Lied besteht aus fünf achtzeiligen Strophen mit dem Refrain: „Ah! pardonnez au pauvre chansonnier!" In der ersten Strophe nimmt der Dichter alle die alten Lieder zurück, in welchen er die Tricolore der Freiheit gefeiert, die jetzt ein leerer Schall, ein „geträumtes Glück" sei. Der Sänger, sagt die zweite Strophe, habe einst gemeint, St. Helena sei die Sühne des achtzehnten Brumaire gewesen; er habe deshalb den Krieger besungen, den Kaiser, der die Freiheit durch den Ruhm zu ersetzen meinte, doch auch das war ein „erträumtes Glück". Nisard sei ein schlechter Ersatz für die Preßfreiheit, Levervier sei leider kein Arago und Belmontet noch viel weniger ein Victor Hugo; der Gott, der jetzt in Frankreich und in Rom gelehrt werde, sei nicht der Gott, den des Dichters Lied gefeiert, das von einem schönern „Glück geträumt" hätte. Wol habe der Sänger einst die Siege von Frankreichs Heeren gesungen, doch sein Lied habe nicht den Helden der Kamaschen und der Paraden, nicht den Feinden, sondern den Freunden und Vertheidigern des Volkes, diesem von ihm „erträumten Glück" gegolten. Nicht dem harrenden Polen, nicht Italien eile der Franzose jetzt zu Hülfe, dazu sei der Boden zu schlüpfrig, wol aber dringe man den Türken seine Freundschaft auf; doch trotz aller neuen Allianzen und diplomatischen Noten „träumt für Frankreich der Sänger noch ein andres Glück."

[M. f. d. L. d. A.]

— Endlich sind erschienen „die Cherusker in Rom. Eine Tragödie in zwei Abtheilungen von Franz Bacherl, Schullehrer in Ober-Pfaffenhofen. Nördlingen, 1856." Eine Wiener Recension bezeichnet die Dichtung als „eine Ausgeburt von literarischem Cretinismus." Das Sonntagsblatt wird gelegentlich darauf zurückkommen und dann vielleicht auch auf eine als demnächst in Düsseldorf erscheinend angekündigte Broschüre „die Autorschaft des „„Fechters von Ravenna"", nachgewiesen von Otto von Schorn" Rücksicht nehmen können.

— **E. Th. W. Hoffmann** gehört zu den unter den Franzosen populärsten Deutschen Dichtern; mehrere seiner Werke erfitiren in gerühmten französischen Uebersetzungen und werden viel gelesen. So eben sind erschienen „Contes posthumes d'Hoffmann, traduits par Champfleury" mit ausführlichen literar-historischen Beigaben über Hoffmanns Leben und Werke.

— Die neueste große Arbeit von **Peter von Cornelius** ist aus Rom in Berlin eingetroffen und öffentlich ausgestellt worden. Es ist der in Aquarellfarben ausgeführte Carton eines für die Altarnische des projectierten Berliner Domes bestimmten Gemäldes, welches „die Erwartung des jüngsten Gerichts" und zwar in Anwesenheit des Königs, als des Gründers der neuen Kirche, und seines Hauses darstellen soll. Ein anderes von Cornelius neuerdings geschaffenes Werk ist das Titelblatt zu dem von Düsseldorfer Künstlern für den Prinzen von Preußen bestimmten Album; es stellt Hagen dar, wie er den Nibelungenhort in den Rheinstrom versenkt.

— Nach dem neusten „Kölner Domblatt" kann die Vollendung des Kölner Doms bis zur Aufrichtung der Kreuzesblumen auf den beiden Thürmen in zwölf Jahren eine Thatsache sein, wenn dem Baumeister so lange jährlich 300,000 Thaler zur Verfügung gestellt werden. Die Einnahmen des Central-Dombau-Vereins haben sich seit 1842 bis Ende 1855 auf 1,381,581 Thaler, 1 Sgr., 6 Pf. belaufen, davon sind 722,000 Thaler von der Regierung bewilligte Zuschüsse aus Staatsfonds, 516,561 Thlr. 16 Sgr. 4 Pf. Vereinsbeiträge, 143,019 Thlr. 15 Sgr. 2 Pf. Erträge von Cathedralsteuern, Collecten, Geschenken u. s. w. Seit dem 1. Januar bis zum 24. Mai dieses Jahres betragen die Einnahmen 16,615 Thaler.

— Man beabsichtigt dem großen Meister der Tonkunst Georg Friedrich Händel, dessen Gebeine in der Westminster-Abtei in London ruhen, ein Standbild in seiner Geburtsstadt Halle zu errichten. Es hat sich deshalb ein Comite zu Halle gebildet, welches „auf die Unterstützung aller derjenigen, die Händel geistige Anregung und Erhebung verdanken, also der großen Mehrzahl der Gebildeten aller Nationen" hofft und mit Rücksicht auf die Nähe des hundertjährigen Todestages des Componisten (er starb bekanntlich 1759) um rasche Theilnahme bittet. Beiträge wird das Comitemitglied, Geheime Commerzienrath Wucherer in Halle annehmen.

Büchertisch.

Sagen aus allen Gauen des Vaterlands. Für die Jugend und das Volk bearbeitet von Ferd. Bäßler. Mit 9 Illustr. von L. Burger. Berlin, Decker. 1856 (A. u. d. T.: Heldengeschichten des Mittelalters von F. Bäßler. Neue Folge. Fünftes Heft) — eine nach gewissen Rubriken geordnete und zweckmäßig getroffene Auswahl aus der so reichen deutschen Sagenliteratur, ein passendes Lesebuch für die Jugend, aber gewiß auch vielen Erwachsenen willkommen, denen die größeren und meist nicht eben billigen Sammlungen minder zugänglich sind.

— W. H. Riehl, der bekannte Verfasser der „Naturgeschichte des Volkes" u. s. w. hat einen Band „Culturgeschichtliche Novellen" (Stuttgart, Cotta) erscheinen lassen.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Halbjahrpreis 20 Sgr.

Digitized by Google

№ 28. 13. Juli 1856.

Frühling.

Von

Albert Lindner.

1.

Was iſt das für ein Weltſcandal?
Was iſt das für eine Bachusbande?
Es hält mit ſeinem Gefolg zumal
Herr Frühling Einzug in die Lande.

Die Kammermuſici voran,
Die blaſen den Marſch von Aſt zu Aſte.
Hollunder iſt ſein Kaſtellan,
Der räuchert den Thronſaal im Pallaſte.

Nun naht die junge Majeſtät.
Zephyr, der ſonnenſtrahlgeſchürzte,
Dient ihm als Zelter. Im Winde weht
Sein Blüthengelock, das duftgewürzte.

Dann kommt das bunte Gefolg gelärmt,
Das Dame Primel und Veilchen führen,
Von Schmetterlingen galant umſchwärmt,
Des Hofes edlen Cavalieren.

So zieht der tolle Spuk daher,
Und ſtündlich mehrt ſich das Geſindel,
Das Schranzen und Muſikantenheer.
Die Menſchen ſelber ergreift der Schwindel.

Digitized by Google

Das läuft und lacht! Und immer, o Schmach!
Erblick' ich Dirn' und Bub' zuſammen.
Sie machens den blühenden Blumen nach
Und ſchwatzen von allerlei ſüßen Flammen.

Und thun ſo bitzig und ſehn mich kaum,
Und lachen, daß ich allein geblieben.
Der Kukuk neckt mich auch vom Baum
Ich möchte vor Aerger — mich gleich verlieben.

II.

Horch! klang das nicht wie Lerchenſchlag?
Der Frühling iſt zur Stelle.
Er fegt das dumpfe Weltgemach
Und rüſtets wohnlich helle.

Nun, raſcher, Feger, lüfte weit
Auch mir das Herz, das trübe.
Hinaus den Moder alter Zeit!
Herein die friſche Liebe!

Die Gräber der Gefühle, die
Dort endlich ausgelitten,
Mit jungem Grün umkleide ſie.
Die Todten laß in Frieden.

Da baue ſich ein Laubgemach
Der Freude leichten Göttern,
Und meines Liedes Lerchenſchlag
Soll drüber luſtig ſchmettern.

Erinnerungen eines Weimariſchen Muſikers

von

Karl Eberwein.

Goethe's Proſerpina.

(Fortſetzung.)

Die ſtillen und häuslichen Tage des Winters, als die den Muſen und dem Genius gewidmete Zeit, wie ſie überhaupt zur Sammlung des Gemüths und zu geſelligem Selbſtgenuſſe einladender ſind und förderlicher, als der zerſtreuende Sommer, ſo haben ſie auch insbeſondere für die Bewohner Weimars manches Begünſtigende.

Die Geburtstage des Fürſtlichen Hauſes, welche durch den Glanz ihrer Feſtlichkeit die gemeine Umgebung erheitern, ſind von jeher zugleich die Schmuck- und Ehrentage unſerer Muſen. Dieſen Gelegenheiten haben wir ſo manche neue und intereſſante Erſcheinung im Gebiete der bildenden, ſo wie der ſchönen Künſte zu verdanken, daß wir wohl Anlaß nehmen könnten, ſolchen aus der Unmittelbarkeit des Bezugs entſprungenen Geiſteswerken das Wort zu reden.

Vorzüglich iſt es die Schaubühne, welche an dieſen gemüthlichen Tagen Fürſten und Volk vor ſich verſammelt, um durch gemeinſchaftlichen Genuß an den Werken der Muſen ſie

Digitized by Google

mit dem schönsten Bande der Humanität zu umschlingen. Kleinere Festspiele, von unmittelbarem Bezug, größere, zu dieser Epoche versparte Prachtstücke fremder Zonen, werden mit gespannter Erwartung, mit allseitiger Theilnahme aufgenommen, und außer dem edelsten Genusse ist nothwendige Bethätigung und Uebung des Urtheils die bleibende schöne Folge.

Es ist bekannt, wie die hiesige Bühne, bei ähnlichen Veranlassungen, zuerst den spanischen Musen den freundlichen Zutritt und Empfang gewährte; wie zuvorkommend sie einem Vorläufer und Herold derselben, zum Zeichen ihrer Huldigung, Grund und Boden einräumte. So vorbereitet traten bald darauf die reizenden Fremden siegreich ein und ein allgemeiner Enthusiasmus huldigte ihnen. Der standhafte Prinz und das Leben ein Traum nach Calderon sind schon seit Jahren die geschätztesten Preis- und Ehrenstücke, die man mit immer neuem Vergnügen verehrten Freunden und Gästen als das Beste vom Hause zu sehen giebt. Es schien nur noch ein Drittes zu wünschen, um die Zahl des Guten zu füllen, und eine vollkommene Darstellung südlicher Farben- und Tonspiele befriedigend zu schließen.

Zenobia die Große (Jagemann), ein Trauerspiel von Calderon, in einer meisterhaften Uebertragung von Gries, wie man sie von einem Talente erwarten durfte, das die Blüthen und Früchte hesperischer Dichtergärten in unsere kältere Zone zu versetzen, eben so viel Gewandtheit als Sorgfalt besitzt, war bestimmt die Feier des 30. Januars mit einer bedeutenden Vorstellung zu schmücken und das Repertorium unserer Bühne mit neuem Gewinn zu bereichern.

Das unwürdige Schicksal der eben so unglücklichen als ausgezeichneten Königin von Palmyra, den Triumphwagen Aurelian's, ihres stolzen und hochmüthigen Ueberwinders durch ihre seltene Schönheit und Tugend zu verherrlichen, ist das aus der römischen Kaisergeschichte entnommene Hauptmotiv und der Wendepunkt des Ganzen. Wie es Aurelian's Ehrgeiz war, seiner Zeit das längst entwohnte Schauspiel eines römischen Triumphs zu geben, so ist hier das Interesse des Dichters, uns ebenfalls diesen ungesehenen, imposanten Anblick zu bereiten, und diesen Gipfel durch den Aufbau von Charakteren, Ereignissen und Umständen zu motiviren; aber auch zugleich das verletzte moralische Zartgefühl durch die poetische Gerechtigkeit wieder auszusöhnen. Der rohe, herrschsüchtige, übermüthige Charakter eines Tyrannen, Verrätherei und Ehrgeiz, Liebe und Magie, alle wirken, in der geistreichsten und wunderbarsten Verflechtung, diese Katastrophe herbeizuführen; und als sie eingetreten, die Aufgabe gelöst, aber das sittliche Gefühl durch eine solche Entwürdigung der Schönheit und Anmuth gekränkt und verwundet ist, so findet der Dichter in der angesponnenen Intrigue, welche diesen Knoten schürzte, zugleich die Mittel, ihn wieder zu lösen, das Gefühl zu versöhnen und das Ganze zur Befriedigung des Zuschauers glücklich zu beendigen.

Die Wirkung des Stücks auf das Publikum war indeß nicht gleich und übereinstimmend. Denn wiewohl Jedermann das vortreffliche Spiel der Hauptpersonen, die schöne und richtige Deklamation der minder begünstigten Rollen, die glänzende Bildersprache und den gelenken Versbau zu bewundern und zu schätzen verstand, so waren doch über den poetischen Gehalt des Stücks und seinen Rang, in Vergleich mit den beiden früheren, die Meinungen getheilt. Ein gelehrter Theil des Publikums ließ sich die phantastische und conventionelle Behandlung eines von der Geschichte gegebenen, noch dazu römischen Stoffs durch galanten und romantischen Witz und feinen Aufputz, durch die Glanzbilder einer rhetorischen Phan-

Digitized by Google

taste ganz wohl gefallen; während ein anderer, mehr empfindender Theil der Zuschauer, sich eben dieser wegen einer Anwandlung von gemüthloser Kälte nicht erwehren konnte, zumal da das heroische Trauerspiel zuletzt, wie eine höhere Komödie, mit einer Vermählung, die durch das gemeine Motiv der Eifersucht in etwas retardirt wurde, ganz bürgerlich hinauslief.

Einer entschiedenen Aufnahme, eines ausgesprochenen Beifalls erfreute sich dagegen eine andere, in ihrer Gesammtheit ganz neue und überraschende Erscheinung: Proserpina, ein Monodram von Goethe, in Musik gesetzt von Eberwein, aufgeführt zum Geburtsfeste des Durchlauchtigsten Herrn Erbprinzen von Weimar. Dieses lyrisch-elegische Monodram in einer frühern Gestalt dem lesenden Publikum zwar bekannt, ward hier zuerst durch die vereinte Kraft der Musik, Gebärdenkunst und Plastik zu einer lebendigen Folge fortschreitender Seelengemälde. Vor dreißig und mehr Jahren bereits ergötzte sich ein damaliges Menschenalter an der Aufführung desselben, freilich unter anderen Umgebungen und in einem anderen, jetzt nicht mehr nachzuempfindenden Bezug. Die Unmittelbarkeit eines Kunstwerks verschwindet nämlich mit der Zeit, und es tritt dasselbe in eine gewisse Abstraktion, aus der es nachkommenden Geschlechtern wieder näher gebracht, akkomodirt und gleichsam ins Concrete übersetzt werden muß.

Es war daher des großen Genius würdiger Gedanke, dem Gedicht statt des historischen Interesse ein gegenwärtiges zu geben, und es den Anforderungen und Wünschen einer andern Zeit näher zu bringen. Eine aus der bildenden Kunst sich ableitende andere, die Kunst, das Ideelle der Plastik und Malerei in Formen, Stellung, Bekleidung, Beleuchtung wieder zur Natur und Wirklichkeit zu machen, diese Kunstmimik, damals noch im Werden, ist seitdem durch die Bestrebungen einer Hamilton, einer Händel-Schütz und die an mehreren Orten veranstalteten Bilder-Scenen, so in Aufnahme gekommen, daß unser Auge, wie an einen gewissen Luxus gewöhnt, sie bei manchen Gelegenheiten sogar zu vermissen anfängt, und sie beinahe eben so erheischt, wie das Ohr einen vollkommenen Rhythmus.

(Schluß folgt.)

Ueber die Burgen des Meininger Landes.

Von

G. Brückner.

(Schluß.)

Das zweite Merkmal, das der Heunen oder Riesen, knüpft die Sage an vier Burgen des Landes mit dem sichern Gepräge der heidnischen Zeit. Diese Burgen sind die Burg Grub bei Eisfeld, die Altenburg bei Sachsendorf, die bei Schmiedebach und die Schauenburg bei Schalkau. Die drei ersten haben ihre Periode vor der Zeit gehabt, wo die Urkunden klares Licht über diese Gegend werfen, denn in keiner derselben wird der Burgen mehr gedacht und ebendeshalb gehören sie schon nach diesem Umstande einer weit zurückliegenden Zeit; aber auch die Schauenburg, die sich durch das Mittelalter und bis zum 30jährigen Kriege erhalten hat, fällt mit ihrem Entstehen in die gleichfrühe Periode, weil sie von der Sage ganz bestimmt dahin verlegt wird. Auf den drei einander benachbarten Burgen, der Grüber, Schaumberger und Sachsendorfer, wohnten nehmlich drei Hünen, welche eine einzige Axt besaßen und darum dieselbe je nach dem Bedürfniß einander von Burg zu Burg zu-

Digitized by Google

schleuderten; auch spielten sie oft mit Kugeln, die sie sich gleichfalls einander zuwarfen. Ferner haftet an der Grüber Burg und ebenso an der Altenburg bei Schmiedebach jene schöne sinnige Sage, daß einst die Tochter eines Hünen, der die Burg bewohnte, auf einem Spaziergang im anstoßenden platten Felde y flügende Männer getroffen, diese in ihre Schürze gepackt und sie ihrem Vater als Spielzeug gewiesen hatte, worauf jedoch derselbe der Tochter befohlen, die Männer sofort ins Feld zurückzutragen, weil einst durch diese ihr gesammtes Heunisches Geschlecht verdrängt werden würde. Nehmen wir den innersten Kern dieser Sage in engster Fassung, so wird hier allerdings auf jene Zeit hingewiesen, wo das germanische Volk den siegreichen Kampf gegen die frühern Besitzer des deutschen Landes bestand; allein, da jede engste Deutung dem Wesen und dem Verständniß der Sage widerspricht, so können wir sie nach ihrem episch heidnischen Grundton nur auf die heidnische Zeit beziehen und mithin fällt die Heunensage mit der Sage von den Heiden, aber auch selbst mit der von den Hunnen zusammen, umsomehr dies, als Heunen und Hunnen im Volk und in seinen Sagen oft in einander übergehen. Wir treffen übrigens die Sage von den Heunen und zwar von der gemeinsamen Art, dem Kurzweil mit Kugeln und der Heunentochter vielfach noch in den deutschen Landen und besonders am Rhein, wo sie sich ebenso wie in unserm Lande an die ältesten Burgen der Gegend anlehnt.

Was nun drittens die Sage von den Hunnen betrifft, so begreift dieselbe vorzugsweise die lange traurige Zeit der Kämpfe gegen die Slaven und Ungarn, denn die Schrecken und Wirrnisse, welche die Raubzüge der Slaven und darauf die der Ungarn über Deutschland, vor Allem über Mitteldeutschland brachten, haben sich viel länger und nicht minder blutig einschneidend wiederholt als in den Hunnentagen, so daß die alten Hunnen-Erinnerungen in den spätern sorbischen und ungarischen Kriegen frisches volksgeschichtliches Leben erhielten und sich nun gleichsam verjüngten und dies eben hält die Sage fest. Weil aber diese Kämpfe nur zum geringen Theil in die heidnische, dagegen zum größern Theil in die erste christliche Zeit des deutschen Binnenlandes fallen, so gehören die Burgen, an die sich die Sage von den Hunnen oder Sorben und Ungarn knüpft, meist schon in die christliche Periode unserer Lande, aber immer noch in die gaugräfliche Zeit. Der Kreis von Burgen, der hieher gehört, umfaßt den Altenstein, den Frankenstein, die Habichsburg, Meiningen, Behlrieth, den Wespenstein, die Sorbenburg, Camburg und Krannichfeld. Bei allen diesen Punkten schaut uns aus den manchfachen Sagen das Zeitbild des slavischen oder ungarischen Drucks an und zugleich die Nothwendigkeit, Wehrorte zu bauen, um dahinter Schirm zu finden; aber neben den allgemeinen Zügen zeichnet die Sage auch einzelne besondere aus dieser Zeit, so unter andern die tragische Scene, wie bei dem Sturm der Hunnen auf die Burg Frankenberg der Burgherr und seine zwei Töchter, jener männlich, diese ächt jungfräulich unterlagen. Auch von der Habichsburg lebt noch heute in Meiningen die Sage, daß sie im heißen Kampfe gegen die Hunnen erbaut worden sei.

Das vierte Kennzeichen, womit die Sage einen Theil der Burgen als älteste im Land hervorhebt, ist das Menschenopfer, daß bei ihrem Aufbau gebracht wurde. Daß unbezwungene Festungen noch heute Jungfrauen genannt werden, dies lehnt sich zunächst an den alt heidnischen germanischen Glauben, die Burgen könne man unbezwinglich machen, sobald Kinder, namentlich Mädchen, in denselben eingemauert würden. Die Sage von eingemauerten Kindern in Burgen lebt noch in unserm Lande und zwar bei Altliebenstein, bei der Huts-

Digitized by Google

burg und der Burg auf Henneberg; sie hat aber wahrscheinlich auch die übrigen ältesten Burgen umfaßt und umschwebt, wie die Sorbenburg beweist. Auf der Burg Liebenstein wurde, wie noch jetzt das Volk erzählt, ein Kind eingemauert, das eine Mutter um schnödes Geld hergab. Es soll dasselbe beim Einmauern eine Semmel gegessen und gerufen haben: Mutter, ich sehe dich noch! und zuletzt: Mutter, ich sehe dich nicht mehr! Bei der Hutsburg war es des Ritters eignes Kind, das eingemauert wurde. Am schönsten und treuesten hat sich die Sage von der Burg auf Henneberg erhalten. Als die Burg, heißt es, fertig gebaut war, habe der Maurer zum Grafen gesagt: Zum Heil des Schlosses sei nun ein Kind einzumauern, das er zu kaufen habe; wo nicht, so müsse ein Kinderfest der Kinder von Henneberg gehalten und das vorderste Kind zum Einmauern bestimmt werden. Beim ersten Zuge wäre das erste Kind des Maurers Töchterlein gewesen und nachdem auf des Vaters Protestation ein zweiter Zug angeordnet, sei dasselbe wieder geschehen und so endlich beim dritten Zug, da der Vater auch den zweiten vereitelt hätte. Nun aber habe dieser seine Tochter rechts beim Eingange einmauern müssen. Als diese darauf in der Mauerrundung gestanden, sei ihr noch Semmel und Wurst gereicht wurden. Nachdem die Oeffnung kleiner und enger geworden, habe sie gerufen: Vater, ich kann dich nur noch ein wenig sehen! Die Oeffnung wurde geschlossen, aber der Vater stürzte todt von der Leiter und das Weinen und Wimmern des Kindes hört man noch. Man spürt, um nun auf die Frage überzugehen, ob die Sage Wahrheit biete, schon in der Hennebergischen Erzählung so viel Bestimmtes und scharf Einzelnes, daß sich hier wirklich herausfühlen läßt, es sei vollbracht, was berichtet wird. Den sichern Beweis indeß, daß der Glaube solche Opfer bei Burgbauten gefordert habe, ist nicht allein durch den 1848 laut amtlichen Bericht gemachten Burgfund am Kyffhäuser, sondern auch in unserm Lande durch 2 Funde bewiesen, von denen der eine gleichfalls amtliche Treue hat. Der Historiker Sylv. Liebe, der zu Saalfeld Bürgermeister war, berichtet in seiner Saalfeldiographie, daß man in der Sorbenburg beim Abbrechen eines Theils derselben die Knochen eines eingemauerten Mädchens gefunden habe, und ebenso trafen die Helmershäuser Bauern, als sie 1525 die Hutsburg erstürmten und zerbrachen, noch die Semmel und die Flasche Wein, die dem daselbst eingemauerten Kinde mitgegeben waren, beides noch unversehrt. Aber eben diese Sage, deren Wahrheit hierdurch bestätigt wird, dient uns zu einem Zeitmesser der von ihr berührten Burgen. Zwar ist der Menschenopfer fordernde Glaube ein rein heidnischer und er würde sonach die Zeit der Burgbauten, bei denen solche Opfer vollzogen wurden, noch in das Heidenthum verweisen, allein wir wissen, daß heidnische Sitte und heidnischer Glaube sich theilweise noch lange im Christenthume lebendig erhalten haben und daß besonders vom Volk geheiligte Ceremonien bei Bauten, die ihrer strategischen Natur nach die Bedeutungen unserer Festungen hatten, um des öffentlichen Wohls und Schirms willen einen zähen, erst allmählig vom Christenthum auflöslichen Charakter in sich trugen und eben darum noch in den erstern Zeiten des Christenthums dauernd angenommen werden müssen, umsomehr, als sich in den damals wiederholten Einfällen der Sorben und der Ungarn die Wichtigkeit der Burgen vor Allen geltend machte. Und somit haben wir die hieher gehörigen Burgen in das achte bis zehnte Jahrhundert zu setzen.

Was haben wir nun durch die Sage mit ihren vier Wahrzeichen gewonnen? Ich antworte: Sicherlich die Hindeutung auf die ältesten Burgen unseres Landes. Dies Resul-

Digitized by Google

tat konnte allerdings im Sinne der Chronologien noch durch eine Reihe anderer Sagen, welche fränkische Fürsten aus dem Merovinger Geschlecht als Erbauer der Burgen hereinziehen, gestützt werden; wir haben jedoch dies aus dem Grunde nicht gethan, weil all' diese Sagen zu gelehrt und gekünstelt, also nicht aus dem Volke erwachsen, sondern erst durch Schriftwerke in das Volk hineingelegt erscheinen.

In Bezug auf die übrigen Burgen, die vorzugsweise dem niedern Adel angehören, hat die Sage gleichfalls einen charakterisirenden Zug, mit dem sie das jüngere Alter dieser Burgen andeutet und den sie nur dann auf ursprünglich donatische Burgen überträgt, wenn diese in die Hände des niedern Adels übergingen Sie läßt nämlich in all diesen Burgen Wein und Schätze angehäuft sein und bezeichnet damit das raubritterliche Zeitalter, in welchem diese Burgen von der Plünderung der Kaufleute und vom Raub des Plattlandes in Sauß und Brauß lebten. Eben dies unrecht gewonnene Gut, mit Wein und Gold gekennzeichnet, ist von dem sittlichen Geiste des Volkes verwunschen und wird von schwarzen Rittern oder weißen Jungfrauen bewacht, deren Erlösung nur vom reinsten sittlichen Gemüth geschehen kann.

Wir sehen demnach aus dem Allen, daß die Sage auch in Absicht auf die Zeitbestimmung der Burgen eine historische Bedeutung hat und daß sie dies chronologische Geschäft auf sinnige Weise vollbringt.

Häusliche Sonnette.

I.

Es ist im Sturmschritt ein Billet zu schreiben,
Der Mann schwankt zwischen Stahl und Gänsekiel,
Die Frau ergreift den Bleistift, wie zum Spiel,
Sie hat vollbracht; der Mann ist wohl zufrieden.

Ihm bleibt ein Particip noch unentschieden.
Nun labt er sich an seiner Gattin Styl,
Doch eines fehlt ihr — freilich ist es viel:
Auch Interpunktion giebt es hienieden!

Bei vielen Bildern ist es nicht zu läugnen,
Daß wir zwei Meistern haben sie zu danken,
Wer malt gleich gut den Menschen und das Thier?

Bei unsern Briefen will es sich ereignen,
Daß meine Gattin liefert die Gedanken,
Allein die Komma sämmtlich sind von mir.

M.....

Kleine Zeitung.

Zur Faustliteratur.

— Goethe's Faust. Erläutert von Ernst Julius Saupe, Subconrector am Gymnasium zu Gera. Leipzig, bei Friedrich Fleischer.

Schon der Name des Verfassers, der auf dem literarhistorischen Gebiete Anerkennung und Geltung gefunden, bürgt für den Werth der neuen Arbeit, und dieselbe trägt in allen Theilen das Ge-

Digitized by Google

präge ausdauernden Fleißes, edeln Geschmacks und sichern Tactes.

Wir verweisen kurz auf Saupe's frühere Werke: Erläuterung der Schiller-Goetheschen Xenien, der Balladen und Romanzen der beiden Dichterfürsten, auf die chronologischen Tafeln über Goethes und Schillers Leben und Werke. Jetzt bietet er uns unter obengenannten einfachen Titel eine Einleitung in den Faust, nicht wie wir deren viele haben, als hochtrabende ästhetische und philosophische Kritik für hochgelehrte Männer, sondern als erklärender Führer „für denjenigen Theil des gebildeten Publikums, der den Faust wohl verstehen könnte, aber nicht Zeit genug hat, sich jene genauere Kenntniß des Goetheschen Lebens- und Entwickelungsganges anzueignen, welche zum vollen Verständniß und Genuß des Werkes erforderlich ist." Der unpopuläre zweite Theil des Faust fällt nicht in den Bereich dieser Aufgabe, blieb also ausgeschlossen. Der Verfasser giebt in der vorliegenden Schrift erstens eine einleitende Abhandlung über die Faustsage, über Goethes Interesse an derselben und über Entstehung, Plan, Charakter und Idee der Fausttragödie. In einfacher, aber erschöpfender Weise finden wir in diesem Abschnitte behandelt, was die Ueberschrift ankündigt. Hat man vorher als „geistreichen" Irrthum in Bilmar, Vorlesungen 2. Aufl. S. 646 gelernt: Goethe rächte sich „bekanntlich" an dem Straßburger Leopold Wagner dadurch, daß er Wagner als Faust's Famulus auftreten läßt, so liest man zur Berichtigung bei Saupe, S. 4: „Schon in dem ältesten Faustbuche, das 1587 zu Frankfurt a. M. erschien, ist Wagner als Faust's Famulus genannt." Der Kenner wird in diesem ersten Theile besonders das chronologische Scenenverzeichniß des Faust zu würdigen wissen.

Den zweiten Theil bildet eine dramatische Entwickelung des Inhalts sämmtlicher Scenen des ersten Theils. Von diesem Abschnitte heißt es in der Vorrede S. 5: „Die dramatische Entwicklung, welche zu immer tieferem Eindringen in die Dichtung reizen soll, hält sich streng an das, was der Dichter wirklich gegeben hat, ohne auf das Rücksicht zu nehmen, was er nach den Anforderungen der Aesthetiker und Kritiker hätte geben können oder sollen. Sie ist zugleich bemüht, den fragmentarischen Charakter derjenigen Scenen zu wahren, die als für sich bestehende kleine Welten nur durch einen leisen Bezug zu dem Vorhergehenden und Folgenden sich dem Ganzen anschließen." In klarer, dabei edler Sprache führt der Verfasser durch diesen Theil ein in die dramatische, wir möchten sagen thatsächlich lebenstreue Entwicklung des Ganzen.

In dem dritten Abschnitt finden wir Erläuterungen zu ganzen Scenen und einzelnen Stellen. In einer Unzahl von Commentaren wird mit ermüdender Weitläufigkeit erklärt, was ein gesunder Sinn von selbst erkennt, über wirklich dunkle Stellen eilt man mit Geschick hinweg, eingedenk des Spruches: „Im Auslegen seid munter; — Legt ihrs nicht aus, so legt was unter." Wir sind in der Saupeschen Arbeit einem erfreulichen Gegensatz so unnützer Erklärungen begegnet. Des Verfassers Bemerkungen erläutern einfach und wirklich nur das, was man gern erklärt sieht, das aber mit Treue und Zuverlässigkeit.

Dem dritten Theil ist eine besonders entsprechende Gestalt dadurch verliehen, daß die erklärenden Anmerkungen nicht vereinzelt dastehen, sondern zu jeder Scene hat der Verfasser mit ebensoviel Fleiß als Sachkenntniß eine den Zusammenhang berücksichtigende Einleitung gegeben. Die treue Beachtung und kunstreiche Durchführung dieses exegetischen Grundsatzes gereicht der ganzen Arbeit zu einer selbstredenden Empfehlung. Möge das Buch das wirken, was Form und Inhalt desselben verheißen. F.

— Ein Römischer Correspondent berichtet der Allgemeinen Zeitung von einem neuen, fast vollendeten Bilde Overbecks. Das Bild, dessen Figuren in Lebensgröße sind, stellt das Wunder dar, durch welches Christus der fanatischen Wuth seiner Heimathgenossen entrückt ward, welche ihn aus der Synagoge in Nazareth auf die Kuppe des Berges führten, um ihn hinabzustürzen (Evang. Lucas 4, 16—30). — Overbeck verbringt die Sommermonate in Perugia.

— In Frankfurt am Main ist unlängst das neue Bethmannsche Museum eröffnet worden. Es ist in einfachem Style in Form eines Achteck erbaut und von oben beleuchtet. Ein besonderer Anbau umschließt die bekannte Danneckersche Ariadne. Die Hauptzierde des Museums ist aber der Alexanderzug Thorwaldsens, welcher — lange Zeit in Thorwaldsens Atelier in Rom befindlich — später nach Kopenhagen kam und dort unlängst durch Herrn Moritz von Bethmann angekauft worden ist.

— Melchior Meyr in München, dessen „Erzählungen aus dem Ries" so viel Beifall gefunden haben, hat ein so eben im Druck vollendetes historisches Trauerspiel „Karl der Kühne" an die bedeutenderen deutschen Bühnen eingesandt.

— Die von einigen alten Schriftstellern überlieferte Erzählung von „Damon und Phintias", welche bekanntlich der Schillerschen „Bürgschaft" zu Grunde liegt, ist von dem Marquis von Belloy dramatisch behandelt und in Paris aufgeführt worden. Eine Pariser Kritik nennt die Dichtung des Marquis ein „kleines Meisterwerk von Poesie, Anmut und Gefühl."

— Ein Herr John Shakespeare, der Anspruch auf Verwandtschaft mit dem Dichter macht, hat Vorbereitungen getroffen, das Geburtshaus des Dichters in Stratford mit einer Glaseinfassung, ähnlich dem Bau des Krystallpalastes, zu umgeben, zum Schutz gegen Witterungseinflüsse und Feuergefahr. Die Kosten sind auf 3000 Pfund veranschlagt.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Halbjahrpreis 20 Sgr.

Digitized by Google

№ 29. 20. Juli 1856.

Sonette.*)

Von

Fr. Otte.

3.

Pfarrer Oberlin.

(Der Reformator des Steinthals.)

Verwildert, seinen Wäldern zu vergleichen,
Traft Du das Volk in seines Steinthals Mitten,
Als Du, ein Bote Gottes, kamst geschritten,
Den Tiefgebeugten Deine Hand zu reichen.

Aufpflanztest Du des Kreuzes heilig Zeichen,
Wo dumpf hinbrütend rohe Kräfte stritten;
Da mußten bald, im Schirme mildrer Sitten,
Das schwere Elend und der Starrsinn weichen.

Thatkräftig sah man Dich und ohne Zagen
Dem Trotz obsiegen und den Hindernissen,
Daß keine Spur von alter Trübsal bliebe.

Wohl mochten Manche weit Dich überragen
An Scharfsinn und an umfangreichem Wissen; —
Wo aber kam Dir Einer gleich an Liebe?

Erinnerungen eines Weimarischen Musikers

von

Karl Eberwein.

Goethe's Proserpina.

(Schluß.)

Unter allen Gattungen dramatischer Poesie eignet sich dazu wohl keine so günstig, als eben das Monodram; und so mußte Goethe's Proserpina, in der sich die reichste und schönste Folge von Empfindungen und Situationen immer eine aus der andern entwickelt, der bequemste Anlaß sein, an den Ausdruck so mannigfaltiger Seelenzuständen die ungezwungenste Darstellung und Begleitung durch Geberden und Gewänderspiel anzuschließen, so gra-

*) Vgl. Heft 10 und 11 des Sonntagsblattes.

Digitized by Google

ziös, naiv und wahr, als sie nur die vollendete Kunst der Alten in ihren Bildwerken, namentlich Basreliefen und Vasengemälden, überliefern konnte.

Proserpina tritt auf als Königin der Unterwelt, als Pluto's geraubte Gattin, noch ganz im ersten Schrecken über das Begegniß; ermattet vom Umherirren in der wüsten Oede des Orkus, hält sie ihren Fuß an, den Zustand zu übersehen, in dem sie sich befindet. Ein Rückblick in den unlängst verlassenen, läßt sie noch einmal die unschuldige Wonne desselben fühlen. Sie entladet sich des lästigen Schmucks der ihr verhaßten Frauen- und Königswürde. Sie ist wieder das reizende, liebliche, mit Blumen spielende Götterkind, wie sie es unter ihren Gespielen war: der ganze idyllische Zustand tritt mit ihrer Nymphengestalt uns vor Augen, in welcher sie die Liebe des Gottes reizte und ihn zum Raube begeisterte. Unglücklich, seine Gattin zu sein, unglücklich, über Schatten zu herrschen, deren Leiden sie nicht abhelfen, deren Freuden sie nicht theilen kann, wendet sich ihr bedrängtes Herz zu ihrer göttlichen Mutter, zu Vater Zeus, der die Verhängnisse, wenn auch nicht aufhebt, doch zu lenken vermag, Hoffnung scheint zu ihr sich herabzuneigen und ihr den Ausgang zum Licht zu eröffnen. Ihr erheiterter Blick entdeckt zuerst die Spuren einer höhern Vegetation. Die Erscheinung ihrer Lieblingsfrucht, ein Granatbaum, versetzt ihren Geist wieder in jene glücklichen Regionen der Oberwelt, die sie verlassen. Die freundliche Frucht ist ihr ein Vorbote himmlischer Gärten. Sie kann sich nicht enthalten, von dieser Lieblingsfrucht zu kosten, die sie an alle verlassene Freuden erinnert. O weh der Getäuschten! Was ihr als Unterpfand der Befreiung erschien, urplötzlich wirkt es als magische Verschreibung, die sie unauflöslich dem Orkus verhaftet. Sie fühlt die plötzliche Entscheidung ihres Schicksals in ihrem Innersten. Angst, Verzweiflung, der Huldigungsgruß der Parzen, Alles steigert sie wieder in den Zustand der Königin, den sie abgelegt glaubte; sie hüllt sich wieder in den königlichen Schmuck, sie ist die Königin der Schatten, unwiderruflich ist sie es; sie sie ist die Gattin des verhaßten, nicht in Liebe, in ewigem Haß mit ihm verbunden. In dieser Gesinnung nimmt sie von seinem Throne den unwilligen Besitz.

In Begleitung zweier Künste, plastischer Malerei und Musik, wovon jene dem Auge, diese dem Ohre mit gleichem Wohllaut und Rhythmus schmeichelte, hätte die Wirkung dieser Folge von Situationen, welche das Gemüth zum höchsten Antheil aufforderten, schon ungewöhnlich sein müssen, allein sie ward noch erhöht durch den gesammelten Kunsteffekt am Schlusse des Ganzen.

Der Einblick in das geahnete, nun auf einmal eröffnete Schattenreich, in dessen Vorhofe das reizenste Leben im Anstreben gegen die unsichtbaren Mächte, die es bereits umstrickten, hin und wieder bewegt hatte, beschäftigte das Gemüth auf eine ganz neue Weise. Der überraschte Sinn wußte nicht, ob und was er sah, als Wahrheit oder Schein anzusprechen wäre, und dieses Zwielicht der Empfindung gab dem Gemüthe jenes schauerliche Behagen, worin auf räthselhafte Weise, Schein und Wirklichkeit Eines durch das Andere uns erschrecken und wieder beruhigen.

Ganz im Sinne und Lakonismus des antiken Basreliefs gruppirt und frappant beleuchtet, erschienen Dämone und Idole der Unterwelt, gedrängt um Pluto's einsamen Thron, in stummer Huldigung ihrer neuen Königin gewärtig. Melancholisch, aber schön wie die Gestalt des Jünglings, der die Fackel zum Verlöschen senkt, war der Anblick dieses Schattenreichs, rührend und erhebend zugleich der Kontraß des starren Schweigens zu dem klagen-

Digitized by Google

den Erguſſe der Tugend und Unſchuld, die ein Raub des unerbittlichen Orkus zu werden vom Schickſal ſelbſt beſtimmt war. Anmuthiger konnte wohl das weſenloſe Reich der Unterwelt uns nicht vor Augen gebracht werden, als durch dieſen plaſtiſchen Schein; anmuthiger nicht der Uebergang des bewegteſten Lebens in die ſtarre Ruhe jener Idole, als daß in den Hintergrund zu ihnen zurücktritt, und indem es unter ihnen zu erſtarren ſcheint, ſie ſelbſt noch einmal mit warmer Lebensgluth überathmet und zu einer magiſchen Erſcheinung verbindet.

Die Künſtlerin, welche Proſerpina darſtellte, Madame Wolf, vergegenwärtigte durch Geſtalt und Anzug die kräftigſchönen Formen des Alterthums, welche daſſelbe auch dieſer Göttin, die vorzugsweiſe das Mädchen (Kore) heißt, zu geben wußte. Ihre Recitation vereinigte mit höchſter Deutlichkeit den geſchmeidigſten Ausdruck. In allen ihren Bewegungen, im Auftreten, Gehen, Kommen, in Gebärden und Mantelſpiel verband ſie Charakter mit Anmuth. Unübertrefflich ſchön und wahr erſchienen ihre Geſten bei den Worten: „Ach, das fliehende Waſſer möcht' ich dem Tantalus ſchöpfen!" ſo wie die letzten Worte dieſer Situation: „woher willſt du ſchöpfen und wohin?" von dem ſprechendſten Ausdruck des Schleiers begleitet waren. Wie Vieles könnten und müßten wir hervorheben, wenn wir das Talent und die Muſe des Philoſtratus beſäßen, um dieſes dramatiſche und redende Gemälde in einer Beſchreibung deſſelben nachzubilden.

Ein gleiches Verdienſt in ſeiner Art hatte ſich der Komponiſt erworben, Herr Kammermuſikus Eberwein, ein junger talentvoller Künſtler, gebildet in der Zelter'ſchen Schule, und durchdrungen von den großen Maximen ſeines Meiſters, durch weiſe Sparſamkeit im Gebrauch ſeiner Kunſtmittel. Nicht mehr und nicht weniger waren aufgewendet, als um das idylliſche Gemälde von der gemeinen Fläche des Wirklichen zu iſoliren und ihm den eigenen Farbenton zu geben; oder um es mit einem andern Gleichniſſe zu ſagen, als nöthig war, um das Ganze in das gehörige Element zu verſetzen.

Eine ernſte ahnungsvolle Ouverture, welche die muſikaliſchen Motive zu einem melodiſchen Kranze verknüpfte, kündigte den Vorgang einer tragiſchen Begebenheit an und verſetzte den Zuſchauer in die theilnehmende Stimmung, die ihn beim Anblicke der rührenſten Auftritte begleiten ſollte. Im Ablaufe derſelben deutete ſie nur mit wenigen ausdrucksvollen Accorden die Situation an, welche eintreten würde, oder beſchloß ſie, indem ſie wie ein Echo die Empfindungen nur nachhallte. Nirgends vorlaut und überſchreiend, behielt ſie ſich das Wort blos da vor, wo ſie allein im Stande war, die Breite und Tiefe des Zuſtandes auszudrücken und gewiſſermaßen die Poeſie zu ergänzen. In der Stelle: „Euer ruhiges Wandeln, Selige, ſtreicht nur vor mir vorüber — Seligkeit, Fülle!" charakteriſirte ein melancholiſches Andante die freudloſen Freuden des Schattenreichs, und das düſtere Colorit der Töne verſetzte die Einbildungskraft unmittelbar in jene tiefen Haine, in jene liſpelnden Wohnungen, um uns mit einer ſüßen Bangigkeit zu durchſchauern. Von ergreifender Tiefe und eindringender Rührung war das Chor der Parzen und ſehr glücklich die Anordnung, nach der es geſungen ward. Wie ein unſichtbares Geiſterchor, ſo ſchienen die Stimmen von allen Seiten einzudringen und mit einem magiſchen Kreiſe ihr königliches Opfer zu umſtellen. Die Wiederholung des Chors beſchloß das Ganze auf eine würdige und ſeiner Intention entſprechende Weiſe; wie denn wohl keiner Kunſt ſo ſcharf abzuſchließen und gleichſam reines Feld zu machen vergönnt iſt, als der Muſik.

Digitized by Google

Eine behagliche Zufriedenheit, die nach deutscher Art sich erst am Schlusse zu erkennen giebt, regte sich, als der Vorhang fiel, auf allen Plätzen. Ein Jeder fühlte sich bei Auflösung des täuschenden Zaubers durch das Bewußtsein geschmeichelt, wie alles Bisherige aus der Freiheit des Gemüths hervorgegangen und einem anmuthigen Spiele feiner Bildkraft bestanden hatte. Und jedes wahrhafte und reine Kunstwerk wird auch den Empfänger zu dieser Klarheit erheben, und mit dieser Stimmung entlassen: ein Erfolg, der bei geistreichen Nationen jederzeit von dem anmuthigsten Wechsel des Ernstes und Scherzes, dessen nur eine vollkommene Ironie zugleich fähig sein kann, so in bildenden als redenden Künsten begleitet wurde."

Proserpina wurde in Weimar binnen kurzer Zeit dreimal mit günstigem Erfolg wiederholt. Wien und Berlin erhielten auf ihr Verlangen Abschriften derselben. Sie beruhigten sich mit dem Gesange der Parzen:

„Bist nun unser.
Warum trauerst Du?
Sieh, wir ehren Dich,
Unsre Königin!"

Weiter erstreckte sich ihre Verehrung gegen Goethe's originelles Kunstwerk nicht. Bei den großen Kunstmitteln, deren sich Wien und Berlin erfreuen, wäre es ihnen ein Leichtes gewesen, die Scenirung der Proserpina in Weimar weit zu überbieten und sich auch in der Kunst als Großmacht zu bewähren. Allein sie blieben neutral. An beiden Orten kam Proserpina nicht zur Aufführung.

Literarische Streifzüge.

II.

W. Bornemann — Th. Storm — Friedrich Dörr — Elfried von Taura. — H. v. Treitschke — Herm. Grimm.

Wir wollen unsre diesmalige Musterung nicht mit einem Rekruten beginnen, der zum ersten Male der Werbetrommel der Poesie gefolgt ist und vor der Kritik noch so eine Art von Kanonenfieber in sich verspürt, sondern zuerst vor dem bravsten alten Schützen salutiren, dem bereits sein Halali geblasen worden ist. **Wilhelm Bornemann's humoristische Jagdgedichte**, aus den hinterlassenen Handschriften des verstorbenen Dichters gesammelt und herausgegeben von Karl Bornemann (Berlin, 1855. Decker'sche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei). Ob das Buch viel Leserinnen finden werde, bezweifeln wir und wollen diese eher warnen, daß sie nicht etwa hoch poetische Naturschilderungen erwarten, wie ein talentvoller Dichter, der über Jagden fleißig nachgelesen und wohl auch schon zwei oder dreimal die Flinte in den Wald getragen hat, sie ihnen schreiben und sie vielleicht damit begeistern würde. Unser Dichter war kein Fibelschütze, sondern ein ganzer Waidmann, bis in seine achtziger Jahre der edlen Kunst leidenschaftlich zugethan, und so beschreibt er uns alle Arten von Jagd, die es nur giebt und die er alle aus dem Fundament versteht und rühmt sich stolz der Thaten, die er selbst vollbracht hat, macht seinem Herzen Luft gegen alle unwürdigen Jünger der Waidmannskunst und webt behaglich die ergötzlichsten Schnurren und Schwänke ein. Die Form ist meistens kunstlos, rauh, auch unbeholfen; wenn dem alten Herrn der Artikel nicht paßt, wirft er ihn herzhaft bei Seite, z. B.:

Fuchs kommt nun schnurgrad' entgegen gerannt,
Standarte gestreckt steckfleif;
Der Jäger im Anschlag macht schußweit Brand,
Der Fuchs schlägt kollernden Reif. (174.)

Digitized by Google

Aber dafür entgeht auch seinem scharfen Auge kein charakteristischer Zug des Thier- und Naturlebens, und so tritt uns aus den holprigen Versen eine Plastik entgegen, die ihres Gleichen sucht. Was uns aber unwiderstehlich zu dem Alten hinzieht, das ist sein treuer, reiner, freimüthiger und herzhafter Sinn; so leuchtet uns sein Bild als das eines echten deutschen Mannes überall entgegen und erquickt uns nicht minder, als die helle frische Jagdluft in seinen Liedern.

Mit aller Achtung verdienen hervorgehoben zu werden die Gedichte von Theodor Storm; zweite vermehrte Auflage (Berlin, 1856. Heinrich Schindler). In gewandter und dabei charakteristisch ausgeprägter Form zeigt sich auch ein scharf bestimmtes Wesen, oft leidenschaftlich und sinnlich, oft — und dann am wenigsten erquicklich — düster, bitter, ohne Aufschwung zu höherem Troste. Am reinsten tritt des Dichters Gefühl für die deutsche Sache Schleswig-Holsteins hervor (diese Blätter haben schon eine schöne Probe davon gebracht) und äußerst anmuthig sind seine Schilderungen des geliebten Landes, so z. B. das Fragment „Waldweg" (77). Auch mit reizend phantastischen, norddeutsch anheimelnden Märchen wird der Leser erfreut, von denen wir besonders „In Bulemann's Haus" (S. 124) und „Sturmnacht" (74) hervorheben.

Auch aus dem Boden der deutschen Herzogthümer erwachsen ist „Christabend", Festidyll von Friedrich Dörr (Halle, 1856. Ed. Anton); gemüthlich, brav, mit den Leuten, die in dem Idyll vorkommen, müßte sich auch recht gut in Wirklichkeit leben lassen; für ein Gedicht sind sie denn aber doch gar zu hausbacken und ist die Fabel doch zu einfach.

Elfried von Taura — unlängst viel genannt, weil ihm das verdächtige Glück zu Theil wurde, bei einer Novellen-Concurrenz den Preiß zu erringen — hat ein halb lyrisches, halb episches Gedicht herausgegeben: „Friedrich der Freudige" (mit der gebissenen Wange); er nennt es ein Heldenbild in freien Liedern (Freiberg, 1856. J. G. Wolf). Es bezeugt den wackern Sinn des Dichters, daß er, der selbst ein schweres Loos zu tragen hat, mit der Freiheit doch nicht den freien, dem Schönen und Edlen nachstrebenden Sinn verloren hat und daß er sein Gedicht den Nothleidenden im sächsischen Erzgebirge schenkt Von dem Gedichte gilt auch das, was wir bei einer früheren Besprechung über diese ganze lyrisch-epische Mischgattung gesagt haben; hier geht gerade das durch die vorwiegend lyrische Form verloren, was den Helden zu einem wahrhaft epischen stempelt: die zähe und freudige Unermüdlichkeit im Kampfe mit dem Mißgeschick. Das kann in dieser bruchstückweisen Liederform nicht zur vollen Anschauung gebracht werden. Die Form ist übrigens noch sehr dilettantisch.

Schließen wir hieran eine Erwähnung der Vaterländischen Gedichte von Heinrich von Treitschke (Göttingen, 1856. Georg C. Wigand), gleichfalls vorzüglicher in ihrer tüchtigen vaterländischen Gesinnung, als in der Wahl und Durchbildung der Form. Hier will der Dichter zwar nur Lyrisches geben, aber er wählt Gegenstände, die ihrer Größe halber in kleine, zierliche Rahmen nicht passen, so: den Jürgen Wullenweber, die Stedinger Ketzer, die Kämpfe der Ditmarschen. Diese Ereignisse, in denen weltbewegende Ideen mit einander ringen, können auch nur in den geräumigsten Dichtungsformen: dem Epos und Drama, zu verhältnißmäßiger poetischer Gestaltung gelangen.

Zuletzt für dieses Mal machen wir auf Hermann Grimms Novellen (Berlin, 1856. Wilh. Hertz) aufmerksam. Neben den Novellen sind einige größere Gedichte in der Sammlung enthalten, zwei davon nach armenischen Volkssagen (Aßly und Kvarem; die

Digitized by Google

Schlange), dann „Eva“ und „Trost in Einsamkeit“. Wenn wir diese Gedichte auch nicht für bedeutend halten können, sind sie doch gewiß ansprechend und fein durchgebildet in der Form. Von den Novellen machen zwei: „die Sängerin“ und „das Abenteuer“, bei aller guten Ausführung, einen unangenehmen, peinlichen Eindruck, weil der Dichter hier sich vorgesetzt hat, unnatürlich verbildete Frauen-Charaktere zu schildern. Die Erzählung „das Kind“ ist, ihrer Idee nach, berechtigt und anziehend, doch unnöthig weit ausgesponnen. „Cajetan“ ist im Anfang vortrefflich; die Vorzüge, die wir bei der letzten Novelle hervorheben wollen, werden auch hier schon bemerklich, gegen das Ende hin wird aber die Charakterführung unklar und sich widersprechend, der Schluß ist geradezu verletzend. Die Novelle, der wir den Preis nicht allein vor den übrigen der Sammlung, sondern auch vor vielen andern ertheilen, ist die letzte: „der Landschaftsmaler“. Hier hat der Verf. den seinem Talente vollkommen zusagenden Stoff gefunden, er kann seines Helden halber ungezwungen die verschiedenartigsten Naturbilder in sichrer Zeichnung und reichster Farbenpracht vor uns erstehen lassen, wir sehen diese Gebilde gleichsam durch das künstlerisch gebildete Auge des Landschaftsmalers, dessen Stimmung hiermit in nothwendiger Wechselwirkung steht, auf die umgebenden Personen Einfluß übt und so die Handlung mit der Schilderung verbindet. Die Handlung ist sehr einfach: der Maler wird von immer wachsender Leidenschaft für ein Mädchen erfaßt, das er verlobt weiß; ihren halb der Freundschaft, halb dem Kunstinteresse entspringenden Antheil deutet er als erwachende Gegenliebe, und als er kaum noch zweifelt, sieht er, durch den Eintritt und liebevollen Empfang des Bräutigams, sein erträumtes Glück vernichtet. — Das einzige Bedenken, daß wir nicht verschweigen dürfen, erregt uns die Haltung der Braut; des Malers wachsende Leidenschaft konnte ihr wohl kaum verborgen bleiben. Unsre Leserinnen — denen wir noch eine Genugthuung dafür schuldig sind, daß wir ihnen bei Bornemann's Jagdgedichten vielleicht zu wenig Objectivität zugetraut haben — mögen diese Frage in höchster Instanz entscheiden.

Friedrich Halm und Franz Bacherl.

Der Bacherl-Streit ist jetzt in ein neues, unparteiische Prüfung gestattendes Stadium getreten und darum halten wir eine Vergleichung der beiden feindlichen Stücke jetzt für an der Zeit. Der „Fechter von Ravenna“ war uns von Anfang an unlieb, denn das Stück verdankt seine Wirkung nur den grellsten, unschönen Gegensätzen — es ist nicht anders gemalt als schwarz gegen weiß — und seinem Zuschnitt für die Tages-Politik. Der Rausch des Publikums war bald verflogen, denn solcher Gegensätze wird man leicht müde, weil sie unkünstlerisch sind und Tendenz-Poesie hat nur das kurze Scheinleben eines Karnevals; was noch für sich giltig übrig blieb: der glatte Vers, die äußerst kunstvoll sich steigernde Rhetorik und dramatische Handlung und selbst die in edler Weise sich kundgebende Vaterlandsliebe — das Alles konnte eine launenhafte Menge nicht abhalten, eben so ungerecht zu verdammen, als sie früher gepriesen hatte. Nur Eines blieb ziemlich anerkannt: die Fabel ist glücklich erfunden. Da wurde Bacherl auf den Schild erhoben, dem Fechter der Handschuh hingeworfen und der erbitterte Kampf um Mein und Dein begann. Unsre Absicht geht nicht dahin, die äußeren Gründe zu prüfen, die beweisen sollen, daß Friedrich Halm

Digitized by Google

Bacherl's Stück vor Entstehung des seinigen kennen gelernt habe. Es steht fest, daß die Cherusker in Rom in ihrer ersten Bearbeitung i. J. 1850 und in ihrer zweiten Bearbeitung i. J. 1854 eine Zeit lang bei der Burgtheater-Direktion in Wien sich befunden haben. Damit ist nun freilich noch lange nicht erwiesen, daß Halm diese Werke dort kennen gelernt hat, da Wien etwas größer ist als Ober-Pfaffenhofen, aber die Gleichheit der feindlichen Stücke, welche so sehr hervorgehoben wurde, füllte die Lücken des Schlusses aus. Jetzt ist es dem Publikum möglich gemacht worden, eine gründliche Vergleichung anzustellen, denn Franz Bacherl hat die „Cherusker in Rom" in ihren beiden Bearbeitungen im Buchhandel erscheinen lassen (Nördlingen, 1856. C. H. Beck). Eine Gleichheit der Fabeln findet statt, nicht nur in dem Haupt-Motiv, daß Thumelicus ein Fechter bleiben will und Thusnelda deshalb erst ihn, dann sich ersticht, sondern auch in Neben-Motiven: Caligula; ein deutscher Häuptling, der Armin's Tod meldet und Mutter und Sohn nach Deutschland führen will; des Thumelicus Geliebte, die immer Blumen streut. Kann das nun Spiel des Zufalls sein? Nicht unmöglich, aber unwahrscheinlich. Das Lesen des Bacherl'schen Werkes hat eine andre Muthmaßung in uns rege gemacht. Man hat wohl schon davon gehört, daß die Cherusker in Rom keinen andern Eindruck hervorbringen könnten, als den des Lächerlichen, aber solche Puppenspiel-Tragödie wird gewiß Keiner erwartet haben, als er das Buch in die Hand nahm. Es ist schwer, ein einzelnes Beispiel zum Beweise dafür auszuwählen; denn die ganze Anlage ist unsinnig, die Ausführung burlesk, jede Figur Kasperle. Da sagt Caligula: (S. 39)

Ha! bestell' mir den deutschen Ravenna's,
Und bescheid' ihm Caligula's strengsten Befehl:
Daß Thumelicus fechte im Circus darein,
Denn sonst würde er selber des Todes auch sein!
Hast verstanden mich? — Sag' es dem Fechter.

Flavius: Ach! So balde, so balde wie möglich!

Caligula: (im Scheiden begriffen)
Ja! Geschlichtet ist all' meine Sorge,
Und beruhigt das Herz hier — zum göttlichen Schlaf!
Schlummre süß und zufrieden den Olymp hinein!
(tritt langsam durch einen Seitengang ab.)

Das ist eine kleine Probe aus der ersten Bearbeitung; damit man aber auch die zweite koste, setzen wir auch aus dieser einige Stellen mit diplomatischer Genauigkeit hierher: (S. 91)

Thumelicus: (tritt ein) Verflucht!
Solch' überlästig' Weiberei'n!
Ich wollte auch! — — —

Thusnelda: O! Schmähe nicht das eigene Blut!

Noriska: Die Fürstin unsrer Lande!

Thumelicus: Hä, hä, hä, hä —!
Die Fürstin Eurer Lande? — —

Und dann (S. 98):

Digitized by Google

Caligula: Ha! Drachenweib!
Und wenn Du Millionen werth,
So müßt' ich doch — — —! — —
Verflucht! —
Erschöpft auch bis zum letzten Wort!
Geschwächt
Durch Nerv' und durch's Gebein!
Kann Cäsar's Muth —
So niedrig sein? — —
O! Laß mich — —! Ha! —
Nur fort! — —
(Im Abtreten begriffen.)
Erwürg', — .
Erwürge all' dies Ungethüm!

Nicht nur der Leser, sondern auch Caligula's Dienerschaft wissen natürlich nicht, was für Ungethüme erwürgt werden sollen, und Alles geht ruhig fort, damit Thusnelda einen Monolog halten kann. Der Leser, der bis hierher gekommen ist, hat aber das Staunen schon längst verlernt; denn es geht von Anfang an nicht anders zu, sämmtliche gefangene Deutsche — mit Ausnahme des Thumelicus — entfliehen beständig und kommen dann immer freiwillig wieder; das ist der ganze übrige Theil der Handlung. — Setzen wir uns an die Stelle Eines, der i. J. 1850 das Bacherl'sche Werk durchblättert hat, der Gegensatz der Verschobenheit des Ganzen zu dem glücklich gefundnen oder erfundnen, aber eben so roh eingefügten Stückchen Fabel, muß sich einem Solchen eingeprägt, ihm wohl auch Veranlassung zu Mittheilungen an Freunde gegeben haben. Ob aber Halm der gewesen ist der gelesen, oder Einer, der nur gehört hat — darauf scheint uns sehr wenig anzukommen; denn nicht der gefundne oder erfundne Stoff, sondern nur die individuelle poetische Durchbildung desselben wird Eigenthum des Dichters. Wenn nun bei dem Bacherl'schen Stücke von solch einer Durchbildung überhaupt die Rede sein könnte, so werden die oben angeführten Beispiele doch schon für einen Jeden, der den Fechter von Ravenna kennt, sattsam bewiesen haben, daß Halm das ausschließliche Eigenthum Bacherl's vollkommen unangetastet gelassen hat. Wer nur irgend eine Kenntniß von den früheren Werken Halm's besitzt, mußte davon auch schon vor der Bekanntschaft mit den Cheruskern überzeugt sein; denn der Fechter trägt das schärfste Gepräge Halm'schen Geistes an sich. — Und dennoch so ein Lärmen darum, daß Halm einen Stoff dramatisch behandelt hat, mit dem der Finder nichts anzufangen wußte? Wie müßte man da erst Shakespeare anklagen, dessen Eigenthumsrecht an Heinrich VI. nur darin besteht, daß er das Stück eines Andern überarbeitet und einige Scenen eingefügt hat? Und Halm ist von einem Shakespeare immer noch nicht so weit entfernt, als Bacherl von einem Green.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Halbjahrpreis 20 Sgr.

Digitized by Google

№ 30. 27. Juli 1856.

Sonette.

Von

Fr. Otte.

3.

Arnold.

(Verfasser des „Pfingstmontags.“*)

Nun wir den Zopf längst überwunden haben,
Ist's eine Lust, den Dichter zu begleiten
In unsrer Väter längst versunkne Zeiten
Und sich an ihrem Sonnenschein zu laben.

Die Zeit, die tief im Puder lag begraben,
Erweckte Du beim Klange Deiner Saiten,
Und frisch und froh sehn wir zu Tage schreiten
Die Bilder, die einst Deine Wieg' umgaben.

Kernmenschen waren's, ächte Kraftgestalten,
Trotz der Verkehrtheit und Verschrobenheit,
Die kund sich gab in ihrem Thun und Walten.

Doch wer den Kern vom Puderstaub befreit,
Der sieht im schönsten Glanze sich entfalten
Erprobte Treu und Ehrenhaftigkeit.

Lauter Dank an Schiller im Weimarischen Hoftheater.

Von

E. W. Weber.

Am 19. März 1803 wurde Schillers Braut von Messina im Weimarischen Hoftheater zum Erstenmale aufgeführt und am Schluß der Vorstellung dem Dichter ein Lebehoch von

*) G. Goethe: Kunst und Alterthum, 1820. Bd. II. Heft 2. S. 152.

Digitized by Google

Jenaischen Studenten ausgebracht. Einige achtzig waren an diesem Tage nach Weimar gekommen, in 32 Wagen, wie man genau angiebt; dazu Docenten und Professoren, und viele aus Erfurt und Gotha. Nach 4 Uhr schon war das Schauspielhaus gedrängt voll. Schiller hatte sein Stück, als es fertig war, vor einer sehr gemischten Gesellschaft von Fürsten, Schauspielern, Damen und andern Personen mit großem und übereinstimmendem Effect vorgelesen, und der Ruf war in das Land gegangen, daß unsere vaterländische Literatur um ein vorzügliches Stück reicher geworden und die dramatische Poesie durch Erneuerung des Alten zu einer glänzenden Höhe gelangt sei. Alles war daher gespannt, vor allen die studirende Jugend, und das Erwartete ging über die Erwartung. Der einfache und gehaltvolle Stoff des Stückes, die ganze poetische Fassung und Ausführung, die Annäherung an die antiken Tragöden, die Macht des Chors und der griechischen Silbenmaße, der furchtbare Ernst, der durch die ganze Handlung waltet, und dazu die gute Darstellung derselben brachten eine ergreifende und ungewöhnlich starke Wirkung auf das Publikum hervor. Nur Wenige waren unter den Zuschauern, die sich in die hohe Sphäre, in der sich hier alles bewegt, und in die ideale Erscheinung des Chors, der einen festlichen Glanz über die ernsten Gruppen wirft, nicht finden konnten, Zuschauer, die auch sonst an jede freie Dichtung den Maßstab der schalen Wirklichkeit anzulegen gewohnt waren. Aber die meisten waren von dem Genius des Dichters und der vollendeten Darstellung der Hauptfiguren, mit der die der Nebenfiguren übereinstimmte, fortgerissen. Madam Miller, die spätere Wolf, spielte die umfangreiche Rolle der Fürstin Isabella mit jenem unvergleichlichen tragischen Ausdruck, der in tiefster Seele erregt, ohne je das Gefühl durch Uebertreibung zu beleidigen, und Demoiselle Jagemann als Braut von Messina unterstützte sie aufs Beste; sie zeigte den ganzen Zauber ihrer Kunst, ihr Spiel war voll Zartheit und Wärme. Die beiden Brüder Don Manuel und Don Cesar waren ebenfalls glückliche Leistungen von Cordemann und Haide; letzterer spielte, besonders in dem letzten Act, vortrefflich. Von ausgezeichneter Wirkung aber waren die beiden Ritterchöre, von Graff und Becker geführt, denen als Ritter des Don Manuel noch Zimmermann, Ehlers, Eylenstein, und als Ritter des Don Cesar Oels, Brand, Benda beigeordnet waren, und zu diesen noch 12 andere Ritter, außerdem die beiden Boten Lanzelot und Olivier, Spitzeder und Unzelmann. Imposant waren diese Chöre gleich bei ihrem ersten Erscheinen; sie zogen mit einem kriegerischen Marsche, den das Orchester spielte, in taktmäßigem Tritt, nach Art der Kriegstänze der Alten, ein, und bewegten sich in dieser Haltung das ganze Stück durch. Dazu hatte die Einrichtung etwas Meisterhaftes. Im letzten Act gab z. B., wie von Augenzeugen erzählt wird, die Beleuchtung des Theaters durch eine zwölfarmige Lampe von Oben eine schöne Wirkung, herrlichen Schatten und malerisches Licht eines Helldunkels, besonders in den frappanten Scenen, wo des Bruders Leichnam auf der Bahre liegt und zuletzt, wo die erleuchtete Capelle mit dem Begräbniß des Fürsten von Messina sichtbar wird. Schiller bekam, wie er am 28. März an Körner schreibt, in der Vorstellung zum erstenmale den Eindruck einer wahren Tragödie, und Goethe, setzt er hinzu, ist es auch so ergangen; er meinte, der theatralische Boden wäre durch diese Erscheinung zu etwas Höherem eingeweiht worden.

Excentrisch jedoch wirkte die Vorstellung auf die studirende Jugend von Jena. Schon während des Spiels konnte sie sich nicht mäßigen und hätte schon da den Sturm ihrer Empfindungen in lauten Beifall ausbrechen lassen, wenn nicht die Angesehensten unter ihr im

Digitized by Google

Voraus bestimmt hätten, die Kundgebung ihres Dankes an den Dichter in ein am Schluß der Vorstellung geordnetes Lebehoch zu concentriren. Die Studenten hatten theils den Balkon eingenommen, theils das Parterre inne. Ein Kurländer, Namens Elberfeld, am letztern Ort auf Ordnung haltend, trug im Namen der übrigen dem Doktor Schütz, dem Sohn des Hofrath Schütz, einem talentvollen jungen Manne, das Lebehoch auszubringen auf. Dieser that es vom Balkon herab, die andern stimmten ein, und das ganze Haus war von dem begeisterten Dank erschüttert. So ehrenvoll diese Auszeichnung für Schiller war, so wohlthuend seinem Herzen; so war ihm doch diese Ungehörigkeit und Verletzung der Sitte unangenehm; er zischte, und ein Theil des Publikums folgte. Schiller schrieb den 28. März 1803 an seinen Freund Körner: „Die Braut von Messina imponirte dem jüngern Theile des Publikums so sehr, daß man mir nach dem Stücke am Schauspielhaus ein Vivat brachte, welches man sich sonst noch niemals herausnahm." Wahrscheinlich meint er damit das vom Balkon herab ihm ausgebrachte Lebehoch, und drückt sich darüber unbestimmt aus, oder er erhielt ein zweites beim Herausgehen vor dem Schauspielhause. Der Vorfall indeß machte großes Aufsehen, weil er gegen die Ordnung und Ruhe eines Hoftheaters war und durch das Ungewöhnliche und Ueberraschende die Gemüther erschreckt hatte. Viele sprachen ihren Tadel gegen die Studenten aus, bald in bittern, bald in milden Worten, und durch die Zeitungen trieb sich die Sache mehrere Monate und später noch entstellt und übertrieben. Nicht unerwähnt darf dabei bleiben, daß damals bei dem Aufschwung, den die deutsche Literatur und das Theater genommen, die Zeit war, wo zwischen einem Theil des Publikums und den Directionen der Hoftheater ein Kampf bestand oder begann, in dem jenes das Recht sich vindicirte, sein Urtheil über Stücke und Schauspieler frei äußern zu können, die Directionen allerlei Verbote und Beschränkungen dagegen eintreten ließen. In Wien, Stuttgart, Cassel, Braunschweig war alles Applaudiren im Schauspielhause verboten, es wäre denn, daß die höchsten Herrschaften zuerst ihren Beifall auf diese Weise zu bezeigen geruhten; aber dennoch wurde dieser Befehl oft durch unwillkührliche Beifalls-Explosionen überwunden, und wie heiß der Streit betrieben wurde, sieht man daraus: in Braunschweig hatte ein lustiger Kopf eine Carrikatur ersonnen, wo von einem Ort des Theaters ein Strick ausging, der alle Hände der Zuschauer auf den Rücken fesselte. Auch Schlegel hatte im Jahre 1802 seine gewichtige Stimme für das Recht der freien Aeußerung des Publikums erhoben und gemeint, die Kunst verliere, wenn man die Volksstimme ersticke, die Bühne isolire und die Fäden zerreiße, die sie unmittelbar an das Publikum knüpfen. In Weimar war das Applaudiren gestattet, alles aber, was auf Schauspieler augenblicklich deprimirend wirkte oder die anständige Ruhe des Hauses störte, war aus sittlicher Scheu und Achtung vor dem Orte, unmittelbar unter den Augen des Fürsten und seiner erlauchten Familie, bisher unterblieben. Daher das Aufsehen und Mißfallen, was jenes laute Lebehoch auf Schiller erregte.

Am treffendsten urtheilte über den Vorfall Körner, als er am 23. April 1803 Schillern antwortete: „Die Studenten sind wohl diejenige Classe des deutschen Publikums, von der man die meiste Empfänglichkeit für das Poetische zu erwarten hat. Durch die Verhältnisse der wirklichen Welt sind sie noch nicht abgestumpft. Viele unter ihnen sind bekannter mit Griechenland und Rom, als mit ihrem Vaterlande. Das eigentliche Burschenleben ist ein immerwährendes Fest, und eine festliche Stimmung ist eine Hauptbedingung des höhern Kunstgenusses. Bei dem übrigen Publikum hat die Kunst erst alles zu überwinden, was die-

Digitized by Google

ser Stimmung entgegen ist. Manche Feinheit in der Behandlung wird dem Studenten entgehen, aber das Große und Heroische wird er lebhaft auffassen, und mächtig davon ergriffen werden." Goethe wußte auch den gesunden, kräftigen und für die Hoheit und Pracht der poetischen Form empfänglichen Sinn der studirenden Jugend zu würdigen, aber in seiner Stellung als Vorsteher des Theaters sah er sich genöthigt, um ähnliche Fälle für die Zukunft zu verhüten, etwas gegen jene ungehörige laute Aeußerung des Beifalls zu thun. Wie unangenehm dieselbe ihm war, geht aus den Worten an Schiller vom 22. März 1803 hervor: „Die verwünschte Acclamation neulich hat mir ein paar böse Tage gemacht." Er schrieb an den damaligen Commandanten von Jena, Major von Hendrich, und ließ durch diesen dem Doktor Schütz das Ungehörige der Sache vorstellen. Der noch ungedruckte Brief mag hier folgen und wird über diesen oft entstellten Vorfall hinreichenden Aufschluß geben.

Hochwohlgeborener

Insonders Hochzuehrender Herr!

Ew. Hochwohlgeboren ist bekannt, welcher anständigen Ruhe wir uns in dem Weimarischen Schauspielhause erfreuen; besonders haben sich die jenaischen Studirenden, seit der veränderten Einrichtung des Saals, musterhaft betragen, indem von denselben weder ein Zeichen der Ungeduld, noch des Mißfallens, selbst nicht eines allzulauten Beifalls ausgegangen. Um so unerwarteter war es, daß, nach dem Schluß der Braut von Messina, ein, dem Dichter zwar schmeichelhafter, den Verhältnissen aber unangemessener Dank ausgerufen wurde.

Hätte man diesen Zuruf als reine Ergießung des guten Willens, einer fremden, mit den hiesigen Einrichtungen unbekannten Jugend ansehen können; so ließe sich allenfalls darüber hinausgehen; auffallend mußte es dagegen seyn, daß die Veranlassung zu dieser Acclamation vom Balkon ausgegangen, noch mehr aber, da von mehreren Seiten als gewiß angegeben wurde, daß der jüngere Herr Schütz sich einer solchen Uebereilung schuldig gemacht.

Ew. Hochwohlgeboren habe ich daher auf besondern Befehl Serenissimi den Auftrag zu ertheilen: daß dieselben gedachten Doktor Schütz vor sich kommen lassen, um von ihm zu vernehmen, wie er als ein Eingeborner, dem die Sitten des hiesigen Schauspielhauses bekannt seyn mußten, sich eine solche Unregelmäßigkeit habe erlauben können? wobei Sie ihm Serenissimi Mißfallen und eine bedrohliche Weisung für künftige Fälle, auf das nachdrücklichste, werden zu erkennen geben.

Als fürstlicher zu diesem Geschäft bestellter Commissarius habe ich ferner Ew. Hochwohlgeboren angelegentlich zu ersuchen: bey schicklicher Gelegenheit die akademische Jugend zu Fortsetzung einer ruhigen Theilnahme am hiesigen Schauspiel durch diensame Vorstellungen zu ermahnen.

Bey uns kann kein Zeichen der Ungeduld Statt finden, das Mißfallen kann sich nur durch Schweigen, der Beyfall nur durch Applaudiren bemerklich machen, kein Schauspieler kann herausgerufen, keine Arie zum zweytenmal gefordert werden. Alles was den gelaßnen Gang des Ganzen, von Eröffnung des Hauses bis zum Verschluß, auf irgend eine Weise stören möchte, ist bisher unterblieben und darf auch in der Folge nicht Statt finden.

Wobey ich noch die Bemerkung hinzuzufügen habe, daß die Wache, nach der schon lange bestehenden Einrichtung, höhere, nun mehr wiederholte Ordre hat, jeder ungewöhnlichen Bewegung nachdrücklich zu steuern, deßwegen die Vorsteher eines ohnehin dornenreichen Geschäftes, nichts lebhafter wünschen müssen, als daß ein durch Geist, Mühe, Sorgfalt und

Digitized by Google

Aufwand vorbereitetes öffentliches Vergnügen nicht in die unangenehmſten Ereigniſſe und Weiterungen übergehen möge.

Der ich in Erwartung baldiger Nachricht des Ausgerichteten mich mit beſonderer Hochachtung unterzeichne.

Ew. Hochwohlgeboren

Weimar
am 21. März
1803.

ganz gehorſamſter Diener
J. W. v. Goethe.

Zugleich erhalten Hochwohlgeboren den Auftrag, im Nahmen Serenissimi Herrn Hofrath Schütz zu erkennen zu geben: Höchſtdieſelben hätten Sich von ihm verſprochen daß ſein Sohn beſſer gezogen ſeyn würde.

Weimar
am 21. März
1803.

J. W. v. Goethe.

Der Major von Hendrich lud darauf den Doktor Schütz vor ſich und eröffnete ihm den Inhalt des Schreibens. Doktor Schütz bekannte gefehlt zu haben und bat um Entſchuldigung. Die Schönheit des Stücks habe ihn hingeriſſen und die Achtung vor dem Verfaſſer ſey in ihm ſo hoch geſtiegen, daß ihm dieſer Ausruf gleichſam unwillkührlich entſchlüpft ſey. Er hoffe Vergebung zu erhalten, wenn er auf dieſe Weiſe gefehlt habe, da es aus keiner andern Abſicht geſchehen ſey, als blos um dem Dichter zu huldigen, den er für den erſten dramatiſchen Dichter unſrer Nation erkenne, der auch in dem churfürſtlichen Theater zu Leipzig, bei Gelegenheit der erſten Aufführung der Jungfrau von Orleans, in ſeiner Gegenwart, ſchon einmal einen ſolchen Dank empfangen habe.

Der Major von Hendrich machte auch dem Vater den Inhalt des Poſtſcripts bekannt. Dieſer äußerte, daß jener Ausruf ſeines Sohnes, als eines gut geſitteten Menſchen, ihm ſelbſt ſehr befremdend geweſen ſey, und fügte zur Entſchuldigung hinzu, was der Sohn ſchon erklärt hatte. Es ſey alſo, meinte er, dieſes nicht Folge von böſer Erziehung, ſondern von zu großem Gefühl und Theilnahme an der Vortrefflichkeit dieſes großen Kunſtwerkes geweſen. Er hoffe daher, daß Serenissimus ſeinen Sohn entſchuldigen würden, der an ſich ein gut geſitteter Menſch wäre und gewiß keine Abſicht gehabt hätte, irgend jemand zu beleidigen.

Was ſpäter die Zeitungen brachten und in literariſche Werke überging: den Hofrath Schütz habe jener Vorhalt verdroſſen und er habe deshalb die Allgemeine Literaturzeitung von Jena nach Halle verlegt, iſt eine reine Fabel.

Fauſtiana.

IV.

Der Drudenfuß.

Gegen das Ende der erſten Unterredung Fauſt's mit Mephiſtopheles bittet der Letztere um die Erlaubniß, ſich für diesmal entfernen zu dürfen und giebt, als es Fauſt wunderlich findet, daß er noch fragen könne, da ihm Fenſter, Thüre und Rauchfang zur Abfahrt offen ſtehe, als Grund an:

Digitized by Google

Gesteh' ichs nur! Daß ich hinausspaziere,
Verbietet mir ein kleines Hinderniß,
Der Drudenfuß auf eurer Schwelle —

Auf Faust's weitere Frage:

Das Pentagramma macht Dir Pein?
Ei sage mir, du Sohn der Hölle,
Wenn das dich bannt, wie kamst du denn herein?

fügt Mephistopheles erläuternd hinzu: wie der nachlässig gezogene äußere Winkel des Zeichens seinen Eintritt möglich gemacht habe, so wehre ihm der innere scharf geschlossene Winkel jetzt den Austritt, weil es ein Gesetz der Teufel und Gespenster sei, wo sie hineingeschlüpft, auch wieder hinauszufahren. Nachdem es aber dem Mephistopheles gelungen ist, den Faust in süße Träume einzulullen, löst er den Zauber der bannenden Schwelle mit Hülfe einer Ratte, die auf sein Geheiß die mit Oel betupfte innere Spitze des Pentagramms zernagt.

In dem Festgedicht zum 18. Dzbr. 1818 (Goethe's Werke IV, 54) stellt Mephistopheles den Faust mit den Worten vor:

Hier steht ein Mann, ihr seht's ihm an,
In Wissenschaften hat er g'nug gethan,
Wie dieses Vieleck, das er trägt,
Beweist, er habe sich auf Vielerlei gelegt —

und fährt dann weiterhin fort:

Mit Zirkel und Fünfwinkelzeichen
Wollt' er Unendliches erreichen,
Er quälte sich in Kreis und Ring,
Da fühlt' er, daß es auch nicht ging.

Das Fünfwinkelzeichen (Pentagramma) oder der Drudenfuß, ein dreifaches in einander verschlungenes Dreieck, entsteht, wenn man alle Seiten eines regelmäßigen Fünfecks so weit verlängert, bis sie sich durchschneiden; es läßt sich jedoch von jedem beliebigen Punkte aus in einem Zuge bilden. Diese bekannte Figur diente schon im Alterthum als ein geheimnißvolles Sinnbild und wird als solches von dem griechischen Satyriker Lucian in seiner „Schutzrede für einen im Grüßen begangenen Fehler" den Pythagoräern zugeschrieben. Nachdem nämlich Lucian in dem genannten Schriftchen erwähnt hat, daß Pythagoras und seine Anhänger sich der sonst bei den Griechen üblichen Grußformeln: „Freude dir!" (χαῖρε) oder: „Glück auf!" (εὖ πράττε) nicht bedient, sondern dafür: „Sei gesund!" (ὑγίαινε) gesagt und geschrieben hätten, weil dieser Wunsch, ähnlich unserm „Heil Dir!", Alles umfasse, was dem Menschen gut sei, fährt er wörtlich fort:

„Wie denn auch ihr dreifaches Dreieck oder Pentagramma, eines von den geheimen Zeichen, woran die Pythagoräer einander erkennen, in ihrer symbolischen Sprache Gesundheit (ὑγίεια) genannt wird."

Von den Pythagoräern ging das Pentagramm ins gemeine Leben über, wurde später von den altgallischen Priestern, den Druiden, als ein religiöses Symbol adoptirt und verbreitete sich nach Verdrängung des Druidenthums mit andern Geheimlehren und Geheimzeichen auch unter verschiedene germanische Stämme. Die christliche Religion

Digitized by Google

brachte nun zwar alles priesterlich Heilige des Heidenthums in Verruf, allein der christliche Aberglaube ließ sich jenes Geheimzeichen nicht nehmen, sondern verwandelte es in ein Schutz- und Bannzeichen gegen allerlei Zauberei und Hexenspuk. Man bediente sich des Zeichens zunächst als eines Uebel abwehrenden Schutzmittels gegen Kobolde, namentlich gegen den sogenannten Alp, der sich auf Menschen und Thiere legen und ihnen mit dem Schlaf die Gesundheit rauben sollte (das Alpdrücken): daher die Bezeichnung Alpfuß. Nicht minder schrieb man dem Zeichen die Kraft zu, den Zauber der Hexenmeister (der Drud) und der Hexen (die Drude) unschädlich zu machen, ja ihren Patron den Teufel selbst (im Niedersächsischen Drus genannt) abzuhalten: daher die Bezeichnung Drudenfuß. Und so ist es leicht zu erklären, daß man das alte signum Pythagoricum als einen stummen Nothhelfer nicht nur auf Talismanen und Amuleten trug, sondern auch auf den Schwellen, an den Thüren und über den Eingängen der Wohnungen und Ställe anbrachte. Seine volle Wirksamkeit war jedoch an den scharfen Schluß sämmtlicher Winkel geknüpft; ein einziger flüchtig gezogener und klaffender Winkel beeinträchtigte und schwächte die bannende Kraft. Diesem Volksglauben gemäß benutzte Goethe in seinem Faust den Drudenfuß als ein Geheimzeichen ebenso zur Abwehr als zum Festhalten des Teufels. **J. Zaupe.**

Häusliche Sonette.

II.

Der Ehmann thürmet auf die Folianten,
Da schwirrt es hinter ihm, wie Fling der Meisen,
Ihm naht sein Weib in immer engern Kreisen:
„Wir Armen, aus der Wissenschaft Verbannten!

So wie die Schwachen sind wir die Verkannten!
Ihr wollt uns ganz in den Roman verweisen,
Geschichte lieb' ich, auch Chemie und Reisen;
Ermuntrung mir: der Wißbegier-Entbrannten!"

Er giebt ihr: Pufendorf „von Krieg und Frieden",
Sie eilet eifrigst zum Genuß zu schreiten,
Doch plötzlich athmets durch die Stille tief:

Sie liegt auf dem Folianten, ihm zu Seiten,
Sanft in der Unschuld Schlummer hingeschieden,
Wie auf dem Felsen Ariadne schlief.

M.....

Kleine Zeitung.

Für das Verhältniß Karl Augusts und Goethes wie für beider Sinnesart ist folgende Anecdote (die das Conversationsblatt mittheilt) characteristisch. Bei dem Neubau des Schlosses nach dem Brande (1774) betheiligte sich Goethe mit dem lebendigen und umsichtigen Interesse, welches er überhaupt für praktische Schöpfungen und Einrichtungen, denen an sich eine künstlerische Seite zukam oder abzugewinnen war, besaß. Unter den Baukünstlern, die meistens durch seine Vermittlung herangezogen waren, erfreute sich der Würtemberger Thouret seiner besonderen Vorliebe, und verdiente sie durch die Gediegenheit seines Strebens und seiner Leistungen. Nun geschah es, daß dieser Thouret, nachdem er drei zusammenhängende Zimmer im Einverständniß mit Goethe und zu dessen vollster Zufriedenheit hergestellt hatte, mit dem Geheimrath von Wolzogen (dem Gemahle der „Agnes von Lilien" und Schwager Schillers), welcher die technische Oberleitung des Baues hatte, in Zwiespalt gerieth, daß es dabei, weil der Stolz des Künstlers verletzt worden war, zu heftigen Gegenäußerungen kam und v. Wolzogen sich bei dem Herrn beklagte. In der ersten Aufwallung und in leidenschaftlicher Theilnahme für seinen Günstling, was Wolzogen war, befahl Karl August, die fertigen

Digitized by Google

Zimmer wieder einzuhauen. Goethe erfuhr von diesem Befehl, und ließ, ehe er ausgeführt wurde, was in der That geschah, die betreffenden Zimmer von dem Dekorationsmaler Heidloff eiligst aufnehmen und sodann als Theaterprospekte ausführen. Länger als 20 Jahre hindurch ertrug es Karl August ruhig und schweigend, im Theater an seine Uebereilung, die er zweifelsohne sehr bald als solche eingesehen hatte, erinnert zu werden und sie dadurch gewissermaßen abzubüßen.

In dem Werke des Engländers Lewes über Goethe — der Frucht eines zehnjährigen Sammelfleißes — wird aufs Bestimmteste der Angabe Bettinas widersprochen, daß die siebzehn Sonette Goethes an sie gerichtet gewesen. Die von Goethe in diesen Sonetten Besungene sei die Pflegetochter eines Buchhändlers Frommann, Minna Herzlieb, gewesen, das Verbild der Ottilie in den Wahlverwandtschaften. Bevor Bettina überhaupt nach Weimar gekommen, habe der Dichter die Sonette schon geschrieben gehabt, und dieselben seien der Bettina, wie andern Freunden Goethes, zugesandt worden. Daß sie dem Urbild der Ottilie gegolten, gehe schon aus der Anspielung auf den Namen „Herzlieb“ in den Versen hervor:

Zwei Worte sind es, kurz, bequem zu sagen,
Die wir so oft mit holder Freude nennen. —

Diese Entdeckung blieb also einem Engländer vorbehalten, obgleich die Zahl der deutschen Goetheerklärer und Goethebiographen groß genug ist.

Johanna Wagner, die gegenwärtig in London gastirt, hat in den englischen Blättern einen siebenden Beinamen erhalten, wie die Engländer solche zu formuliren lieben. Sie heißt: the six-foot child with the golden locks. (Das Sechsfuß-Kind mit den goldnen Locken.)

In dem Buche Meißners über Heinrich Heine wird von diesem folgende Anekdote erzählt. Auf einer Reise aus dem Süden waren Heine und seine Frau in Lyon mit dem Bieslinisten Ernst zusammengekommen, den beide schon von Paris her genau kannten. Da Heine morgen nach Paris abgehen soll, bittet der Virtuose den Dichter, ihm ein Geschenk an seinen dortigen Arzt mitzunehmen, eine der klassischen Lyoner Würste, die, zierlich in Staniol eingewickelt, für eine feine Delikatesse gelten. Heine übernimmt den Auftrag. Dazumal flog man noch nicht auf der Eisenbahn in wenig Stunden von Lyon nach Paris; die Reise im Postwagen dauerte lang und Frau Mathilde ward hungrig. Was war natürlicher, als daß man ein kleines Stück von der Wurst schneidet, die so schwer unterzubringen war und nun das ganze Coupé durchduftet? Madame Heine kostet einen Schnitt und findet sie vortrefflich, Heine thut desgleichen und ist eben so sehr davon entzückt. Die Reise dauert noch einen Tag, die Wurst verringert sich mehr und mehr, und als die Gatten Paris erreicht haben, ist nur ein kleiner Rest von dem gewaltigen Ungethüm übriggeblieben. Jetzt erst fühlt es Heine, wie schuldig er sich seines Auftrags entledigt. Was thut er? Er schneidet mit einem Rasirmesser eine völlig durchsichtige Scheibe herunter und sendet sie unter Briefcouvert an den Doctor. Mein Herr! schreibt er in einem beiliegenden Billet, durch Ihre Forschungen ist nunmehr entschieden festgestellt, daß Millionentheile die größten Wirkungen äußern. Empfangen Sie hierbei den millionsten Theil eines Lyoner Salami, den mir Herr Ernst für Sie übergab. Er wird bei Ihnen, falls die Homöopathie irgendwie Wahrheit ist, dieselbe Wirkung thun, wie ein ganzer.

— **Paul Delaroche** hat sein neues Gemälde, die Girondins, vollendet. Es stellt die zwanzig Angeklagten in dem Augenblicke dar, wo sie, im Gefängniß vereint, ihr Todesurtheil anhören. Die Composition und der Ausdruck der Köpfe sollen ausgezeichnet sein, und das Gemälde ungeachtet seiner kleinen Dimensionen einen wahrhaft großartigen Eindruck hervorbringen.

— Den Auftrag, die „Taufscene“ zu malen, hat der Maler Couture erhalten, und wird dafür mit 50,000 Fr. honorirt werden. Man sah ihn während der „Handlung“ von Tribüne zu Tribüne eilen, um dieselbe möglichst „allseitig“ aufzufassen.

— In Paris macht zugleich mit der Ausbreitung der Crinoline die Gesichtsmalerei rasche Fortschritte, und hat bereits den Uebergang vom „Handwerk“ — dem bloßen Farbenauftragen — zur „Kunst“ gefunden, da die Verschönerung der Gesichtszüge bezweckt und erzielt wird, also die Formen für die Erscheinung zu nüanciren sind. Insbesondere eignen sich alle Damen den „mandelförmigen Augenschnitt“ an, welcher als der edelste anerkannt ist. Ebenso sucht man den Lippen eine anmuthige Abgrenzung zu geben. Die Zeichnung der Augenbrauen versteht sich von selbst. — Geht man auf diesem Wege weiter, so wird man sich bald nicht begnügen, die Gesichtszüge im Allgemeinen zu „idealisiren,“ sondern auch bestimmte Charaktere zur Erscheinung zu bringen suchen, und der höchste Triumph des Raffinements wird der Ausdruck liebenswürdiger Naivität sein. Ernste Betrachtungen über diesen Culturfortschritt mag Jeder für sich selbst anstellen.

— Am Schlusse eines Abiturientenexamens — erzählt uns ein Augenzeuge — ermahnte Herder die zur Universität abgehenden Schüler, nicht das Lied: „Ein freies Leben führen wir“ zu singen, sondern:

Ein Musenleben führen wir,
Ein Leben voller Wonne;
Die Wissenschaft sei unsre Zier,
Die Wahrheit unsre Sonne!

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Halbjahrpreis 20 Sgr.

Digitized by Google

№ 31. 3. August 1856.

Schiller und Lotte.

Der Hauptwerth der „Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund" liegt ohne Zweifel darin, daß uns die nähere Bekanntschaft mit der Bildung und Seele dieser Frau recht wohl ermessen läßt, wie die Verbindung mit einem solchen Wesen gleich beim ersten Annähern nicht anders als wohlthätig auf Schillers Gemüthsfassung und inneres Gleichgewicht und in ihrer Befestigung und Dauer für den harmonischen Abschluß seines Dichtercharakters nur günstig wirken konnte. Bei den Alten reiften die Dichter im unmittelbar öffentlichen Verkehr mit ihrem Volk und Staat. Bei uns Modernen ist nothwendig ihr Verhältniß zum gleichzeitigen Staats- und Volksleben, selbst dann, wenn sie bereits bedeutend wirken, geschweige, so lange sie hierzu noch auf dem Wege sind, ein viel abstrakteres. Um so viel wichtiger sind für sie die Lose der Freundschaft und der Liebe, der Herd und die Familie, wenn die arbeitenden und ausgreifenden Gedanken durch Zusammenhang des Menschen mit einem natürlich sittlichen Lebensboden eine Biegung in's Concrete und Ebenmäßige, und die Strömungen der Stimmung in fassenden Geleisen einen reinen Tiefgang erhalten sollen. Die Fischerin in Stuttgart war ein ungefährliches Reizmittel für den jungen Phantasten Schiller, die Kalb in Mannheim war eine steigernde und versuchende Begegnung für seine zweite Gährung. Als er sie aber im Anfang der Abklärung wieder aufsuchte in Weimar, mußte er sich (er mochte wollen oder nicht) von ihr entfernen. Denn der ernüchterte Blick in's Leben, der die gewöhnlichen Erdensöhne zum Philisterium einweiht, der aber bei ihm noch unerschöpfte Jugend und unverbrauchte Dichterkräfte genug fand, um die letztern erst recht in's Klare und Schöne zu leiten, machte ihn einer andern Erregung und Stillung der Seele bedürftig, als die Kalb wecken und erhalten konnte. Diese fand er in und mit seiner Lotte; und wir sehen ihn von da an in jenem stillen und stetigen Fortschreiten, dessen neuen Anstrengungen die Freundschaft mit Humboldt günstig und für dessen Höhe die ebenbürtige Ver-

Digitized by Google

bindung mit Goethe bezeichnend war, welches aber für seine geistigen Spannungen das Beruhen in einer wohlgeschlossenen Ehe und ihrer sittlichen Gemüthlichkeit zum glücklichen Gegengewicht hatte. Nichts geht fühlbarer durch die Briefe der Wittwe Schiller und webt einem von Blatt zu Blatt zarter entgegen, als der Eindruck, wie viel Schiller ihr war und blieb, nicht nur nach der Tiefe ihrer Liebe, sondern nach den ihr unveräußerlich gewordenen Forderungen der Bildung und edeln Sinnesart. Schon hierin liegt ein Rückblick offen auf die Erhebungen, die sie mit ihm zu theilen fähig war, und die verwandten Neigungen, die sie ihm entgegengebracht. Wer diesen guten, milden, reinen Faden in Schillers Lebensloos, das mit so manchen harten und hemmenden Strängen durchwirkt war, durch seine 16 letzten Jahre zu verfolgen Sinn hat, wird sich noch mehr an der neuesten Herausgabe erfreuen, welche den genannten Briefen nachgefolgt ist und den lichten Morgen zu dem Bilde giebt, dessen umschatteter Nachglanz und verweilender Abendschein in jenen vorherrscht. Diese Herausgabe: Schiller und Lotte 1788, 1789 (mit Beider Bildnissen und dem Facsimile von Schillers Blatt in Lotte's Stammbuch. 584 S. 8. Cotta. 1856) enthält den Briefwechsel von der ersten Bekanntschaft bis zur Vermählung. Wir verdanken ihn der Tochter, Emilie von Gleichen, die mit Redaktions-Beihülfe des Professor Hennes in Mainz diesen ganzen Kranz aus des Dichters Leben, von dem nur einige Blätter in Schillers Biographie von Frau von Wolzogen und im Nachlasse der Letztern erschienen waren, seinem Denkmal hinzufügt. Auch die Briefe Schillers, die in den genannten Büchern zuerst veröffentlicht wurden, finden sich hier vollständiger. Zum Theil sind es nicht wenige kleine, die Nebenzüge und Nebenpersonen dieses lieblichen Lebensabschnittes betreffende Partheien dieser Briefe, die wir zum erstenmal lesen (wogegen ich das Umgekehrte, daß hier ein kleiner Satz fehlt, der dort schon aufgenommen war, nur an zwei Stellen bemerkt habe). Für das Zeitbild aber und die Schattirung des ganzen Verhältnisses sind diese kleinen Züge von Werth. Außerdem sind es nun auch bedeutende Aussprüche und Urtheile, durch welche uns hier die schon bekannten Briefe ergänzt, und eine Anzahl ganzer Schreiben Schillers, die hier zum erstenmal gegeben werden. Es kommt die berichtigte Reihenfolge, es kommen Carolinens Briefe und die zahlreicheren und längeren von Lotte selbst hinzu, um uns den ganzen Verlauf des Verhältnisses in seiner ernsten und zarten, leidenschaftlichen und geistigen Bewegung in vollem Licht und tiefrührend zu vergegenwärtigen. Es ist ein köstliches Buch für Leser, die Verstand und Mitgefühl haben für Seelen-Entwicklungen, für durchflochtige Lebensgestaltungen, die sich nicht auf einer großen Bühne und mit reichen Aeußerlichkeiten, aber in leiser und mächtiger Verwebung mit Dem bewegen, was überall das Tiefste und Schönste im Dasein der vorübergehenden Menschenkinder bleiben wird. Es ist ein wichtiges Buch für jeden, der den Dichter in der Wahrheit seiner Natur und im Reifen seiner Geistesblüthe beobachten und verstehen will.

Die Fabel, daß Schiller eigentlich Carolinen geliebt und Lotten statt ihrer geheirathet habe, war schon früher widerlegbar für Einsichtige, wenn auch nicht für solche, die gern ihre träge Phantasie mit einer oberflächlichen Romantik unterhalten. Durch diese Briefsammlung wird sie völlig widerlegt. Man sieht, daß es von Anfang Lotte war, zu der Schiller den ganz persönlichen Zug empfand, daß ihn aber die Ungleichheit und Schwierigkeit der äußern Verhältnisse, die ihm die Erreichung seines Wunsches oft unmöglich erscheinen ließ, theils zu dem Versuche bestimmte (wie er dies damals gegen Körner selbst aussprach),

Digitized by Google

seine Empfindung durch Theilung zu schwächen, theils nöthigte, seiner allmähligen Annäherung durchaus die Form der Freundschaft zu geben. Daß diese zu Carolinen lebhafter und merklicher sich entwickelte als die darunter verhüllte Liebe zu Lotten, war sehr natürlich. Caroline, die Frau, mußte und konnte in dem kleinen Zirkel mehr das Wort führen, als das Mädchen Lotte; und dazu war sie von Natur die geistreichere und beredtere eben so entschieden, als Lottchen von Natur stiller und zurückhaltender und bei steigend empfundener Neigung zu Schiller befangener und zu mehr Selbstbeherrschung genöthigt war. Von selbst mußte dann Schillers Wohlwollen für Caroline, ganz unbeschadet seiner Leidenschaft für Lotte, sehr bald in Tiefe und Wahrheit deswegen steigen, weil sie bei großer Herzensgüte und Feinheit des Gefühls eine hohe und gebildete Empfänglichkeit für Schillers Geisteseigenschaften und ein Bedürfniß gemüthvoller und erhebender Mittheilung hatte, welches in gleichem Grade wie er niemand in ihrer Umgebung zu ergreifen und zu unterhalten vermochte. Und die Freundschaft dieser Beiden mußte eine eigene Zartheit und eine eigene Leidenschaftlichkeit um so sicherer gewinnen, je mehr jedes die Lage des Andern in Mißverhältniß mit dem persönlichen Werthe und mit reinen, unveräußerlichen Ansprüchen sah. Gerade weil Schillers und Lottens inneres Verhältniß eigentliche Liebe und darum bei Beiden von der Furcht begleitet war, dem Andern doch wohl weniger zu gelten, als das Herz wünschte, trat die Freundschaft mit Carolinen in den Vordergrund.

(Fortsetzung folgt.)

Copernicus und der Pabst Paul III.

Die Schrift*), in welcher Copernicus seine neue Lehre, daß die Erde sich um sich selbst und um die Sonne bewege, im Gegensatz zu dem allgemein anerkannten Ptolomäischen Weltsystem, entwickelte, erschien zuerst im Jahre 1543. Copernicus selbst lag auf dem Sterbebette, als ihm die Probebogen seiner Schrift überreicht wurden; ein vollständiges Exemplar seines Werks hat er nie in Händen gehabt. Und doch war bereits um das Jahr 1530 seine Schrift vollständig ausgearbeitet. Nur die wiederholten Bitten und Vorstellungen seiner Freunde brachten ihn zu dem Entschluß, sein Manuscript dem Drucke zu übergeben. Copernicus widmete sein Werk dem Pabste Paul III. Mit Recht sagt Lichtenberg von dieser Widmung: „Sie ist ein Meisterstück von Vortrag. Der Menschenkenner wird fast in jeder Zeile mit Verwunderung bemerken, mit welcher Feinheit der Mann die innigste Ueberzeugung von der Wahrheit und Gerechtigkeit seiner Sache, ohne zu heucheln oder zu kriechen, in die Sprache männlicher Bedachtsamkeit zu kleiden, und als Geistlicher mit dem Oberhaupte seiner Kirche sogar ein wenig philosophisch von dem Weltgebäude zu sprechen gewußt hat, welches damals bekanntlich allgemein für ein Filial nicht der Philosophie, sondern Seiner Heiligkeit angesehen wurde".

Wir theilen diese Widmung unsern Lesern in einer freien Uebersetzung mit und sind überzeugt, daß sie dem Urtheil Lichtenbergs ohne Einschränkung beistimmen werden.

*) de revolutionibus orbium coelestium.

Digitized by Google

Hinlänglich bewußt ist es mir — beginnt Copernicus — daß nicht Wenige, sobald sie annehmen, daß ich in meiner Schrift der Erde verschiedene Bewegungen zuertheile, ohne Weiteres über meine Lehre ihr Verdammungsurtheil ausrufen werden. Ich meinerseits bin von meiner Lehre nicht so eingenommen, daß ich das Urtheil Anderer gar nicht beachten sollte. Und obschon ich weiß, daß die Gedanken eines Philosophen dem Urtheile der Menge fern stehen, da es seine Aufgabe ist, in allen Dingen die Wahrheit zu suchen, soweit dies von Gott dem Menschen gegönnt ist, so möchte ich doch gern Ansichten vermeiden, die der allgemeinen Denkweise vollkommen widersprechen. Daher habe ich lange angestanden, ob ich meine Theorie von der Bewegung der Erde, welche der allgemein anerkannten Lehre vieler Jahrhunderte gegenüber, Vielen als durchaus absurd erscheinen muß, überhaupt durch den Druck bekannt machen sollte, oder nicht vielmehr der Weise der Pythagoräer folgen, welche die Mysterien der Philosophie nur durch mündliche Lehre ihren nächsten Freunden mittheilten. Gewiß haben sie dies nicht, wie man wohl gemeint hat, aus einer gewissen neidischen Gesinnung gethan, sondern damit die mühsam von großen Männern aufgefundenen Schätze nicht von denen verachtet werden möchten, die es rent, der Wissenschaft aus einem anderen Grunde als des äußern Gewinnes wegen irgend ein Interesse zuzuwenden, oder die, sollten sie durch die Ermahnungen oder das Beispiel Anderer zum Studium der Philosophie angeregt werden, doch wegen ihrer Dummheit unter den Philosophen eine Rolle spielen, wie die Drohnen unter den Bienen. Eben indem ich dies überlegte, auch voraussah, welche Verachtung wegen meiner neuen unerhörten Lehre meiner wartete, trieb es mich immer wieder, die öffentliche Mittheilung meiner Ansicht ganz zu unterdrücken.

Allein meine Freunde ließen mir Zaudernden und Widerstrebenden keine Ruhe. Vor Allem der in allen Wissenschaften hochberühmte Cardinal Nicolaus Schonberg, dann der mir so eng befreundete, in der Theologie wie in den schönen Wissenschaften gleich bewanderte Bischof Tiedemann Giese. Der letztere besonders suchte mich wiederholt zu überreden und forderte mit Ungestüm, daß ich diese Schrift, welche ich nicht — wie Horaz dies verlangt — neun Jahre, sondern viermal neun Jahre bei mir zurückgehalten und durchgearbeitet habe, endlich einmal der Welt übergeben möchte. Ebenso drangen auch andere bedeutende und gelehrte Männer in mich. Ich dürfe, ermahnten sie, nicht aus Furcht mich weigern, meine Arbeiten, welche für alle Mathematiker von so großem Nutzen sein müßten, öffentlich bekannt zu machen. Auch möchte immerhin meine Lehre von der Bewegung der Erde den Meisten jetzt absurd erscheinen; desto größer würde die Bewunderung und der Dank sein, wenn durch die Herausgabe meiner Untersuchungen und durch die hier gegebenen einleuchtendsten Beweise der Schein der Absurdität von meiner Lehre vollkommen verschwände. Durch diese Ueberredung und durch diese Hoffnung bewogen, versprach ich endlich meinen Freunden, ihnen meine Schrift zur öffentlichen Bekanntmachung zu überlassen.

Eure Heiligkeit wird sich jedoch vielleicht nicht darüber wundern, daß ich es gewagt habe, meine Ansichten dem Drucke zu übergeben, nachdem ich in ihrer Durcharbeitung so viel Mühe aufgewendet, daß ich meine Gedanken auch vollständig niedergeschrieben; vielmehr wird man von mir zu hören verlangen, wie es mir in den Sinn gekommen, der Erde eine Bewegung zuzuertheilen, wie ich es gewagt habe, eine solche Behauptung aufzustellen, welche mit der allgemeinen Ansicht der Mathematiker ebensosehr im Widerspruch steht wie mit der gesunden Vernunft. Ich will es Eurer Heiligkeit nicht verbergen, daß ich durch nichts An-

Digitized by Google

deres veranlaßt bin, eine neue Erklärung der Bewegungen der Himmelssphären zu suchen, als durch den Widerspruch, in welchem die Mathematiker mit sich selbst stehen. Sowohl die Bewegung der Sonne und des Mondes, wie die Bewegung der Planeten bestimmen und erklären sie in verschiedener Weise. Der Eine macht diese, der Andere jene Annahme; Keinem aber gelingt es, aus seinen oft sehr verwickelten Hypothesen die Erscheinungen vollständig herzuleiten. Selbst den allgemeinen Grundsätzen, von denen man ausging, bleibt man nicht treu. Die Hauptsache aber, die Gestalt der Welt und eine bestimmte Symmetrie ihrer Theile vermögen sie nicht zu finden. Vielmehr geht es ihnen wie Jemandem, der Hände, Füße, Kopf und andre Glieder, die für sich wohl gut gemalt sind, aber nicht ein und demselben Leibe entnommen, die also unter einander nicht übereinstimmen, zu einem Ganzen zusammensetzen wollte; — nicht ein Mensch, sondern ein Monstrum käme zum Vorschein. Jedenfalls muß in dem Verlaufe ihrer Beweise etwas fremdartiges, ungehöriges eingemischt sein. Nicht sichern Principien sondern trügerischen Hypothesen sind sie gefolgt; sonst müßte sich ohne Zweifel Alles als wahr bewähren, was sie aus ihren Annahmen deduciren.

Nachdem ich lange über diese Ungewißheit der astronomischen Lehren nachgedacht hatte, verdroß es mich, daß die Philosophen, die doch so viele unwichtige Dinge zu erforschen gewußt, noch so wenig sichere Erkenntniß von den Bewegungen der Weltmaschine gefunden, welche der größte und weiseste Werkmeister, der Schöpfer aller Ordnung für den Menschen gebaut hat. Ich gab mir daher Mühe, die Schriften aller Philosophen, die ich nur erhalten konnte, durchzulesen, um zu sehen, ob nicht Einer von ihnen die Bewegungen der Himmelssphären anders gefaßt hatte, als wie gewöhnlich von den Mathematikern gelehrt wird. So fand ich denn zuerst bei Cicero, daß Hiketas die Ansicht gehabt habe, die Erde bewege sich. Ferner fand ich bei Plutarch die Stelle: „Nach der gewöhnlichen Meinung ruht die Erde. Der Pythagoräer Philolaus dagegen nimmt an, daß sie sich, wie Sonne und Mond, in einem schiefen Kreise um das Feuer bewege. Auch Heraklides aus Pontus und der Pythagoräer Ekphantos geben der Erde eine Bewegung, jedoch keine fortschreitende sondern rotirende, durch welche sie von Abend gegen Morgen um ihren Mittelpunkt geführt wird."

Hierdurch wurde ich veranlaßt, ebenfalls an eine Bewegung der Erde zu denken. Mochte eine solche Annahme auch absurd erscheinen, so meinte ich doch, daß man mir die Freiheit nicht versagen könne, die man so vielen Andern vor mir zugestanden, nämlich verschiedene Kreise und Bewegungen anzunehmen, um daraus die Erscheinungen am Himmel zu erkennen. Als ich nun der Erde die Bewegungen zuertheilt, die ich in meiner Schrift näher auseinandersetze, so fand ich nach den genauesten Untersuchungen, daß wenn die Bewegungen der Himmelskörper auf die Bewegung der Erde bezogen würden, alle Erscheinungen zu meiner Annahme vollkommen stimmten; auch fügten sich die Bahnen der Himmelskörper so zu einem Ganzen zusammen, daß kein Theil verrückt werden konnte, ohne alle andern und das Ganze zu verwirren.

Ich zweifle nicht daran, daß die klugen und gelehrten Mathematiker meiner Lehre beistimmen werden, wenn sie sich dazu verstehen, die Beweise, welche ich hinzufüge, nicht oberflächlich sondern gründlich kennen zu lernen und durchzudenken; damit aber Gelehrte und Ungelehrte sehen, daß ich mich Niemandes Urtheil entziehen will, mochte ich keinem Anderen als Eurer Heiligkeit meine Untersuchungen zueignen. Auch in dem entfernten Winkel der

Digitized by Google

Erde, in welchem ich lebe, werdet Ihr durch die Würde Eures Amtes, wie durch Eure Liebe zur Mathematik und allen Wissenschaften hochgefeiert; Ihr könnt daher durch Euer Ansehn und durch Euer Urtheil die Angriffe der Läſterer und Verläumder leicht von mir abwenden.

Sollten ſich einige hohle Schwätzer finden, die, obwohl aller Mathematik unkundig, ſich doch ein Urtheil anmaßen, und die es wagen, wegen einiger zu ihrer Abſicht liſtig verdrehter Stellen der heiligen Schrift mein Unternehmen zu tadeln und anzugreifen, ſo kümmere ich mich nicht um ſie; ich verachte ihr leichtfertiges und verwegenes Urtheil. Es iſt ja allbekannt, daß der berühmte, in der Mathematik aber wenig bewanderte Lactantius ſehr kindiſch über die Geſtalt der Erde redet, indem er die verſpottet, welche die Erde für eine Kugel ausgegeben haben. Was Wunder, wenn auch meine Lehre verſpottet würde. Mathematiſche Lehren werden für Mathematiker geſchrieben, und dieſe werden, wenn ich mich nicht täuſche, der Anſicht ſein, daß meine Arbeiten auch der Kirche von Nutzen ſind, welche Eure Heiligkeit jetzt beherrſcht. Erſt vor Kurzem unter Leo X. wurde im Lateranconcil über die Verbeſſerung des Kalenders verhandelt, und dieſe unterblieb nur darum, weil man die Länge der Jahre und Monate und die Bewegung der Sonne und des Mondes noch nicht genau zu beſtimmen verſtand. Seit dieſer Zeit habe ich, durch den Biſchof Paul aufgefordert, welcher damals an der Spitze dieſer Angelegenheit ſtand, genauer jene Erſcheinungen zu unterſuchen mich bemüht. Was ich geleiſtet, überlaſſe ich Eurer Heiligkeit und aller gelehrten Mathematiker Urtheil.

Wir ſehen aus dieſer Zueignung, daß Copernicus ſelbſt ſeine Lehre dem Pabſte durchaus nicht als eine rein mathematiſche Hypotheſe darſtellt, die auf objektive Wahrheit weiter keinen Anſpruch machen könne. Man hat dies öfter behauptet, weil man die Vorrede, mit welcher Oſiander die Schrift des Copernicus verſah, dem Copernicus ſelbſt zuſchrieb. Eben in dieſer Vorrede wird die neue Lehre nur als mathematiſche Hypotheſe bezeichnet. Schon Gaſſendi bemerkt in ſeiner Biographie des Copernicus ausdrücklich, daß dieſer ſelbſt an jener Vorrede, durch welche der Herausgeber der Schrift einen leichteren Eingang habe bereiten wollen, gar keinen Antheil habe Dem aufmerkſamen Leſer kann dies auch unmöglich entgehen. Nach neueren Unterſuchungen hat Copernikus ein vollſtändiges Exemplar ſeiner Schrift nie in Händen gehabt, die Vorrede Oſianders ſicherlich nicht geleſen.

Paul III. nahm das Werk des Copernicus mit großem Wohlgefallen auf. Im Jahre 1616 wurde daſſelbe unter Paul V. verboten, „bis es corrigirt ſei.“ Dieſe Correction traf unter Anderm auch die Stelle in der Zueignung, in welcher Copernicus andeutet, daß ſeine Lehre mit der Bibel nicht im Widerſpruch ſtehe. Jetzt erſt verlangte man, daß die copernikaniſche Anſicht ſich nur für eine mathematiſche Hypotheſe ausgebe und jede Beziehung zur Bibel ganz bei Seite liegen laſſe. J. S.

Digitized by Google

Kleine Zeitung.

— Alfred Meißners Buch über Heinrich Heine ist keine Biographie, keine „litterarhistorische" Charakteristik in dem gewöhnlichen Sinne — es ist die poetische Abspiegelung einer „Dichterpersönlichkeit", dichterische „Wahrheit aus dem Leben" in einer Form, die dem Character des Dargestellten eigenthümlich angemessen, frei, leicht, plauderhaft (zuweilen bis zur Trivialität) und geistvoll ist, eine Reihenfolge von mehr oder weniger pikanten oder merkwürdigen Geschichten und Reflexionen, welche eine enthusiastische Anschauung zusammenhält und beseelt. Heines Bild erscheint in dieser Darstellung in einer verklärenden Beleuchtung, ohne doch eigentlich „idealisirt" zu seyn. Einen ergreifenden Eindruck macht die letzte Abtheilung, welche uns den Jahre lang Sterbenden und in seiner „Matratzengruft" schon begrabenen Dichter vorführt, wie er mit seinem schrecklichen Schicksal ringt, ohne die Anstrengung des Kampfes erscheinen zu lassen, wie ihm zuweilen ein tiefer, unermeßlicher Klagelaut entfährt und doch sofort die Heine eigenthümliche, lässig schöne poetische Gestalt annimmt, wie er sich in ernstes Sinnen versiert und doch nach wie vor jede pathetische Weltbetrachtung verspottet, wie sein Geist das gewohnte Spiel springenden Witzes und schillernder Ironie nicht aufgiebt und es gegen den unablässig wühlenden Schmerz kehrt. Wie heinisch ist z. B. in letzterer Beziehung die gelegentlich hingeworfene Bemerkung: meine Nerven sind so besonders zerrütteter Natur, daß ich überzeugt bin, sie würden auf der Expostition die goldne Medaille für Schmerz und Elend erhalten! — Meißner theilt einige noch nicht veröffentlichte Gedichte aus den letzten Lebensjahren des Dichters mit, die der erschütternde Ausdruck seines Leidens sind, aber in der Form noch immer die unbesorgte Grazie der Lieder haben und dadurch um so ergreifender wirken. Das eine derselben, in welchem er den Gegensatz der lachenden Welt und des einsam Leidenden schildert, schließt:

Da leb' ich mir den Orkus fast,
Dort kränkt uns nirgend ein schnöder Contrast,
Für leidende Herzen ist es viel besser
Dort unten am stygischen Nachtgewässer.
Hier oben aber — wie grausamlich —
Sonne und Rosen stechen mich!
Mich höhnt der Himmel, der blauisch und maisich —
O schöne Welt, du bist abscheulich.

Ein anderes, das durch seine wunderbare Einfachheit rührt, lautet:

Selbst dich ergreift ein Mitgefühl,
Dich, die in meines Lebens Wildniß
So schweigsam standest, wie ein Bildniß
So marmorschön und marmorkühl.
O Gott! wie muß ich elend seyn!
Denn sie sogar beginnt zu sprechen,
Aus ihrem Auge Thränen brechen,
Der Stein sogar erbarmt sich mein!
Erschüttert hat mich, was ich sah!
Auch du erbarm' dich mein und spende
Die Ruhe mir, o Gott, und ende
Die schreckliche Tragödia.

Ein drittes, das Heine selbst „religiös, blasphemisch-religiös" nennt, ist die schrillste Dissonanz einer unversöhnten Lebensanschauung in leichtester Form. Es heißt:

Laß die heil'gen Parabeln,
Laß die frommen Hypothesen,
Suche die verdammten Fragen
Ohne Umschweif uns zu lösen.

Warum schleppt sich blutend, elend,
Unter Kreuzlast der Gerechte,
Während glücklich und als Sieger
Trabt auf hohem Roß der Schlechte?

Woran liegt die Schuld? Ist etwa
Unser Herr nicht ganz allmächtig?
Oder treibt er selbst den Unfug?
Ach, das wäre niederträchtig!

Also fragen wir beständig,
Bis man uns mit einer Hand voll
Erde endlich stopft die Mäuler —
Aber ist das eine Antwort?

Vielleicht den tiefsten Blick in die Seele Heines, des Dichters der Liebe, dessen Schicksal seine unstillbare Liebessehnsucht war, gewährt ein Vorfall, den Meißner in der zweiten Abtheilung seines Buches zu Ende derselben mittheilt. Im Mai 1848, zwei Jahre, nachdem ihn seine Krankheit befallen, machte Heine seine letzte Promenade auf den Boulevards. Durch die Straßen wogten die Volkshaufen, von ihren Tribunen wie von Stürmen herumgetrieben. Der Dichter, bald blind, bald gelähmt, am Stocke sich hinschleppend, suchte aus dem betäubenden Getöse herauszukommen und flüchtete sich in den nahen Louvre. — Er trat in die zu dieser Zeit fast leeren Räume des Palastes ein und befand sich ebener Erde im Saal, wo die antiken Götter und Göttinnen stehen. — Plötzlich stand er vor dem Ideale der Schönheit, der lächelnden, bezaubernden Göttin, dem Wunderwerke eines unbekannten Meisters, der Venus von Milo, die im Laufe der Jahrhunderte ihre Arme, aber nicht ihre Reize verloren hat. Von dem Anblick überrascht, bewegt, durchschnitten, fast entsetzt, taumelte der Kranke zurück, bis er in einen Stuhl fiel, und heiß und bitter strömten die Thränen über seine Wangen herunter. — — Die schönen Lippen der Göttin, die zu athmen schienen, lächelten wie immer, und unten stand ihr unseliges Opfer.

Zu einer eigentlichen Würdigung Heines ist Meißners Buch nur ein Beitrag. Er erscheint in demselben durchaus als der gleichgeartete geistige Sohn Heines, und einem solchen steht ein entscheidendes Urtheil über den Vater nicht zu, wie es ihm unmöglich ist.

— Unter den in diesem Jahre erschienenen Romanen zeichnet sich aus „Der Fürst „„Mein Liebchen"" und seine Parteigänger. Historischer Roman aus der letzten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts von W. Bachmann." (Berlin 1856. Verlag der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuch-

Digitized by Google

druckerei.) Der Roman, der in Polen spielt (der Fürst „Mein Liebchen“ ist der Fürstwoiwode von Wilna, Karl Radziwill, allgemein den Polen unter dem Beinamen „„Mein Liebchen““ bekannt) ist von Herrn W. Bachmann frei nach einem polnischen Originale bearbeitet worden. Der polnische Roman erschien bereits vor einem Decennium anonym und hat sich einen seltenen Ruf im ganzen gebildeten Osten verschafft. Nach einer neulichen Mittheilung der polnischen Zeitschrift Czas soll ein Graf Rzewuski der Verfasser sein. Der Name des deutschen Bearbeiters ist ein Pseudonyme. Herr W. Bachmann heißt Jerzewski und ist Kammergerichtsassessor in Berlin. Wie die Zeitungen melden, hat er vor kurzem vom König von Preußen in Anerkennung seines Werkes eine kostbare Busennadel zum Geschenk erhalten.

— Mit Freude begrüßen wir ein Unternehmen, welches unter der Leitung eines geschätzten Mitarbeiters dieses Blattes so eben ins Leben getreten ist. Wir meinen das von Fr. Otte in Mühlhausen herausgegebene „Elsässische Samstagsblatt“. Ein deutsches Blatt auf französischem Boden! Möge es das werden, was es zu werden wünscht, nehmlich ein gerngesehener Freund am häuslichen Herde der Elsässer, welches ihnen den reichen Schatz der Sagen ihres Landes und der Sitte ihrer Vorfahren erschließt. Daß das Blatt auch die altherkömmliche Mundart, welche die jetzigen Bewohner des Elsasses immer noch als heilige Erbschaft der Vergangenheit betrachten und üben, zu seinen Lesern sprechen will, wird Jeder billigen, welcher nicht meint, daß Geschichte, Sprache und Sitte eines Volkes Röcke sind, die man nur ausziehen und an einen Nagel hängen könnte, um sie gegen andere zu vertauschen.

— Emanuel Geibel bereitet die Herausgabe eines dritten Bandes seiner Gedichte vor, und Paul Heyse, gegenwärtig in Berlin, wird nächstens ein neues Gedicht, die „Braut von Cypern“, erscheinen lassen.

— Richard Wagner ist einer Mittheilung aus Zürich in der Allg. Zeit. zufolge seit einem halben Jahre sehr leidend; das unausgesetzte Arbeiten in Verbindung mit mannichfachen Aufregungen, denen seine so leicht erregbare Natur ausgesetzt ist, hat seine Gesundheit in bedenklicher Weise geschwächt. Von seinen „Nibelungen“ sind die beiden ersten Abende: „Rheingold“ und „Walküre“ fertig. Zu seiner Erholung und um den dritten Theil des großen Werks „Jung Siegfried“ ungestörter vollenden zu können, hat er sich auf einige Monate in die Nähe Genfs zurückgezogen.

— In einer kleinen Schrift: „Die Entzweihung der Vor- und Zwischenmusik im berliner Schauspielhause durch die gegenwärtige General-Intendantur. Fliegendes Blatt von F. W. Gubitz“: bekämpft der Verfasser — der als populärer Schriftsteller genügend bekannt ist — die Abschaffung der Zwischenmusiken als Ausfluß der bloßen „Krämergier“ und einer im Bereiche der Kunst am widerlichsten erscheinenden „Mammonsanbetung“.

F. M. Troebel theilt in seinen Causeries sur la psychologie des animaux ein Gedicht von Dupont de Nemours mit, dessen Hauptreiz in der sprachlichen Nachahmung des Nachtigallengesangs besteht. Der Dichter gibt zu demselben eine kurze Einleitung, die Jedermann — und insbesondere jede Frau liebenswürdig finden wird. Die ganze Stelle heißt: Dupont de Nemours, der die Gesangsprache der Vögel zu verstehen behauptet, hat in der anmuthigsten Weise einen Nachtigallengesang übersetzt. Er sagt: Wenn die Jungen ausgebrütet sind, sitzt das Männchen gewöhnlich die Nacht hindurch, ganz in der Nähe des Weibchens, auf einem schwanken Zweige, den es bei seinem Gesange taktirend in leise Bewegung setzt. Mit diesem Gesange unterhält, beglückwünscht, lobt es seine Gattin und seine Kleinen, die innigste Zärtlichkeit ausdrückend, die dem Verein der ehelichen und Vaterliebe entquellen kann. Ich habe diesen Gesang übersetzt oder vielmehr zu übersetzen nur versucht, muß also meine Leser um Nachsicht bitten, und würde noch mehr Grund dazu haben, wenn — sie Nachtigallen wären. Man weiß ja wie viel in jeder Uebersetzung von dem Original verloren geht.

Dors, dors, dors, dors, dors, dors, ma douce amie,
Amie, amie
Si belle et si chérie!
Dors en aimant,
Dors en couvant,
Ma belle amie,
Nos jolis enfants;
Nos jolis, jolis, jolis, jolis, jolis,
Si jolis, si jolis, si jolis
Petits enfants.
Mon amie,
Ma belle amie,
A l'amour,
A l'amour ils doivent la vie.
A tes soins ils doivent la jour.

Dors, dors, dors, dors, dors, dors, ma douce amie,
Auprès de toi veille l'amour,
L'amour.
Auprès de toi veille l'amour.

Eine Bemerkung in der vorigen Nummer bedarf der Berichtigung. Die Angaben über den Bezug der Sonette und der bekannten Charade Goethes auf Minna Herzlieb in dem Buch des Engländers Lewes über Goethe verdankt dieser natürlich, wie alles Richtige in seinem Buche deutschen Quellen. Wie sollte ein Fremder bestimmte Local- und Personal-Facta vergangener Zeit anders erkennen als durch Unterricht des Heimischen? Die ihm zugeschriebene Entdeckung ist ein Ausschluß, der von Eckermann herrührt und zuerst in W. Schäfer Goethes Leben (Bremen 1851) Bd. 2 S. 335 mitgetheilt, dann auch in andern deutschen Aufsätzen besprochen wurde.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Halbjahrpreis 20 Sgr.

Digitized by Google

№ 32. 10. August 1856.

Schiller und Lotte.

(Fortsetzung.)

Daß, unter dem innigen Freundschaftsverkehr mit Caroline, Schillers und Lottes persönliche Neigung, wegen Beider Schüchternheit uneingestanden, fortwuchs, ist deutlich wahrzunehmen in all den Briefen aus der Zeit des aufsteigenden Verhältnisses; unmittelbar aber sprechen es Beide aus, nachdem endlich das Geständniß sie von dem langen Zweifel erlöst hat. „Ich fühle es wohl, schreibt Lotte (S. 130), daß Dich meine anscheinende Kälte oft abgestoßen haben mag, mein Theurer, Lieber. Meine Anhänglichkeit für Dich konnte ich Dich nie so wie ich wünschte fühlen lassen. Meine natürliche Bescheidenheit, nie den geringsten Schein von Zudringlichkeit zu haben, mag wohl eine der Ursachen sein. In Weimar konnte ich als eine neue, ankommende Bekanntschaft (ich will Dir doch das rothe Billet wieder ins Gedächtniß rufen) nicht mehr als Deine ältern Freundinnen verlangen, sogar weniger; und meine Bescheidenheit erlaubte es nicht, mehr Ansprüche auf Dich zu machen, so sehr mich mein Herz zu Dir zog. Auch bei Deinem Aufenthalt unter uns voriges Jahr kam mir zuweilen ein Mißtrauen auf mich selbst an; und der Gedanke, daß Dir Caroline mehr sein könnte als ich, daß Du mich nicht zu Deinem Glücke nöthig hättest, zog mich auch mehr in mich zurück, fühle ich nun, da ich darüber nachdachte, weil sich auch da wieder meine Bescheidenheit und Furcht lästig zu sein einmischte. Sieh', Lieber, dies waren vielleicht zuweilen die Ursachen meiner Kälte, die Dir wehe that. Die Menschen, die mehr Zutrauen auf sich selbst haben, sind wohl glücklicher; zuweilen möchte auch ich anders sein, aber ganz kann ich mir es nicht immer nehmen, und ich denke mir oft wieder, es wäre ein unabänderlicher Charakterzug, der zu meinem Wesen gehören muß, und der mich zu dem was ich jetzt bin macht. — Es wird eine schöne Zeit sein, wenn wir erst ganz für einander leben. Wie Vieles wird sich nach und nach im ungestörten Beisammensein entwickeln; wie Vieles werden wir noch aneinander finden, was uns näher und enger noch verknüpfen kann.“ —

Digitized by Google

Und Schiller antwortet (S. 437): „Laß aber rothe Billets auf immer unter uns abgethan sein, liebe Lotte. Von mir hast Du keins mehr zu erwarten, und ich hoffe, daß ich mir von Dir keines zuziehen will. Du hast gegen mich nicht anders sein können als Du warst; und wenn ich nicht war, was ich sein wollte und gesollt hätte, so kam es daher, weil ich in Einem Falle mit Dir bin; ich habe die große Meinung nicht von mir, daß ich auch gleich glaube, was ich wünsche. Ohne Caroline hätte ich lange mit dir umgehen können, ohne es deutlich zu hoffen, daß ich Dir mehr sein könnte als Dein Freund. Soll ich es Dir gestehen? Ich hielt Dich nicht mehr für ganz frei. Eine frühere Neigung, fürchtete ich, hätte Dich gebunden, und ihr Eindruck würde durch einen neuen nicht ganz mehr zu verlöschen sein. Vielleicht, wenn mir dieser Gedanke nicht vorgeschwebt hätte, würde ich schneller in Deiner Seele gelesen haben. Aber diese Dinge sollen uns nicht mehr beschäftigen. Haben wir uns doch verstanden und gefunden und gehören uns auf immerdar! — Nur vorwärts, liebe Theure, laß uns sehen! — Ja, eine schöne Harmonie soll unser Leben sein, und mit immer neuen Freuden sollen sich unsere Herzen überraschen. Unerschöpflich ist in ihren Gestalten die Liebe, und die unsrige glüht in dem ewigen schönen Feuer einer immer sich mehr veredelnden Seele. — Du mußt mir ja viel schreiben, meine Liebe. Jetzt ist es noch an Dir, etwas mehr mir zu geben, als ich Dir geben kann; aber ich will alles, was Du mir mehr schreiben wirst, als ich Dir, als ein Kapital bei mir bewahren, und es Dir einst, wenn ich freier bin, mit recht hohen Zinsen zurückgeben. Ja, Du wirst es gewiß, denn Du weißt, daß Du für meine Freude arbeitest. Deine Seele muß sich in allen Gestalten vor mir verklären, und daß ich Dir nahe bin, daß Du an mich denkst, dies kannst Du mir nicht zu oft wiederholen. Ach, immer neu überströmt es mich, das Gefühl, daß Du mein bist, daß wir einander gehören, daß wir unzertrennlich sind!" — Auf das oben gemachte Geständniß, daß er sie nicht mehr frei gewähnt, antwortet Lotte nachher (S. 460): „Nein, Lieber, ich hatte keine frühere Neigung, die mich so fesselte, daß der Eindruck, den Du auf mich machtest, hätte schwächer sein können. Ich fühle wohl, ich kannte die Liebe noch nicht vorher; es war nur eine wärmere Freundschaft, die mich vielleicht zu Einigen zog aber nicht das Gefühl, daß mich nun belebt. Einmal glaubte ich in der Schweiz zu lieben; aber ich war noch ein Kind, und das Bedürfniß mein Herz anzuschließen, das Sehnen nach Liebe, das mir so von Siegwart u. a. geblieben war, machten mich empfänglicher, Eindrücke anzunehmen. Aber es war nicht das Streben in meiner Seele, was ich jetzt habe, dieses mächtige Gefühl, nur für Dich, für Dein Glück zu leben; ja ich könnte mein eigenes aufopfern, nur um Dich glücklich zu wissen; könnte meine Liebe, oder besser mein Leben (denn dies kann ich nicht mehr trennen) hingeben, um Dich glücklich zu machen, Dir ein schönes ungestörtes Leben zu verschaffen, wenn Du es ohne meine Liebe mehr sein könntest. Dein Glück, deine Ruhe sind mir das Heiligste, was ich kenne." — Bei einem andern Rückblick sagt Schiller (S. 450): „Ich bin dem bösen Kochberg noch immer gram vom vorigen Jahre her, wo es Dich immer von mir wegnahm. Der Ausgang des Sommers wurde uns dadurch so gestört und unser Verhältniß zerrissen, wenn es eben im besten Gange war. Jetzt magst Du sein, wo Du willst, so bist Du bei mir und ich bei Dir. O wie viel anders ist jetzt Alles! Die schöne Gewißheit und neben ihr die selige Ruhe!" — Sie antwortet (457): „Auch mir hat es manchen unruhigen Eindruck vorigen Sommer gegeben. Wenn ich mir Dich in Rudolstadt dachte und doch fern war, der bange Gedanke, daß Du Dich gewöhnen könn-

Digitized by Google

test, mich zu missen, trieb mich oft in den dunkeln Gang am Wasser, und ich lebte meinem Schmerz. Deine Billets, Deine Briefe, die Du mir nach Kochberg schriebst, gaben mir da manchen Trost; ich fühlte doch wieder, daß ich Dir fehlte, daß Du meiner dachtest, und ich saß manche Augenblicke in dem Tempel am Wasser, freute mich des süßen Gefühls, Dir etwas sein zu können. Wohl mir, daß es nun anders ist, daß die schöne Gewißheit, daß Du mein bist, mein Leben erhellt." —

Diese zuletzt erst eingestandenen Zweifel Beider sind am meisten bezeichnend für den stillen Kampf einer wahren Liebe, und der gleichzeitig offnere und belebtere Austausch zwischen Schiller und Caroline zeugt bei aller Wärme vielmehr für ein minder befangenes und minder verlangendes Gefühl.

(Fortsetzung folgt.)

Aberglaube und Sagen aus Göttingen und nächster Umgegend.

Von

Karl Seifart.

Die Stadt Göttingen ist sehr arm an Sagen und Ueberlieferungen, welche auf den alten Volksglauben Bezug haben; ziemlich reich daran aber ist die Umgegend, selbst die nächste. Ohne Zweifel hat das alte Godingen (Gauding) auch seinen reichen Sagenschatz gehabt, aber die gänzliche Umwandlung, welche die Stadt seit Gründung der Universität erfuhr, der Einfluß einer neuen industriellen Richtung und geistigen Thätigkeit, welcher den Bewohnern sich jetzt aufdrängte, verwischte den alten Glauben bis auf schwache Erinnerungen an Frau Holle, einen in der Nikolaistraße spukenden Währwolf, einen gespenstigen Mönch im „Papendiek" und die wenigen Mittheilungen in der Müller-Schambachschen Sagensammlung (z. B. S. 33, S. 60), während diese Sammlung aus der Umgegend von Göttingen eine Fülle von Sagen bringt. Um so überraschender war es mir, durch den Mund meines alten Gärtners von einem interessanten Göttinger Aberglauben zu hören, welchen ich ähnlich auch in Halle vorfand, und welcher bei Grimm im Anhang zur ersten Ausgabe der Mythologie (Abergl. 178) nach der gestriegelten Rockenphilosophie mit den Worten erwähnt wird: „Ein entwöhntes Kind soll nie wieder an die Brust gelegt werden, sonst wird es ein Gotteslästerer." In der gestriegelten Rockenphilosophie (Ebennitz 1718) S. 337 Cap. 86, ist noch hinzugesetzt, ein entwöhntes und wieder an die Brust gelegtes Kind „könne auch mit seinem Maule alles beschreien und in Ungeding bringen." Letzteres hebt nun der Göttingische Aberglaube besonders hervor und spricht es etwa so aus: „Man muß Kinder und Vieh nicht von Jederman besehen lassen, denn manche Leute können tävern, Alles was sie ansehen, wird betävert und gedeiht nicht. Daran sind die Mütter schuld; wenn diese nämlich ein schon entwöhntes Kind aus Mitleid wieder an die Brust legen, so muß es von Kindesbeinen an tävern, es mag wollen oder nicht." —

In Halle fand ich ebenfalls nach mündlicher Mittheilung (Emil Sommer scheint dieser Aberglaube entgangen zu sein) ganz dieselbe Vorstellung, nur daß man hier natürlich nicht das niederdeutsche tävern, sondern das üblichere „Beschreien" gebrauchte. Das niederdeutsche tovern, tövern (vergl. Mythol. 1 S. 580) für Zaubern, ist in der lebenden Sprache sehr selten geworden; im Hildesheimischen sagte man tövern, und töversche für Hexe; so finde

Digitized by Google

ich's auch in handschriftlichen Hildesheimischen Annalen und Chroniken des sechzehnten Jahrhunderts. Auch hörte ich dort noch in meiner Kindheit das pleonastische töverhexe, welches sehr mit dem bei Grimm (a. a. O. 580) angeführten, schwedischen tofverhäxa stimmt. Seit Jahren hatte ich, trotz mancher Nachfragen im Volke, das Wort nicht wieder gehört, bis es mir in der dialektischen Verschiedenheit von tävern, betävern hier in Göttingen wieder entgegen trat. — Nach dem Göttinger Aberglauben scheint man besonderes Gewicht darauf zu legen, daß der täverer oder die täversche ohne ihre Schuld zu der schlimmen Eigenschaft gekommen sei, — saun arm minsche kann sülvest nichts dervor — hieß es; ich vermuthe daher, daß sich diese Vorstellung erst im siebenzehnten Jahrhundert, als der Unfug der Hexenprozesse die erschreckendste Höhe erreicht hatte, gebildet habe. Man sah viel Leute, welche sonst einen guten Wandel führten, wegen Zauberei in Untersuchung kommen und bildete nun den schon vorhandenen Aberglauben, daß es überhaupt nicht gut sei, ein entwöhntes Kind wieder an die Brust zu legen, weiter dahin aus, daß dies auch dem entwöhnten Kinde übernatürliche, schädlich wirkende Kräfte beilege, die es wider seinen Willen anwenden müsse. Ganz ähnlich hörte ich noch vor Kurzem, während einer schwurgerichtlichen Verhandlung, durch welche ein rückfälliger, unverbesserlicher Dieb verurtheilt wurde, eine Frau aus dem Volke sagen: „Der arme Mensch kann nichts dafür, er muß stehlen, daran ist seine Mutter Schuld, die wahrscheinlich gestohlen hat, als sie mit ihm ging"; d. h. während der Schwangerschaft. — —

Das „Besprechen" findet in Göttingen noch einen lebendigen Glauben. Ein kürzlich verstorbener, dem wohlhabendern Bürgerstande angehöriger Mann „hat viel Leute geheilt, vor seinem Anblasen schlossen sich blutende Wunden." Ich selbst habe mir von diesem Mann, um seinen Spruch zu erlauschen, eine rheumatische Zahngeschwulst besprechen lassen; er blies mich an und flüsterte etwas von der heiligen Katharina, wollte sich aber nicht dazu verstehen, den Spruch vernehmlich auszusprechen, auch könne er ihn nur Weibern lehren, denn es ginge von einem Mann nur auf eine Frau und wieder auf einen Mann über. —

Interessant ist der hiesige Aberglaube an die „freie Bindung" oder den „freien Verband." Wenn nämlich Jemand mit einem Beil, Messer oder sonst einer Waffe verletzt ist, so legt der des freien Verbandes Kundige den für die Wunde bestimmten Verband nicht um die Wunde selbst, sondern kunstgerecht um das Messer oder Beil, womit die Wunde geschlagen ist, und spricht zu dem Verwundeten: so nu gah hen in gottes namen un kiek dek nich um (sieh dich nicht um), bald darauf ist die Wunde geheilt. — Dies ist echt zauberhaft, in gutem d. h. alten Sinn, und trägt den Charakter hoher Alterthümlichkeit. So sind auch die Stellen der bekannten, von Waitz aufgefundenen und der Sprache nach dem achten Jahrhundert angehörenden Merseburger Zauberssprüche, wo von Klauben und Knüpfen an Hand- und Fußfesseln die Rede zu sein scheint, dahin zu verstehen, daß die idisi (zauberkundigen Weiber) nicht die wirklichen Banden des Kriegsgefangenen aufknüpften, sondern eben durch ein zauberhaftes Aufknüpfen anderer Bande, vielleicht an ganz entfernten Orten, übernatürliche, lösende Kräfte auf die wirklichen Fesseln ausüben wollen: Man vergleiche die sogenannten sympathetischen Curen. — Wir haben somit in den Merseburger Zauberssprüchen beide Arten des vorstehenden Göttingischen Aberglaubens; in dem Zauberspruche über den verrenkten Fuß eines Pferdes, das gewöhnliche „Besprechen", und in dem Zauberspruch über die Fesseln eines Kriegsgefangenen, den „freien Verband". — Durch geheimniß-

Digitized by Google

volles Binden und Knüpfen scheint man vielfach zauberisch gewirkt zu haben, indem die Hexen Schemelbeine verbanden (Mythol. I A 606) konnten sie zerbrochene Knochen entfernter Menschen heilen; das bekannte Nestelknüpfen (ligulam ligare, lier l'esquilette cf. Freudius in Gewissensfragen von Zauberei quaest 185 ff. und Cypräus de connubiorum jure c. 9) gehört hierher, und das Zuschnappen eines Schlosses um Ehemännern die Macht zu nehmen; auch Gespenster „bindet man ab" nach der gestriegelten Rockenphilosophie sechstes Hundert S. 304. Jäger und Müllerburschen können durch ein zauberisches Verflechten von Weidenzweigen einen entfernten Dieb mit unsichtbaren Banden fesseln; Hexen verursachen einem Kinde Krämpfe dadurch, daß sie „ein Gebind verwirrtes Garn" in die Wiege legen; vergleiche Niedersächsische Sagen von Müller und Schambach S. 174. —

In Bovenden und Weende bei Göttingen glaubt auch die jüngere Generation noch lebhaft an Hexen. In Bovenden stand, wie ein junges Mädchen erzählte, eine alte Frau, welche einen Ausschlag an der Stirn hatte, im Verdacht der Nachtreiterei. Der Ausschlag (wahrscheinlich Flechte) kam daher, weil die Frau bei ihren Ausfahrten durch den engen Schornstein immer mit dem Kopfe gegen die Feuermauer stieß. —

In Weende waren junge Leute in einer Spinnstube beisammen und erzählten einander Geschichten von Hingerichteten, besonders von Gehenkten. Ein Mädchen meinte, sie möchte doch gern wissen, wie es einem Gehenkten zu Muthe sei, man solle sie aber gleich wieder losmachen. Darauf that das Mädchen ein Band um den Hals und hing sich am Fensterkreuz auf, in demselben Augenblicke ertönte draußen auf der Diele eine sehr feine und wunderliche Musik, welche all die andern jungen Leute aus der Stube lockte. Draußen war kein Spielmann zu sehen und dennoch tönte die Musik noch lieblicher denn vorher, so daß die jungen Leute das Mädchen in der Stube vergaßen und nach den aufgespielten Weisen tanzten. Lange mochten sie schon getanzt haben, als die Musik plötzlich mit einem Mum! mum! verstummte. Ein „Grießel" (Grausen) überfiel die Tänzer und trieb sie wieder in die Stube; da fanden sie das Mädchen todt und mit ganz blauem Gesicht am Fensterkreuz hängen. — — Gegen „Vermessene" darf der Teufel seine Tücke ausüben. Die feine „quinkelirende" Dämonenmusik kommt oft in den Hexenprozessen vor; besonders hervorgehoben ist die teuflische Musik und der Tanz danach in den Mittheilungen der Hildesheimischen handschriftlichen Oldekopschen Chronik über die Wünstedtsche, vergleiche meine Sagen u. s. w. aus Stadt und Stift Hildesheim S. 59. — —

Mein Gärtner erzählte, als wir einen Baum betrachteten, der viel trockenes Laub den Winter über behalten hatte: Ein Mann hatte mit dem Teufel ausgemacht, daß er ihn holen solle, wenn alle Bäume das Laub verloren hätten. Gut, dachte der Teufel, du bist mir sicher, und kam, um des Mannes recht gewiß zu sein, mitten im Winter wieder, als alle Bäume kahl standen. Nun mach dich reisefertig zur Hölle, sagte der Teufel zu dem Manne. Oho, antwortete der, so weit sind wir noch nicht, erst beweise mir, daß alle Bäume kahl sind und geh mit mir in's Hainholz. Gut, sagte der Teufel, es wird dir doch nichts helfen. — Da führte der Mann den Bösen in's Hainholz und zeigte ihm eine Blutbuche, welche des trockenen Laubes noch ganz voll war, denn die Blutbuche, daran hatte der Teufel nicht gedacht, läßt erst die trockenen Blätter fallen, wenn die neuen hervorsprießen. Wüthend riß der dumme Teufel die Blutbuche aus der Erde und fuhr mit ihr zur Hölle. — —

Digitized by Google

Auch den im Anhang der Mythologie erwähnten Osteröder Aberglauben (Aberglaube 786) fand ich hier in der Form: „Besprechen kann nur ein siebenter Sohn lernen." —

Seltner möchte folgendes sein: „Wenn man Hollunderholz verbrennt, so sterben im ganzen Hause die Hühner." Hollunder, niedersächsisch ellorn, nach Hildesheimischen Dialect allhörn, gehörte zu den heiligen Bäumen, vergl. Mythologie 1 Artikel Bäume S. 374. Huhn und Hahn wird oft mit dem Hollunderbusch, auch „Holderbusch", in Verbindung gebracht; ich wage die Vermuthung, daß man dem Hollunder Huhn und Hahn geopfert haben möchte (die Ehsten opferten noch in neuerer Zeit unter einigen Bäumen schwarze Hühner, Grimm a. a. O. S. 373), auch wohl diese geopferten Thiere daran aufhing, wie Pferdeköpfe, Häute von geopferten Ochsen und dergleichen an heiligen Eichen aufgehängt wurden. Eine Bauerfrau in Hildesheim legte einen allhörnteigen (d. i. Hollunderzweig) der brütenden Henne in's Nest. Ein gespenstisches schwarzes Huhn wußten wir als Kinder bei Ochserfum (unweit Hildesheim) unter einem Hollunderbusche sitzen; wer das Huhn sah, dem brachte es Unglück. In der alten Gaunersprache (vergl. das im Soldatenleben des Philander von Sittenwalt mitgetheilte Wörterbuch) heißt ein Huhn Flughart und Holderkauz. — Zur genauern Topographie des zuletzt mitgetheilten Aberglaubens will ich noch bemerken, daß der Arbeiter, welcher mich warnte, gefällte Hollunderbüsche zu Brennholz verschlagen zu lassen, nicht aus Göttingen selbst, sondern aus Uder, einem etwa fünf Stunden von Göttingen belegenen eichsfeldischen Dorfe war. —

Von Neapel nach Sorrent *).

Von

A. D.

II.

Doch mit der wunderbarsten Pracht
Strahlt eine Insel noch vor allen
In Schimmer, Gluth und Farbenschmelz. —
Was ist's? — Ein Diamant? — Ein Fels? —
Schloß — Wolke, die herabgefallen
Und auf dem Spiegel von Krystallen
Nun blauend, purpurflimmernd ruht? —
Capri ist's, der Juwel der Fluth!

Der Anblick des nahe herüber strahlenden Capri, der auf dem Meer schlafenden Sphynx, lockte uns bald zu einer Fahrt hinüber. „Schlafende Sphynx" nennt Jean Paul die Insel, welche er nie gesehen hat Wer sie gesehen hat, der kann diese Vergleichung für das colossale auf dem Meer leuchtende Gebild näher ausführen. Die schlafende Sphynx kehrte dann der Küste von Sorrent den Rücken zu, so daß die gewaltige Felskuppe des Solaro, auf der die Stadt Anacapri liegt, Kopf und Brust bildeten. Ich gestehe indeß das Bild mehr poetisch als der Wirklichkeit entsprechend gefunden zu haben, indem für dasselbe die Insel nicht lang genug gedehnt ist, auch damit gar nicht die magische Farbenpracht bezeichnet wird, in der sie auf dem Meer schimmert. Das neueste Bild von Gregorovius: „ein Sarkophag, dessen Seiten Eumenidenschlangen schmücken und obendarauf liegt Tiberius", ist doch nur ein rhetorisches Bild, das auch Tiberius eine zu große Wichtigkeit beilegt.

*) Vergleiche Nr. 18 d. B.

Digitized by Google

Mein Freund und ich beſchloſſen mit dem Dampfſchiff, das mehrmahls in der Woche von Neapel nach Capri geht und in Sorrento anhält, hinüberzufahren. Früh am Morgen ſtiegen wir die in Tuffſtein gebauenen ſteilen Treppen hinab, die zur Marine führen, begleitet von dem Schwiegerſohn und dem Sohn unſerer Wirthin Roſa magra, die unſer Gepäck trugen. Rafaele erwartete uns ſchon mit der Barke, die uns an Bord des Dampfers bringen ſollte. Wir ſetzten uns nebſt unſern Begleitern ein und ſteuerten uns längs des Geſtades haltend nach der Richtung zu, woher der Vazore kommen mußte. Da derſelbe noch nicht in Sicht war und die Sonne bereits gewaltig über den Terraſſen Sorrents herabbrannte, ſuchten wir in einer geräumigen Grotte Schutz. Nach der Ausſage Rafaeles war hier früher ein Nonnenkloſter und die Grotte diente als Kirche. Das Gewölbe derſelben war wohl erhalten, man erkannte noch die Bänke und Sitze, über welche nun die glitzernden Wellen glitten, in denen eine Menge kleiner Fiſche herumſpielte. Ich hätte nicht vermuthet, an dieſer Stelle und aus dem Munde eines Sorrentiner Fiſchers ein Glaubensbekenntniß zu vernehmen, das in ſeiner Toleranz Nichts zu wünſchen übrig ließ und ſogar lebhaft an ein Gedicht unſers Joh. Heinrich Voß erinnerte. Unſern ſchaukelte auf dem Meer eine vor Anker liegende elegante Jacht. Rafaele erzählte, eine reiche engliſche Lady, die dieſen Sommer in Sorrent wohne, habe das Schiff von England kommen laſſen und damit ihrem Liebhaber, einem neapolitaniſchen Marcheſe, ein Geſchenk gemacht. Der Sohn unſrer Wirthin, ein bleicher, ſtiefmütterlich von der Natur behandelter junger Menſch von 17 bis 18 Jahren, herzensgut aber bigott, nahm davon Anlaß gegen die Lady loszuziehen, indem er ihr namentlich den Vorwurf machte, daß ſie keine Chriſtin ſei und nicht die Kirche beſuche. Dem erwiderte aber Rafaele: Die Lady ſei eine brave Dame, ſehr wohlthätig und ſchenke den Armen Viel. Daß ſie Proteſtantin ſei und nicht in die Kirche gehe, darauf komme es nicht an. „Katholik, Proteſtant, Türke, Jude, das iſt Alles einerlei, ſie glauben Alle an Einen Gott, credono tutti in un dio. Habe ich Recht?“ ſchloß er, ſich an uns wendend. Wer denkt nicht hierbei an das Gedicht unſers Voß, wo ein Katholik, ein Lutheraner und ein Kalviniſt an der Himmelsthür ankommen und ſich jeder bei St. Peter als Bekenner der allein richtigen Kirche anmeldet, worauf ſie derſelbe auf einer Bank ſo lange draußen warten läßt, bis ſie endlich überwältigt von dem Anblick der himmliſchen Wunder einmüthig den Geſang anſtimmen: Wir glauben Alle an einen Gott. Das Toleranzbekenntniß des neapolitaniſchen Fiſchers ging ſogar eigentlich noch weiter als das des proteſtantiſchen Dichters.

Unterdeſſen war das Dampfboot erſtlichtlich geworden, und Rafaele ſchickte ſich an, ihm entgegenzufahren. Zu gleicher Zeit ſtieß ein buntgemaltes Boot vom Land ab, daß unter dem Wirbel von zwölf Rudern pfeilſchnell über den ſmaragdnen Meeresſpiegel glitt und lange vor uns bei dem Schiff anlegte. Es hatte, wie wir, auf dem letztern angelangt, erfahren, den Grafen von Syracus, den Bruder des Königs von Neapel, am Bord, der ſich in Sorrent zur Villeggiatur aufhielt und heute ebenfalls mit dem Dampfer nach Capri fuhr. Ich hatte mich auf einer der Bänke auf dem Verdeck niedergelaſſen, auf einige Schritte Entfernung von einem dicken ältlichen blonden Herrn, den man für einen Engländer hätte halten mögen. Auf meinem ſchönen Palmſtock, ein Geſchenk des Cavaliere Wagner von der König Ludwig gehörigen Villa Malta in Rom, die eine Hand mit ausgeſtrecktem Arm geſtützt, wodurch ſich allerdings die Entfernung zwiſchen uns beiden auf der Bank Sitzenden verringern mochte, betrachtete ich das entzückende Meeresbild und das immer mächtiger em-

Digitized by Google

vorſteigende Capri. Endlich bemerkte ich meinen Freund, der auf der andern Seite des Verdecks ſtehend mir fortwährend winkte, zu ihm hinüberzukommen. Als ich mich zu ihm begeben, fragte er mich, ob ich wiſſe, neben Wem ich ſitze? Da ich es verneinte, ſagte er mir, es ſei der Graf von Syracus. Er machte nun eine übertriebene Beſchreibung von der Art, wie ich denſelben mit Hand und Stock in die Enge getrieben, von der Verlegenheit des Prinzen, der vor der bedrohlichen Nähe ſich bis in den äußerſten Winkel der Bank zurückgezogen habe. Mein Freund behauptete im Scherz, es ſei Abſicht von mir, von mir, dem Ghibellinen, der den Mercato, die Hinrichtungsſtätte Conradins und den hohenſtaufiſchen Adler an der Vicaria nur entblößten Hauptes begrüße, die Rache an dem Angiovinen *) geweſen.

(Fortſetzung folgt.)

*) Anjou.

Kleine Zeitung.

— Der Bildhauer von Hopfgarten hat das Modell der Loreley, die auf der Höhe des Porſiſelens aufgeſtellt werden ſoll, vollendet. Die deutſche Sirene ſoll in koloſſalen Dimenſionen ausgeführt werden (die Höhe 90 F., der Guß in Zink). Den Gedanken der Aufſtellung ohne Weiteres als einen glücklichen und poetiſchen zu bezeichnen (wie es durchweg geſchieht) möchte vereilig ſein. Es fragt ſich, ob nicht einerſeits der poetiſche Zauber, den die Sage der eigenthümlichen Lokalität leiht, durch die Mitwirkung der Kunſt, die ausdrückliche plaſtiſche Darſtellung, welche, aus der Ferne wirkend, als eine Nachhülfe für die Phantaſie erſcheint, und ob nicht andrerſeits (wenn zu näherer Betrachtung des Werks die Höhe erſtiegen iſt), der reine Kunſtgenuß durch die Mitwirkung der Natur, durch die Halbheit einer Illuſion, welche zurücktritt, zurücktreten muß, obgleich ſie eine theilweiſe gegebene und ſich aufdrängende iſt, weſentlich beeinträchtigt wird. Was für den Gedanken ſpricht, iſt die Forderung, die im Allgemeinen für die Werke der darſtellenden Kunſt gegenüber der modernen Zuſammenſchachtelung in Muſeen u. ſ. w., ſowie gegenüber den Conſequenzen des Privatbeſitzes und Privatgenuſſes geltend gemacht werden muß, daß der „Ort“ ihrer Aufſtellung kein zufälliger ſeyn darf, daß vielmehr jedes Kunſtwerk ſeiner Umgebung zunächſt entſprechen und ſodann die Bedeutung der Lokalität künſtleriſch ausdrücken, oder der Eindruck eines Ganzen zuſammenfaſſen ſoll. Dagegen iſt eben ſo entſchieden geltend zu machen, daß kein darſtellendes Kunſtwerk, inſofern es ein fixirtes iſt — alſo nicht den Charakter der vorübergehenden Erſcheinung hat — mittelſt des Zuſammenhanges mit ſeiner Umgebung die Illuſion des Wirklichen bezwecken oder auch nur an eine ſolche Abſicht erinnern darf, und wenn man von dieſem Geſichtspunkte ausgeht, iſt die Berechtigung der Loreley-Statue auf dem Lorelepfelſen unzweifelhaft in Frage geſtellt.

— In Stanz, wo bis jetzt die Erinnerung an Winkelried durch ein altes Brunnen-Steinbild ohne künſtleriſchen Werth (mit einem Bündel Speerſpitzen in den Armen) vertreten war, ſoll ein Winkelried-Denkmal errichtet werden. Der Vorſchlag einer Capelle iſt zurückgetreten. Plaſtiſche Entwürfe, den Helden theils todt, theils ſterbend, theils allein, theils in einer Gruppe darſtellend, ſind zahlreich eingegangen. Den meiſten Beifall hat der Entwurf von Dorer aus Baden gefunden, ohne jedoch durchzuſchlagen. (Zwei Figuren: der todte Held wird von dem Dichter des Sempacherlied, Halbſuter, mit einem Kranz geſchmückt.) Gegenwärtig iſt eine Bewegung für eine maleriſche oder Relief-Darſtellung eingetreten.

— Eine willkommene Erſcheinung für die Verehrer Mozarts wird ein Kupferſtich ſeyn, der in der Kunſtanſtalt des Herrn C. Höfel in Salzburg nach dem Bilde von Santa Croze gegenwärtig ausgeführt iſt. Dieſes Bild ſtellt Mozart mit ſeiner Schweſter Marie Anna am Clavier und den Vater, der die Violine in der Hand, das Spiel der Geſchwiſter überwacht, dar.

— Ein Gemälde von Rubens iſt kürzlich in London zu einem Preiſe verkauft worden, wie er vielleicht noch nicht vorgekommen. Die Landſchaft, der „Regenbogen“ genannt (durch den Kupferſtich von Bolswart allgemeiner bekannt) ging auf der Verſteigerung des Lord Orſort für 4550 Pf. weg. Herr Watſon Taylor hatte das Gemälde früher in Genua aus dem Palazzo Baldi für 2650 Pf. erſtanden.

— In Paris hat man vor Kurzem die Originalſkizze der berühmten heiligen Familie aufgefunden, die Raphael für Franz I. malte und die eine Hauptzierde der Gallerie des Louvre iſt. Die Regierung wird dieſe koſtbare Reliquie käuflich an ſich bringen.

— Die, wie es heißt, letzte Kunſtreiſe der Frau Jenny Lind-Goldſchmidt auf engliſchem Boden hat ihr neue Ehren und großen Gewinn eingebracht. (Engliſche Blätter berechnen die Einnahme zu 40,000 Pf.). Das Künſtlerpaar will ſich dem Gerüchte nach dauernd in Dresden niederlaſſen.

— Robert Schumanns „Paradies und Peri“ hat in London im philharmoniſchen Concert eine ſehr kalte Aufnahme gefunden. Die engliſche Kritik ſpricht ſich gegen dieſe Muſik ſcharf und verwerfend aus.

Berantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Halbjahrpreis 20 Sgr.

Digitized by Google

№ 33. 17. August 1856.

Schiller und Lotte.

(Fortsetzung.)

Es kann freilich auffallen, daß nach der ersehnten Gewißheit und Verlobung so häufig die feurigen Ergießungen Schillers an beide Schwestern zugleich gerichtet sind; aber nur, wenn man die Individualität der Situation nicht kennt. Erstlich war Caroline für Schiller der Schutzgeist seiner Liebe zu Lotte; sie hatte das Siegel des bangen Schweigens gebrochen, und sie übernahm es, der Mutter die Eröffnung zu machen und deren Zustimmung zu erwirken. (S. 360: „Ist es wahr, theuerste Lotte? Darf ich hoffen, daß Caroline in Ihrer Seele gelesen hat und aus Ihrem Herzen mir beantwortet hat, was ich mir nicht getraute, zu gestehen? O wie schwer ist mir dieses Geheimniß geworden, das ich, so lange wir uns kennen, zu bewahren gebabt habe!“ — S. 362: „Bestätigen Sie, was Caroline mich hoffen ließ. Sagen Sie mir, daß Sie mein sein wollen, und daß meine Glückseligkeit Ihnen kein Opfer kostet.“ Später Lotte (S. 376): „Der Gedanke an den Herbst ist mir zu meinem Glück nöthig; denn oft liegt unsre Trennung schwer auf meinem Herzen. Ich selbst habe noch nicht darüber mit meiner Mutter gesprochen; aber Line wird es schon nach und nach einleiten. Ich selbst spreche nie mit ihr über Dinge, die mich so nahe angehen; von jeher war es so.“ —) Schon darum war es Schillern nöthig, die ganze Erwärmung seines innern Lebens und den ganzen Drang seiner Sehnsucht mit an Caroline zu richten, sie ganz in seine Freude und Ungeduld hereinzuschließen, damit sie, eingeweiht in die Größe seines Verlangens und in jede bestimmte Wendung seiner Absicht, die Verwirklichung herbeizuführen und zu beschleunigen, die gleichbestimmte Entschlossenheit gewinne und für ihn und Lotte handle. Zum Andern war aber auch die Innigkeit, mit der Schiller die Schwester in den Bund hineinzog, eben so natürlich und rein motivirt. Caroline war in der ganzen Zeit zu seiner und Lottens Beunruhigung vielfach leidend; es hatte sich ihr und den Antheilnehmenden die Ueberzeugung nahe gelegt, daß in den Banden und Pflichten ihrer nicht gerade

Digitized by Google

unglücklichen, aber ihrer physischen Zartheit gefährlichen und ihren geistigen Bedürfnissen ungemäßen Ehe keine Erholung und Herstellung für sie zu hoffen sei. Ein ruhiges Leben in einem ihr geistig und gemüthlich harmonischen Kreise schien die einzige Rettung. Daher hatte schon der Gedanke an völlige Scheidung von ihrem zur Zeit auf einer Reise in der Schweiz abwesenden Gemahl sich dargestellt (vgl. S. 479). Damit Ernst zu machen, bedurfte es für sie der Ueberwindung gewiß nicht blos äußerer Schwierigkeiten. Nichts ist begreiflicher, als daß Schiller, von Natur Feind aller halben Verhältnisse und hilflosen Unschlüssigkeiten, zur Scheidung gerathen und in dem Augenblick zu Lauchstädt, wo er aus Carolinens Mund die unerwartete Versicherung erhielt, daß Lotte ihm von ganzer Seele ergeben sei, sofort mit gleicher Wärme, wie für seine möglichst schleunige Verbindung mit Lotte, für die Rettung Carolinens dadurch, daß sie bei und mit ihnen lebe, sich ausgesprochen. Hätte er Lotten weniger geliebt als Carolinen, so hätte ihm, da er wollte und wußte, daß sie zur Scheidung zu bestimmen sei, bei der schönen Harmonie Carolinens mit seinem Geist und seinen Lebensansichten und bei seinem herzlichen Mitgefühl für sie, ja nothwendig näher liegen müssen, sie zur Frau und Lottchen zur Schwester und Freundin im Hause zu verlangen. Es war um nichts weniger ausführbar. Allein seine feurige Freundschaft für Caroline, sein Wunsch, unzertrennlich mit ihr zu leben, war nicht diese Leidenschaft, die er seit Jahren für Lotte hegte. Allerdings aber hatte er, der als geborener dramatischer Dichter immer geneigt war, auch im Leben Pläne zu combiniren, bereits eh' er nach Lauchstädt kam, in dem Doppelplane allseitigen Vortheil gesehen, wenn Lottchen die Seine würde und Caroline zu ihnen zöge. Er wünschte, daß ihm selbst die Ruhe in Lottens Armen werde, ohne die er seine lästig beschäftigte Einsamkeit nicht mehr zu tragen wußte, wünschte, daß seiner Lotte das Leben mit ihm in seinen beschränkten Zuständen durch die Nähe der geliebten Schwester, mit der sie bisher ungetrennt gelebt, erleichtert und durch die Freude, sie genesen und bei sich wieder aufblühen zu sehen, verschönert werde, wünschte seinem Geiste den belebenden Umgang mit der Schwester Caroline, und wünschte, daß die Aussicht auf ein so schönes Leben Carolinen zu dem nöthigen Wagniß ihrer Scheidung Kraft gebe und, verwirklicht zugleich mit seinem ehelichen Glück mit Lotten, ihr ganz so wohlthätig werde, wie er hoffen konnte. Aber er fürchtete, unter den Einflüssen ihres Standes, ihrer Umgebung und Gewöhnung würden die Schwestern es nicht über sich vermögen, ihre und seine Wünsche dergestalt durchzusetzen und zu verknüpfen. Nichts anders als die seinem Gefühl abgedrungene und von seiner Besorgniß fein verschleierte Andeutung dieses Doppelplans enthält der letzte Brief an Carolinen vor seiner Ankunft in Lauchstädt (S. 346 f.), und der gleichzeitige an Lotte enthält, noch zarter eingehüllt, die Andeutung seines peinlichen Leidens bei dem vorangegangenen Wiedersehen, weil er ihr wieder so viel habe sagen wollen und so wenig gesagt habe. „Ihre Empfindungen an diesem Abend wären eine dunkle Ahnung von den meinigen, und ich wünschte, sie wären ein Abdruck davon gewesen, so hätten Sie mich ohne Worte verstanden, und alle die Menschen und menschenähnlichen Wesen um uns her hätten unsre Sprache nicht gestört." Es ist dann auch nichts anderes als eine unbefangene Vorstellung seines Wunsches und Planes, wenn er nach Erwähnung der intimen Freundin, mit welcher die beiden Schwestern in Lauchstädt vereinigt waren, bemerkt, er wäre sehr begierig zu beobachten, wie sich ihre drei Charaktere in einander mischen; „aber ich fürchte, ich würde ein schlechter Beobachter sein — ich würde lieber daran Antheil nehmen. Was

Digitized by Google

für ein schönes Leben, wenn dieses Lauchstädt eine von den glücklichen Inseln in der Fabel wäre, jedem andern Menschen, als den wir alsdann noch vermißten, unzugänglich." Er macht unmittelbar die Anwendung: „Sie glauben es nicht, liebste Freundin, wie viel Muth ich brauche, um dieses freundlose Dasein hier fortzusetzen — und blos allein von den Gütern der Phantasie zu leben. — Meinem Herzen fehlt es ganz und gar an Nahrung, an einer beseelenden Berührung, und durch keinen Gegenstand um mich her geübt, der mir theuer wäre, verzehrt sich mein Gefühl an wesenlosen Idealen. Aber warum schreibe ich Ihnen solche Dinge? Ich denke hier nur an mich selbst, und sollte mich Ihrer angenehmen Existenz in L.— vielmehr freuen!" Und am Schluß wieder: „Diesen verwirrten Brief verzeihen Sie mir. Ich hätte gar nicht schreiben dürfen, oder der Brief mußte so ausfallen, wie er ist. Adieu, Adieu! S." Sobald ihn nun zu Lauchstädt Caroline mit der Gewißheit von Lottens Liebe überraschend beseligte, drang er ohne Zweifel unverzüglich auch auf Carolinens Entschließung, sich zu befreien und seinem und seiner Lotte Loose sich anzuschließen. Seine Begeisterung überzeugte Carolinen. Um dann ihr und sich selbst zu beweisen, daß es ihm nicht etwa nur die Erreichung seines eigensten Wunsches mit Lotte durch ihr Mitinteresse gelte sondern daß auch ihre Bergung und Pflege an seinem künftigen Herde sein inniger Wunsch, der vereinigte Lebensgenuß mit der Freundin und Schwester ihm theuer und heilig sei, begann er, nach der Energie seines Willens und der Offenheit seines edeln Gefühls, so wie er Lottens Jawort hatte, seinerseits gleich dieses schöne Leben im Drei-Verein der Seelen und schüttete nun so oft in einem und demselben Schreiben sein Herz beiden Schwestern aus.

(Fortsetzung folgt.)

Von Neapel nach Sorrent.

Von

A. D.

II.

(Schluß.)

Auf dem Dampfboot war zahlreiche Gesellschaft aus Neapel, die ebenfalls Capri besuchen wollte: die Herrn wie die schwarzäugigten, sich fächernden Damen sehr gesprächig und munter und gerne bereit, sich mit den blonden Forestieri in Gespräch einzulassen. Nur wenn der Prinz sich näherte, stockten die gesprächigen Zungen, und selbst die Fächer schien eine Art respektvoller Lähmung zu befallen, so daß sie still standen wie spanische Wände in Miniatur, über denen die schwarzen Augen neugierig hervorsahen. Eine der Damen erzählte mir, daß sie mit ihrer ebenfalls am Bord befindlichen Mutter ihrem Bruder in Capri einen Besuch abstatte, der Lieutenant im neapolitanischen Militär gewesen, sich bei der Revolution betheiligt hatte und deßwegen nach Capri als Relegato verwiesen war. Die Relegati bilden nach neapolitanischem Strafsystem die geringst bestrafte Art politischer Verbrecher, sie sind auf eine der Inseln verwiesen, dürfen dort frei herumgehen, stehen aber unter polizeilicher Aufsicht, die namentlich die Schiffer überwacht, so daß eine Flucht ein so viel wie nicht vorkommender Fall ist. In Capri stießen wir auf eine Menge dieser Relegati; nach der Angabe der Insulaner betrug ihre Zahl gegen 1200, und da die vielen Unbemittelten und Armen unter ihnen von der Regierung täglich nur ein paar Gran erhielten, so bildeten sie eine wahre

Digitized by Google

Plage der Insel, besonders für die Fremden, denen sie sich überall aufdrängten, wie denn auch bei unsern Ausflügen immer ein paar Relegati eine unerläßliche Zugabe waren.

Immer mächtiger thürmte sich indeß Capri aus den Fluthen empor, indem wir an demselben entlang fuhren, da das Dampfboot zuerst seine Passagiere nach der blauen Grotte führt, die von Sorrent aus ziemlich am Ende der Insel liegt. Ein Felsenwall, braunroth in der Sonnengluth leuchtend, umstarrt von schroffen Klippen ist Capri; Castelle aus mittelalterlicher und Reste aus römischer Zeit krönen die schroffen Zinken; das Vorgebirge mit den Ruinen des Palastes von Tiberius und die gewaltige Kuppe des Solaro, der auf seiner Abdachung die Stadt Anacapri trägt, bilden die Flügel der Insel; von dem dieselben verbindenden Kamm des Eilands winkt die weiße Stadt von Capri mit ihren Häusern mit nach maurischer Art gewölbten Dächern und ihren buntgemalten Kirchenkuppeln und fällt ein grüner Terrassenhang, ein Baum- und Rebengewirr nach der weißsandigen Marine herab, während sonst die schroffen, schimmernden Felswände kein grüner Schmuck bekleidet. Wagen und sonstiges Fuhrwerk giebt es auf dem Felseiland nicht.

Das Dampfboot hielt an, und unsere zahlreiche muntere Gesellschaft begab sich in die Boote, um in die „blaue Grotte" zu fahren. Den Eingang derselben bildet eine niedrige Wölbung, das Meer war aber so ruhig, daß es nicht nöthig war, sich zu bücken, um sich den Kopf nicht einzustoßen, obgleich ein großer Theil der Gesellschaft, namentlich der weibliche, sich es nicht nehmen ließ, doch in devotester horizontaler Lage seinen Einzug zu halten. Wir befanden uns wie geblendet in einem Feensal, mit kuppelartigen Wölbungen, mit lazurleuchtenden Wänden, blauwogendem Krystallboden, wie in einem magischen bengalischen Feuer von einem sanften Farbenton strahlend, der nur Nichts von dem Verblassenden des künstlichen Feuers hatte, sondern im tiefen Schmelz leuchtete.

Bei dem Herausfahren aus der Grotte bemerkte ich, daß schon das Meer vor derselben eine ganz eigenthümliche purpurblaue leuchtende Farbe hat, so daß es mir erklärlich vorkam, daß besondere Lichtreflexe in der Grotte diese wunderbare Farbenpracht erzeugen können. Der Graf von Syracus fuhr gleich mit seinem Boote weiter, wir bestiegen das Dampfboot wieder, das Kehrt machte und uns an der Marine aussetzte, wo uns ein Schwarm von nackthe inigten, rothmützigten Caprensern empfing, und sich unsers Gepäcks bemächtigte, um dasselbe nach Capri und in das Wirthshaus von Fagano hinauf zu tragen. In Sturmschritt klommen wir den steilen Felspfad hinan, so daß uns bei der mittägigen Gluthitze alle Pulse hämmerten; endlich war Capri erreicht, eine ganze Schaar Jungen bot sich uns an, den Weg zu Fagano zu zeigen, und brachte uns glücklich an die Gartenthür des Hotels. Der freundliche, gebildete Wirth (er ist zugleich Notar) empfing uns mit seiner Familie auf das Zuvorkommendste, mehrere deutsche und französische Maler, bereits Gäste bei Fagano, bewillkommten uns, und bald saßen wir im kühlen Saal bei einer reichlichen Mahlzeit, die namentlich einen wahren Ueberfluß von Frutta di mare, Fischen, Hummern, Austern und von herrlichen Früchten, besonders Aprikosen und Orangen bot. Bei dem feurigen rothen Capriwein blieben wir nach Tisch noch eine Zeitlang beisammen, begaben uns dann auf unsre Zimmer und hielten eine kurze Siesta. Später setzten wir uns in den Garten, dessen Hauptschmuck ich nie vergesse: Eine Palme, deren prächtiggrüner Fächer sich auf dem Tiefblau des Himmels und des Meeres abzeichnete, aus dem rothglühend die Faraglionifelsen auftauchen. Gegen fünf Uhr Abends, wo sich die Hitze schon zu mildern anfing, brachen wir

Digitized by Google

auf, um einen Spaziergang in die Stadt und dann in die Insel zu machen. Nachdem wir eine Zeitlang in den Straßen herumgeschlendert waren, und unsern Kaffee vor dem Kaffeehaus sitzend eingenommen hatten, begaben wir uns vor das Thor der Stadt. Aus der dunkeln Thorhalle hervorgetreten begrüßte uns das weite Prachtbild des Golfes von Neapel mit seinem blühenden Meeresspiegel, auf dem sich einzelne weiße Segel blähten, dem herüberschimmernden Neapel und dem blauduftigen Kegel von Ischia.

Ich müßte fürchten, den Raum dieser Blätter zu sehr in Anspruch zu nehmen, wollte ich eine ausführliche Schilderung unseres Aufenthalts in Capri geben, das uns zur Insel der Calypso wurde und weit über die beabsichtigte Zeit festhielt. Die Hauptpunkte für den Fremdenbesuch sind außer der blauen Grotte: die Trümmer vom Palaste des Tiberius, der Arco naturale und Anacapri. Von dem Palast des Tiberius, der auf dem östlichen Vorgebirge der Insel stand, sind noch Bäder, Gänge und unterirdische Gemächer mit theilweis sehr gut erhaltenen Mosaiken, die glänzen, als seien sie eben erst gelegt, übrig. Weit hin leuchtend thronte der Palast des Tyrannen auf der Höhe, der hier die Orgien seiner Wollust und Grausamkeit im Anblick eines Paradieses feierte, daß es schien, Satan sei sein König. Da konnte man ihn sitzen sehen im Pomp seiner kaiserlichen Würde auf strahlender Höhe, vor sich seine Schergen, unter deren Fäusten sich ein paar nackte Elende wanden, verurtheilte Verbrecher, die von ihnen an die Felszinne geschleppt und in die schwindelnde Tiefe, in den freien Aether hinaus, in das tief unten blau wogende Meer hinabgeschleudert wurden. Tiberius oder Timberio, wie ihn die Caprenser nennen, ist der mythische böse Inseldämon, dessen Gräuel noch im Andenken leben, und dessen Mädchenzwinger in den Meeresgrotten noch gezeigt werden.

Der Arco naturale, d. h. der natürliche Bogen, ist ein gewaltiger rothleuchtender Felsen, der von einer ziemlichen Höhe aus in das Meer in Gestalt eines Thorbogens vorspringt. Durch den Bogen hat man eine weite Aussicht auf das blau blühende Meer, auf welchem die kleinen Syreneneilande wie rothe Blumen leuchten. Ich kletterte bis auf seine Spitze, ein halsbrecherisches Unternehmen, da man nicht mehr als eine Hand breit Platz hat, um den Fuß beim Emporklimmen aufzustellen und vielleicht in einer Höhe von tausend Fuß über dem Meere hängt, das, sich leis kräuselnd wie ein athmendes Ungeheuer, seiner Beute zu warten scheint. Auf dem obersten Fels angelangt hat man aber auch eine unermeßliche Aussicht auf das weite glänzende offene Südmeer in einer Stellung so frei wie in einem Luftballon.

Anacapri, das zweite Städtchen der Insel, liegt auf der andern Seite der Felskuppe des Solaro. Diese durchschneidet so gewaltig und senkrecht aufsteigend, wie etwa die Martinswand in Tyrol, die ganze Insel; zwischen Capri und Anacapri besteht daher auch keine Verbindung, als eine in der Höhe des Inselsattels, auf dem Capri liegt, beginnende, in den Felsen senkrecht über dem Meer eingehauene Treppe von 535 Stufen, wonach man die Höhe bemessen kann! Aller Transport hinauf und hinab muß durch Menschen geschehen, und daher soll eine bei den Weibern von Anacapri häufig vorkommende Krankheit, die in Herzklopfen und Athemlosigkeit besteht, herrühren. Oben angelangt hat man eine entzückende weite Aussicht und befindet sich in einem luftigen Felsengarten, in dem das Städtchen hervorschimmert.

Digitized by Google

Der Aufenthalt auf Capri hat einen ganz eigenthümlichen Reiz von einer leisen melancholischen Färbung. Man empfindet ein Gefühl der Abgeschiedenheit von der Welt auf dem schroffen Felseneiland, während man zugleich ihre ganze Herrlichkeit, das paradiesische Golfesbild vor Augen hat. Hierher sollte ein vom Unglück geheiligtes Herz kommen, um zu verbluten.

Unser Treiben war nun freilich nicht melancholisch. Es ist nicht schwer, in Capri sich mit den Leuten bekannt zu machen; mit der Mappe unterm Arm kann man in jedes Haus treten, um von der Veranda aus zu zeichnen, und kann dann auch ohne Mappe wieder kommen, um sich nur zu unterhalten und Tarantella zu tanzen. In Capri kann man in einem Monat mehr tanzen als in dem doch auch tanzlustigen Thüringen in einem ganzen Sommer; Morgens, Mittags, Abends, Nachts, abwechselnd Tarantella und Tarrascona, die ein der Tarantella ähnlicher, doch etwas feurigerer, sich wilder verschlingender Tanz ist. In jedem Haus ist das Tamburin ein unerläßliches Möbel. Da sitzen die schwarzaugigen Fischermädchen auf der Veranda des Hauses an der Telarella, dem hohen Webstuhl, an dem sie die schönen Strohhüte weben, die nach Neapel verkauft werden. Man wird freundlichst empfangen, zum Sitzen eingeladen, man plaudert, endlich nimmt man das Tamburin in die Hand, man braucht nicht lange zu bitten, die Arbeit wird verlassen und eine Viertelstunde Tarantella getanzt. Am Abend wird sie auf der Marine in dem weißen Ufersand aufgeführt, des Nachts bei der Fornaccia. Fornaccia heißt der Ofen, in dem das Baumaterial gebrannt wird, was Nachts geschieht, dann giebt es immer ein Fest, und die Mädchen und Burschen versammeln sich und tanzen beim Feuerschein des an einem Felsen oder in einer Schlucht errichteten Ofens, bis der Morgenstern blinkt.

Ein förmlicher Ball sollte sogar den Schluß unsers Aufenthalts auf der Insel bilden, ein Ball, der zugleich ein Familien-, Versöhnungs- und Verlobungsfest war. Unter den Mädchen der Insel zeichneten sich drei Schwestern durch ihre Schönheit aus: die große, schlanke, brünette Serafina, die zarte, allerdings schon etwas verblühende Cherubina und die erst vierzehnjährige Mariuccia mit dem kastanienbraunen Haar und dem mondhaften braunen Madonnenaugen. Cherubina hatte schon seit Jahren ein Verhältniß mit einem jungen Mann, dem Sohn eines aus Murats Zeit auf der Insel zurückgebliebenen Franzosen, Namens Bourgeois. Aber der alte Franzose, der sich ein ziemliches Vermögen erworben hatte, wollte bis dahin Nichts von der Neigung seines einzigen Sohnes zu einem bloßen Fischermädchen wissen. Jahrelang hatte die arme Cherubina geduldet, der Sohn gebeten, endlich hatte Letzterer eine kleine Anstellung erhalten, die ihm eine bescheidene Existenz sicherte, und jetzt gab der Vater auf das erneuerte Drängen seines Sohnes nach. Zu Ehren seiner zu Gnaden angenommenen Schwiegertochter veranstaltete dann der aufgethaute alte Grognard den Ball, der zugleich die Honoratioren des Städtchens vereinigte. Diese Herren und Damen kamen in französischem Ballputz, die Schwestern aber in ihrer Tracht, schwarzem Sammetmieder, durch das Haar gesteckten Silberpfeilen, Korallenhalsbändern, bunten kurzen seidnen Röcken und, rothen goldbestitterten Klappschuhen. Als musikalisches Instrument diente nur das Tamburin, und getanzt wurden nur Tarantella und Tarrascona. Wir waren sehr vergnügt und blieben bis 3 Uhr zusammen.

Wenige Stunden später, nachdem ich noch die Schwestern nach ihrem in der Nähe des Solaro gelegenen Hause begleitet und herzlichen Abschied, wahrscheinlich auf Nimmerwieder-

Digitized by Google

ſehen, von ihnen genommen hatte, ſtiegen mein Freund und ich zur Marine hinunter, um uns wieder nach Sorrent und zugleich nach Neapel einzuſchiffen. Wir hatten eine ſchlechte Fahrt, denn es war zwei Tage lang ſtarker Sturm geweſen, ſo daß kein Schiff mehr gefahren war und die See ging ſehr hoch. Nach zwei Stunden endlich hatten wir Sorrent erreicht. Herzlich bewillkommeten uns Roſa Magra und ihre Familie, aber es war unſers Bleibens nicht mehr, wir nahmen uns eine Caleſſine und rollten Neapel zu, in dem die Tage unſers Bleibens auch ſchon gezählt waren; an die Rückkehr, an die Trennung von dem ſchönen Süden und ſeiner Paradieseeſtelle denkend fuhren wir düſter und ſchweigend die Straße hin, auf der wir ſo frohen Muthes vor kurzer Zeit gekommen waren. In das Fremdenbuch von Fagano hatte ich folgende Zeilen geſchrieben:

Capri, leb wohl, Schloß von Kryſtall
Auf azurblauer Meeresfluth,
Mit deiner Felſen Purpurwall
Weit leuchtend in der Sommergluth!
Es winkt ein mauriſch Kuppeldach,
Ein einſam ſteh'nder Palmenbaum,
Du winkeſt mir, o Capri, nach
Noch lang in meinem Lebenstraum!

Häusliche Sonette.

III.

Der Schreibtiſch meiner Frau heißt: Wiederſehen,
Da wimmelt es von längſt vermißten Scheeren,
Von Federhaltern, die ich lernt' entbehren,
Von brittſchen Bleiſtiften, die mir entgehen;

Auch Helden, die auf Marmorplatten ſtehen,
Um meine Manuſcripte zu beſchweren,
Auch Siegellack entdecket ferneres Stören;
Mein Weibchen ſtiehlt behender als die Feen.

So holt die liebe Seele ſich zuſammen,
Was immer aus Kanzleien kann verſchwinden:
Concept-Papier — ſo derb — Velin — ſo ſchön!

Muß man auch ſolches Walten ſtreng verdammen,
Es iſt ein reizend Ding doch um das Finden;
Der Schreibtiſch meiner Frau heißt: Wiederſehen!

M.....

Kleine Zeitung.

— Unter dem Titel: Aus Herders Nachlaß. Ungedruckte Briefe von Herder, Goethe, Schiller, Klopstock u. s. w. herausgegeben von H. Düntzer und G. von Herder: erscheint nächstens eine Briefsammlung, die für die Kenntniß unserer classischen Litteraturepoche im Allgemeinen und für die Lebens- und Geistesgeschichte Herders insbesondere sehr schätzenswerthe Beiträge bringen soll. Der erste Band wird die Briefe von Schiller, Goethe, Klopstock, Lenz, Jean Paul, Claudius (die der Dichter), der zweite die Briefe von Lavater, Jacobi, Mendelssohn, Hamann, G. Forster, Zimmermann (der philosophirenden und räsonnirenden Schriftsteller, der Vertreter absonderlicher Wissenschaft), der dritte den Briefwechsel zwischen Herder und seiner Braut (Caroline Flachsland) enthalten. Derartige Briefsammlungen, deren vorhandenes Material noch immer nicht vollständig zu Tage gefördert ist, bilden eine eigene zusammenhängende Nachlitteratur, die ein vorzugsweise historisches Interesse hat, indem sie uns den Charakter des damaligen Lebens vergegenwärtigt und die Litteratur als den ideelen Ausdruck der Zeit, der Zeitstimmungen und der socialen Verhältnisse erklärlich macht. Für dieses historische Interesse ist Manches von großem Belang, was auf den ersten Blick unbedeutend und gleichgültig erscheinen mag, und daher ist es durchaus unberechtigt, wenn von mancher Seite der Eifer der Nachlaßforschungen und der bezügliche Sammlerfleiß schlechthin als alexandrinische Kleinigkeitskrämerei und schwächliche Reliquiensucht bezeichnet werden, obgleich die Emsigkeit Einzelner diesen Charakter haben mag. Für uns Deutsche sind die Briefsammlungen in gewisser Weise ein Ersatz für den Mangel der Memoirenlitteratur, die bei den Franzosen eine so reiche Vertretung hat. Es wäre nur zu wünschen, daß der Cyclus von Briefsammlungen, um den es sich hier handelt, bald zum Abschluß gebracht, und nicht vieles, was gegenwärtig noch verständlich und interessant ist, aus kleinlichen Familien- und andern Rücksichten zurückgehalten würde.

— Prof. Hübner in Dresden malt gegenwärtig ein Seitenstück zu seinem „Carl V. im Kloster zu S. Just", nämlich Friedrich den Großen in seinen letzten Tagen auf der Terrasse von Sanssouci." Die Vergleichungspunkte beider Darstellungen liegen nahe, und nach den Mittheilungen über das neue Bild ist der bedeutsame Gegensatz der Zeiten und Persönlichkeiten vom Künstler mit historischem Verständniß erfaßt und bis in die Einzelnheiten und scheinbaren Zufälligkeiten künstlerisch durchgeführt. (Der Mönch-Kaiser, der ein kostbar geschmücktes Brevier in der Hand hält, ist in andächtiger Beschäftigung begriffen, seine Gedanken aber sichtbar abwesend, und zwar nicht in die Räthsel des Jenseits, sondern in die des politischen Diesseits vertieft, auf die zufälligen Resultate gescheiterter Pläne zurückgewendet. Dagegen richtet sich der durchdringende Blick des greisen Königs, der mit dem, was er wollte, fertig wurde und sich offen genug zu dem Unglauben seiner Zeit bekannt hatte, indem sich sein Haupt senkt, ruhig ernst nach oben. Zu den Füßen des Mönchs, an dem der kaiserliche Flitter hängen geblieben ist, spielen Affen, zu den Füßen des Königs ruhen die Windspiele, die zu dem bescheidenen Luxus, den er sich gönnte, gehörten u. s. w.)

— In Rietschels Werkstatt wird die vollendete Goethe-Schillergruppe für Weimar jetzt eben gefirnißt und der Guß vorbereitet.

— In dem Winkelried-Denkmale sollen nach dem Beschlusse des betreffenden schweizerischen Committées Architektur, Plastik und Malerei zusammenwirken. Die Aufgabe der Architektur soll „Begrenzung und Schutz der plastischen Darstellung", die der Malerei die „Ergänzung des plastisch nicht Darstellbaren" sein. Schlött von Basel und Dorer haben für ihre Entwürfe Preise erhalten. (Schlötts Entwurf hat drei Figuren, Winkelried kniet über einem älteren todten Krieger, während ein jüngerer neben ihm verwärtsstürmt).

— Für die Darstellung der Taufscene, welche Coutüre beabsichtigt, hätte er eine so eifrige und genaue Besichtigung derselben, wie sie berichtet worden, nicht nöthig gehabt. Nach der angeführten Skize soll nämlich das Bild nur den Kaiser, die Kaiserin, den Prinzen und den Cardinal Patrici als Gruppe enthalten, während — der Himmel sich öffnet und Napoleon I. an der Hand Frankreichs „herabsteigt".

— In den „Signalen für die musikalische Welt" wird aus dem Briefe eines (nicht mehr lebenden) Claviervirtuosen — naiven Ernstes und, wie es scheint, zu praktischer Nachachtung — das Geheimniß mitgetheilt, wie man zu einem großen Virtuosen wird. Unermüdliche Uebung ist Vorbedingung, der künftige Virtuose darf aber, wie wir zunächst erfahren, nicht den Unsinn begehen, die ganzen Stücke durchzuüben, sondern muß sich auf die schweren Stellen, Alles, „was er schon in den Fingern hat," übergehend, beschränken. Sodann aber — denn einigen Tours de force verdankt man den größeren Ruhm, diese tours de force sind die Goldquelle des Virtuosen — „erfinde derselbe einige teufelmäßig schwere neue Passagen, widme ihrer Einübung, wenns seyn muß, selbst ein, zwei Jahr, ohne in dieser Zeit öffentlich zu spielen, bringe sie dann geschickt in seinen Concertcompositionen an" und der Erfolg wird nicht fehlen, Probatum est.

— Die Société des gens de lettres in Paris, 1838 gegründet, hat jetzt ihr Kapital in Staatspapieren angelegt und bezieht bereits 4000 Fr. Zinsen. (Der deutsche Schriftstellerverein zu Leipzig besteht um viele Jahre länger und besitzt nicht viel mehr Capital als der Pariser Zinsen bezieht.) Für das laufende Jahr hat die Société folgende Preisaufgaben gestellt: Ueber Emil de Girardins discours sur la critique et les critiques au 19. siècle, 2) une pièce en vers in titulée: Paris nouveau, 3) eine Novelle aus den Situationen des Tags.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Halbjahrpreis 20 Sgr.

Digitized by Google

№ 34. 24. August 1856.

Schiller und Lotte.

(Fortsetzung.)

In diesem Zusammenhang kann uns die Wärme, mit der Schiller neben der Braut die Schwester der Braut festhält, nicht irre machen daran, daß die, welche seine Frau wurde, seine Geliebte längst war und in Wahrheit blieb. Hiervon schlingen sich die unterscheidenden Kennzüge durch die ganze Entwicklung, welche diese schönen Blätter uns vergegenwärtigen. Ich führe nur Weniges an. Aus der Zeit der Ungewißheit erzählt Schiller selbst (S. 400): „Eines Abends als ich zu Euch kam, war zwischen Eurer Mutter (die damals nicht ganz wohl war) und Lotte ein Auftritt vorgefallen, worüber? weiß ich nicht; aber wie ich kam, warst Du noch sehr davon bewegt, Lotte, und erzähltest mir davon, Caroline ging einige Augenblicke weg, ich sagte Dir Einiges über das Vorgefallene, und Du drücktest mir die Hand — das erstemal — und mit einer tiefen Bewegung. Caroline kam wieder, das einzigemal, wo mir ihre Erscheinung zur Unzeit kam, denn wir brachen ab, weil sie nicht wußte, noch wissen konnte, was eben geschehen war, wir es also auch nicht fortsetzen konnten. Damals, liebste Lotte, glaubte ich in Deinem Herzen etwas zu lesen — aber diese Stunde kam nicht wieder." (Sie antwortet (S. 408): „Tief rührte mich den Abend, da ich so mißmuthig war und etwas zwischen der chère mère und mir vorgefallen, Deine Theilnahme; ach, ich hätte Dir's so recht sagen mögen; ich konnte lange nicht ohne Thränen daran denken, wie herzlich Du mich tröstetest; wie Deine Stimme mir so sanft in's Herz drang, und Du mir sagtest, es nicht so genau zu nehmen. Du sollst es einmal hören; so bitter war mir noch Nichts als dieser Auftritt mit ihr; und ich denke noch mit Wärme daran; aber sie hatte auch ihr Unrecht in der Folge gefühlt, merkte ich an ihrer Art mit mir umzugehen —"). Als ihn Carolinens Versichrung ermuthigt hat, schreibt Schiller an Lotte (S. 360): — „Oft, als wir noch beisammen lebten, nahm ich meinen ganzen Muth zusammen, und kam zu Ihnen, mit dem Vorsatz, es Ihnen zu entdecken — aber dieser Muth verließ mich immer.

Digitized by Google

Ich glaubte Eigennutz in meinem Wunsche zu entdecken; ich fürchtete, daß ich nur meine Glückseligkeit dabei vor Augen hätte, und dieser Gedanke scheuchte mich zurück. Konnte ich Ihnen nicht werden, was Sie mir waren, so hätte mein Leiden Sie betrübt, und ich hätte die schöne Harmonie unsrer Freundschaft durch mein Geständniß zerstört, ich hätte auch das verloren, was ich hatte, Ihre reine und schwesterliche Freundschaft. Und doch gab es wieder Augenblicke, wo meine Hoffnung auflebte, wo die Glückseligkeit, die wir uns geben konnten, mir über alle Rücksichten erhaben schien, wo ich es sogar für edel hielt, ihr alles Uebrige zum Opfer zu bringen. Sie konnten ohne mich glücklich sein — aber durch mich nie unglücklich werden. Dieses fühlte ich lebendig in mir — und darauf baute ich dann meine Hoffnungen. Sie konnten sich einem Andern schenken, aber keiner konnte Sie reiner und zärtlicher lieben als ich. Keinem konnte Ihre Glückseligkeit heiliger sein als sie es mir war und immer sein wird. Mein ganzes Dasein, alles, was in mir lebt, alles, meine Theuerste, widme ich Ihnen, und wenn ich mich zu veredeln strebe, so geschieht's, um Ihrer immer würdiger zu werden, um Sie immer glücklicher zu machen. — — Ich sehne mich nach einem ruhigen Augenblick, Ihnen alle Gefühle meines Herzens zu schildern, die in dem langen Zeitraum, daß diese einzige Sehnsucht in meiner Seele lebt, mich glücklich und wieder unglücklich gemacht haben. Wie viel habe ich Ihnen noch zu sagen! Säumen Sie nicht, meine Unruhe auf immer und ewig zu verbannen. Ich gebe alle Freuden meines Lebens in Ihre Hand. Ach, es ist schon lange, daß ich sie mir unter keiner andern Gestalt mehr dachte, als unter Ihrem Bilde." — Drei Wochen nach dem Jawort (S. 371): — „Wie ungenügsam sind doch unsre Wünsche! Wie viel hätte ich noch vor einem Monat um die bloße Hoffnung dessen gegeben, was jetzt schon in Erfüllung gegangen ist! Um einen einzigen Blick in Deine Seele! Und jetzt, wo ich alles darinnen lese, was mein Herz sich so lange wünschte, eilt mein Verlangen der Zukunft vor, und ich erschrecke über den langen Zeitraum, der uns noch trennen soll. Wie kurz ist der Frühling des Lebens, die Blüthezeit des Geistes, und von diesem kurzen Frühling soll ich — Jahre vielleicht noch verlieren, eh ich das besitze, was mein ist. Unerschöpflich ist die Liebe — und wenig sind der Tage des Lenzes! — In einer neuen, schönern Welt schwebt meine Seele, seitdem ich weiß, daß Ihr mein seid, theure, liebe Lotte, seitdem Du Deine Liebe mir entgegentrugst. Mit bangen Zweifeln ließest Du mich ringen, und ich weiß nicht, welche seltsame Kälte ich oft in Dir zu bemerken glaubte, die meine glühenden Geständnisse in mein Herz zurückzwang. Ein wohlthätiger Engel war mir Caroline, die meinem furchtsamen Geheimniß so schön entgegenkam. Ich habe Dir Unrecht gethan, theure Lotte. Die stille Ruhe Deiner Empfindung habe ich verkannt und einem abgemessenen Betragen zugeschrieben, das meine Wünsche von Dir entfernen sollte. O Du mußt sie mir noch erzählen, die Geschichte unsrer werdenden Liebe. Aber aus Deinem Munde will ich sie hören. — Es war ein schneller und doch so sanfter Uebergang! Was wir einander gestanden, waren wir einander längst; aber jetzt erst genieße ich alle unsre vergangenen Stunden. Ich durchlebe sie noch einmal, und Alles zeigt sich mir jetzt in einem schönern Lichte." — Elf Wochen später (S. 501): „Wie nahe ist mir heute das Gefühl, meine theure liebe Lotte, daß Du mir lebst, daß ich Dir lebe, heute an dem Tage, da Du geboren bist. Dieser Tag hat auch mir meine Freude geboren, und das schöne Geschäft meines Lebens, Deine Glückseligkeit auf meinem Herzen zu tragen. O gewiß, der Dir das Leben gab, rechnete auf mich, und übertrug es mir, Dir dieses

Digitized by Google

Leben zu verschönern. Wär' es der letzte Geburtstag, den wir getreunt erlebt haben! Ich traue meiner Ahnung, daß er es sein wird. Ach, es ist ja ein so langes, langes Jahr — sollte uns dieses ohne Erfüllung vorübergehen! — — Wüßte ich nur erst mit Gewißheit die Zeit, wo unsre Glückseligkeit anfangen wird — alle Verzögerungen würde ich mit leichterem Muth ertragen. — — Wenn es nicht das Ungewisse in unserm Schicksale ist, was kann Dich betrüben, meine Lotte? — O erhalte mir Deine Zufriedenheit, die stille, sanfte Gleichheit deiner Seele, die mir so wohlthätig werden soll, die meinen unruhigen Geist liebevoll zurück rufen wird. Laß mich immer — immer in den tiefsten Grund Deiner Gedanken blicken — und wenn Alles trüb und umwölkt ist um uns her, so laß Deine Seele mir helle sein! Schreibe mir bald, meine Liebe, daß Du besser — und heiter bist. Ich drücke Dich an mein Herz. Dein für immer." Später (531): — „Vielleicht bringt der Frühling neue Aussichten, neue Hülfsmittel herbei; und bringt er sie nicht so ist keine andre Wahl, als wir müssen mit dem Frühjahr zusammenleben. — Ach meine theure Liebe, wenn ich mir denke, daß vielleicht nur fünf Monate zwischen unsrer gänzlichen Vereinigung sind — wie schön und hell wird mir diese Aussicht! Könnte ich diese Hoffnung zur Gewißheit erheben, leichter würde mir dann diese traurige Zwischenzeit verstreichen. Ein neuer Reiz wird sich über mein Leben verbreiten, und mein Geist wird neu aufleben, wenn sich Deine mir gegenwärtige Theilnahme, das Bewußtsein, daß Du glücklich bist, mit jedem Augenblick meines Lebens verschlingt, Deine Liebe mich durch alle meine Handlungen begleitet, und mein ganzes Dasein mir an Deinem Herzen dahinfließen wird. Ach diese Freude kann uns durch nichts entrissen werden. Sie ist von allen unsern Verhältnissen unabhängig; sie ist das einzige, was nichts als unsere Herzen voraussetzt."

Hat man diese Ausdrücke individuellster Zuneigung empfunden, so versteht man die Bestimmtheit des Unterschieds, den der Doppelbeseligte andeutet (S. 486): „Du kannst fürchten, liebe Lotte, daß Du mir aufhören könntest zu sein, was Du mir bist. So müßtest Du aufhören, mich zu lieben! Deine Liebe ist alles, was Du brauchst, und diese will ich Dir leicht machen durch die meinige. Ach, das ist eben das höchste Glück in unsrer Verbindung, daß sie auf sich selbst ruht — daß mir die Furcht nicht mehr einfällt, Euch jemals weniger zu sein, oder weniger von Euch zu empfangen. Unsere Liebe braucht keiner Aengstlichkeit, keiner Wachsamkeit. Wie könnte ich mich zwischen Euch beiden meines Daseins freuen, wie könnte ich meiner eigenen Seele immer mächtig genug bleiben, wenn meine Gefühle für Euch beide, für jedes von Euch, nicht die süße Sicherheit hätten, daß ich dem andern nicht entziehe, was ich dem einen bin. — Caroline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unsrer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht, als Du, meine Lotte — aber ich wünschte nicht um alles, daß dieses anders wäre, daß Du anders wärest als Du bist. Was Caroline vor Dir voraus hat, mußt Du von mir empfangen; Deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten, und mein Geschöpf mußt Du sein. Deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns später gefunden, so hättest Du mir diese schöne Freude weggenommen, Dich für mich aufblühen zu sehen." — Daß dieß keine Redensarten sind, zeigen sofort die Briefe der Geliebten. Rührend ist es, wie das bescheidene, tiefinnige Mädchen vor den Augen dessen, dem sie schreibt und denkt und lebt, zunimmt an Aufschließung, an seelenvoller Weiblichkeit, an schalkhaftem Witz und aufopferungsmuthiger Hingebung. In der traulichsten An-

Digitized by Google

schmiegung, in der liebenswürdigsten Einfachheit, immer neu bewegt, immer wiederkehrend wallt sie über von Hauchen lauterer Liebe.

Wer unter allen diesen Zeugnissen zurückfällt in den platten Gedanken, Schiller meinte eigentlich Caroline und nahm Lotte, dem gilt, was Schiller (390) sagt: „Um die Nichtsbedeutenden zu widerlegen ist es doch nicht der Mühe werth, ihnen den Kreis seiner Freunden zu zeigen. Wir wollen ihnen die Kränkung ersparen, uns glücklich zu *sehen* — Hätte man uns erst in unserm engern Kreise beobachtet, wo wir Drei ohne Zeugen waren — wer hätte dieses zarte Verhältniß begriffen? Jeder beurtheilt fremde Handlungsarten nach der seinigen — eine freie, schöne Seele gehört dazu, unsre verschiedene Stellung gegeneinander zu fassen; die ganze Geschichte unsrer keimenden und aufblühenden Verbindung untereinander müßte man übersehen haben, und seinen Sinn genug haben, diese Erscheinungen in uns auszulegen. Die Menschen suchen immer gleich Worte zu allem und durch Worte hintergehen sie sich dann. Jede Empfindung ist nur einmal in der Welt vorhanden, in dem einzigen Menschen, der sie hat; Worte aber muß man von Tausenden gebrauchen, und darum passen sie auf keinen. Ich fühle, daß ich glücklich bin und sein werde durch Dich; ich fühle es nicht weniger lebendig, daß Du es durch mich sein wirst. Ich *fühle* es, und dies gilt mir weit mehr, als wenn ich es mir in Vernunftschlüsse und diese in Worte auflösen könnte."

Es ist sehr falsch, was wir haben hören und lesen müssen, daß es die geringere Idealität Lottens verglichen mit Carolinen, ja gerade ihre Nicht-Idealität für Schiller gewesen, die sie zu seiner Frau gemacht. Eh Schiller Lotten gesehen hatte, schrieb er, in Bezug auf Körners Befremden über seine plötzlich hingeworfene Aeußerung, daß er bald heirathen müsse, etwa eine von Wielands Töchtern, unter anderem: „Bei einer ewigen Verbindung, die ich eingehen soll, darf Leidenschaft nicht sein." Diesen halben Gedanken, ein Symptom jener starken Ernüchterung, die den Hoffnungen, wie er sie nach Weimar mitgebracht, gefolgt war, hat man zum Text genommen für sein bald darauf eingetretenes Verhältniß zu Lotte und sich ihr Wesen zum Behufe solcher Anwendung so gezeichnet, um sagen zu können: „Ein solcher Charakter konnte freilich Schillers Ideal nicht sein, mußte aber dem idealen Schiller so recht zum Halt und Mittelpunkt seines häuslichen Dichterlebens werden." Hätte Schiller das edle Mädchen sich ohne Leidenschaft gewünscht und gewählt, so wären seine Versicherungen, daß „in dem langen Zeitraum diese einzige Sehnsucht in seiner Seele gelebt, ihn glücklich und wieder unglücklich gemacht," daß die Mißdeutung ihrer Stille seine glühenden Geständnisse in sein Herz zurückgezwungen," recht garstige Lügen gewesen. Hätte sie sein Ideal nicht sein können, wie kam es dann, daß er „alle Freuden seines Lebens in ihre Hand legte," mit der Betheurung, er denke sich dieselben „schon lange unter keiner andern Gestalt mehr als unter ihrem Bilde," und sagen konnte, „alles, was in ihm lebe, widme er ihr, und wenn er sich zu veredeln strebe, geschehe es, um ihrer immer würdiger zu werden", „unerschöpflich ist die Liebe, und die unsrige glüht in dem ewigen schönen Feuer einer immer mehr sich veredelnden Seele." —

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Göthe's Lutherthum.

Man hat es von gewissen Seiten her Göthe nie verzeihen können, daß er den Brander in Auerbachs Keller singen läßt:

Es war eine Ratt' im Kellerneſt,
Lebte nur von Fett und Butter,
Hatte ſich ein Kränzlein angemäſt't,
Als wie der Doctor Luther.

Man bedachte nicht oder wollte nicht bedenken, wen, vor wem und wo der Dichter das Rattenlied singen läßt, noch in welcher Zeit die ganze Kellerſcene ſpielt: kurz man nahm an der vierten Zeile Anſtoß, und der Bühnenbrander wurde ſchon bei den erſten Aufführungen des Fauſt genöthigt ſich zahmer auszudrücken, indem man ihn ſingen lehrte:

Es war eine Ratt' im Kellerneſt,
Lebte nur von Butter und Käſe,
Hatte ſich ein Kränzlein angemäſt't,
Wie der gelehrteſte Chineſe.

So wenig nun auch der Käſe-Chineſe einem geſunden Gaumen munden kann, ſo laſſen wir doch die Veränderung als einen gutgemeinten, wenn auch höchſt unglücklichen Verſuch gelten, dem proteſtantiſchen Publikum ein mögliches Aergerniß aus dem Wege zu räumen. Allein man iſt dabei nicht ſtehen geblieben, vielmehr hat die fromme Reaktion, die es überhaupt als ein verdienſtliches Werk anzuſehen ſcheint, Göthe's Chriſtenthum vor das kirchlich-orthodoxe Forum zu ziehen, erſt neuerdings wieder den Verſuch gemacht, auf Grund des ominöſen Rattenliedes Göthe's Lutherthum in Zweifel zu ſtellen. Natürlich bietet die vereinzelte Fauſtſtelle vom Jahre 1775 keinen ausreichenden Anhalt dazu dar, man hat daher die bekannte Xenie (Nr. 93):

Revolutionen.

Was das Lutherthum war, iſt jetzt das Franzthum in dieſen letzten Tagen, es drängt ruhige Bildung zurück.

oder wie ſie in Göthe's Werken (Jahreszeiten) in veränderter Faſſung lautet:

Franzthum drängt in dieſen verworrenen Tagen, wie ehmals Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück.

als unterſtützendes Beweismittel herangezogen, und zwar zunächſt wol darum, weil die Xenien überhaupt mit den Frommen nicht eben ſäuberlich umſpringen.

Auf den erſten Anblick mag nun wol die Xenie wie eine Verdächtigung des Lutherthums, wie eine verſteckte Anklage gegen die Reformation klingen, aber auch nur auf den erſten Anblick. Sehen wir uns das grollende Diſtichon etwas genauer an, ſo ergiebt ſich, daß man, wie ſo oft, auch hier einmal beliebt hat, Göthe nicht ſo ſehen zu wollen, wie er iſt. Selbſt wer die Revolutionen als eins der großen Mittel der Vorſehung betrachtet, heilſame Veränderungen im Menſchengeſchlechte hervorzubringen, wird nicht in Abrede ſtellen, daß Niemand, in deſſen Lebenszeit ſo erſchütternde Stürme fallen, zu beneiden iſt, und daß dann alle edleren, insbeſondere dichteriſch begabte Naturen mehr oder minder Märtyrer für das allgemeine Wohl werden müſſen; denn:

Wo rohe Kräfte ſinnlos walten,
Da kann ſich kein Gebild geſtalten.

Digitized by Google

Es ist daher die Xenie zunächst ein ganz natürlicher und verzeihlicher Ausdruck jener mißmuthigen Stimmung, die Göthe, wie Schiller, ergriff, als er sich durch die vulkanische Staatsumwälzung in Frankreich und ihre unlautere Nachäffung in Deutschland in seinen theuersten Interessen bedroht und zu einem unbehaglichen Stillstand in seiner produktiven Thätigkeit verurtheilt sah. „Einem thätigen produktiven Geiste," bekennt Göthe selbst in den Tag- und Jahresheften, „einem wahrhaft vaterländisch gesinnten und einheimische Literatur befördernden Manne wird man es zu Gute halten, wenn ihn der Umsturz alles Vorhandenen schreckt, ohne daß die mindeste Ahnung zu ihm spräche, was denn Besseres, ja nur Anderes daraus erfolgen solle. Man wird ihm beistimmen, wenn es ihn verdrießt, daß dergleichen Influenzen nach Deutschland sich erstrecken, und verrückte, ja unwürdige Personen das Heft ergreifen." Vergleicht man damit seine Erklärung gegen Eckermann:

> „Es ist wahr, ich konnte kein Freund der französischen Revolution sein, denn ihre Greuel standen mir zu nahe und empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohlthätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei sein, daß man in Deutschland künstlicher Weise ähnliche Scenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Nothwendigkeit waren."

so ergiebt sich von selbst, daß die Xenie nicht eine Anklage jener großen Reformen in Staat und Kirche an sich enthält, sondern nur eine Klage des Dichters über die unlauteren, das ruhige Fortschreiten der Bildung hemmenden Elemente in denselben Ueberdies kann man begreiflicher Weise die Revolutionen hassen, ohne ein Freund des Bestehenden zu sein; kann es aufrichtig beklagen, daß das Nothwendige von unten her erzwungen wird, ohne die Reformen an sich zu verdammen. „Wahrheit hat allezeit rumort," sagt Luther, hat aber damit schwerlich sagen wollen, daß man an dem Rumoren selbst sein Wolgefallen haben müsse. Wie eben Göthe speziell über das Lutherthum, über die Reformation dachte, das beweist seine Erklärung gegen Eckermann:

> „Ist ein wirkliches Bedürfniß zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm und sie gelingt. Er war sichtbar mit Christus und seinen ersten Anhängern, denn die Erscheinung der neuen Lehre der Liebe war den Völkern ein Bedürfniß; er war ebenso sichtbar mit Luthern, denn die Reinigung jener durch Pfaffenwesen verunstalteten Lehre war es nicht weniger."

und an einer andern Stelle:

> „Wir wissen gar nicht, was wir Luthern und der Reformation im Allgemeinen Alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Bornirtheit, wir sind in Folge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christenthum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Muth, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen."

Eine engere Deutung der angefeindeten Xenie hat jüngst Bunsen in seinen „Zeichen der Zeit" (II. S. 132) gegeben. Die gerechte Entrüstung über jene protestantische Coterie, welche unter der Firma des allein rechtgläubigen Lutherthums für Gewissensdruck und Knechtung des Geistes arbeitet, hat ihn nämlich zu der Ansicht geführt, Göthe meine in dem zornigen Distichon mit dem Lutherthum das, was Bunsen selbst den Lutheranismus nennt,

Digitized by Google

d. h. „jene unselige dogmatische Ausführung, in welche Luther in der zweiten Hälfte seines Lebens einigermaßen selbst schon hineingetrieben wurde, und welche dann die lutheranischen Scholastiker ausbildeten und als Bekenntniß geltend zu machen strebten.“ In diesem Sinne, setzt Bunsen hinzu, habe unser großer Seher eine unbestreitbare Thatsache ausgesprochen und, eines Sehers würdig, prophetisch geredet. Denn wie jene Theologen ihre höchst zweifelhafte Scholastik unsern Vätern als Glaubenssätze und Grund der Glaubenstrennung hätten aufbürden wollen, so priesen uns jetzt wieder ihre Nachfolger alles Scholastische der theologischen Bekenntnisse als geoffenbarte Wahrheit. Hätte Bunsen Recht, so müßte man unter dem Franzthum jene unsauberen Versuche verstehen, die französische Revolution auf deutschen Boden zu verpflanzen, oder wie es Göthe selbst ausdrückt, eine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfniß nicht im tiefen Kerne der eigenen Nation wurzelte.

Wir könnten hier abbrechen, da aus der gegebenen Darlegung wol zur Genüge hervorgeht, wie weit Göthe davon entfernt gewesen ist, jemals eine Anklage gegen die Reformation zu erheben. Allein die frommen Feinde unseres großen Dichters haben auch noch aus andern gelegentlichen Aeußerungen desselben Gift gesaugt, und lassen es sich deutlich merken, daß sie ihn, wenn nicht für einen ausgemachten Gegner, doch für einen sehr zweifelhaften Verehrer Luther's halten. So haben sie es, um nur ein Beispiel anzuführen, sehr übel genommen, daß Göthe einmal behauptet, Luther's Schriften enthielten mancherlei Aberglauben und zum Beleg für diese Behauptung anführt, wie bequem es sich Luther durch seinen Teufel mache, den er überall bei der Hand habe, die wichtigsten Phänomene der allgemeinen und besonders der menschlichen Natur auf eine oberflächliche und barbarische Weise zu erklären und zu beseitigen. Sie lassen aber unberücksichtigt, daß Göthe sogleich fortfährt: „Und doch ist er, der er war, *außerordentlich für seine Zeit und für künftige Zeiten*.“ Sie schweigen davon, daß er ihn anderwärts wegen seiner unübertrefflichen Bibelübersetzung einen Propheten nennt, den Gott dem deutschen Volke in seiner eigenen Sprache gegeben habe. Sie vergessen es, daß er als Jüngling, Mann und Greis an dem Bekenntniß festgehalten hat: „Luther war ein Genie sehr bedeutender Art; er wirkt nun schon manchen guten Tag, und die Zahl der Tage, wo er in fernen Jahrhunderten aufhören wird, productiv zu sein, ist nicht abzusehen. Sie ignoriren es, daß der 67jährige Göthe im Jahre 1816 den großartigen Plan entwarf das dritte Reformationsjubiläum durch ein Oratorium: „Christus in der Weltgeschichte“ zu begrüßen und zu weihen, in welchem der Hauptbegriff des Lutherthum's würdig begründet wäre. (Vergl. Br. zw. Göthe u. Zelter II. 348 ff.)

Kann man reiner und würdiger, kann man protestantischer seine begeisterte Verehrung des deutschen Gottesmannes aussprechen, als es Göthe gethan hat? Aber freilich, um einen großen Geist, wie Luther, zu verstehen, muß man selbst ein großer Geist, wie Göthe, sein, und um Luther tadeln zu dürfen, muß man ihn lieben, wie ihn Göthe geliebt hat. Somit fällt jede Anklage Göthe's, als sei er ein lauer Protestant und zweifelhafter Anhänger Luther's gewesen, auf den Ankläger selbst zurück. Ebendeßhalb kann man den frommen Reaktionären, die sich fort und fort berufen glauben, ihren unverständigen Bann über den unverstandenen Dichter auszusprechen, keinen bessern Rath geben, als den, mit welchem Göthe selbst die Angriffe auf seinen Werther erwiderte:

Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen.

J. J.

Digitized by Google

Kleine Zeitung.

— „Schillers und Goethes Lenienmanuscript" ist jetzt von W. von Maltzahn aus dem Nachlasse des Schillerforschers Ed. Boas vollständig herausgegeben worden. Wir wissen nun, welche der Xenien von Schiller und welche von Goethe herrühren, und erhalten außerdem 41 bisher nicht gedruckte Xenien.

— Von Fried. Bodenstedt ist eine historische Tragödie Demetrius in fünf Aufzügen erschienen. Der von Schiller ergriffene und theilweise gestaltete Stoff ist von dem jungen, anderweit erprobten Dichter wieder aufgenommen, aber in einer von der Schillerschen wesentlich abweichenden Weise aufgefaßt und die tragische Pointe verlegt worden. Ob das „Wagniß" — denn ein solches bleibt ein Drama, welches die Vergleichung mit einem halbausgeführten Schiller'schen Entwurfe herausfordert — sich durch das Gelingen gerechtfertigt hat, ist eine Frage, die sich nur mittelst einer eingehenden Besprechung des neuen Stücks beantworten läßt.

— Von Rudolf Gottschall ist ein Cyclus Dichtungen unter dem Titel Sebastopol herausgegeben worden. Die rhetorisirende Manier Gottschalls (die sich von der Freiligrath'schen durch ihre Breite unterscheidet), seine fließende, mit glänzenden Bildern anhäufende, spielende und hier und da in einen reduvirten „Gedankenblitz" ausschlagende Diction ist zur Ausbeutung des modernsten Stoffs zu einer modernsten Heldendichtung sehr wohl geeignet, und daß es Gottschall verstanden hat, die ihm geeigneten Momente der Darstellbarkeit aus dem Material der Zeitungscorrespondenzen und Privatberichte herauszufinden, versteht sich von selbst. Auch läßt sich das Ganze nicht uneben lesen und erreicht stellenweise wirkliche Effecte. Es gelingt aber dem Dichter nicht, uns von der Nothwendigkeit der poetischen Form für das von ihm Dargestellte zu überzeugen, das heißt, er läßt das Gefühl aufkommen und kaum gewinnen, daß diese Form eine willkürliche ist, und deßhalb kann bei allen einzelnen Effecten von einer einheitlichen poetischen Befriedigung nicht die Rede seyn. Es wird sogar mancher Leser so frei seyn, zu gestehen, daß ihn der Dichter im Allgemeinen gelangweilt, obgleich die allmählich erzeugte Langeweile immer wieder überwunden hat.

— In Paris — meint ein Correspondent der Oestr. Zeitung — sei es für die Künstler keine Kunst „Realisten" zu seyn und eine gewisse auffallende Naturwahrheit zu erreichen, da ihnen die reichste Auswahl der ausgezeichnetsten Modelle zu Gebote stehe. Die Modelle machen in Paris eine zahlreiche Erwerbsclasse, eine wohleingerichtete und mannichfach gegliederte „Zunft" aus, in der alle Lebensalter, vom Säugling bis zum Greise vertreten sind, wobei in einer hier selbstverständlichen Umkehr des gewöhnlichen Verhältnisses die Säuglinge ihre Mütter ernähren, aber durchgängig bei dem Gewerbe, zu dem sie von Kindesbeinen an eingeweiht sind, bleiben. — Das Modellstehen bei den Bildhauern ist lohnender, aber gefährdet die Gesundheit. Das Honorar der weiblichen Modelle vermindert sich durchgängig mit dem Fortschritt des Alters, eine Ausnahme machen indessen die poseuses pour le portrait, welche eine besonders elegante Tournüre besitzen müssen und sehr gesucht sind. Am schlechtesten werden die poseuses de draperie honorirt, die eigentlich zu Gliedergruppen dienen, und zugleich ist ihre Leistung die anstrengendste. Manches für Schönheitstypen unbrauchbar gewordene Modell muß sich bequemen, zur pose de draperie herabzusteigen. Die Eintheilung der männlichen Modelle ist der Natur der Sache nach eine mannichfachere als die der weiblichen, und manche von ihnen erhalten erst durch das Alter ihren höchsten Werth. Sehr gesucht sind z. B. die alten Bettler- und Kriegerköpfe. Im Ganzen hat sich ein ähnlicher Unterschied der Charaktertypen festgestellt, wie wir bei den „Fächern" im Schauspiel haben. Manche der Modelle sind einzig in ihrer Art und allgemein bekannt. So hat z. B. ein gewisser Zingl — wie es scheint, ein deutscher Landsmann — die Ehre, von allen darstellenden Künstlern in Paris begrüßt zu werden und außerdem eine sehr wohlhäbige Existenz, weil er sich im Besitze des ausgezeichnetsten Heuchlerkopfes befindet, der sich denken läßt. Dabei soll ihm der schurkische Ausdruck durchaus äußerlich und er der gemüthlichste Mensch von der Welt seyn.

— Horace Bernet beendet gegenwärtig die beiden lebensgroßen Bildnisse der Generäle Canrobert und Bosquet für den Saal der lebenden Marschälle in den Tuillerien.

Karl Hübner hat eine erneute, mit besonderer Liebe ausgeführte Darstellung seiner „Auswandrer" geliefert, die für Halberstadt bestimmt ist.

Ein neues Gemälde von Th. Hildebrandt stellt Cordelia dar, „wie sie den Brief erhält, der ihr meldet, daß ihr Vater von den Schwestern verstoßen, umherirrt." (Solche Scenen sind nicht an sich verständlich, sondern der Maler setzt die genaue Kenntniß des poetischen Werks, dem er sie entnimmt, voraus, und selbst dem Shakspearekenner würde die Bedeutung des Dargestellten keineswegs auf den ersten Blick entgegenspringen, er würde den vom Maler ergriffenen Moment der Handlung erst zu suchen haben. Dasselbe läßt sich freilich bei den meisten unserer historischen Gemälde geltend machen, muß aber auch geltend gemacht werden, wenn für die Wahl der Sujets eine Grenze besteht und eingehalten werden soll. Eine andere Grenze der malerischen Darstellung liegt jedenfalls in der Möglichkeit, innerliche Vorgänge wirklich zu veräußern. Bei der Aufgabe, die sich Hildebrandt gestellt hat, wird unfehlbar unsere Spannung auf den Gesichtsausdruck der Cordelia concentrirt, aber die widersprechenden Empfindungen, die Cordelia bei dem Empfange der erschütternden Nachricht ergreifen und durchzucken müssen, lassen sich unmöglich in einem Moment des Gesichtsausdruckes legen, wenn sie überhaupt einer bestimmten Veräußerung — ohne Wort und Ton — fähig sind).

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Halbjahrpreis 20 Sgr.

Digitized by Google

№ 35. 31. August 1856.

Herbst.

Von

Theodor Storm.*)

1.

Schon in's Land der Pyramiden
Flohn die Störche über's Meer;
Schwalbenflug ist längst geschieden,
Auch die Lerche singt nicht mehr.

Seufzend in geheimer Klage
Streift der Wind das letzte Grün;
Und die süßen Sommertage
Ach sie sind dahin, dahin!

Nebel hat den Wald verschlungen,
Der dein stillstes Glück gesehn;
Ganz in Duft und Dämmerungen
Will die schöne Welt vergehn.

Nur noch einmal bricht die Sonne
Unaufhaltsam durch den Duft,
Und ein Strahl der alten Wonne
Rieselt über Thal und Kluft.

Und es leuchten Wald und Haide,
Daß man sicher glauben mag,
Hinter allem Winterleide
Lieg' ein ferner Frühlingstag.

*) Aus Storm's Gedichten 2. Auflage. Berlin 1856.

Digitized by Google

2.
Die Senſe rauſcht, die Aehre fällt,
Die Thiere räumen ſcheu das Feld,
Der Menſch begehrt die ganze Welt.

3.
Und ſind die Blumen abgeblüht,
So brecht der Aepfel goldne Bälle;
Hin iſt die Zeit der Schwärmerei,
So ſchätzt nun endlich das Reelle!

4.
Es rauſchen die Bäume
So winterlich ſchon;
Es fliegen die Träume
Der Liebe davon.

5.
Im Winde wehn die Lindenzweige,
Von rothen Knospen überſäumt;
Die Wiegen ſind's, worin der Frühling
Die ſchlimme Winterzeit verträumt.

Im Maderanerthale.

Wanderskizze von Lunckenbein.

Was an unſerer gewaltigen Alpenkette dem Geologen vieldeutige Räthſel hinterläßt, an deren Löſung ſich ſein forſchender Scharfſinn noch lange verſuchen mag, das iſt für den mit friſchem Herzen und offenem, empfänglichem Auge Wandernden zu einer Quelle mannigfaltigſten Genuſſes geworden. Jene Revolutionen der Urzeit, die mit unwiderſtehlicher Gewalt die Rinde unſerer Erde geſprengt, mächtige Gebirgsmaſſen aufgethürmt und ſie wieder in vielgeſtaltige Formen zerriſſen haben mögen, ſie ſind es, denen wir jenen unendlichen Reiz zu verdanken haben, mit dem ſich der reiche Wechſel himmelanſtrebender Gipfel und tiefer heimlicher Thäler und Schluchten der Alpenwelt vor unſer entzücktes Auge hinzaubert. Kein anderes Gebirge bietet eine ſolche Mannigfaltigkeit der Geſtaltungen, von der ſchroffen kahlen Felszacke in faſt unerreichbarer Höhe, an der kaum die leichte Flocke des Schnees zu haften vermag, von der hohen ſcharfen Gräte, die verbindungslos das Hüben und Drüben ſcheidet, von den weiten Flächen ewigen Firns, der ungeheure Eiszungen, die Gletſcher, nährt, von den ausgedehnten öden Steinwüſten und Schutthalden bis zu den ſanft gewellten Vorbergen im Schmucke ihrer Wälder, zu den grünen Alpen und Matten, den vielverſchlungenen Thälern der Tiefe mit ihren hundert und hundert Fäden kryſtallnen Waſſers, ihren hellen Seen, ihren Hütten, Dörfern und Städten. Oft nur wenige Stunden, und der Blick des Wanderers wird von der blühenden Anmuth der Landſchaft bezaubert und gerührt, von der wilden Erhabenheit gefeſſelt und plötzlich wieder von einer neuen ungeahnten Schönheit hingeriſſen. Man könnte Jahrelang nur ſuchen und finden, ſich des Genuſſes freuen und von ihm ſich erholen, von der Erinnerung zehren; und dann wieder beginnen, aufs Neue ſuchen und finden; und nach allen dieſem würde es doch noch genug des Niegeſehenen und Niegenoſſenen geben.

Digitized by Google

Im Allgemeinen wohl haben der Augengenuß des flüchtigen Touristen, wie der ernste Sinn des Forschers, Mode und Berechnung die schönsten Gegenden der Schweiz herausgefunden, zu vielbesuchten und bekannten gemacht. Unendlich Vieles gleich Reizendes erschließt sich aber erst allmälig; man weiß fast nur von seinem Dasein; lange ist der Fuß der tausend und tausend Reisenden achtlos an seiner versteckten Schönheit vorübergeeilt. Da hat sich einmal der Fuß eines Neugierigen oder eines auf der großen plattgetretenen Route Gelangweilten in das abseits gelegene stille Thal verirrt. Es waren neue ungewohnte Reize, gehoben durch den Schleier heimlicher Verborgenheit — eine Entdeckung mitten in einer Welt, in der man nichts mehr unentdeckt, unausgekostet glauben durfte.

Seit einigen Jahren gehört das Maderanerthal zu diesen Entdeckungen auch des Tourismus. Es verdient seinen jungerworbenen Ruf, und wer sich von den Wundern der Gotthardsstraße, dem schäumenden Ungestüm der jugendlich wilden Reuß in ihrem zerrissenen Felsenbette, den silbernen Fällen der rauschenden Bergwasser ihres Thales, und dem schauerlichen Kampfe des empörten Elements an der Teufelsbrücke kurze Zeit später will hinreißen lassen, wird den kleinen Zeitverlust nicht bereuen. Auch darf man nicht fürchten, etwas zu versäumen ohne Entschädigung, hier, wo so Vieles neu ist, so Vieles überrascht; und nicht selten bringt gerade was uns seitwärts gelockt hat, überreichen Ersatz für das Verschobene. Wer hätte nicht auch schon erfahren, daß ihm die reizendsten Blumen nicht am breiten Wege geblüht, sondern in der friedlichen Stille lauschig abgeschlossener Räume!

Die unwiderstehliche Verführung schöner Herbsttage, nirgends größer als im Gebirge, weil sie beständig die Erwartung prächtigster Aussichten vor die ahnungsvolle Seele zaubert, hatte uns vom Rigi hinab an die Ufer des Vierwaldstätterfees und von da weiter zum Gotthard gelockt. Wie ein lieber Freund winkte die weißbehauptete Pyramide des Bristenstocks herüber, die, ein Wächter von tausend geträumten Schönheiten, sich zwischen den formloseren Genossen mit der silberglänzenden Spitze rein und schön am blauen Himmel zeichnet. In Amsteg stehen wir an ihrem grünen Fuße, aber auch an der Entscheidung, ob uns rechts hinweg die Gotthardsstraße weiter führen, oder das ungeheure Thor zwischen Bristenstock und Windgellen aufnehmen soll. Wir wählen das Letztere, fast mit dem Gedanken: die breite lebendige Straße werde uns ja nicht davon laufen; wohl aber könne Luft und Himmel ungünstig werden und uns das abgelegene Thal verschließen. Das heiterste Heute verspricht kein sichres schönes Morgen; ein kleines übersehenes Wölkchen, das um den Gipfel eines Berges spielte, hat oft tagelanges Unwetter in seinem Schoße. Mehr als irgendwo heißt es in den Bergen: rasch den günstigen Augenblick genützt!

Das Maderanerthal gehört in die Kette der gewaltigen Finsteraarhornmasse, die sich von der Gemmi an der Gränze Berns und des Wallis über die Jungfrau, Grimsel bis an den Tödi erstreckt, in ihrer Mitte, wo sie vom Querthal der Reuß durchbrochen wird, sich dicht an die Gotthardsmasse drängt und mit ihren vergletscherten Hochthälern, ihren steil abgerissenen Gipfeln, ihren wasserreichen Thälern eines der großartigsten Gebirgspanoramen bildet. Ein vier bis fünf Stunden langes Thal, erhält es seinen Charakter durch die hohen es umschließenden Berge, den wilden Kerstelenbach, der es durchrauscht und durch seinen eigenthümlichen Zugang. Wo jetzt die Wasser des Seitenthals sich den Weg ins Hauptthal und zu der stärkeren Schwester Reuß gebahnt, scheint einst sie ein Felsendamm abgeschlossen und zum See angedämmt zu haben, bis ihre brandende Fluth oder ein Naturereigniß endlich die

Digitized by Google

Schranke durchbrochen hatte. Aus finstrer Felsenschlucht bricht das ungestüme Gletscherkind hervor; es hat keinen Weg neben sich gelassen für den Fuß des Wanderers. Sobald man am freundlichen Dorfe Amsteg auf schöner Brücke den Bach überschritten, verläßt man die große Straße an den Gotthard und steigt am Fuße des Bristen auf vielfach geschlängeltem, ziemlich steilem Pfade durch niedrigen Waldanflug bis zur bescheidenen Kapelle St. Anton. Hier sind wir auf bald steil abfallender Bergterrasse über dem Durchbruche des Baches und der eigentlichen Mündung des Maderanerthals. Die Spitze des Bristen ist verschwunden; drüben aber erheben sich, der zweite Wächter des Thaleinganges, die felsigen Gipfel der Windgellen. Die Hitze des Sommers hat das schneeige Kleid verdrängt; kahl und grau starren die zerrissenen Massen empor und zeichnen sich scharf am tiefblauen Himmel ab. Unten aber ziehen sich über den saftigrünen Abhang die zerstreuten Hütten von Frentschenberg. Der milde Strahl der Morgensonne wirft wandernde Streiflichter auf das friedliche Gelände, über uns selbst gießt noch die neben uns unsichtbar emporsteigende Pyramide des Bristen kühlende Schatten. Eine unbeschreibliche Ruhe herrscht ringsum; nur zuweilen reicht das Rauschen des Baches bis herauf zu uns, aber fast nur, um die tiefe Stille hörbarer zu machen. Ein leichter Hauch bewegt kaum die Luft. Es liegt etwas ungemein Wohlthuendes, fast Ergreifendes in einer solchen Morgenwanderung durch ein wenig besuchtes Alpenthal. Am nächsten hat es uns immer an die feierliche Stille erinnert, wie sie an Sonntagen sich über eine sonst geräuschvollere Welt zu breiten pflegt und unwillkührlich jeden überkommt, der überhaupt solchen unmerkbaren Einflüssen zugänglich ist. Hier aber finden wir diese sonntägliche Stimmung der ganzen Natur, wie wir es nennen möchten, alle Tage, als gebühre der erhabenen Umgebung diese ewige Feier. In den vielbesuchten Gegenden der Schweiz läßt namentlich der beständige Wechsel der menschlichen Erscheinungen und was sich, sei es nun Bequemlichkeits halber oder aufdringlich, an uns hängt, selten diesen reinen Naturgenuß, eine wahre Naturandacht, in uns aufkommen, oder wenn dieses, länger uns erfassen. Und doch gehört so wenig — oder vielleicht auch viel? — dazu: ein schöner Sonnentag, ein stilles Alpenthal und ein oder höchstens zwei Gefährten! (Schluß folgt.)

Schiller und Lotte.

(Schluß.)

Nicht geringer als Carolinens war für Schiller Lottes Idealität, wenn man es so nennen will, nicht geringer ihr Seelenwerth, sondern ein anderer, und derjenige, in dessen gänzlicher Anelgnung er sein und ihr Glück fühlte. Wir überlassen es dem Leser, in den Blättern, die jetzt allen offenliegen, diese schöne Individualität sich entfalten zu sehen und die schon in der Knospe ihr eigene Hinneigung zur wahren Poesie, zum geistigthätigen Leben in dem, was Seelen faßt und verbindet, wahrzunehmen. Immer völliger und zarter enthüllt sich ihre Begeisterung und ihr Verständniß für Schillers Dichter-Persönlichkeit und für die Höhen seiner Gedanken. Im Anblicke der Freiheit und Totalität, die ihr Geist zugleich mit der grenzenlosen Seelengüte gewinnt, mit der sie den Geliebten umfaßt, lernt man schätzen, was sie nicht etwa nur der Häuslichkeit Schillers, nein, dem Dichter, der Vollendung seiner Gemüthlichkeit und Harmonie seiner Dichtung sein konnte und wirklich war. Es läßt sich hier erkennen, wo und wie Schiller gerade die Feier schö-

Digitized by Google

ner Seelen und liebender Herzen geschöpft hat, deren schwungvolle Ausdrücke in seinen Wallenstein-Dramen und andern Gedichten seiner Reife unserer Nation einen Grundzug ihres sittlichen Lebens verschönert zurückgegeben und als einen bleibenden Schatz für die Nachgeschlechter vermacht haben.

Diese Einsicht in die Bedeutung dieser Frau für Schiller und an sich, befestigen, wie gesagt, und ergänzen uns die obengenannten Briefe an Knebel. Die ersten 7 sind noch aus dem Jahr 1788, wo die Bekanntschaft mit Schiller schon angesponnen war, einer der letzten aus Lauchstädt, frisch nach der Verlobung. Sie enthalten keine Andeutung des neuen Lebens, das ihr damals allmählich aufging. Knebel war viel weniger der Vertraute oder gar Miterzieher des Mädchens, als er wohl glaubte. Mehrmals gedenken die beiden Liebenden in ihren Briefen mit heiterer Laune seiner wohlwollenden und desultorischen Art, sich der Frauen und Mädchen, auch Lottchens anzunehmen und ihnen seine Philosophie beizubringen. Ein Brief ist aus dem 9. Jahr ihres Frauenlebens, ein kurzes Schreiben, auf freundschaftliche Mittheilung von Büchern bezüglich; alle übrigen sind nach Schillers Tode geschrieben, die zahlreichste und stetigste Folge aus den ersten zehn Jahren der Wittwenzeit. Unmittelbar nach den Eindrücken der Scherze, die Lotte mit Schiller in jener Frühlingszeit über Knebel macht, gemahnt es, wie eine Ironie des Schicksals, daß sie in den Herbsttagen ihres Lebens an ihn, als den Vertrautesten ihrer Sorgen und Lebenserfahrungen, Gesinnungen und Urtheile sich wendet. Aber er war in Wahrheit ein alter Freund, mit ihren Jugenderinnerungen und beglücktesten Tagen, wie mit den bedeutendsten Freunden ihres Schiller, und von Anfang an mit der ganzen Epoche verknüpft, die nicht nur für Schillers Wittwe aus der Gegenwart verschwunden, sondern auch um sie her, obschon Goethe noch lebte, in unaufhaltsamem Sinken war. Nächst Knebels längstbegründeter Anhänglichkeit an die fürstliche Familie, für welche sich tiefe und schöne Gesinnungen ungesucht in den Briefen der Schiller aussprechen, war es noch besonders die innige Freundschaft mit seiner Schwester Henriette und das niegeschwächte Andenken an dieselbe, nachdem sie im Sommer 1813 gestorben, was zwischen der Schiller und ihm die Freundschaft erhöhte und befestigte. Unzertrennlich hing mit diesem Bande gleich sehr bei Beiden der warme und zarte Antheil an Prinzessin Caroline von Weimar zusammen, die 1810 dem Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin vermählt (dahin begleitete sie Knebels Schwester und bei ihr starb sie), durch ihren vortrefflichen Charakter die dauernde Hingebung solcher ihr Nahestehenden und durch ihr Leiden und ihren frühen Tod (1816) den treuen Schmerz derselben nach sich zog. In der Herzensforge der Schiller während der Gesundheitsleiden der jungen Fürstin und der angelegentlichen Beschäftigung ihrer Gedanken mit den Vorschlägen, die für die Kur der Kranken gemacht wurden, bewährt sich fühlbar, was sie bei einer andern Gelegenheit sagte: „Ich habe das Härteste erlebt, was mich treffen kann, und sehe die Welt und ihre Begebenheiten nicht mehr in Rücksicht meiner selbst an, sondern nur für Andere, die mir lieb sind." Es sind solche Erregungen für Andre, ihr Theure, in welchen sie eine jugendliche Lebhaftigkeit, ein Verlangen rasch einzuwirken, entwickeln kann, während sie über das unmittelbar sie selbst Betreffende und über die nahenden, hereingebraus'ten und ferner drohenden Zeitstürme mit Resignation und Sammlung sich faßt. Diese Ruhe aber und Freiheit, mit der sie um sich blickt, gibt ihren kurzen Mittheilungen und Urtheilen viel treffende Unterscheidung. Für die Weimarische Lokalgeschichte und manche Personalien geben diese Briefe zusammen einen leisen, feinen

Digitized by Google

Spiegel. Beachtenswerth sind die Stellen, welche die Herzogin Luise betreffen, im Ganzen ziemlich viele, und mehre schön bezeichnend; um so erwünschter, weil die Quellen so sparsam sind, welche uns die Individualität dieser hohen Frau aus unmittelbaren Eindrücken nahe bringen. So erfahren wir ferner durch die treubewahrte Anhänglichkeit der Schiller an Frau von Stein Manches, was uns den Lebensabend dieser vorzüglichen Frau, über den so wenig aufgezeichnet ist, bestimmter ausführt. Wir erhalten Züge der letzten Tage Wielands und der Theilnahme für seine Familie (93. 95. 121. 134. 214.), Beiträge zur Charakteristik H. Meyers (74. 137. 185. 193), zum Verständniß der Kalb. Eindrücke der Letztern aus den frühern Tagen enthalten die Briefe von „Schiller und Lotte"; die in den Briefen an Knebel (298. 301. 306. 308. 310. f. 356) sind von einem Besuche derselben in Weimar im September 1816. Von den Frauengestalten, die einmal zum Bilde der Weimarischen Epoche gehören, werden auch Amalie von Helvig (S. 103 f.), die Schardt (S. 296) und öfter Emilie Gore berührt. Anderes vergegenwärtigt Lebensmomente des Geh. Rath Voigt und seiner Familie (86. 127. 227 f. 333). Mit Auszeichnung bemerkt die Schiller den belebenden Eintritt des Herrn von Gersdorf (nachmaligen Ministers) in die Gesellschaft und freut sich wiederholt seiner gebildeten Offenheit für alle geistigen Interessen.

Angenehm sind die Mittheilungen über Iffland, theils Zeugnisse seiner Pietät für Schiller und Schillers Familie und ihrer gerührten Anerkennung derselben, theils treffende Urtheile über die Meisterschaft seines Spiels und das häufige Mißverhältniß im Werth der gewählten Stücke (99.). Auch Eßlairs gedenkt sie (466). Hier berühren wir schon den Bildungssinn der Frau, mit dem sie, wie auf die politischen Zeitwellen und das Gesellschaftstreiben um sie her, auf die Bewegung der Literatur und Aesthetik aus einer gewissen unverlierbaren Höhe blickt, worin sich Schillers Geist nachempfindet. Immer beschäftigt sie sich geistig, sei es mit sinniger Betrachtung von Pflanzen, von Sternen, oder der Aufmerksamkeit auf physikalische Fragen, Meteorsteine, Polarexpedition, sei es mit Entdeckungen aus dem Alterthum (Schatzhaus des Atreus. Ambrosianischer Homer). Sie liest ernste Geschichtswerke und philosophische mit Ausdauer. Sie faßt Volkslieder, die Ilias, Indische Poesie eingehend auf und verräth in wenigen Worten die Empfänglichkeit, mit der sie bei Herders Gedichten (346. 354) und seinen Ideen (118), bei Lessing (449), bei Goethes Faust (281 f.) verweilt. Sie würdigt die Staël (483 f.) und ihr Werk über Deutschland (105), sieht scharf in die Schwäche von B. Constants Adolphe (287 f.), hat Unterscheidung für Byron (352. 393) und Wohlgefallen an Lady Morgan (406). Bei ihrer Aufmerksamkeit auf die gleichzeitige Poesie in Deutschland läßt sich immer wieder wahrnehmen, daß sie Maßstäbe für den Gehalt und für die gediegene Form mitbringt, an welchen die Uebertreibungen und Blendungen der damaligen ästhetischen Krisen abgleiten. So zeigt sich ein Gefühl, welches zwischen dem plastischen Ausdruck und dem gekünstelten Formspiel abwägt, in dem, was sie über den standhaften Prinzen von A. Schlegel (131), über Calderon und Shakespear (144), die Zenobia (183 f.) und die Uebersetzung von Gries (194. 281.) bemerkt. Ueber A. Schlegel vgl. auch 520. Fr. Schlegels Vorlesungen über die Literatur beurtheilt sie streng, aber in einem Hauptzug richtig (216). Wie sie Tiecks Phantasus (114), wie sie Fouqué's (232. 262), Arnims (474), dann wieder Werners (492) und Hoffmanns (481. 610 f.) erwähnt, stellt sie sich fest gegen das Ausschweifende und gegen die falsche Magie oder auch rohen Rührungs-

Digitized by Google

mittel, welche dazumal so viele hinrissen. Daß Kotzebue, wo er aufstößt (99. 325 334. 351. 408. 442), an seinen Platz gewiesen wird, versteht sich von selbst. Und von Müllners Romantik erkennt sie bald und zeigt es recht witzig, daß sie das Produkt eines kalten Verstandes sei (236. 480. 449.). Wenn sie dabei sah, wie um sie her der Sinn für Poesie auf die bloße Zerstreuungslust und Sucht, sich aufzuregen, gleichviel durch was, hinauskam und wie wenig das kaum vorübergegangene, ja das noch lebendig nahe Große die liebe Zuversicht im Platten und Exaltation im Gemeinen irre machte, sprach sich in ihrer Verachtung die ganz andere Heimat ihres Geistes und ihre Einsamkeit in der Gegenwart aus. Hingegen lebt sie mit Goethe, wenn sie ihn auch nur selten sehen kann, in einem stillthätigen Zusammenhange fort. Wir sehen sie fortwährend aufmerksam auf seine Zustände und Urtheile, die Nachrichten seiner Vertrauten aus seinem Hause, von seinen Reisen. Sie nimmt im Winter 13 mit ganzem Sinne an den Vorlesungen theil, die Goethe bei der Herzogin aus Dichtung und Wahrheit gibt (162), so wieder vom Winter 15 bis Winter 16 an seinen fortgehenden Vorträgen über arabische und persische Dichter im Zusammenhang mit seinen Studien zum westöstlichen Divan. Die Wiederaufführung seiner Proserpina im Winter auf 15 (175. 185), das Lesen des Epimenides im Frühling dieses Jahrs (203) und dessen Aufführung zu Weimar im Anfang des folgenden (550) faßt sie mit einer reinen Empfänglichkeit und bedachtem Urtheil auf. Auch mit der Farbenlehre (227), dem Rhein und Main (388), Pandorens Wiederkunft (511), wiederholt dem Faust (281 f. 302. 511) finden wir sie denkend beschäftigt Im April 18 schreibt sie (378): „Ich habe mich sehr gefreut, eine ungestörte Stunde mit unserm Freund Goethe zu sprechen. Wir haben vieles in kurzer Zeit verhandelt und es that mir sehr wohl, einmal große, schöne Ansichten der Kunst wie der Wissenschaft zu vernehmen. Ich habe einen so schönen Theil meines Lebens in erhöhtern Ansichten verlebt, daß ich immer wie nach der wahren Heimat mich versetzt fühle, wo man weiß, daß das Höchste der Weltansicht mit dem reinen poetischen Sinn über allen Irrthum und Niedrigkeit der Gegenwart uns zu erheben vermag." Am 23. Dezember 18: „Abends war ich bei der Ministerin von Fritsch, die uns mit den übrigen Damen und dem Kammerrath Goethe das Festspiel (Maskenzug zum 18. Dezember 18) vordeclamirte. Goethe hatte dem Sohn das Manuscript anvertraut. Es hat mich sehr gerührt. Es ist als Kunstwerk, als Poesie schön und ergreifend. Die Charakteristik der Dichter, die hier lebten, wie seine eigene hat mein Gemüth innig bewegt. Was er über die Stücke sagt, ist wunderschön. Ueber sich selbst ist er eigentlich zu leise hingegangen, doch weiß ich es sehr gut zu verstehen, da ich seine Bescheidenheit kenne, die nur diejenigen erkennen können, die ihn in den Momenten sehen konnten, wo er eben eine solche Dichtung vollendet hatte. Die Zeiten nach der Entstehung von Hermann und Dorothea z. B. sind mir als ein Zug in Goethes Leben unvergeßlich, und die Abende, wo er uns jeden vollendeten Gesang vorlas, gehören zu den schönsten meines Lebens. Sie sind verschwunden, wie jeder Sonnenblick der Vergangenheit." (Vgl. auch 548.).

Die Region, in der diese Vergangenheit in dem treuen Herzen fortlebte, greift in der folgenden Aeußerung wegen der großen Einfachheit an die Seele. Den 6. Mai 1820, wo sie über die kalte Luft klagt, sagt sie (504): „Es ist recht traurig, den Anfang des Maimonats zu sehn; denn er erinnert mich so an den Mai von 1805. Ebendamals war die

Digitized by Google

Luft ſo, und die einzelnen Strahlen der Sonne freuten Schiller ſelten; ich konnte ihm auch keine vollkommenen Blumen geben; denn ſie waren noch nicht aus der kalten Erde gekommen; und er fragte immer darnach. Die Sterne nur ſind des Abends tröſtend und glänzend."

Kleine Zeitung.

— Von Julius Hübner in Dresden iſt auf hohe Veranlaſſung ein „Verzeichniß der Königlichen Gemäldegallerie, mit einer hiſtoriſchen Einleitung und Notizen über die Erwerbung der einzelnen Bilder" herausgegeben worden. Die Mittheilungen über die Erwerbung einzelner Bilder ſind ſehr intereſſant und nehmen theilweiſe bei der lebendigen und geſchickten Darſtellungsweiſe des Herausgebers den Charakter von Novelletten an, wie wir deren in einer einige Jahrzehnte zurückliegenden Periode unſerer Erzählungsliteratur (Der Hoffmann-Kind-Weisflog'ſchen) zahlreich beſitzen. Das Buch von Hübner zeigt, daß ſolche merkwürdige „Geſchichten", die ſich an die Entdeckung oder Erwerbung von Gemälden und bezüglich an Intriguen knüpfen, keineswegs aus der Luft gegriffen ſind, ſondern einen hiſtoriſchen Hintergrund haben.

— Die Engländer ſcheinen auch Luft zu einem „Halm-Bacherl-Kampfe" zu haben. Die Litteraturzeitung bringt einen längern Artikel, welcher (mit nichts ſagenden Gründen) zu beweiſen ſucht, daß der Verfaſſer der meiſten Bawerleynovellen der Bruder Walter Scotts geweſen iſt.

— Die Aufführung des Fechters von Ravenna iſt in Rußland verboten worden.

— Man hatte die Befürchtung ausgeſprochen, daß ſich K. F. Leſſing, mit manchen Verhältniſſen unzufrieden, von Düſſeldorf nach Karlsruhe überſiedeln werde. Dagegen wird jetzt bemerkt, daß er mit dieſem Plane immerhin umgehen möge, aber mindeſtens noch auf ein Jahr an Düſſeldorf gefeſſelt ſei, wo er das vom Könige „beſtellte" Gemälde: Paſchalis II. wird von Heinrich V. gefangen, auszuführen habe.

— Der Bildhauer Drake in Berlin hat ein Mittel erfunden, den Marmor gegen die Einflüſſe der Witterung feſt zu machen. Das Bedürfniß liegt vor — die „Marmorgeſtalten" ſind Südländer und müſſen dem Norden acclimatiſirt werden — wie man ſich denn z. B. gegenwärtig in Berlin genöthigt ſieht, die Marmorbildſäulen auf dem Wilhelmsplatze, die ſchon ſehr verkommen ausſehen, noch zu rechter Zeit abnehmen und in Bronze ausführen zu laſſen. (Bei dieſer Gelegenheit ſollen Schwerin und Kleiſt, welche ausnahmsweiſe antik coſtümirt ſind, den andern gleich das Zeitcoſtüm erhalten.) Das Mittel Drake's beſteht in einer Tränkung des Steins, welche von dieſem vollkommen aufgeſogen wird, die Form alſo nicht beeinträchtigt und nur den bläulichen Ton des Marmors aufhebt, was ihm eine größere Wärme leiht. Ein Verſuch mit einer Büſte, die vier Monate hindurch der Hitze, dem Staube, der Näſſe, überhaupt allen Unbilden, welche unſer Wetter entwickeln kann, gefliſſentlich ausgeſetzt wurde, iſt inſofern gelungen, als man daraus mit Sicherheit ſchließen kann, daß das Mittel den Marmor mindeſtens auf eben ſo viele Jahre unangreifbar macht. Die Tränkung kann ſodann wiederholt werden.

— Meiſter Fernkorn in Wien hat neuerdings ein kleines plaſtiſches Kunſtwerk gefertigt, welches in ſeiner Art ausgezeichnet iſt. Es ſtellt Hagen dar, wie er den Nibelungenhort verſchüttet. Der grimme Held ſteht auf einem Felſenvorſprunge, im Begriffe, den Inhalt ſeines beiden Schildes in die Fluthen, wo ſich eine Gruppe lüſtern-froher Nixen erhebt, hinabzuſtürzen. Das kleine gelungene Kunſtwerk hat ſeine Stelle in einem — Ju-welenladen gefunden, deſſen Name „zum Nibelungenhort" lautet, und der hohle Schild iſt mit wirklichen Kleinodien angefüllt. Sicherlich fehlt es nicht an Manchen, die eine Entwürdigung der Kunſt darin finden, daß ſie der Ausſtattung von Kaufläden und überhaupt der Induſtrie dienſtbar wird. (Vor Kurzem hat ſich ein Pariſer Schneider einen Aushängeſchild von einem jungen, aber berühmten Maler herſtellen laſſen, und die Sache iſt viel beſprochen, bekrittelt und belacht worden. Freilich ſteht der Gegenſtand des betreffenden Gemäldes — Sebaſtopolſcenen — in keiner Beziehung zu der Bedeutung des Kleiderladens, während die Fernkorn'ſche Gruppe ſich ihrer äußern Beſtimmung frei und ſinnig anſchmiegt.) Die Kunſt entwürdigt ſich aber dadurch, daß ſie im Leben allgegenwärtig iſt und den äußern Schmuck deſſelben veredelt, keineswegs, wenn auch ihre letzte Aufgabe höher liegt, vielmehr wird ſie ſo lange ein ſieches, obgleich vornehm kränkliches Daſein hinziehen, als ihre Schöpfungen in Muſeen aufgeſtapelt, in Privatkabinetten verſteckt werden. Der Kaufladen iſt doch wenigſtens ein öffentliches Lokal, und wenn das höhere Kunſtwerk des öffentlichen Lokals in der feierlichen Bedeutung des Worts nothwendig bedarf, ſo iſt es ganz in der Ordnung, daß die untergeordneten und als ſolche berechtigten Kunſtleiſtungen eine ihnen entſprechende Oeffentlichkeit in den beſchränkteren oder weiteren Sammelplätzen des gewöhnlichen Verkehrs ſuchen und finden.

— Die Riſtori erhielt bei ihrer letzten Abreiſe von Paris eine Claqueurrechnung von 600 Fr., und bequemte ſich endlich, trotz ihres anfänglichen Widerwillens, ſie zu bezahlen. Uebrigens iſt die förmliche Organiſation der Claqueurinduſtrie ſchon alt. Bei einem gewiſſen Auguſt, der 1844 ſtarb, fand man Rechnungen, aus denen ſich ergab, daß er von dem Tenoriſten Nourrit jährlich 100 Louisd'or, von der Taglioni monatlich 300 Fr., von Fanny Elsler für die jedesmalige erſte Vorſtellung 500, die jedesmalige zweite 300, und alle folgenden 100 Fr. erhalten hatte.

— In Adelaide in Auſtralien beſteht jetzt ein Friedrich-Schiller-Theater und ein Thusnelda-Caſino.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Halbjahrpreis 20 Sgr.

Digitized by Google

№ 36. 7. September 1856.

Im Maderanerthale.

Wanderskizze von Lunckenbein.

(Schluß.)

In sanftem Ansteigen erreichen wir das Dörfchen Bristen. Wie alle diese Gebirgsdörfer liegt es mit seinen kleinen Häusern zerstreut über die saftigen Wiesen, aber noch zwischen zahlreichen Obstbäumen. Nur die Kirche reiht eine Zahl Häuser enger aneinander. Bis hieher geht wesentlich Charakter und Natur des offeneren Hauptthales in seitlicher Ausstrahlung. Enger und wilder wird von da an das Thal; die grauen Gneißfelsen treten näher an den Weg; der Schatten eines Waldes nimmt uns auf. Sind wir hindurch, befinden wir uns auf dem wieder erweiterten Boden des Maderanerthals und eine Zeitlang auf schönen ebenen Wiesen. Ueber den rauschenden Kerstelenbach gegangen, stehen wir bald wieder an einem Scheidewege. Rechts zieht sich zwischen dem über 10,000 Fuß hohen Oberalpstock und dem Bristenstock das Ezzlithal hinauf. Lockend genug braust sein Bergwasser, der Ezzlibach, in herrlichem Falle herab; folgten wir ihm aufwärts zwischen den schroffen Gebirgswänden, führt er uns am Fuße des zweispitzigen Piz Pali, einem Eckstein der Crispalikette, zu dem stillen See der Spillau oder über den verrufenen Kreuzlipaß hinüber nach Graubünden. Der letztgenannte, über 7000 Fuß hoch gelegene und nicht gefahrlose Bergpaß ward im Jahre 1799 zweimal von österreichischen Kriegern überschritten, einmal selbst bei tiefem Schnee; in demselben denkwürdigen Jahre der Kriegsgeschichte, das des alten Suwarow's Uebergang über den Kinzigkulm sah und hier Märsche und Gefechte an Orten hervorrief, die sonst nur der Fuß geübter Berggänger, Hirten und Jäger zu betreten pflegt. Wir lesen diese Dinge und staunen menschliches Wagniß an; zum vollen Verständniß des fast Unmöglichen gelangen wir aber erst, wenn unser eigenes Auge an Ort und Stelle mitten in diesem Labyrinthe riesiger steiler Höhen, grausiger Schluchten und Abgründe, durch die und an denen vorbei sich des Menschen Fuß einen schmalen schwindelnden Weg

Digitized by Google

gebahnt, die ganze Größe der Beschwerden zu überblicken im Stande ist. Wie lebhaft die Phantasie malen mag, die nahe nackte Wirklichkeit gewinnt es ihr doch ab.

Wir bleiben im Thale, dessen Pfad bald durch Waldung, bald über herbstlich neubegrünte Wiesen führt. An das Gelände der Bergabhänge hin legen sich die sammetnen Teppiche der Alpenmatten, die kaum irgendwo in so saftiggrüner Frische unserm Auge wohlthun als hier. Seltsam sticht die braune Balkenhütte dagegen ab, die im Schutze eines kleinen Gehölzes oder einer schroffen Felsenwand noch von schwindelnder Höhe herabschaut. Und links und rechts bringt jede Schlucht, jede Rinne der umgebenden Berge Windgellen, Ruchi, Zingelstock, Scheerhorn, Bristen, Oberalpstock, Fruttstock, aus dem unerschöpflichen Reichthum ewigen Firns und zahlloser Gletscher, welche den Hintergrund der Seitenthäler füllen, ihr Bächlein und die von Stufe zu Stufe in brausendem Ungestüm herabfallenden Kaskaden krystallhellen Wassers. Auch an dieser lebensvollen Schönheit, die schon in ihrem bescheidensten Maße jeder Gegend einen neuen Reiz verleiht und unser Auge am meisten entzückt, ist kaum ein anderes Thal des Hochgebirges so reich als das von uns durchwanderte; Wasser ist das Leben der Natur und wirkt als Leben. Wie fühlen wir uns so eigenthümlich erfrischt und erquickt am murmelnden Bache, und wie lange erst können wir staunend und überwältigt stehen vor der stäubenden, tosenden Fluth eines Wasserfalls! In dieser Fülle des stets bewegten Elementes liegt einer der größten Zauber der meisten Alpenthäler. Und nun diesen bald anmuthig und flüsternd dahingleitenden, bald an Felsen gebrochenen und in wildem Aufruhr sich drängenden und überstürzenden Wasserfäden gegenüber der Contrast erstarrter Wogen eines hier Stundenlang ununterbrochen sich hinziehenden, dort von kahlen Felszacken und Gräten zerrissenen Firnmeeres! Vom Thale aus ist uns freilich der Anblick dieser zwischen unzähligen namenlosen Gipfeln einer chaotischen Gebirgswelt hingelagerten Schnee- und Eiswüste nicht gestattet: nur ihre schmäleren Ausläufer schickt sie wie Zungen noch zwischen dem Grün dunkler Wälder an den Rand der Matten und bewohnten Stätten. Da blickt zuweilen aus der Tiefe einer Schlucht ein Gletscherende hervor oder ein rauschender Bach, dem er Quelle und Nahrung ist, verräth seine Nähe. Nur am Ende unserer Wanderung hat sich zwischen Hüffistock und Scheerhorn der gewaltige Hüffigletscher fast bis zur Thalsohle herabgedrängt. Er ist gleichfalls nur der erstarrte Arm eines weiten Firnmeeres, von dem die Gletscher des Scheerhorns, der Clariden und des Tödi nur einzelne Glieder sind, welche diese Bergspitzen wie mit einem Eismantel umgeben. Erhaben und prachtvoll ist der Anblick dieser Eismasse; das Auge sieht ihr Ende nicht ab; aber was ihm zugänglich, bezaubert durch das Ungewohnte, durch den Gegensatz üppigen Grüns und weißen, durchsichtigen Eises, das weiter hinauf sich in Säulen, Pfeilern und Zacken aufthürmt, oder tiefe Höhlen entstehen läßt. Todt aber ist auch diese anscheinend starre Masse nicht. Im warmen Sonnenstrahle zittert die aufgethaute Oberfläche im wechselnden Lichte; Tropfen reiht sich an Tropfen zu kleinerem oder größerem Wasserfaden, der sich sein Bett im Eise gräbt; von Kanten und Zacken träufelt es herab; und von dem Leben, das tief innen sich regt im Wechsel des Erstarrens und des Auflösens gibt der Gletscherbach Kunde, der sich am ausgebogenen Ende unter dem mächtigen Eisthore hervor zum heitern Lichte drängt.

Ehe wir indessen nach mehrstündigem Marsche bis zum Ziele unserer Tagesfahrt gelangt, von dem uns nach unserm weitern Reiseplane nur derselbe Rückweg mit einzelnen Abschweifungen blieb, wie sie die verschiedenen Pfade zu den spärlichen Wohnungen des Tha-

Digitized by Google

les bald am einen, bald am andern Ufer des Kerſtelenbaches gefahrlos erlaubten, hatte es nicht an der reichſten Mannigfaltigkeit herrlicher Naturſcenen gefehlt. Nichts kann der Wanderung über die ſtundenlange ſchöne Ruppletenalp gleichen. Wieſen und kleine Waldpartien laſſen die Mühe des Weges vergeſſen, und kaum hat ſich unſer Auge an dem ſilberglänzenden Falle eines ſeitlich herabſtürzenden Baches erfreut, wird es von einem vielleicht noch volleren und höheren angezogen. Selten nur laſſen vorausgegangene heiße Sommer die Nahrung für dieſe flüſſigen Adern hier in dem Schnee und Eiſe der vielen Hochthäler ganz verſiegen, wie wir es wohl anderwärts finden. In dieſem Gebirgslabyrinthe ſteigt kein Gipfel unter fünftauſend Fuß herab; die meiſten reichen ſchon über die Gränze des ewigen Schnees, der in den zahlreichen Mulden zwiſchen den Höhen nie ausgeht. Zwiſchen Hüfiſtock und Fruttſtock, vom Brunnigletſcher herab kommt der größere Brunnibach, der ſich im gewaltigen Falle des Stäuber über die felſigen Abhänge der Frutten- und Brunnialp ins Maderanerthal herabſtürzt und ſeine wilden Waſſer mit dem Kerſtelenbach vermiſcht. Ueber den Gletſcher tief hinten im Thale führt ein Weg nach Graubünden ins Vorder-Rheinthal gegen Diſentis. Seine Beſchwerlichkeit ſchreckt nicht die frommen Wallfahrer zur ſchwarzen Mutter Gottes in Einſiedeln, oder die Urner, welche zu den Kirchenfeſten in Diſentis pilgern; die Bergfahrer aus der Ebene mögen ihn lieber unverſucht laſſen.

Es war eine tüchtige Tagesaufgabe vom gaſtlichen „Kreuz" in Amſteg an den Fuß des Hüfigletſchers und wieder zurück. Es iſt aber eine bekannte Eigenthümlichkeit des Reiſens in dieſen Berggegenden, daß ihre reine erquickende Luft auch die beſchwerliche Anſtrengung nicht bis zu jenem Grade von Müdigkeit kommen läßt, die uns wohl nach einem ſcharfen Marſche bei drückender Sonnenhitze in der Ebene zu befallen pflegt. Freilich fehlt es auch hier nicht an andern Fährlichkeiten, vor denen man ſich zu wahren hat. Wir aber trugen den unvergänglichen Eindruck eines Tages voll ungetrübter Naturſchwelgerei mit hinweg, wie er die kleinen Beſchwerlichkeiten überreichlich aufwog.

Zu Schiller's Worten des Wahns.

Für die grammatikaliſche, rhetoriſche und ſachliche Durcharbeitung der Sprache unſerer beiden großen Klaſſiker iſt, ſo wünſchenswerth dies auch ſein möchte, im Ganzen doch noch nichts Erhebliches geleiſtet. Wir glauben, für Manchen vielleicht eine Anregung, dieſe allgemeine Beobachtung hier vorausſchicken zu müſſen, wo wir einige weitere einzelne Bemerkungen hinzufügen wollen. Schiller's Sprache kann in gewiſſem Grade ebenſowohl mythologiſch genannt werden, als die Sprache eines unſerer Theologen bibliſch heißen wird. Dies läßt ſich an ganzen Gedichten, wie an einzelnen Ausdrücken nachweiſen. So liegt z. B. der ſchönen Stelle in den Worten des Wahns:

Und erſtickſt du ihn nicht in den Lüften frey,
Stets wächſt ihm die Kraft von der Erde neu.

ein mythologiſches Bild zu Grunde. Es gibt nämlich in der helleniſchen Mythe eine gar ſinnreiche Erzählung von einem Rieſen Antäus, der unbezwinglich war, ſo lange er noch mit den Füßen ſeine Mutter Erde wieder erreichen konnte, die ihm immer die dahinge-

Digitized by Google

schwundenen Kräfte neu wieder wachsen ließ. Herkules tödtete den Antäus, indem er ihn emporhob und frei in der Luft erwürgte. Wie mit diesem Erdriesen, meint nun Schiller, so ist es mit dem Bösen; auch ihm wird, so lange es nicht ganz von der Erde verbannt ist, was jedoch nie der Fall werden kann, die Kraft immer neu wachsen. Denn auf Erden führt das Gute und Rechte nun einmal ewig Streit. Mit anderen Worten: das Leben, wie die Weltgeschichte, ist ein Kampf; hat doch auch Christus das Schwert in die Welt gebracht. Schön sagt deshalb Droysen: „Denn so ist es im Leben der Menschheit; naturgegeben wie sie ist, wird sie sofort erfaßt von der treibenden Unruhe des mitgeborenen Geistes; von Anbeginn ist da ein Hader für ewig, ein Ringen ohne Rast, ein endloser Antäuskampf." Und nicht ohne Grund haben wir des Dichters Wort mit dem des Historikers zusammengestellt. Denn Schiller ist, das können wir fast auf jedem Blatte seiner Werke lesen, unser einziger wirklich historischer Dichter.

Auch die Worte desselben Gedichtes:

So lang' er glaubt, daß dem ird'schen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen —
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,

sind mit bewußter Beziehung auf ein bestimmtes mythologisches Factum geschrieben, welches Schiller selbst schon vier Jahre früher (1795) dichterisch behandelt hatte. Wir meinen das verschleierte Bild zu Sais, für welches unsere Stelle gleichsam als ein Motto gelten könnte. Dort handelt es sich scheinbar um einen wirklichen Schleier, aber das ganze Gedicht ist eine Allegorie und in Schiller's mythologischer Sprache ist die Wahrheit immer mit einem Schleier bedeckt. Unter die Thoren, von denen Schiller in den Worten des Wahns spricht, mußte ihm durchaus auch jener Jüngling von Sais gehören und man kann recht gut sagen, er habe, indem er den dritten angezogenen Vers schrieb, nur das allgemein ausgesprochen oder als allgemeine Wahrheit wiederholt, was er in einem bestimmten Falle früher schon ausgeführt hatte. — Auch in der Kassandra (1802) hat Schiller sich desselben Bildes bedient:

Frommt's den Schleier aufzuheben,
Wo das nahe Schreckniß droht?
Nur der Irrthum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.

Auch diese Verse werfen ein neues Streiflicht auf „das verschleierte Bild." Wenn die Worte des Wahns überhaupt die Möglichkeit leugnen, daß eine sterbliche Hand der Wahrheit Schleier heben könne, so setzt der Dichter in der Kassandra diese Möglichkeit wieder voraus, wie in jener ägyptischen Tempelgeschichte. Die angezogenen Verse der Kassandra, in denen der eigentliche Ideengehalt des Gedichtes unzweifelhaft ausgesprochen ist, zeigen aber nur zu deutlich, wie Schiller streng genommen hier nur dieselbe Sache wieder behandelt hat, wie im verschleierten Bilde, freilich dies Mal in einem anderen concreten Falle. Daraus geht denn hervor, wie den Dichter sein ganzes Leben hindurch gewisse Ideen immer beschäftigt haben, die er, so oft ein schicklicher Stoff sich ihm darbot, in demselben, selbst wiederholt, darstellen mochte, indem er gleichsam dasselbe Thema „variirte" oder, wie wir uns lieber ausdrücken möchten, sich eine poetische Synonymik derselben Ideen erschuf. Daß dieses wahr ist, läßt sich aus Schiller's eigenem Bekenntnisse abnehmen, das

Digitized by Google

er in einem der ersten Briefe an Goethe (Briefwechsel I. S. 25) abgelegt hat: „Erwarten Sie bei mir keinen großen materialen Reichthum von Ideen; dieß ist es was ich bei Ihnen finden werde. Mein Bedürfniß und Streben ist, aus wenigem viel zu machen, und wenn Sie meine Armuth an allem was man erworbene Kenntniß nennt, einmal näher kennen sollten, so finden Sie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken damit mag gelungen seyn. Weil mein Gedankenkreis kleiner ist, so durchlaufe ich ihn eben darum schneller und öfter, und kann eben darum meine kleine Baarschaft besser nutzen, und eine Mannigfaltigkeit, die dem Inhalte fehlt, durch die Form erzeugen. Sie bestreben Sich Ihre große Ideenwelt zu simplificiren, ich suche Varietät für meine kleinen Besitzungen. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erwe itern möchte."

Ein paar Winke zu und über Goethe.

Von

Ernst Moritz Arndt.

Keiner unserer Unsterblichen — man kann wohl sagen, wenige Unsterbliche anderer Völker — ist fast bei seinem Leben, wenigstens alsbald nach seinem Tode, so viel beschrieben, erklärt und erzählt, ja durchschrieben und durcherklärt worden als Goethe. Wir sind mit Commentarien über ihn, sein Leben und seine Schriften beinahe übersättigt und übergossen und überdrossen worden; es hat dem herrlichen Manne weder an überflüssigen thörichten Lobern, noch an bösen und hämischen Tadlern gefehlt, ja die deutsche Unart, auch an außerordentlichen Menschen kleine unsrer armen Menschlichkeit angehörige Gebrechen mehr als recht ist zu rügen und auszumalen, hat sich leider auch bei diesem Namen erwiesen. Zu dem übersättigenden und erdrückenden Ueberfluß der sogenannten Goethe-Literatur will auch ich hier einen kleinen Beitrag geben, der nur aus einzelnen Andeutungen oder Winken besteht, welchen andere weiter nachdenken und nachspüren mögen. Es sind zwei Winke oder Hinwinkungen, eine persönliche und eine sachliche.

Zuerst die persönliche Hinwinkung, zu welcher ich eben in diesen Tagen durch Wiederlesung von Svetonius Kaiserleben mit Anklingung von Erinnerungen längst vergangener Tage wieder hingeführt werde. Ich habe Goethen in seinem kräftigsten Mannesalter, in den Jahren 1792 bis 1794, in Weimar und Jena unter den Menschen leben und wandeln gesehen, ich habe den Greis in den Jahren 1813 bis 1815 in Dresden und Köln im eigentlichen Gespräche und Umgange mit Menschen beobachtet, das letztemal drei, vier Tage in Köln mit dem Manne gesehen, oder vielmehr ganz in des Mannes Gesellschaft, welchen man neben ihm den größten Deutschen jener Zeit nennen durfte, in der Gesellschaft des Ministers Freiherrn vom Stein. Man hat Goethen oft einer gewissen abstoßenden Unzugänglichkeit, eines gewissen vornehmen Stolzes beschuldigt. Ich glaube nichts ist ungerechter als diese Beschuldigung. Unzugänglichkeit, das mag hin und wieder gelten — wohin hätte der Herrliche vor allem Anlauf und Ueberlauf der oft müßigsten und auflauschigsten Menschen sich retten wollen, wenn er mit Person und Herz immer offene Thür gehalten hätte? — aber vornehmer Stolz? Nichts lag diesem Antlitz und dieser Haltung ferner als das was man gewöhnlich mit den Wörtern vornehm und vornehmes Wesen meint.

Digitized by Google

Was der flachste Junker alten Adels und der unter Hofleuten Gebildete oft umsonst hat, von diesem Schein einer falschen Größe hatte Goethe nichts, und ich möchte behaupten alle wirklich große Menschen haben wohl selten etwas von diesem Firniß, womit ein nicht ganz gut gerathenes Gebild sich unwillkürlich und unbewußt überstreicht. Stolz, ja ein stilles Bewußtseyn von Glück und Größe muß sich ja auch wohl unwillkürlich in jedem Großen ausdrücken; der Ausdruck von sogenannter Vornehmigkeit hängt sich mehr an die Kleinen und Mittelmäßigen. Friedrich der Große, Minister Stein, Goethe haben das Einfachste, Natürlichste ausgedrückt, was sie unmittelbar von Gott bekommen oder durch Streben und Arbeiten edler und großer Vorsätze gewonnen hatten. Ich wenigstens habe in Ausdruck und Wesen keine natürlichern und einfachern Köpfe gesehen als z. B. Goethens, Steins, Gneisenaus. Goethe drückte wie kein anderer Mensch in Gestalt und Wesen Wahrheit und Klarheit, kurz den ruhigsten, selbstbewußtesten Verstand aus — eine ernste, heitere, über das Leben hinschauende Besonnenheit, und wann er lächelte, liebenswürdigste Freundlichkeit. Herrlicheres Angesicht konnte kaum ein Sterblicher haben, aber in seiner Haltung, wenn er gieng oder vor einem stand, war allerdings ein gewisses Etwas, eine eigenthümliche Förmlichkeit und Steifigkeit, welche ungeübte oder falsche Betrachter und Beobachter wohl auch vornehme Hoffart gescholten haben. Und hier komme ich zur Erklärung meines persönlichen Winkes. Wir lesen bei Tacitus und Sveton und andern guten Beschreibern und Schilderern nicht umsonst Ausdrücke wie **Vox justo gracilior, crura justo crassiora, proceritas enormis etc.** In der herrlichen Goethe'schen Mannesgestalt war doch eine Unangemessenheit, nämlich **crura justo breviora**, seine Beine waren um 6 bis 7 Zoll zu kurz. Daher hatte er etwas von dem was Albrecht Dürer in seiner Beschreibung der vollkommenen Menschengestalt einen gebundenen Leib nennt; es fehlte ihm körperliche Gewandtheit und Leichtigkeit und ich darf wohl von vornweg behaupten, daß der herrliche Mann auch in seinen Jünglingsjahren als Tänzer, Reiter, Fechter, Schlittschuhläufer sich gewiß nicht besonders ausnehmen gekonnt hat.*) Diese seine Beinverkürzung gab ihm wirklich eine etwas unbewegliche Steifigkeit, welche ein Unkundiger und Unwissender leicht als absichtliche Förmlichkeit und angenommene Vornehmigkeit hat deuten können. Ich möchte ferner behaupten, daß Goethe, dem an ruhiger Wägung und Betrachtung aller äußeren und inneren Kräfte und Verhältnisse wenige gleichgekommen sind, dieses Naturmangels seiner Schenkel frühe inne geworden ist, daß daher auch das entsprungen ist, was in seinen Schriften öfters nicht angenehm auffällt; daß er in der Leichtigkeit und Beweglichkeit der körperlichen Haltung, wie sie

*) Damit steht denn freilich Riemer in seinen „Mittheilungen über Goethe" (I, S. 43) sehr in Widerspruch. An Goethes steifer Haltung im höhern Alter trug ein Körperleiden mit die Schuld. Was Moritz Arndt oben über die Gestalt des Dichters sagt, erinnert lebhaft an die prächtige Stelle Homers über die Persönlichkeit des Ulysses im Gegensatz zu Menelaos. (Il. III, V. 200 ff.) — Die fernere Bemerkung über den Zusammenhang der Helena in der Faustsage mit jener des Simon Magus ist wohl nicht ganz neu (vergl. Görres' Christliche Mystik III, S. 106 ff.; Düntzers Goethes Faust I, S. 30); aber diese Ansicht blieb bisher zu wenig beachtet. Goethe, dem es im zweiten Theil des Faust bei seiner Helena um Durchführung einer cultur- und literaturgeschichtlichen Idee, der Verschmelzung des Antiken und Romantischen, zu thun war, scheint jenen Ursprung seiner „mythologischen Frau" allerdings ganz ignorirt und nur an die homerische gedacht zu haben. Eine schöne Verwendung der mittelalterlich gespenstigen Helena findet sich in Mosens „Ritter Wahn" — einem Gedicht, welches die Beachtung nicht gefunden zu haben scheint, die es verdient. D. Red. d. A. Z.

Digitized by Google

jeder Jagdjunker und Kammerjunker unter Lakaien, Rossen und Jägern von Jugend auf gewinnt, oft etwas zu männliches und idealisches gesehen und es als solches dargestellt zu haben scheint. In dem wirklichen Leben unter gewandten Weltleuten (Officieren, Hofleuten) stand der große Mann daher ohne jenen Stolz, der ihm da wohl doppelt erlaubt gewesen wäre, fast mehr einem Untergeordneten gleich. Ich habe ihn selbst mit Erstaunen vor jungen Leutnanten aus freiherrlichen und gräflichen Geschlechtern mit einer gewissen steifen Verlegenheit stehen gesehen. Er fühlte sich vor solcher Ungebundenheit und Leichtigkeit offenbar mit seinem Körper verlegen und gebunden.

Der sachliche Wink. Dieser soll der kürzeste seyn. Er winkt auf Goethens herrlichstes Werk, auf seinen Faust hin. Wir wissen, wie der alte Herr den Sagen und Fabeln von Doctor Faust und von allem Dahingehörigen nachgespürt hat, wir sehen wie seine Nacherzähler und Ausleger allen möglichen Anfängen und Ursprüngen der Gefühle, Gedanken und Kunden des großen Dichters nachgejagt haben, und doch glaube ich, daß Goethe selbst und die Nachfolger und Nachjäger nicht die rechte Helena des Faust entdeckt haben. Sie meinen oder scheinen doch zu meinen, die Helena Fausts sey jene Helena, welche Troja nebst vielen Seelen der Helden in den Tod hinabspielte, welche bei der Heimfahrt (*νόστος*) der Griechen gegen Süden zum Nil verschlagen ward, und in Aegypten beim König Proteus die Zauberkünste der Verwandlungen lernte. Ich meine und muß meinen, es ist eine gar andere, eine wohl um 1300 Jahre jüngere Helena, eine Helena aus Syrien, die als berühmte Hexe und Zaubrerin durch die Sagen des Mittelalters gelaufen und endlich mit Fausts Geschicken und Abenteuern vermählt worden ist. Man findet sie bei den Geschichtschreibern der gnostischen Secten als eine wundersame Abenteurerin und Sagenheldin erwähnt, und zwar in dem fabelhaften Leben des Simon Magus. Nach der Sage spielte Simon in seinen Tagen mit seiner Helena ungefähr eine ähnliche Rolle durch, wie wir in unsern Tagen Robespierre rothesten Andenkens in Paris haben spielen gesehen, als er im Namen des französischen Volks durch Mauer- und Tempelanschläge die Anerkennung Gottes verkündigte und als Bild der Religion und der göttlichen Weisheit im Dome zu Paris eine schöne Hure auf dem Altare prangen ließ. Simon hatte sich seine Helena für einen ähnlichen Zweck ausgesucht, welche er mit sich herumführte und als ein himmlisches Ebenbild darstellte und aufstellte. Eine Hure wunderbarster Schönheit, hatte seine Helena, wie weiland Lais in der Welthandelstadt ihrer Zeit, in Korinth, ihre Blüthenjahre in den großen Handelsstädten der ägyptischen und syrischen Küsten, in Alexandria, Berytus, Antiochien verlebt. Der große Magus nahm die siebenzig-, achtzigjährige verwelkte, aber die Spuren einer früher leuchtenden Schönheit immer noch zeigende Alte und stellte sie dem Volke mit Rede und Lehre dar, als die in irdischer Gestalt erniedrigte und verdunkelte göttliche Weisheit und Innerlichkeit = *σοφία καὶ ἔννοια*. So ist diese Helena durch den Zauberer Simon die Zaubrerin der Verwandlungen geworden. Hätte der große Metamorphosen-Goethe in diese Simonssage des christlichen Mittelalters einen Blick gethan, wahrscheinlich würde er sie noch andere Spiele der himmlischen und irdischen Metamorphosen vor uns haben spielen lassen. Bonn, 20. August 1856. E. M. Arndt.*)

*) Aus der Allgemeinen Zeitung.

Digitized by Google

Kleine Zeitung.

— Eine mit Umsicht und Sorgfalt vollzogene neue Auswahl aus den Werken des allgemein bekannten, aber immer noch wenig gekannten Hans Sachs, wie sie Dr. G. W. Hopf unter dem Titel „Hans Sachs“ (Nürnberg, J. L. Schmid's Verlag, 1856) herauszugeben begonnen, dürfte Vielen eine willkommene Gabe sein und zwar um so mehr, als das Ganze bloß auf zwei Bändchen berechnet ist und nur solche Stücke bringt und noch bringen soll, die geeignet sind, ein lebendiges, treues und ansprechendes Bild des trefflichen Meistersängers zu liefern. Der vorliegende erste Theil, der sauber ausgestattet und mit dem Portrait des Hans Sachs im 51. Lebensjahre geziert ist, enthält 62 Nummern in correctem Text und berücksichtigt vorzugsweise das Gebiet der Poesie, auf welchem Hans Sachs seine Eigenthümlichkeit am vollständigsten und vortheilhaftesten entfaltet, die Erzählung. Eingeleitet wird die Sammlung durch „Hans Sachsens poetische Sendung“ von Goethe; den Schluß bildet eine zweckmäßige Erklärung der in den einzelnen Gedichten vorkommenden alterthümlichen Wörter und Redensarten. Der zweite Theil soll die schönsten der dramatischen Stücke enthalten, und es steht zu hoffen, daß es auch hier dem Verfasser gelingen werde, nur Preiswürdiges auszuheben.

— Cravfords Washington, der vor Kurzem in der Müllerschen Erzgießerei zu München vollendet ist, zog das kunstliebende Publikum fast massenhaft zu diesem Lokale. Man findet zwar, daß die Schönheit einigermaaßen der Charakteristik geopfert, die plastische Wirkung an die Grenzen der malerischen geführt ist, gefteht aber allgemein dem Kunstwerke einen imponirenden und hinreißenden Eindruck zu. Washington ist als Beherrscher der Revolution symbolisirt; sein feurig aufstrebendes Roß wird von dem Reiter kräftig zurückgehalten und in eine feste, gespannte Stellung gesetzt und mit der Erregung, welche das gezügelte auch in dem Ausdrucke des Kopfes verräth, contrastirt die ruhige und sinnige Sicherheit, die auf dem Gesichte des Helden ausgesprochen ist.

— Von Laura Bette in Berlin ist eine Sammlung photographischer Bilder à papier nach der Natur herausgegeben worden, die vielen Beifall findet. Der Gedanke ist neu, so nahe er liegt, in ästhetischer Beziehung aber kommt es bei diesen dem „Leben gestohlenen“ Bildern auf die Entdeckung und Benutzung glücklicher Momente an, also auf ein künstlerisches Auge, das den Photographen unbeschadet seines „mechanischen Apparates“ über den Handwerker und zum Künstler erhebt. Insofern sich die Photographie auf diesem Wege zur Kunst gestaltet, kann sie der Kunst, und insbesondere dem Idealismus in der Kunst keinen Eintrag thun. Sie wird eine untergeordnete, den Bedürfnissen beiläufiger ästhetischer Anregung und Befriedigung, sowie dem Zwecke künstlerischer Vorstudien entsprechende Kunstgattung abgeben und den Maler nöthigen, über die bloße Naturbelauschung und Naturnachahmung, hinsichtlich deren er zuletzt mit dem Photographen nicht concurriren kann, hinauszugehen. — Die Sammlung von Laura Bette enthält Stillleben und kleine Genrebilder, welche an die besten Holländer erinnern, soweit sich von den eigentlichen Farbeneffecten absehen läßt. Eine „Perle“ der Sammlung ist z. B. eine Frau am Spinnrocken und manche der Stillleben zeichnen sich durch köstliche Lichtwirkungen, insbesondere abgegrenzt einfallender Strahlen aus. Die Wohlfeilheit solcher Bilder, welche „zufällig“ die gelungensten Leistungen in Genre erreichen können, sichert ihnen eine allgemeinere Verbreitung und möchte der Ausdehnung des Kunstsinnes und des ästhetischen Geschmacks nicht wenig förderlich seyn.

— Das Drury-Lane-Theater in London hat jetzt die Oper eines deutschen Componisten, und zwar, was bemerkenswerth ist, seine erste, zur Aufführung angenommen. Der Componist heißt Robert Goldbeck und ist ein Schüler Litolffs. Die Oper ist betitelt: The soldiers return (des Soldaten Heimkehr) und soll schon im Herbst aufgeführt werden.

— In Paris wird jetzt zur Abwechselung ein theatre des fleurs erbaut und dürfte eine große Anziehungskraft entwickeln. Der Zuschauerraum wird ein Blumengarten, die Decoration bilden wirkliche Bäume, selbst der Vorbang soll aus einem Geflecht von Schlingpflanzen bestehen und — nur Stücke, die im Walde spielen, aufgeführt werden.

— Neulich wurde in Paris ein Maler aus seiner vierjährigen Miethwohnung ausgeboten, sofern er nicht in eine Erhöhung des Miethzinses bis zu 600 Fr. willigen wolle. Der Maler weigerte sich entschieden, der Hausbesitzer aber machte geltend, daß ihm schon mehr für die Wohnung geboten worden sei. Weil ich sie ausgemalt habe, rief der Maler, schön ausgemalt! Und darunter sollte ich nun leiden? Der Hausbesitzer zuckte die Achseln, ließ sich auf keine weitere Erörterung ein und erklärte, daß es bei dem ausgesprochenen Entweder-Oder sein Bewenden habe. — Einige Tage darauf wurde eine Dame, die sich das Local ansehen wollte, von dem Hausbesitzer in das Zimmer des Malers eingeführt und — fuhr entsetzt zurück. Alle Wände waren mit Todtengerippen und sonstigen Schreckgestalten bedeckt — der Maler hatte die Zwischenzeit fleißig benutzt, und der schlaue „Philister“ war um die Freude, seinen Miethsmann ausgebeutet zu haben und geben heißen zu können, betrogen.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Halbjahrpreis 20 Sgr.

Digitized by Google

№ 37. 14. September 1856.

Der Oberconsistorialrath Böttiger
der
Veruntreuung von Wallensteins Lager beschuldigt.

Von
E. W. Weber.

Wallensteins Lager, am 12. Oktober 1798 zum Erstenmal in Weimar auf die Bühne gebracht, dann bis zum Ablauf des Jahres noch dreimal wiederholt, wurde schon zu Anfang des folgenden Jahres 1799 in Copenhagen in dem gräflichen Hause von Schimmelmann vorgelesen und bald darauf zum Geburtstag des Grafen von guten Freunden aufgeführt. Diese Nachricht, die durch die Gräfin Schimmelmann selbst an Schiller nach Jena kam, setzte diesen in kein geringes Erstaunen, da er das Drama, das im Manuscript nach und nach an die bedeutendsten Bühnen Deutschlands gelangen sollte, zunächst den Händen Goethes und Ifflands für Weimar und Berlin anvertraut hatte. Schillers erster Gedanke, wer es ihm veruntreut haben könnte, war Böttiger. Er nennt ihn zwar nicht, wenn er am 1. März 1799 den Vorfall an Goethe meldet, mit seinem ehrlichen Namen, bezeichnet ihn aber mit der beiden Freunden beliebten und herkömmlichen Benennung, wenn sie etwa mit dem schnellköpfigen und schnellhändigen Treiben des Oberconsistorialraths unzufrieden waren. Es heißt nämlich in jenem Schreiben, wo Schiller den Hergang der Veruntreuung sich zu erklären sucht: „Ich wüßte keinen andern Weg als von Weimar aus und fürchte, daß Ubique auch hier seine Hand im Spiele habe. — Auf Iffland kann ich keinen Verdacht haben. Ubique hat neuerlich in Copenhagen Mäkelei getrieben und von seiner Indiscretion ist alles zu erwarten." Diesen Spottnamen, aus einem bloßen Adverbium bestehend, zu dem sich jede Handlung und jedes andere Prädicat nach Umständen hinzusetzen läßt, brauchte der leicht erregbare Schiller am liebsten von Böttiger, während Goethe in seiner Ruhe und heitern

Digitized by Google

Ironie ihn gewöhnlich den allgegenwärtigen Freund nannte. Böttiger nämlich mußte, wie Kalches bei Homer:

Alles wissen, was ist, was war, was künftig einst seyn wird,

und zwar so, daß ihm von Allem, was Vergangenheit und Gegenwart Gutes und Herrliches besessen, nicht das Geringste entgehen sollte und er selbst hinter das zu kommen suchte, was im Stillen für die Zukunft gepflegt und bereitet wurde. Diese letztere Wißbegierde war Goethen und Schillern unangenehm, ja verhaßt, besonders wenn sich zu ihr bei Böttiger die gutmüthige Freude gesellte, das was noch Geheimniß bleiben sollte, andern als willkommene Neuigkeit mitzutheilen. War er ja schon früher von Gelehrten seines Faches eben deshalb, weil er sich überall gern hören ließ, der Weimarische Kuckuk (cuculus Vinariensis) scherzhaft genannt worden.

So unangenehm nun diese Mittheilung von Wallensteins Lager dem Dichter seyn mußte so verdrießlich war sie dem Vorsteher der Bühne, an die das Drama zur Aufführung abgegeben war. Goethe forderte daher in einem Schreiben an den Hofcammerrath Kirms eine strenge Untersuchung der Sache. Er schreibt:

Herr Hofrath Schiller hat erfahren, daß eine Abschrift von Wallensteins Lager auswärts communicirt worden.

So wie es nun nicht unwahrscheinlich ist, daß dieses von Weimar aus geschehen und der Theatercommission alles daran gelegen seyn muß denjenigen zu entdecken, der eine solche Untreue begehen konnte, so wären vorerst nachfolgende Personen,

die drey Böchner,
der Kopist Schumann,
der Souffleur Seyffarth

an Eides Statt und zwar jeder besonders zu vernehmen:

1) Ob sie das Manuscript von Wallensteins Lager irgend jemanden geborgt,

2) Ob irgend jemand gedachtes Manuscript bey ihnen zu borgen verlangt,

3) Ob ihnen von irgend einer Abschrift außer der die für das Theater gemacht worden etwas bekannt sey.

Wovon mir sogleich Nachricht zu ertheilen.

Weimar am 4. März 1799.

Goethe.

Die Verhandlung nahm der Hofkammerrath Kirms am 5. März vor. Den drei Böchnern: Genast, Becker und Schall wurden der Reihe nach die obigen Fragen vorgelegt. Genast verneinte sie, ebenso Becker, letzterer doch mit dem Zusatz, es sei möglich, aber keineswegs zu vermuthen, daß durch einige Mitglieder der Gesellschaft das Stück aus dem Kopfe habe niedergeschrieben werden können, denn die Probe vor der letzten Vorstellung desselben sei ohne Buch gehalten worden.

Schall erklärte zu 1 und 2: er habe das erwähnte Manuscript niemanden als dem Herrn Oberconsistorialrath Böttiger geborgt, welches schon mehrmals bei bedeutenden Stücken geschehen sei, nur könne er sich in Bezug auf vorliegenden Fall nicht recht mehr auf das

Digitized by Google

Nähere besinnen. Soviel sei gewiß, daß Herr Oberconsistorialrath Böttiger es von ihm verlangt habe; ob er es aber demselben geschickt und die Zeit, wann solches geschehen, wisse er nicht genau mehr. Habe er es demselben geschickt, so sei es nach der zweiten Vorstellung des Abends spät gewesen und am nächsten Morgen früh wieder zurückgegeben worden. Er wolle deshalb mit dem Oberconsistorialrath Böttiger sprechen, ungeachtet wegen der Kürze der Zeit es nicht möglich gewesen, eine Abschrift davon zu nehmen, auch dieser Mann so etwas zu thun nicht fähig sei. Der Souffleur Seyffarth und Copist Schumann verneinten die drei Fragen.

Nach der Vernehmung der 5 Comparenten bekräftigte ein jeder die Wahrheit seiner Aussage mittelst Handschlag unter den Worten: So wahr mir Gott helfe! Zuletzt erklärte der Vorsitzende, Hofcammerrath Kirms selbst, daß von ihm das mehrgedachte Manuscript niemand erhalten habe.

Bald nach dieser Vernehmung erschien abermals der Wöchner Schall und erklärte, er habe eben mit Böttiger gesprochen und dieser bejahe, daß er das Manuscript von Wallensteins Lager zum Behuf eines Aufsatzes in das Modejournal eines Abends von ihm, Comparenten, erhalten habe, den Morgen darauf mit dem frühesten sei es wieder abgeholt und zu dem Herrn Hofcammerrath Kirms getragen worden. Böttiger sei erbötig, solches schriftlich zu bezeugen.

Sieht man auf diese Aussagen der Einzelnen bei der Vernehmung, so scheint die Aussage von Schall den schon vorhandenen Verdacht, daß Böttiger der Veruntreuer des Manuscripts sei, allerdings zu vermehren. Seine Lust und Neigung, andern durch Mittheilung literarischer Neuigkeiten zu dienen und eine Freude zu machen, konnte ihn, von Copenhagen aus, einer so entfernten Stadt und noch dazu aus höheren Kreisen der dortigen Gesellschaft um das jüngste Produkt der Schillerschen Muse angegangen, leicht zu dem Schritt verleiten, eine schnell gefertigte Abschrift davon dorthin zu schicken, ohne zu bedenken, was ein solcher Schritt zu bedeuten habe. Böttiger war mit hochgestellten Personen in Copenhagen bekannt, und Copenhagen besaß am Ende des vorigen Jahrhunderts viele geistreiche Männer und Frauen, die besonders auf den Gang, den das Theater in Deutschland nahm, aufmerksam horchten und vor allem die Richtung, welche die junge deutsche Literatur in Weimar einschlug, fortwährend im Auge behielten. Deshalb war auch damals zwischen Jena und Copenhagen ein lebhafter literarischer Verkehr. Was der Wöchner Schall, ein sonst gebildeter und ehrenwerther Mann, außerdem zur Vertheidigung Böttigers sagt, daß das übergebene Manuscript in dem Raume einer kurzen Nacht nicht habe abgeschrieben werden können, wird schwerlich als trifftiger Beweis für die Unschuld desselben angesehen werden können, da man ja dagegen leicht sagen könnte, daß der Untreue das Unmöglichscheinende doch möglich zu machen Mittel und Wege fände.

Und doch ist der Oberconsistorialrath Böttiger in dieser Sache unschuldig. Der noch unbekannte Brief, den er in dieser Angelegenheit an den Hofcammerrath Kirms geschrieben hat, beweist dies hinlänglich, oder aber Böttiger müßte als ein gewissenloser Mann angesehen werden, der heilige Versprechungen zu geben sich nicht scheute, um nur von einem Verdacht, der auf ihm lastete, loszukommen. Er schreibt:

Digitized by Google

Verehrter Freund!

Schall ist bei mir gewesen, und hat mich wegen des Mscts zu Wallenstein befragt, das ich zu der Zeit, wo ich den Aufsatz über die Vorstellung dieses Vorspiels fürs Modejournal ausarbeitete, auf einige Stunden mir geben ließ, und dann sogleich an Sie zurückschickte.

Wie ich höre, soll eine Abschrift davon genommen worden seyn, und Schiller hat deswegen requirirt. Mir ist dies um so unangenehmer, da ich nun selbst auch in Verdacht gezogen werden könnte, wiewohl sich von selbst ergiebt, daß ich es in den paar Stunden, wo es eben bei mir war, unmöglich das ganze Mscr kopiren konnte. Auf jeden Fall will ich aber hiermit feierlich versichert haben, daß ich kein Wort daraus abgeschrieben habe, und daß also auf mich nicht die geringste Schuld fallen könnte, wenn man mich auch einer solchen Handlung fähig halten wollte.

Ich bitte Sie, mein verehrter Freund, dieß allenfalls auch dem Herrn Geh. Rath Goethe zu sagen, wenn die Rede davon seyn sollte.

Hoffentlich sehe ich Sie diesen Nachmittag noch im Erbprinzen, wenn ich meine Taufhandlung zeitig genug abschütteln kann. Dann ein mehreres!

Mit wahrer Hochachtung

der

d. 5. März. Ihrigste

In Eil. Böttiger.

Goethe scheint nach Lesung dieses Briefs von Böttiger an Kirms nicht mehr an die Schuld desselben gedacht, vielmehr die Untreue in einem und dem andern Theatermitgliede gesucht zu haben. Er schreibt am 2. April 1799 an Kirms: „Das Manuscript (Wallenstein) geben Sie heraus, wo es nöthig ist, lassen sich es aber gleich wieder zustellen. Bei der gewissenlosen Tournüre, die in Weimar überhand nehmen will, muß man Niemanden mehr trauen, und sollte eine Untreue einmal auf Jemanden erwiesen werden, so will ich gewiß ein Exempel statuiren.“ Daß die verübte Untreue irgendwo im Theaterpersonal liegen mochte, scheint auch der Wöchner Becker anzudeuten, wenn er bei der Vernehmung aussagt, es sey möglich, daß durch einige Mitglieder der Gesellschaft das Stück aus dem Kopf habe niedergeschrieben werden können, da die zuletzt stattgehabte Probe von Wallensteins Lager ohne Buch gehalten worden. Das wäre ein besonderes Kunststück gewesen, wenn einige Mitglieder das ganze Stück, in welchem eilf Personen spielten, auf diesem Wege hätten zusammenstellen können; mit den Worten ihrer Rollen wäre das wohl möglich gewesen, aber wie stand es mit denen der andern, wie mit dem Zusammengreifen und der Aufeinanderfolge der einzelnen Partien, endlich mit der Anordnung des Ganzen? Seltsam, eine ähnliche aber noch tollere Erklärung, um die vorliegende Untreue unglaublich zu machen oder wenigstens zu mildern, gab die berühmte reisende Dichterin Friederike Brun, geborene Münter aus Gotha, die frühzeitig mit ihren Eltern nach Copenhagen gekommen und dort aufgewachsen, in den höhern und höchsten Familien, namentlich bei Schimmelmanns, angesehen und beliebt war. Sie suchte in einem Briefe, der durch Kirms an Goethe kam, wahrscheinlich zu machen, daß das Stück aus Stellen von Briefen, welche durch verschiedene Correspondenten nach

Digitized by Google

Copenhagen gelangten, ergänzt worden sey, und fügte hinzu, es sei ja ein öffentlich gespieltes Stück und kein Geheimniß mehr, auch nicht öffentlich, sondern auf einem Privattheater aufgeführt worden. Darauf antwortete Goethe den 2. April in dem schon angeführten Briefe an Kirms mit billiger Entrüstung: „Das müssen ja allerliebste Correspondenten seyn, welche sich einzelne Stellen auswendig merken, um sie nach Copenhagen zu schreiben und der Zufall ist noch scharmanter, daß die Herren nicht gerade durch ebendieselben Stellen gerührt werden und sich Jeder eine andre merkt, damit es zuletzt mit dem, was gedruckt erschienen ist, ein Ganzes ausmacht. Und weiter: Freilich ist ein öffentlich gespieltes Stück kein Geheimniß, aber das Manuscript davon wird Jahre lang von bonetten Menschen geheim gehalten. Freilich wird ein öffentlich gespieltes Stück von tausend Menschen gesehen, aber deswegen noch nicht nachgespielt. Wenn Madam Brun keine bessere Logik im Kopfe hat, so ist von andern Personen nicht zu verlangen, daß sie die Argumente bündig finden sollten; aber das Volk ist in seinen Intriquen und Narrheiten zu ersoffen, daß es überall nur Laffen und Werkzeuge zu sehen glaubt, gegen die und mit denen man sich Alles erlauben kann. Was ist das für eine absurde Chikane zwischen Salon- und Privat-Theater! Und wer hat denn überhaupt von einer öffentlichen Aufführung gesprochen? Es ist völlig als wenn Madam Brun bei den Jenaischen Theaterfreunden in die Schule gegangen wäre.

Die Sache mag ruhen, da sie ohnehin nicht zu redressiren ist; will man aber mit dem Briefe auftreten und noch groß darauf thun, so werde ich meine Meinung derb und derber drüber äußern: denn ich bin fest entschlossen in dieser und ähnlichen Sachen nicht den gefälligen Hahnrei zu spielen, der freundlich drein sieht, wenn man ihm Hörner aufsetzt. Damit mag denn das auch vorbei seyn."

Nach diesen Briefen gewinnt die Sache ein anderes Aussehen. Darf man nämlich durch den Schleier des ganzen Gewebes, mit dem die begangene Untreue von den zarten Händen der Friederike Brun umhüllt werden sollte, blicken, so ist auf Wunsch und Veranlassung dieser Dame eine Abschrift von Wallensteins Lager für ihre Freunde in Copenhagen gemacht worden und zwar durch Vermittelung eines oder ihrer Bekannten in Jena, welche irgendwie einen Weg unter die Mitglieder des Weimarischen Theaters fanden, um den daselbst verborgenen Schatz zu heben. Somit ist Böttiger ohne Schuld, trotzdem daß Riemer in den Mittheilungen über Goethe Bd. 1 S. 333 Böttigern nicht freigiebt, ihn wenigstens als Mitverschworenen der Friederike Brun festzuhalten sucht.

Ueberhaupt betrachtet Riemer Böttigers Wirken und Treiben mit einem leidenschaftlichen Auge. Böttiger hat, wenn man sein damaliges Leben und Thun übersieht, seine Berechtigung in der Zeit: sein Amt in jener großen Zeitepoche ist eins von den Heroldsämtern und als Herold trägt er Lorbeer und Myrten, aber auch Rosmarin. Was er den Heroen Weimars durch mannichfachen Dienst genützt hat, wird, wenn sich die Geschichte dieser Zeit mehr und mehr klärt, die Thränen überwiegen, die er ihnen veranlaßte.

Digitized by Google

Carl August und die Blumen. *)

Zu Belvedere schritt leise,
Rings hallte Vogelsang,
Nach tiefer Denker Weise
Ein Mann den Weg entlang.

In dunklem Laub verborgen
Ging er gedankenschwer,
Da rief's ihm: „Guten Morgen!
„Und schon so früh daher?"

Da fuhr erschreckt zurücke
Der feste Gottesmann,
Doch sah mit heit'rem Blicke
Carl August mild ihn an.

„„Mein Fürst, ich memorire
„„In frischer Morgenluft!""
„Wie ich das Messer führe
„Bei würz'gem Blumenduft!"

„„Mein Fürst bei Scheer' und Messer?
„„Am Beben Blatt und Zweig?""
„Ei Röhr! wo wär' es besser
„Als in der Blumen Reich?

„Ich komm' an jedem Morgen
„Mit meinem Blumenstab,
„Bestell' mit Feldherrnsorgen
„Ihr Feldbett und ihr Grab!

„Ihr Dank wird nicht verhauchen!
„Wer ihnen wohlgethan,
„Den blicken treue Augen
„Mit Liebesgrüße an!

„Als Jena's Schlacht geschlagen
„Und rings bei Klein und Groß
„Verrath war und Verzagen,
„Floh ich in ihren Schooß!

„Und da hat Trost gefunden
„Mein tiefgebeugt Gemüth,
„Bis Deutschland beff're Stunden
„Sind langsam aufgeblüht!

„Darum blieb' ich gewogen
„Der lieben stummen Schaar;
„Sie hat mich nie betrogen,
„Ihr Herz ist rein und wahr.

„Und bin ich trüb' und düster,
„Hier schaff' ich freudenreich!
„Ich bin ihr Arzt, ihr Priester,
„Freund und Monarch zugleich!"

A. Rugo.

*) Vergleiche Weimarer Sonntagsblatt Nr. 16, S. 143.

Digitized by Google

Kleine Zeitung.

— Zur Geſchichte der deutſchen Litteratur und des deutſchen Geiſtes iſt: Lenau's Leben, großentheils aus des Dichters eigenen Briefen von ſeinem Schweſtermanne Anton Schurz (zwei Bände, Cotta'ſcher Verlag) ein wichtiger Beitrag. Im Unterſchiede von den früheren Schriften über Lenau (von Auerbach, Mayer, Frankl und Emma von Niendorf) erhalten wir hier ein ſehr reichhaltiges Material, eine Fülle gelegentlicher Aeußerungen und Mittheilungen, aus welcher der Leſer ſelbſtändig ein Bild von Lenau's Perſönlichkeit gewinnen kann und ſelbſtändig gewinnen muß, da die Reflexionen, mit denen der verwandtſchaftliche Herausgeber ſeine Notizen- und Briefſammlung umſpinnt, für die eigentliche Würdigung des Dichters ohne Belang, obgleich der Ausdruck einer originell gemüthlichen Natur ſind. Wie es bei ſolchen Sammlungen immer der Fall iſt, müſſen wir Vieles, was nur ein höchſt beiläufiges Intereſſe hat oder auch geradezu beläſtigt, in den Kauf nehmen, und zwar umgewöhnlich viel, weil der Herausgeber einen ſehr ausgeſprochenen Familienſinn beſitzt, und die Berühmtheit des Schwagers in der naivſten Weiſe für die Veröffentlichung einer kleinen Familienchronik ausbeutet. Indeſſen kann man ſich mit dem wirklich Naiven zuletzt immer verſöhnen, und dafür, daß wir ein recht vollſtändiges Bild von Lenau's Mutter erhalten, müſſen wir dem mittheilſamen Herausgeber in der That dankbar ſein, da dieſe — ein Typus der leidenſchaftlichen, eigenſinnigen und doch über die Grenze des Ebel-Weiblichen nicht hinausgehenden Frau — ſchon für ſich ein lebhaftes Intereſſe in Anſpruch nimmt. (Ueber das „ungluckſelige" Verhältniß Lenau's zu „Bertha" geht der Herausgeber flüchtig, und zwar — bei der durchgreifenden Nachwirkung dieſer erſten Liebesgeſchichte auf Lenau's Stimmung — zu flüchtig hinweg, wobei wieder der „Familienſinn", der Standpunkt von welchem „anſtändige Familien" ſolche Geſchichten zu betrachten und zu behandeln pflegen, ins Spiel kommt.) Eine wirkliche Ergänzung zu Lenau's Schriften ſind ſeine zahlreichen Briefe, von denen dieſe ſchon früher, wenigſtens ſtellenweiſe, veröffentlicht worden ſind. Wir finden in ihnen die mannichfachſten Variationen für den Ausdruck jener einen Stimmung, welche Lenau's poetiſche Stärke und Schwäche iſt, und als eine „weltſchmerzliche" — trotz des Mißbrauchs, der mit dieſer Bezeichnung getrieben worden iſt — am einfachſten bezeichnet wird. (Wer Lenau kennt und liebt, wird ihn von der litterariſchen Sippſchaft, welche mit dem „Weltſchmerze" kokettirte, abzuſcheiden wiſſen, obgleich auch bei ihm ein Anflug von Koketterie nicht fehlt und nicht fehlen kann.) Man kann dieſe Briefe nicht leſen und überhaupt Lenau's Perſönlichkeit und Leben nicht eingehend betrachten, ohne daß dieſe Betrachtung von dem pathologiſchen Geſichtspunkte unwillkürlich beherrſcht würde. Lenau repräſentirt eine allgemeine, unſrer Uebergangsepoche eigenthümliche Krankhaftigkeit, die in dem Widerſpruche, an welchem die gegenwärtige Civiliſation faktiſch leidet, begründet iſt und in beſonders ſenſibeln Naturen zur Empfindung gelangt. — Ueber den Aufenthalt Lenau's in Amerika, dieſe intereſſanteſte Epiſode ſeines Lebens, weil die in den entſchiedenſten Widerwillen gegen amerikaniſches Weſen auslaufende Enttäuſchung des freiheitbegeiſterten Dichters eine allgemeine Bedeutung hat, erfahren wir auch von Schurz wenig Neues.

— Der rüſtige Altmeiſter der deutſchen Bildhauer, Rauch in Berlin, hat gegenwärtig im Lagerhauſe die große Gruppe ſeines Moſes in Gypsmodell aufgeſtellt. Die Vergleichung mit dem berühmten Moſes des Michel Angelo liegt nahe, und fällt, nach dem Urtheile Kunſtverſtändiger, keineswegs zum Nachtheile des modernen und deutſchen Meiſters aus. Indeſſen iſt wie das Motiv ſo die Characteriſtik eine durchaus verſchiedene, wenn nicht geradezu gegenſätzliche. Der Moſes des Michel Angelo iſt in dem Moment dargeſtellt, wo er das abgöttiſche Treiben des Volks erblickt und von heiligem Zorneifer plötzlich und gewaltig ergriffen, ſich emporzurichten im Begriff iſt. Der Ausdruck iſt der einer kraftvollen Leidenſchaftlichkeit, welche durch das Bewußtſeyn eines erhabenen Berufes, des im Namen und im Dienſte Jehovahs geübten Herrſcherrechtes — und in gewiſſem Sinne nur durch dieſes Bewußtſeyn — geadelt wird. Das Motiv zu der Rauch'ſchen Gruppe — denn Moſes hat hier zwei Geſtalten neben ſich — iſt in einer Erzählung des zweiten Buchs Moſis (Capitel 17) enthalten. Während einer Schlacht zwiſchen Iſrael und Amalek, ſitzt Moſes auf einem Hügel, den Stab Gottes in der Hand. So lange er ſeine Arme emporhebt, ſiegt Iſrael; läßt er ſie ſinken, Amalek, und weil ſeine Hände ſchwer ſind, wird er von ſeinen beiden Begleitern, Aaron und Hur, unterſtützt bis zum Sonnenuntergange, damit der Feind vollſtändig bekämpft werde. — Ein tiefſinniger Gedanke iſt in dieſer Erzählung, die äußerlich einer Zaubergeſchichte gleicht, nicht zu verkennen: der Sieg iſt von der inneren Erhebung und von der Beharrlichkeit dieſer Erhebung abhängig, das Schickſal wendet ſich, jenachdem die Kraft des Gemüthes ſich anſpannt und nachläßt, aber die Macht des Geiſtes kann der äußern Stütze nicht entbehren und dieſe Stütze iſt — das Symbol. So vergegenwärtigt die dargeſtellte Scene ſymboliſch die Bedeutung des Symbols, die Nothwendigkeit der ſymboliſchen Handlung und der ſymboliſchen Darſtellung. — Wäre Jemand mit der beſonderen bibliſchen Geſchichte, welche das Motiv hergiebt, unbekannt — und ſie gehört allerdings nicht zu den allgemein bekannten, was für ſich genommen einen Tadel begründet — ſo müßte er doch den Eindruck erhalten, daß die Hauptgeſtalt in einem innerlichen Akte begriffen iſt, von dem irgend eine Entſcheidung abhängt, und daß dieſer Akt von den Nebengeſtalten äußerlich unterſtützt und unterhalten wird. Nur die Klarheit und Beſtimmtheit dieſes Eindruckes kann das Kunſtwerk, das an ſich eine räthſelhafte Geſtaltengruppirung — im Widerſpruch gegen die Natur der Plaſtik — veranſchaulicht, rechtfertigen: er hebt (indem er ein klarer und entſchiedener iſt) die Räthſelhaftigkeit der

Digitized by Google

Gruppe von vornherein auf und macht das Kunstwerk zu einem wahrhaft symbolischen, indem er auf den Gedanken, daß das Recht und die Macht der Symbolik dargestellt ist, hinleitet. Nach der Schilderung der Gruppe können wir den hiermit ausgesprochenen Anspruch an die Darstellung als erfüllt voraussetzen. Die eine (jugendliche) Nebengestalt hat den Blick beobachtend in die Tiefe gerichtet, um dem Gange der Schlacht zu folgen, die andere (Aaron) hat eine einfach feierliche Haltung (die „indifferent" gefunden wird). Moses selbst blickt weitschauend aufwärts, nicht mit stehendem, sondern mit selbstbewußtem Ausdrucke, mit willenskräftigem Verlangen in das „Auge der Gottheit". Obgleich die Gestalt äußerlich schwerfällig erscheinen muß, wird der Eindruck der inneren Freiheit und eines hohen geistigen Vermögens hervorgebracht, und damit ist eine der Hauptschwierigkeiten des Motivs überwunden. — Nach unserer Ansicht ist der Vorwurf einer der kühnsten, an den sich die plastische Darstellung wagen konnte und das Gelingen wäre demnach um so mehr zu bewundern.

— Zur Geschichte der Theaterkritiken. Im Theater an der Wien gab kürzlich ein Schauspieler, welchen der Theaterzettel als „Sir William Luez, Mitglied des Royal-Prinzeß-Theaters in London ankündigte, Gastvorstellungen, zu welchen er sich Rollen von Engländern („Lord Pudding" in der „Benefize-Vorstellung" und „Arthur Derword" in „Ein Arzt") wählte. Die Kritik verfehlte nicht zu finden, daß Sir William Luez die deutschen Darsteller der betreffenden Rollen, auch die besten, soweit übertreffe, als die Natur immer über die bloße Nachahmung hinausreiche, daß doch nur der Engländer englische Charaktere kernig zu erfassen und wiederzugeben vermöge u. s. w. Leider stellt sich nun heraus, daß Herr Luez „nur" ein ehrlicher oder doch gemüthlicher Deutscher ist, der selber in Tangermünde und andern deutschen Städten und Städtchen, ohne weitere Betitelung echt deutsche Rollen gespielt hat.

— Unter dem Titel: die Autorschaft des Fechters von Ravenna, hat Otto von Schorn die Aktenstücke des von ihm angeregten und durchgeführten Streites (bei W. Kaulen in Düsseldorf) herausgegeben. Daß er sich nicht als besiegt erklären will, ist natürlich, daß er als Advokat Bacherls auftrat, verdient insofern Anerkennung, als das Motiv gewiß kein anderes als den Eifer für das Recht und die litterarische Ehrlichkeit war. Auch hat er es — nach unserer Ansicht — im höchsten Grad wahrscheinlich gemacht, daß den gewundenen und gedehnten Erklärungen der Herren Laube und Haim die Scheu vor dem einfachen Geständniß zu Grunde liegt. Andererseits aber ist das etwaige Interesse für Bacherl und der Glaube, daß in demselben eine wahrhafte, wenn auch ungebildete poetische Begabung stecken möge, durch die Veröffentlichung seiner „Chevrusser" bei allen Leuten von einigem Geschmack niedergeschlagen. In diesem Machwerke zeigt sich nicht die Spur von formloser poetischer Kraft: es ist eine Kette sorcirten Unsinns. Dennoch kann das einfache Motiv von Bacherl erfunden und es kann von dem Dichter des Frechters aufgegriffen worden seyn, beides ist sogar wahrscheinlich, ohne daß jedoch von einem Plagiat, einer Verletzung des „geistigen Eigenthums" an sich die Rede seyn könnte, da mit der Entdeckung oder Hervorhebung eines „Stoffes" auf dem Kunstgebiete nichts gethan ist. Das Unrecht, welches auf Seiten Herrn Laubes und Haims gerügt zu werden verdient, beschränkt sich — die Wahrscheinlichkeit als Wahrheit angenommen — auf die geflissentliche Verdeckung einer Thatsache, welche ohne Weiteres eingestanden werden durfte, und auf die vornehme Manier, mit welcher der „Schulmeister" im Voraus behandelt worden war und nachher abgethan werden sollte. Die tiefer liegenden Krebsschäden der heutigen Literatur sind durch den Bacherlkampf nicht „bloßgelegt" worden, sondern höchstens ein Symptom constatirt, das auf die eigentliche Corruption nur hinweist.

— Die Errichtung von Denkmalen ist gegenwärtig im schönsten Zuge. Neuerdings sind feierlich enthüllt: das Denkmal des Seebelden Michael de Ruyter in Amsterdam, das Denkmal des bayrischen Reitergenerals Erasmus v. Deroy in München und das des Grafen Cesare Balbo in Turin.

— Fernkorn hat die Reitergestalt des Erzherzog Karl in Gyps ausgeführt.

An die Verehrer Schillers.

Die kleine Stube, worin Schiller das Lied an die Freude dichtete und den „Don Carlos" entwarf, bewahrt zu wissen, wünschen gewiß die Verehrer Schillers.

Das Grundstück zu Goßlis, in dessen Nebengebäude sie liegt, kommt nächstens zum Verkauf und es ist alsdann der Abbruch des baufälligen „Schillerhauses" zu besorgen. Der Schillerverein hat sich niemals zur Aufgabe gestellt, Geld anzusammeln und verfügt daher über keine Geldkräfte, sein Beruf aber ist, den Verehrern Schillers diese Sachlage kund zu thun und sie aufzufordern, ihm Mittel zum Ankauf dieses Grundstücks und zur Erhaltung des Schillerhauses zu gewähren, sei es durch Schenkung, sei es durch Angebot von Darlehen, welche in Form von Actien vorgestreckt, oder auch als Hypotheken auf das Grundstück selbst eingetragen werden könnten. Der unterzeichnete Vereinsvorstand bittet alle Vaterlandsfreunde, welche die Erinnerungen unseres klassischen Schriftthums pflegen, diese Sache des Nationalruhms als eigne Angelegenheit in ihren Kreisen zu betreiben, Sammlungen in einer der angegebenen Weisen ohne Verzug zu veranstalten und ihn von dem Erfolge ihrer Bemühungen zu benachrichtigen.

Leipzig, den 24. August 1856.

Dr. Heinrich Wuttke. Dr. Carl Heyner. Heinrich Behr. Dr. Gustav Haubold. Dr. M. Zille. Theodor Apel.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Halbjahrpreis 20 Sgr.

№ 38. 21. September 1856.

Faust vor Göthe.

Von

Oskar Schade.

Es ſind nun über hundert Jahre daß Leſſing, offenbar angeregt durchs Volksſchauſpiel, — ob er es nun von einer Wandertruppe oder auf dem Marionettentheater geſehen — den Plan zu einer Tragödie Fauſt faßte, von der jedoch nichts als einige Fragmente auf uns gekommen ſind. Etwa funfzehn Jahre ſpäter ſah Göthe das Puppenſpiel zu Leipzig als Student, und auch auf ihn machte es einen ſo überwältigenden Eindruck, daß er es nicht wieder los werden konnte und es in Gedanken zu einem Drama geſtaltete, von dem er eine ſchöne Zahl Scenen zierlich geſchrieben bereits im November 1775 mit nach Weimar brachte, wenn auch die Vollendung des ganzen erſt dem ſpäten Ende ſeines Lebens vorbehalten bleiben ſollte. Seit durch Leſſing und Göthe die Aufmerkſamkeit auf dieſen Stoff gelenkt war, haben ihm viele Poeten ihre Thätigkeit zugewendet und er iſt als eine reiche, noch immer nicht ganz ausgebeutete Fundgrube bis auf den heutigen Tag betrachtet worden.

I.

Heimat und Träger der Sage. Volksbücher.

Die Fauſtſage ſtammt aus dem Zeitalter der Reformation und iſt wie dieſe unbeſtrittenes Eigenthum des deutſchen Geiſtes. Nicht als ob vor und neben ihr nicht ähnliche Sagen gelebt — wir kennen ja ſolche gleichzeitige und können andere bis ins fernſte Mittelalter hinauf auch außerhalb Deutſchlands verfolgen — ſie hat aber alle übrigen verdunkelt und in ſich aufgenommen, ſie gleichſam aufgeſogen, und ſo durch ihre Ausbreitung und Fülle nicht minder als durch die tiefen in ihr waltenden Ideen eine in der Sagengeſchichte einzig daſtehende Herrſchaft begründet.

Digitized by Google

Im Allgemeinen deutſches iſt die Fauſtſage jedoch ſpeziell *proteſtantiſches Eigenthum*. Der Katholicismus hat keinen Theil an ihr. Man hat zwar allerhand katholiſche Tendenzen in ihr finden wollen, z. B. daß Fauſt als in Wittenberg lebend gedacht wird, ſei auf Luther gemünzt, und was dergleichen Einfälle mehr ſind. Aber was war natürlicher, als daß die in der Reformationszeit ſich bildende Sage ihren Doctor der Theologie nach Wittenberg ſetzte, der damaligen Metropole der proteſtantiſchen Wiſſenſchaft? Oder wo iſt ſonſt in ihr nur ein Anflug von katholiſchem Glauben! Wird der Maria oder der Heiligen nur im Entfernteſten gedacht? Und gerade der Schlußſtein der Sage, die Verdammung Fauſts, wie iſt darin die unerbittliche Strenge des proteſtantiſchen Dogmas zur Geltung gebracht! Wäre katholiſche Zuthat daran, Maria und die lieben Heiligen hätten den armen Sünder nicht verkommen laſſen, und wenn er nur den Namen der Gehenedeiten noch in der elften Stunde gerufen hätte — denn ihr bloßer Name vernichtet ja allen Zauber und Teufelsſpuk — ſie hätte (wie in all den übrigen früheren Sagen von Bündniſſen mit dem Teufel) ſich ſeiner erbarmt und die Vermittlung bei ihrem Sohne auf ſich genommen. Hier aber iſt keine Rettung mehr, die nicht durch ein äußerliches Mittel erreichbar, ſondern allein der durch lebendigen Glauben und feſte Reue bedingten Gnade möglich bleibt. In Summa: die Fauſtſage iſt rein proteſtantiſch, es fließt kein Tropfen katholiſches Blut in ihren Adern.

Der *Träger dieſer Sage*, nach dem man ſie getauft hat, iſt nicht rein erdichtet, ſondern eine ſeiner Zeit (wie man will) berühmte oder berüchtigte Perſon geweſen. Ein Menſch der etwa um 1480 geboren ſein mußte und ſich *Fauſt* den Jüngern nannte, durchzog ſeit dem erſten Decennium des ſechszehnten Jahrhunderts Deutſchland die Kreuz und Quer, beſuchte auch angrenzende Länder und erregte überall durch ſeine Künſte großes Aufſehen. Von den Gelehrten wird er als Wüſtling und prahleriſcher Charlatan geſchildert; das Volk aber hing ihm an und er wußte ſich durch ſeine angeblich magiſche Kunſt in ſolches Anſehn zu bringen, daß man ihn für einen Herrn übernatürlicher Kräfte und folglich (nach dem Glauben der damaligen Zeit) mit dem Teufel verbündet wähnte. Er muß in den vierziger Jahren, vielleicht ſchon ganz zu Anfange derſelben, geſtorben ſein.

Dieſes ohne Frage merkwürdigen Menſchen nun bemächtigte ſich die dichtende Sage ſchon bei ſeinen Lebzeiten, nach ſeinem Tode aber umſpann ſie ihn immer dichter und dichter, daß ſeine eigentliche Perſönlichkeit ſich endlich ganz verlor und an ihrer Statt eine neue geläuterte erſchien, ein allgemeiner Typus der Zauberei, umgeben von einem Heere von Zaubergeſchichten und Märchen, deren größter Theil auf den im Volke noch heimlich fortlebenden heidniſchen Erinnerungen ruhte und ſich daher auf deutſche Mythen zurückführen läßt. Viele ſind von anderen Zauberern und im Geruche der Zauberei ſtehenden Gelehrten genommen und auf ihn übertragen, ſo von Simon Magus, von Albertus Magnus und Pabſt Silveſter; andere die zugleich von Zeitgenoſſen, wie Thritheim, Agrippa, Paracelſus umgiengen, löſten ſich von dieſen ab und gruppierten ſich dem allgemeinen Zuge folgend um den ungleich populärern und mächtigern Namen Fauſt, der ſo ihr alleiniger Träger war.

Dieſer Proceß vollzog ſich mit ungemeiner Schnelligkeit; denn noch nicht funfzig Jahre nach jenes Fahrenden Tode waren verſtrichen, als ſchon die ganze Sagenmaſſe durch bald lockeres bald feſteres Band mit dem Namen Fauſt verbunden erſcheint. Wir haben eine Sammlung davon im *älteſten Fauſtbuche*, das 1587 in Frankfurt zur Herbſtmeſſe herauskam unter dem Titel „Hiſtoria von Dr. Johann Fauſten dem weitbeſchreiten Zauberer

Digitized by Google

und Schwarzkünstler, wie er sich gegen den Teufel auf eine benante Zeit verschrieben, was er hierzwischen für seltsame Abenteuer gesehen, selbs angerichtet und getrieben, bis er endlich seinen wolverdienten Lohn empfangen." Der Redactor dieses äußerst wichtigen Buches, das die Grundlage aller übrigen Faustbücher bildet, war ein Gelehrter aus Speier. Er schrieb in der ausdrücklichen Absicht zu warnen und von ähnlichem Treiben abzuschrecken, aber mit einer gewissen heitern Ironie und unbefangener als alle übrigen Bearbeiter. Das Buch zerfällt in drei Theile. Der erste handelt von Fausts Herkommen und Studien, von der Citation des Teufels Mephostophiles und der Verschreibung an denselben, von den Gesprächen mit ihm über die Hölle, die Geister darin, ihre Gewalt und die Pein der Verdammten. Der zweite Theil enthält die weiteren Fragen Fausts an seinen Gast über die Gestirne, Wetter und Jghreszeiten, seine Fahrt zur Hölle und in den Himmel hinauf, die große Weltreise, auf der er alle Länder kennen lernt. Der dritte endlich seine Zauberstücke und was er sonst für Abenteuer durch Negromantie gehabt, darunter z. B. wie er am Hofe Carl V., Alexander den Großen und seine Geliebte erscheinen läßt, einem Ritter, der daran zweifelt, ein Hirschgeweih auf den Kopf zaubert, seine Künste am Hofe zu Anhalt, wie er mit Einigen auf dem Mantel nach München fährt, von seinen Banqueten mit Studenten und was er dabei getrieben, wie ihn endlich ein frommer Greis von seinem gottlosen Leben abbringen will, der Teufel ihn aber wieder gewinnt und eine nochmalige Verschreibung erhält, wie er endlich in seinem letzten Jahre mit der Helena lebt, seinen Famulus Wagner zum Erben einsetzt und am Schlusse des vier und zwanzigsten Jahres vom Teufel geholt wird. Das Buch ist durchaus nicht ohne Geschick gemacht, wenn es auch noch lange nicht den ganzen Faustischen Sagenschatz enthält, wie wir aus spätern Bearbeitungen sehen und der mündlichen Tradition, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Diese Sammlung fand reißende Verbreitung — wie es denn auch bei der ungemeinen Popularität des Gegenstandes nicht anders sein konnte — und ward der Anstoß zu weiteren Bearbeitungen aller Art und Uebersetzungen in und außerhalb Deutschlands. Ein halb Jahr später, zur Ostermesse 1588, erschien schon eine gereimte Bearbeitung dieses Textes beim Buchdrucker Hock zu Tübingen. Obwol in gleicher wolgemeinter Absicht ans Licht gestellt, verstand doch die academische Behörde die Sache übel — ein Beispiel für wie gefährlich man solche Bücher hielt, da das Volk also fest daran glaubte — und verurtheilte (nach dem Senatsprotokolle vom 15. April 1588) auf Antrag der herzoglichen Visitationskommissarien den Verleger samt den Autoren, die die Geschichte gefertigt, zu einer Freiheitsstrafe. Aus demselben Jahre 1588 kennen wir eine neue Auflage jenes ersten prosaischen Buches, das 1591 vermehrt und in dieser etwas veränderten Gestalt die folgenden Jahre wieder gedruckt wurde. 1599 unternahm es der Hamburger Prediger Wildmann, eine neue Bearbeitung in drei Theilen zu edieren, offenbar auf Grund des alten Buchs, aus dem aber mehrere Stücke weggelassen, einige hinzugekommen, andere wesentlich alteriert, durch historische Zeugnisse scheinbar gestützt, hauptsächlich aber alle von langwelligen tendenziösen, moralischen Betrachtungen begleitet sind, durch die er den Charakter des Volksbuches verwischt hat. Auf diesen widmannischen Text stützt sich fast durchgängig der spätere von Pfitzer, der zuerst 1674 erschien, aus dem endlich das neuere Volksbuch herrührt, das noch bis auf den heutigen Tag umläuft und auf Messen und Jahrmärkten um ein paar Groschen feil geboten wird.

Digitized by Google

Jedoch nicht aufs Hochdeutsche allein beschränkte sich das Volksbuch, auch in das Niederdeutsche und die diesem verwandten Sprachen gieng es über: im Jahre 1588 erschien eine niederdeutsche und dänische Uebersetzung, vier Jahre später 1592 eine niederländische, noch früher schon (wir werden mehr davon sehen) eine englische. Auch zu den Romanen ist es gewandert: wir kennen einen französischen Text von 1598.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Brief Schillers an H. Meyer,

d. Jena 30. Nov. 1794.

Dieser Brief ist nach dem Originale abgeschrieben, welcher unter den auf Großherzoglicher Bibliothek befindlichen Papieren H. Meyers, des Kunsthistorikers, aufbewahrt wird. Er bietet sowohl wegen seines eignen Inhaltes ein nicht geringes Interesse dar, als deswegen, weil er als eine Ergänzung zu dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe angesehen werden kann, in welchen Goethe verschiedene andere Briefe Schillers an Meyer aufgenommen hat. Der hier mitgetheilte bezieht sich auf einen Aufsatz von Meyer, betitelt „Ideen zu einer künftigen Geschichte der Kunst", welchen Schiller im ersten Jahrgange der Horen (1795), im zweiten Stücke S. 29—50 hat abdrucken lassen. Schiller hatte sich bekanntlich, nachdem er mit Cotta die Horen verabredet hatte, ganz vorzugsweise mit Goethe verständigt, und dieser veranlaßte wieder Meyer zu einigen Beiträgen, obgleich der wackre Mann, wie dieser Brief lehrt, nur zögernd und schüchtern daran gegangen sein mag, neben solchen Mitarbeitern als Schriftsteller aufzutreten. In der Correspondenz zwischen Schiller und Goethe findet sich mehr als eine Spur von demselben Aufsatze. Am 28. Okt. 94 äußert Schiller seine Freude, Meyer wieder in Weimar zu wissen. Er wünscht seine Bekanntschaft, wo möglich in Jena, und fügt hinzu: „Vielleicht entschließt sich Herr Meyer, gleich diesen Winter etwas für die Horen aufzusetzen." Bald darauf sind Goethe und Meyer in Jena, und am 16. Nov. wartet Schiller mit Verlangen auf ein Manuscript von Meyer. Hier schließt sich unser Brief vom 30. Nov. an, der Schillern bereits in der vollen Redactionsthätigkeit zeigt und auch insofern und zur Geschichte der Horen von großem Interesse ist. Am Anfange des nächsten Jahrs, 2. Jan. 95, kommt Schiller wieder auf diesen Aufsatz zurück, Goethe möge ihn bei Meyer entschuldigen, daß er einen Theil desselben, nachdem er die nöthigen Aenderungen vorgenommen, alsbald und ohne specielle Erlaubniß des Verfassers für die Horen abgeschickt habe. „Es war nicht möglich, ihm den Aufsatz nach meiner Bearbeitung wieder vorzulegen, weil ich ihn noch an demselben Posttag mußte abgehen lassen. Indessen glaube ich ihm im Voraus versichern zu können, daß er damit zufrieden seyn werde, weil meine Aenderungen sich schlechterdings nur auf das Aeußere beschränkten. Dieser Aufsatz hat mir sehr viel Freude gemacht, und er wird ein sehr schätzbares Stück für die Horen seyn. Es ist etwas so äußerst seltenes, daß ein Mann wie Meyer Gelegenheit hat die Kunst in Italien zu studiren, oder daß einer, der diese Gelegenheit hat, gerade ein Meyer ist." Zuletzt, nachdem das 2te Stück der Horen in Weimar angelangt war, schreibt Schiller d. 8. März 95 an Goethe: „Ist unser Freund Meyer mit

Digitized by Google

seinem Aufsatze zufrieden? Ich wünschte, er wäre es. Dieser Aufsatz, schreibt mir Cotta, hat vielen sehr gefallen, und ich zweifle gar nicht, daß wir Ehre damit einlegen", worauf Goethe am 11. antwortet: „Meyer dankt für die Redaction seiner Ideen; es ist nur weniges was anders gestellt seyn könnte, doch das wird uns niemand herausfinden." Der Aufsatz selbst giebt eine kurze Uebersicht und Characteristik der Epochen der bildenden Kunst bei den Griechen und mochte damals um so mehr Aufmerksamkeit erregen, als man seit Winkelmann in Deutschland nicht mehr gewohnt war, so viel Anschauung und Sinn für das Schöne und Beste mit so viel Sinn für Wissenschaft und geschichtliche Entwicklung verknüpft zu sehen, wie dieses bei Meyer der Fall war. Bekanntlich hat derselbe jene „Ideen" später in seiner Kunstgeschichte und bei andern Gelegenheiten weiter ausgeführt.

Jena den 30. Nov. 94.

Durch Mittheilung Ihrer Papiere haben Sie mich mein hochgeschätzter Freund recht sehr verpflichtet. Es ist gar keine Frage, daß diese Gedanken über den Gang der Kunst im Allgemeinen Jeden, der über diese Materie denken mag, sehr aufmerksam machen und zu weiterem Nachdenken einladen müssen. Auch haben sie schon in ihrer jetzigen Gestalt alle die Klarheit, die bei einer Materie, wo so viel auf unmittelbare Anschauung ankommt, möglich ist. Unter allen unbeschreiblichen Dingen ist das unbeschreiblichste die Schönheit und ihr Effekt, und hier muß immer auf die Einbildungskraft des Lesers gerechnet werden.

Nach reiflichem Ueberlegen, wie etwa die Form einzurichten seyn möchte, finde ich, daß die einfachste wohl auch die passendste seyn möchte. Diese ist die aphoristische, wo kurze Sätze aneinander gereyhet werden, wie Sie zum Theil schon in dem gegenwärtigen beobachtet haben. Man gewinnt durch diese Form, daß die einzelnen Sätze, eben weil sie so einzeln und rund dasteben, das Nachdenken mehr auffordern und anspannen, und daß überhaupt die Sache, als solche, reiner aufgefaßt wird. Nur würden in diesem Fall die Lieferungen kleiner sein müssen, weil man in solcher Form nicht gerne viel auf einmal mit gleicher Aufmerksamkeit ließt. Ich wäre also dafür, das gegenwärtige Manuscript nicht viel mehr zu verändern, als etwa hie und da die Schreibart erfordern dürfte, und dem ersten Abriß einer so schweren Sache selbst seine Härte nicht zu nehmen, die ihm nicht so übel ansteht. Was Sie von Epochen der Kunst sagen, gilt auch von Epochen der Wissenschaft. Die ersten Versuche sind fest und schwer, aber dafür auch bestimmter, und wecken den Verstand mehr zum Nachdenken. Es ist noch ein weiter Weg zu machen, biß man in dieser Materie Lieblichkeit mit Bestimmtheit verknüpfen kann. Finden Sie, daß einzelne Sätze einer größern Erläuterung fähig sind, so ist es gut, sie ihnen zu geben. Nur gegen eine wesentliche und durchgängige Umarbeitung protestire ich, weil ich glaube, daß die Schwierigkeit den Erfolg übersteigen würde. Die Sprache ist zwar für eine öffentliche Mittheilung noch nicht rein und korrekt genug, aber sie ist kräftig und gediegen, und oft sehr ausdrucksvoll. Die meisten Aenderungen würde noch der Periodenbau nöthig haben. Wollen Sie es mir überlassen, so will ich diese kleine Mühe gern übernehmen, und, ohne im Innhalt mir die geringste Aenderung zu erlauben, bloß dem Ausdruck einige Rundung zu geben suchen. Ich proponiere Ihnen dieses in keiner andern Absicht, als um die Gewalt zu verhindern, die Sie vielleicht selbst an dem Manuscripte ausüben möchten. Meine Meinung wäre alsdann, es in 3 Lieferungen den Horen einzuverleiben.

Digitized by Google

Könnten wir uns vorher mündlich darüber besprechen, so wäre es wohl gut. Wir würden es mit einander lesen, und so würde sich alles am besten geben.

Ich erwarte bald mündlich oder schriftlich zu erfahren, was Sie beschlossen haben und bin mit immerwährender Achtung

Ihr
ergebenster Freund und Diener
F. Schiller.

Der Esthnische Schöpfungsmythus.

Selten wohl ist einem Volke in der Geschichte ein so trauriges Geschick zu Theil geworden, wie dem den Finnen verschwisterten Esthnischen. Seine ursprüngliche Kraft im Zustande der Unkultur bezeugte es durch seine tief in die Ostsee hineinreichende Seeräuberzüge und durch seinen zähen Widerstand gegen die deutschen Eroberer. Während aber andere staatlich unmöglich gewordene Völker, wie z. B. die alten Borussen, von ihren Ueberwindern vollständig entnationalisirt und für diesen herben Verlust wenigstens durch allmähliche Hebung auf die Kulturstufe ihrer Besieger entschädigt wurden, blieb dieser Volksstamm niedergetreten, geknechtet, dem Deutschthum entfremdet bis in die neuere Zeit. Mißtrauen und Haß gegen Russen und Deutsche, dumpfe Gleichgültigkeit im Glück und Unglück, starker Hang zum Aberglauben, sind die Früchte dieses hoffnungslosen Fortvegetirens. Natürlich starb in diesen langen Jahrhunderten mit dem geistigen Marke des Volks überhaupt auch die Volkspoesie ab und die jetzige Generation, von den deutschen Predigern an fremde Gedanken, sogar fremde Formen in Esthnischem Gewande gewöhnt, schwebt in Gefahr, schnell genug den besonders im Munde des weiblichen Geschlechts noch vorhandenen Liederschatz der alten Zeit zu verlieren. Und sie haben einen seltsamen, fremdartigen Klang für uns, diese einfachen Lieder; ihr elegischer Grundzug harmonirt mit dem Unglücke des Volkes, mit dem wehmüthigen Ernst seiner Birkenwälder und Moore. Ungleich kräftiger sind die aus der heidnischen Zeit stammenden Lieder und besonders die kosmologischen Sagen. In ihnen herrscht noch poetische Anmuth, viel naive Vernünftigkeit und elastische Lebendigkeit und wenn man die auf die Christianisirung folgende 400jährige Periode der Verdumpfung und des religiösen Todes mit der Frische und Lieblichkeit dieser Weltanschauung vergleicht, kann man sich kaum eines mitleidigen Gefühls erwehren. Durch Kohl sind viele Göttersagen der Esthen bekannt geworden und ich begnüge mich hier, die Schöpfungsgeschichte, wie sie sich blos in zwei, nur der gelehrten Welt zugänglichen Schriften findet,*) mitzutheilen.

„Tara, der Altvater, bewohnte seinen hohen Himmel, in seiner Vorhalle prangte die hehre Sonne. Vor der Weltschöpfung hatte er sich Helden geschaffen, um sich ihres Rathes, ihrer Kunst und ihrer Stärke zu bedienen. Der älteste unter ihnen war Wannemuine (der Aelteste der Anderen). Er hatte ihn alt geschaffen, mit grauem Haupt und Bart, und hatte

*) Scriptores rer. Livonic. 1847. pag. 681. — Verhandlungen der Esthnischen literar. Gesellschaft zu Dorpat. 1840, 2. B. p. 63.

Digitized by Google

ihm auch die Weisheit des Alters verliehen; aber das Herz war ihm jung und er besaß die Gabe der Dichtkunst und des Gesanges. Altvater bediente sich seines klugen Rathes, und wenn Sorgen seine Stirne umwölkten, spielte Wannemuine vor ihm auf seiner wunderbaren Harfe und sang ihm seine lieblichen Lieder. Ein zweiter Held war Ilmarine, im besten Mannesalter und in männlicher Kraft mit Weisheit auf der Stirne und mit Nachdenken in den Augen. Ihm war die Gabe der Kunst verliehen. Ein dritter war Lämmekuine, ein munterer Jüngling voll Laune, immer froh und aufgelegt zu jeder Schalkheit. Andere, wie Wibboane, der gewaltige Bogenschütze, waren weniger mächtig. Aber alle betrachteten sich als Brüder und der Alte nannte sie seine Kinder. Ihre Wohnung war Kaljowe. (Felsgebiet.).

Da trat nun der Alte zu den Helden und sprach: „Ich habe in meiner Weisheit beschlossen, die Welt zu schaffen." Verwundert sahen ihn die Helden an und antworteten: „Was du in deiner Weisheit beschlossen hast, kann nicht schlecht sein." Und während sie schliefen, schuf er die Welt und als sie erwachten, rieben sie sich die Augen und staunten das Werk an. Aber der Alte war ermüdet von der Arbeit und legte sich schlafen. Da nahm Ilmarine ein Stück von seinem besten Stahle und hämmerte es aus zu einem Gewölbe, spannte dieses als Gezelt über die Erde und heftete die silbernen Sternchen daran und den Mond; aus der Vorhalle des Alten aber nahm er die Leuchte und befestigte sie mit einer wunderbaren Einrichtung an das Zelt, so daß sie auf- und niedersteigt. Voll Freude ergriff Wannemuine seine Harfe, stimmte ein Jubellied an und sprang auf die Erde, und die Singvögel folgten ihm und wo sein tanzender Fuß die Erde berührte, sproßten Blumen, und wo er, auf einem Steine sitzend, sang, wuchsen Blüthen hervor und die Singvögel setzten sich darauf und begleiteten seine Lieder. Lämmekuine jubelte in den Wäldern und auf den Höhen herum und Wibboane versuchte seinen Bogen. Der Alte erwachte über dem Lärm und wunderte sich, wie die Welt anders geworden war, als er sie erschaffen. Und er sagte zu den Helden: „Recht so, Kinder! Ich habe die Welt als rohen Klotz geschaffen; Euere Sache ists, sie zu verschönern. Bald werde ich die Erde bevölkern mit allerlei Gethier und werde dann die Menschen schaffen, welche die Erde beherrschen sollen. Den Menschen aber will ich schwach schaffen, damit er seiner Stärke sich rühmen könne und Ihr sollt Euch mit den Menschen befreunden und Euch mit ihnen vermischen, damit ein Geschlecht erwachse, das dem Bösen nicht so leicht erliege. Das Böse kann und mag ich nicht vertilgen, es ist des Guten Maaß und Stachel (moetja ja Kihhataja.).

Und der Alte leitete mehr oder weniger selbst diese Entwicklung, bis die Welt im Gange war. Jeder Mensch ist ein Glied im Getriebe, treibendes oder getriebenes und jeder ist „seines Seins Macher." Der Alte kommt nicht mehr leibhaftig auf die Erde und greift nicht mehr mit eigner Hand in das Getriebe: aber Keiner mag sich beklagen, er sei verlassen, hat doch der Alte jedes Menschen Stirn angehaucht, so daß Jeder dem Bösen ausweichen kann. Wer aber dem Verhängniß unterliegt, dem wird es nicht Schuld gegeben; das Verhängniß geht mit eisernem Schritt umher und Keiner freut sich, der von seinem Tritt getroffen wird und Mancher steht nicht wieder auf." H. G.

Digitized by Google

Kleine Zeitung.

— Nach Laube und Werther ist nun auch ein Hr. Peter Lohmann mit einem Essex hervorgetreten. Während Werther den Vorzug historischer Treue anstrebt und von sich rühmt, springt Hr. Lohmann mit der Geschichte ziemlich willkürlich um, „idealisirt" sie aber eben so wenig als Werther, da sich seine Auffassung und Darstellung in gewisser Art als eine realistische Phantasterei bezeichnen läßt. (So ist die Königin durchweg ein unverschämtes — um den mildesten Ausdruck zu wählen — altes Weib.) Es fragt sich aber überhaupt, ob sich aus dem Esser-Stoffe Etwas machen läßt, ob er eine wirkliche Tragödie abgeben kann, und dies ist entschieden zu verneinen, wenn es sich um ein historisches Stück handeln soll, das den Namen einigermaaßen verdient, wenn also der Dichter nicht die Persönlichkeiten, die Motive und die Handlung so entschieden umgestaltet, daß es zur Willkür wird, die historischen Namen und Daten beizubehalten. Ein „Held", der sich dazu hergiebt, Günstling einer Königin in dem zweideutigen Sinne des Worts zu seyn, um sich eine hervorragende politische Stellung zu verschaffen, mit dieser aber Nichts anzufangen weiß, weil es ihm an Herrschergeiste fehlt, und schließlich durch den Ueberdruß an einem unwürdigen Verhältniß wie durch das geheime Gefühl seiner Unfähigkeit zu einem unbesonnenen, planlosen Handeln getrieben wird — kann nicht der Held einer Tragödie seyn, auch wenn er lieber stirbt, als durch die Bitte um Gnade die Erneuerung der alten Verhältnisse, die ihm unerträglich geworden sind, erkaufen will. Ein „Princip" vertritt der historische Esser nicht, und es ist auch nicht möglich, einem Manne, der sich umsonst erniedrigt und diese Erniedrigung wieder widerwillig empfindet, ein solches unterzulegen. Die Unfähigkeit des Esser zum tragischen Helden kann dadurch, daß er mit möglichst viel „Ritterlichkeit" ausstaffirt wird, nicht verdeckt oder gehoben werden, denn auch zum Vertreter der Ritterlichkeit ist er von vornherein verdorben. Wenn nun vollends diejenige Version der Ringfabel angenommen wird, nach welcher Esser den Ring der Königin überschicken wollte, derselbe aber durch ein eifersüchtiges Weib, die Gräfin von Nottingham, zurückgehalten wurde, so kann von einer tragischen Persönlichkeit nicht entfernt mehr die Rede seyn und es sich nur um ein sentimentales Intriguenstück handeln. Merkwürdig ist es deßhalb, daß der Esser-Stoff dennoch so viele Bearbeiter angezogen hat, und läßt sich nur dadurch erklären, daß die Ringfabel einen gewissen romantischen Reiz besitzt und daß die feste Grenzlinie zwischen dem romantischen Schauspiele und dem historischen Drama den meisten Dichtern unbequem ist, weil sie das letztere als ein „Soll" ansehen, während sie geneigt sind, ein romanhaftes Interesse für sich selbst und bei den „Zuschauern" zu wecken und zu befriedigen. Daher dieses Suchen nach historischen Stoffen, die eine anecdotenhafte oder im romantischen Sinne interessante Spitze bieten. Noch eine andere Frage, die wohl aufgeworfen zu werden verdient, ist die, warum die deutschen Dramatiker nur ausnahmsweise aus der deutschen Geschichte ihre Sujets wählen? Ist das historische Drama, wie man sagt, „zeitgemäß", so ist die deutsche Geschichte an Stoffen, die sich zur dramatischen Bearbeitung eignen, so reich wie jede andere. Auf die Leistungen des Herrn Lohmann kommen wir später noch zurück.

— Das hohe Lied als Drama. Dr. Friedrich in Königsberg hat nach dem Vorgange Ewalds, Hitzigs und Böttchers das hohe Lied in Versen neu gegliedert und dramatisch in 4 Akte getheilt. Der Scharfsinn, mit dem dies geschehen, erregt Bewunderung. Das pathetische (nicht theatralische) Schauspiel, wie es der Verf. nennt, hat seine Exposition, Verwicklung, Katastrophe und Auflösung. Sulamit, mit einem Hirten verlobt, den sie liebt, läßt sich von Mutter und Brüdern überreden, an den Hof des Königs zu gehen. Dort besteht ihre Liebe einen harten Kampf mit der durch alle Mittel der Macht, des Reichthums, der persönlichen Hoheit und glänzenden Beredtsamkeit unterstützten Werbung des Königs. Sie unterliegt und das Fest der Vermählung wird schon vorbereitet. Aber plötzlich erwacht in ihr die Reue und die Liebe zu dem verlassenen Hirten mit doppelter Gewalt: sie weigert sich der Vermählung, Salomo versucht sie noch zu besiegen, giebt sie aber endlich frei.

— Von Kaulbachs Reinecke Fuchs erscheint in sechs Lieferungen eine Holschnitt-Ausgabe welche nur zwei Thaler kostet. Die Uebertragung auf Holz geschieht unter Aufsicht und Mitwirkung Kaulbachs von J. Schnorr. Die bis jetzt erschienenen Hefte rechtfertigen das günstigste Vorurtheil und begründen nebst der anstehenden Wohlfeilheit die Erwartung, daß die geniale humoristische Schöpfung Kaulbachs so populär werden wird, wie sie an sich dazu angethan ist.

— Man spricht häufig von der Unterstützung und Förderung der Künste in dem „augusteischen" Zeitalter Frankreichs. Was es damit für eine Bewandniß hat, wie sich die Ausgaben für die Förderung der Kunst und die Belohnung der Künstler zu denen für den gemeinen Luxus verhielten, von welcher Art die Würdigung der Kunst und der Geschmack für dieselbe an dem prächtigen Hofe Ludwig XIV. waren, möchte sich am Besten aus der Zusammenstellung der Jahrgehalte und Pensionen, welche Dichtern und Künstlern angeworfen wurden, zu den Gehalten der Luxusdiener ergeben. So hatte z. B. ein „Kapitän der Kammerwindhunde" einen Gehalt von 2466 Livres, ein „Verrichtungsstuhlträger" 800 Livres, während Moliere eine Pension von 2000 Livres, und Racine einen Jahrgehalt von 800 L., also gerade so viel als der Nachtstuhlbediente erhielt. Aemter wie die bezeichneten bestanden bis zur Revolution, und in dem Hofhaushalte der Brüder Ludwigs XVI. befanden sich ein Wachswärmer mit einem Gehalt von 500 L., ein Vorstand der Kabinetsvögel mit 1000 L., vier Kammerbarbiere, jeder mit 700 L.. Der Pagenhofmeister erhielt 250 L., ein Lehrer der Mathematik 200 L. und ein erster Maler 600 L., also noch immer 100 L. weniger als ein Kammerbarbier.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Halbjahrpreis 20 Sgr.

Digitized by Google

№ 39. 28. September 1856.

Faust vor Göthe.

Von

Oskar Schade.

II.

Marlowe's Faust.

Daß das Volksbuch nach England gekommen, iſt für die weitere Entwickelung des Stoffes von höchſter Bedeutung geworden, wir meinen ſeine dramatiſche Geſtaltung — eine That, die ſich an einen berühmten engliſchen Namen, an Marlowe knüpft.

Dieſer bedeutendſte unter den Vorgängern Shakespears ward geboren im Februar 1563 zu Canterbury, wo ſein Vater das Schuhmacherhandwerk betrieb. Er beſuchte die königliche Schule, dann die Univerſität ſeiner Vaterſtadt und erwarb daſelbſt 1583 das Baccalaureat, 1587 den Grad eines Magiſters der freien Künſte. Offenbar hatte man ihn zum gelehrten, wol zum geiſtlichen Stande beſtimmt; war nun aber damals ſchon jener Skepticismus in ihm rege, der ihn nachmals bei den Frommen ſo anrüchig gemacht, war es überwiegender Hang zur Poeſie, oder ſpielten beide Urſachen, — er verließ eine Laufbahn, die ihm Ausſichten auf ein ruhiges, ſorgenfreies Leben und bürgerliches Glück gewährte, um ſich in den ſeiner Zeit nicht eben ſehr geehrten Stand eines Schauſpieldichters zu begeben, ja bald (wie das damals üblich war) mit dem Dichter den Schauſpieler zu vereinigen. Noch im Jahre ſeiner Promotion brachte er ſein erſtes Stück, Tamerlan der Große, auf die Bühne, deſſen Erfolg für ſeine Neigung vollends entſchied: ein bedeutendes Werk, das trotz manigfachen Gebrechen alle engliſchen Tragödien, die ihm voran gegangen waren, übertraf durch die Kraft, mit der die Ereigniſſe in ihm dargeſtellt ſind, durch das poetiſche Gefühl, das das Ganze belebt, durch die blühende Diction und den kraftvollen, lebendigen

Digitized by Google

Versbau. Es soll auch das erste Stück sein, in dem der folgenreiche Versuch gemacht ward und mit Glück gemacht, den reimlosen Vers im Drama einzubürgern. Nicht lange nach dem Tamerlan, kaum ein Jahr nachher, scheint nun Marlowe das Stück auf die Bühne gebracht zu haben, das uns hier am meisten interessiert, seinen Faust. Freilich hat es mit der Zeit der Aufführung großes Bedenken. Diese ist uns nicht überliefert, eben so wenig wie wir das Jahr wissen, in dem das englische Faustbuch, eine wörtliche Uebersetzung der ersten Redaction des deutschen, zuerst erschienen ist, auf dem doch der marlowesche Faust durchaus ruht. Daß es vor 1593 gewesen sein muß, dem Todesjahre Marlowes, ist klar. Nun haben wir eine Nachricht, daß eine Ballade vom Leben und Tode Doctor Fausts des großen Zauberers am 28. Februar 1588 die Druckerlaubniß erhielt. Da aber solche Balladen damals meist auf Lieblingsdramen beruhten, so ist es höchst wahrscheinlich, daß diese vom Stücke unseres Autors hergenommen war, das sonach noch vorm letzten Februar 1588 aufgeführt sein mußte. Was uns hierbei freilich Bedenken erregt, ist die Schnelligkeit, mit der das deutsche Volksbuch, das erst fünf Monate vorher erschienen war, nach England gekommen, da übersetzt und gedruckt wäre, mit der Marlowe sein Stück entworfen, ausgearbeitet, einstudiert und auf die Bretter gebracht hätte. Unmöglich ist es aber keineswegs, wenn man beides erwägt: das Zeitgemäße dieser gewaltigen Sage und das rasche Producieren der damaligen englischen Dichter, die nur immer Neues auf Neues zu bringen bemüht waren. Uebrigens ist Marlowes Stück auch kühn hingeworfen und Bühnenschwierigkeiten haben ihm keine langen Skrupel gemacht. Dem Genie der Fabel und ihres dramatischen Bearbeiters entsprechend war der Erfolg eben so außerordentlich als anhaltend. Es ward immer wieder und wieder gegeben und blieb fast hundert Jahre lang ein Zugstück fürs Theater, beliebt wie keines der übrigen unseres Dichters: das beweisen die Aenderungen und Zusätze, die es bei immer neuen Aufführungen erfuhr und die wiederholten Auflagen bis in die sechziger Jahre des siebzehnten Jahrhunderts, wo es nach den Anforderungen der Zeit zurecht gestutzt, noch immer auf der Bühne war. Ja im vorigen Jahrhundert soll es modernisiert noch gegeben worden sein. Nach dem Faustus schrieb Marlowe noch eine Reihe von Stücken, doch sollte er der Kunst durch einen gewaltsamen Tod allzufrüh entrissen werden. Seine Leidenschaft brachte ihn zum Falle. Er hatte einen Liebeshandel mit einem Mädchen niederer Herkunft, glaubte sie aber und sich in ihrer Gunst durch einen Menschen ihres Standes bedroht. Einmal — es war im Dorfe Deptford in der Nähe von London am ersten Juni 1593 — kam der Argwohn zum Ausbruch, er gerieth in Streit mit seinem Rivalen und feurig wie er war drang er mit dem Dolche auf ihn ein. Der parierte den Streich, wußte aber seinem Gegner eine Wunde beizubringen, an der die Kunst der Aerzte versagte. So starb im Frühlinge seiner männlichen Kraft, dreißig Jahre alt, einer der begabtesten und hoffnungsvollsten Dichter Englands. Denn es ist unzweifelhaft, daß wenn der Tod ihn nicht in seiner Laufbahn so unverhofft aufgehalten, er durch die Zeit geschult und gemäßigt, noch ganz andere Zeugnisse seines Genius niedergelegt und näher an Shakespear herangereicht hätte als irgend ein anderer seiner Landsleute. Die fromme Heerde aber, der er in seinen Stücken so manchen empfindlichen Hieb versetzt, den sie nicht verwinden konnte und dafür ihn als Gottesleugner schon bei Lebzeiten verschrie, sie jauchzte über seinen Fall, denn hier waltete sichtbar die Hand Gottes, der an einem so verruchten Atheisten sein himmlisches Strafgericht vollzogen.

Digitized by Google

Doch wir müssen uns mit dem Gange des marloweschen Faust etwas näher bekannt machen.

Nach dem Prologe des Chorus, der einen kurzen Blick über die darzustellende Tragödie wirft, sehen wir Faust, Doctor und Lehrer der Theologie zu Wittenberg, im Studierzimmer in seine Studien vertieft. Er geht die Philosophie, die Medicin, die Juristerei und die Theologie durch, deren keine ihn befriedigen kann. Da wird der Wunsch nach Magie in ihm rege, als Herr der Elemente ein Reich zu besitzen so weit als des Menschen Geist reicht, und so schickt er den eben eintretenden Famulus Wagner zu seinen Freunden Baldes und Cornelius, die ihm seinen Wunsch befriedigen helfen sollen. Da treten von entgegengesetzter Seite ein guter und ein böser Engel auf. Der erste warnt vor der Zauberei und ermahnt ihn, bei der Theologie zu bleiben, der andere bestärkt ihn in seinem Vorsatze, durch Magie sich zum Herrn der Elemente zu machen. Sie verschwinden und Fausts Worte zeigen, daß er die Warnung des guten nur zu sehr in den Wind geschlagen: außer sich durch den Gedanken seines künftigen Glückes, schwärmt er von den irdischen Herrlichkeiten und Reichthümern, die er durch die Geister gewinnen will. Bald treten Baldes und Cornelius auf. Faust bittet sie um Unterricht in der Magie, den sie bereitwillig versprechen: gleich nach der Mahlzeit soll er beginnen. Entschlossen noch selbige Nacht die Beschwörung zu versuchen, geht Faust mit ihnen ab. In dem treten zwei Studenten auf, die ihren Lehrer vergebens im Hörsale erwartet. Wagner belehrt sie (wobei es einige Hiebe gegen die Puritaner setzt), daß sein Herr drinnen mit Baldes und Cornelius speise. Erschrocken und Böses ahnend beschließen sie zum Rector sich zu begeben und ihm Anzeige von diesem Umgange zu machen: vielleicht daß sein ernster Rath Fausten noch retten könne.

Beim Beginne der Nacht sehen wir ihn in einem Walde von Zauberkreißen und magischen Figuren umgeben die Beschwörung halten. Auf seinen Ruf erscheint Mephistophilis, aber in so häßlicher Gestalt, daß er ihn schleunig weggehn und als Franziskaner wiederkommen heißt. Es geschieht und nun bringt er sein Anliegen ihm vor, er solle sein Diener werden, der alles was er befehle, ins Werk richte. Der Teufel entschuldigt sich, daß er, selber ein Knecht Lucifers, erst dessen Erlaubniß zur Zusage bedürfe. Auf verschiedene Fragen läßt er sich über dieses seines Herrn und dessen einstiger Mitengel Fall und Verdammniß aus, wobei er (der Teufel) so erschüttert wird, daß er weitere Fragen einzustellen bittet. Faust lacht ihn aus über solche Weichherzigkeit. Mit dem Verlangen vier und zwanzigjährigen Dienstes entläßt er ihn an Lucifer und schwärmt indes wieder im Vorgefühle baldiger überirdischer Macht.

Es folgt eine komische Scene zwischen Wagner und Clown, dem Spasmacher, welcher letztere in Dienst genommen wird.

Darauf erblicken wir Fausten wieder im Studierzimmer. Er schwankt, es kommt ein Anflug von Reue über ihn. Da erscheinen die beiden Engel abermals warnend und verlockend, aber der böse siegt. Es ist Mitternacht. Faust citiert den Mephistophilis, und dieser erscheint alsbald mit der Erlaubniß Lucifers zum Dienste, wofern Faust ihm die Seele mit seinem Blute verschreiben wolle. Er versteht sich dazu, aber das Blut erstarrt ihm, daß der Geist Feuer bringen muß, es aufzuthauen. Da steht er auf dem aufgerichten blutenden Arme das Homo fuge. Bestürzt wankt er in seinem Entschlusse, wird aber bald wieder durch Teufel erheitert, die ihn umtanzen und allerlei Schmuck zu Füßen legen. So

Digitized by Google

ſchreibt er zu Ende und übergibt dem Teufel den förmlichen Contract. Nun will er ſich aufs Fragen legen, zunächſt nach der Hölle. Aber die Antwort des Geiſtes lautet ſo wenig erbaulich, daß er lieber im Sinnenrauſche ſich betäuben möchte und raſch das ſchönſte Mädchen von ganz Deutſchland zur Ehe begehrt. Mephiſtophilis verſucht es zuerſt mit einer Teufelin, verſpricht ihm aber bald ein für allemal die ſchönſten Mädchen zum Genuſſe, nur an Heirat, dieſen ceremoniellen Spas, ſolle er dabei nicht denken. Zugleich überreicht er ihm ein Zauberbuch, durch das er Gold, Wind und Wetter, auch gepanzerte Männer zu ſeinem Schutze beſchwören könne. Das genügt aber Fauſten nicht, er verlangt Aufklärungen über die Bahnen der Geſtirne, über die Pflanzen auf der Erde, über alle Zauber und Beſchwörungen; und wie er ſich in Betrachtungen über den Himmel verliert, deſſen Freuden ihm nun geraubt ſeien, erwacht ſein Gewiſſen und es treten wiederum die beiden Engel auf, der gute ihn zur Umkehr ermahnend, der böſe ihn in ſeinem Treiben beſtärkend. Aber er kann nicht bereuen. So forſcht er ſeinen Geiſt weiter über den Himmel aus, bis er ihm die Frage vorlegt, wer die Welt geſchaffen. Mephiſtophilis verſagt die Antwort und als Fauſt in ihn dringt, entweicht er. Da regt ſich die Reue und mit ihr kommen wieder die beiden Engel, der böſe drohend, der gute ermunternd, und wirklich hört Fauſt auf die Stimme des guten und ruft zum Erlöſer. Dagegen rüſtet ſich ſtärker die hölliſche Macht: mit Mephiſtophilis erſcheinen Lucifer und Beelzebub in eigner Perſon, mahnen ihn an ſein Verſprechen und reden ihm die Möglichkeit der Gnade aus. Zugleich führen ſie ihm die ſieben Todſünden vor, die über ihren Namen und Weſen Rede ſtehen müſſen. Das erregt ſeinen Wunſch, die Hölle ſelber zu ſehen. Lucifer verſprichts und gibt ihm ein Buch, das ſich unſichtbar zu machen lehrt.

Der Chorus tritt auf und erzählt, wie Fauſt, die Geheimniſſe der Aſtronomie zu ſchauen, zu den Bahnen des Himmels aufgeſtiegen ſei. Heimgekehrt habe ihn die Begierde auf fremde Länder nach Rom getrieben, den Papſt mit ſeinem Hofe und St. Peters Feſt zu ſehn, das eben gefeiert werde. Fauſt tritt mit Mephiſtophilis auf. Sie ſind auf ihrer Reiſe durch Deutſchland, Frankreich und Italien eben in Rom angekommen, im Pallaſte des Pabſtes ſelbſt, und laſſen den Feſtzug der verſammelten Kirchenfürſten an ſich vorüber gehen. Bei einem Banquet, das der Pabſt dann hält, treiben ſie unſichtbar mit ihm ſo arge Poſſen, daß er den Saal verlaſſen muß. Ebenſo ſpielen ſie den Mönchen arg mit, die darauf erſchienen ſind, um den Teufelsſpuk zu bannen.

Wiederum tritt der Chorus auf und meldet, daß Fauſts Ruhm in alle Lande erſchollen ſei und er ſich nun am Hofe des Kaiſers producieren werde. Eh dies geſchieht, ſpielt jedoch noch eine komiſche Scene mit Robin dem Pferdeknechte und Ralph. Robin hat eines von Fauſts Zauberbüchern geſtohlen und iſt ganz glücklich darüber, was er mit Hilfe deſſelben ſich und ſeinem Kameraden für Luſt verſchaffen will. Sie entfernen ſich und kommen bald wieder mit einem Becher, den ſie in einer Weinſchenke ausgeführt haben. Aber der Wirth iſt ihnen auf der Ferſe und verlangt den Raub zurück. Als er etwas zudringlich wird, beſchwört Robin mit Hilfe des Buches den Mephiſtophilis, der auch augenblicklich erſcheint, doch den Spas misverſteht und ſie beide, den einen in einen Affen den andern in einen Hund verwandelt. Jetzt erſt thut ſich die vom Chore angekündigte Scene auf: Fauſt am Hofe des Kaiſers. Hier läßt er vor einer erſtaunten Zuſchauerzahl Alexander den Großen und ſeine Geliebte erſcheinen. Einem Ritter, der an ſeiner Kunſt zweifelt, zaubert er ein

Digitized by Google

Geweih an den Kopf. Das Intermezzo mit dem Rosstäuscher, dem er ein Pferd verkauft, das im Wasser sich in ein Strohbündel verwandelt, worüber jener wild zurückkommt und verblendet zu seinem Schrecken Fausten ein Bein auszureißen glaubt — dieses Zauberstück leitet zu andern am Hofe von Anhalt über, wo er der Herzogin mitten im Winter reife Trauben herbeischafft.

Jetzt werden wir wieder in Fausts Wohnung versetzt. Sein Ende naht heran. Im Vorgefühle desselben hat er seinen Famulus Wagner (so erzählt uns dieser) zum Erben eingesetzt. In dem tritt Faust selber auf in Gesellschaft von Studenten, mit denen er sich beim Mahle vergnügt hat. Sie bitten ihn noch, die Helena erscheinen zu lassen, und zu ihrem Entzücken gewährt er. Eben sind sie fort, so sehen wir einen Greis eintreten, der Fausten ins Gewissen redet und ihn zu bekehren sucht. Wirklich fühlt Faust auch Reue, und Mephistophilis, dem die Sache bedenklich wird, weiß ihm einen Dolch in die Hand zu spielen, damit er sich in der Verzweiflung ersteche, ehe er ihm etwa entrissen werde. Doch der Alte hält ihn vom Selbstmord zurück und gibt ihm tröstliche Aussicht auf die rettende Gnade. Kaum aber hat er den Rücken gewendet, so setzt der Teufel Fausten mit den härtesten Drohungen zu, er muß sich ihm nochmals verschreiben, ja er kann sich so weit vergessen, jenem Greise, der ihn eben zum Heile führen wollte, die Teufel auf den Hals zu hetzen. Auf seine Forderung erhält er noch die Helena zur Geliebten, die auch sogleich erscheint und durch ihre Schönheit ihn so bezaubert, daß er nichts mehr als Genuß denkend mit ihr sich entfernt. Noch kommt eine kurze Scene, in der die Teufel jenem Greise vergebens beizukommen suchen, dann erscheint Faust zum letzten Male. Er hat einige Studenten bei sich und kündigt ihnen sein Ende an. Traurig und mit dem Versprechen für ihn zu beten, nehmen sie von ihm Abschied. Da schlägt die Glocke elf. Von den Schrecken der gewissen Verdammniß aufgestachelt, überläßt sich Faust einer wüsten Verzweiflung, während es halb zwölf und endlich zwölf wird. Da erscheinen unter Donner und Blitz die Teufel und holen ihn ab. Zum Beschlusse tritt der Chorus noch auf und warnt an diesem Beispiele, von verwegenem Wissensdrange sich bethören zu lassen.

Das ist der Gang des marloweschen Faust, den wir hier etwas genauer angeben mußten, um nachher die Vergleichung mit dem deutschen Volksdrama zu ermöglichen und die Frage über dessen größere oder geringere Originalität zu entscheiden.

Marlowe arbeitete sein Stück nach dem Volksbuche und zwar so genau, wie man nur irgend es damals zu thun pflegte. Mit wenig eigenen Zuthaten (die wir noch besonders ins Auge fassen müssen) scenisierte und dialogisierte er den vorliegenden Stoff kühn hin, freilich mit großer Feinheit und einem Aufwande von Glanz der Sprache, der heute noch unsere Bewunderung erregt. Aber sein größtes Verdienst um der Folgen willen, ganz abgesehen von der Art und Weise seiner dramatischen Behandlung, bleibt für uns immer die bloße Wahl des Stoffes, der glückliche Griff, durch den er ihn ins Bereich des dramatisch Möglichen überhaupt versetzte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Schillers Jungfrau von Orleans.

Eine Kritikprobe aus den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen.

In Dorpat erſcheint ſeit einer Reihe von Jahren unter dem Titel: „Das Inland" eine Wochenſchrift für Liv- Ehſt- und Kurlands Geſchichte, Geographie, Statiſtik und Literatur. In einer Nummer des achtzehnten Jahrgangs dieſer Zeitſchrift vom Jahre 1853, die mir zufällig in die Hände kam, befindet ſich unter der Aufſchrift; „Literäriſche Bemerkungen" eine Beſprechung der Schillerſchen Jungfrau, die manchem Leſer des Sonntagsblattes, mindeſtens als ein erfreuliches Zeugniß von dem Grade der äſthetiſchen Bildung des deutſchen Oſtſeepublikums, nicht unintereſſant ſein dürfte. Ich gebe daher im Nachfolgenden einen das Weſentliche jener Kritik umfaſſenden und das darin Zerſtreute ſammelnden Auszug.

Der Verfaſſer erklärt ſich zunächſt im Gegenſatz zu Hiecke (der deutſche Unterricht auf Gymnaſien S. 117) für Immermans Anſichten (Vorrede zum Trauerſpiel in Tyrol) und hält die Jungfrau von Orleans für ein im Ganzen mißlungenes Werk. Daß die Idee des Schickſals in dieſem Werke verfehlt ſei — ein gewichtiger Tadel bei jedem Drama — dies ſei, ſo viel er wiſſe, allgemein zugegeben; ebenſo, daß die Liebe zu Lionel unmotivirt ſei, daß daher die Jungfrau in zwei Hälften, eine irdiſche und eine himmliſche auseinanderfalle und keine rechte Individualität beſitze, weniger Individualität, als jede andere dramatiſche Figur Schillers; endlich werde Niemand leugnen, daß ihre Schuld und Buße viel zu innerlich ſei, um dramatiſch anſchaulich heißen zu können. Nenne man mit Hegel romantiſch die Innerlichkeit, die nicht zu adäquatem Ausdrucke gelange, dann ſei freilich die Jungfrau nur zu romantiſch. Wie viel ſich gegen die Sprache Thibauts im Prolog und gegen die oratoriſch-pathetiſche Ausdrucksweiſe der Jungfrau einwenden laſſe, ſei bekannt. Johanna ſolle naiv ſein, eine Hirtin, die nur im Buche der Natur geleſen, ſpreche aber wie ein rhetoriſirender Agitator. Kurz dies Stück trage „ſondre Livrei, wie Regenbogen anzuſchauen, mit Farben mancherlei." Ein Prachtſtück möge es heißen, ein glänzendes dramatiſches Feuerwerk, aber ein dramatiſches Meiſterwerk nimmermehr.

Er beſpricht ſodann Viehoff's Kommentar der Jungfrau für Schule und Haus und nennt denſelben in der Hauptſache unbefriedigend. Denn Viehoff habe weder das Weſen der Romantik und des Mittelalters genau und im Zuſammenhange erklärt, was bei einer romantiſchen Tragödie unerläßlich ſei, noch den Zuſammenhang der Jungfrau mit den andern Dramen Schillers nachgewieſen und gezeigt, wie eine Idee, die der Freiheit, alle Schillerſchen Dramen durchdringe und eben in der Jungfrau bei allem Mittelalterlichen das echt Menſchliche ausmache. Als dritten Mangel rügt er die auffallende Unklarheit im Urtheile über den Kunſtwerth des Dramas und den einſeitig apologetiſchen, oft panegyriſchen Standpunkt. Mit Viehoff's apologetiſchen Intereſſe hänge z. B. die unrichtige Auffaſſung der Schuld und Buße Johanna's zuſammen. Bei der Schuld überſehe er, daß man ſich einem himmliſchen Mädchen, einer Gottesſtreiterin gegenüber nicht auf Thatſachen der Erfahrung berufen könne, daß der wahre Dichter uns nicht durch Unwahrſcheinlichkeiten, ja Unmöglichkeiten betäuben dürfe; bei der Buße überſehe er die undramatiſche Innerlichkeit, dies, daß wir doch keinen Aufſchluß darüber bekommen, warum ihre Buße gerade im Schweigen beſtehe.

Nach ſeiner Anſicht ſind nun die Momente von Johanna's Entwicklung folgende:

Digitized by Google

„Sie ist zuerst das Götterkind der heiligen Natur. In der Einsamkeit reift sie zum Heroismus. Ihre Aufgabe ist die, ihre Naivetät in der großen Welt zu bewahren. Dies gelingt ihr besonders dadurch, daß sie keinen Augenblick stille steht; daher preißt sie die Waffenstille. Die erste Stufe ihrer Schuld ist die Scene mit Mongomery, wo die frische Entschlossenheit schon durch langes Dialogisiren und Mitleid mit dem zarten Jüngling, mit dem sie allein ist und vor dessen Leiche sie gedankenvoll stehen bleibt, von der Reflexion gebleicht wird. Die zweite Stufe ist die Scene, mit dem schwarzen Ritter, dem ungläubigen Engländer, der das Herz der gläubigen Französin durch scheinbar gut gemeinten Rath zu verwirren sucht. Diese Versuchung wird von Johanna scheinbar überwunden, aber — sie wirkt nach. Die dritte Stufe ist die unmittelbar folgende Scene mit Lionel. Hier ist nicht die Liebe das Erste und das reflectirende Zaudern das Zweite, sondern umgekehrt: „Mit deinem Blick fing dein Verbrechen an." Dieser Blick dauert freilich nur einen Augenblick, aber der mächtigste von allen Herrschern ist der Augenblick, und der beste Augenblick war — der erste, den sie versäumt hat — daher ihre Liebe. Motivirt ist demnach Johanna's Liebe, weil sie aus der Reflexion hervorgeht, unmotivirt ist sie, weil der Uebergang zur Reflexion nicht genug zur Anschauung kommt, die Versuchung nachwirkt, die Liebe plötzlich dasteht."

Er versucht sodann die Beantwortung der Frage, warum die Jungfrau schweige. Durch des Vaters Anklage und den Donner des Himmels werde Johanna daran gemahnt, daß die Hölle durch Talbot allerdings einen Sieg über sie errungen habe. Bei ihrer auf die völlige Hingabe auf die Jungfrau Maria gegründeten Naivetät müsse aber diese Schuld gegen den Himmel als die Hauptschuld auf ihr lasten, die Liebe zu Lionel nur als die abgeleitete. Und so erblicke sie in dem ungerechten Volksurtheil ein gerechtes Gottesurtheil, dem sie sich schweigend unterwerfe, um mit dem Himmel ins Reine zu kommen. Wie sie nachher ihre Liebe zu Lionel büße, will er unerörtert lassen. In Summa: Platen werde Recht behalten, wenn er sage:

Etwas weniger, Freund, Liebschaften! Du wärest beliebt zwar
Weniger, weil ja so sehr Thekla gefallen und Max.
Eins doch sind' ich zu stark, daß selbst die begeisterte Jungfrau
Noch sich verliebt furchtbar schnell in den britischen Lord.

Demgemäß empfiehlt er zum Lesen und Erklären auf Schulen zunächst Wallenstein, Maria Stuart und Wilhelm Tell als die drei am meisten typischen Dramen Schillers. Habe sich der Schüler in den Entwicklungsgang des Dichters hineingelebt, dann möge man ihm die Jungfrau erklären und zeigen, daß er hier nichts Typisches finde. Unerläßlich aber sei es, dabei dem Schüler einzuprägen, daß das Genie auch in seinen Fehlern groß und bewundernswürdig sei, daß seine Irrthümer belehrender seien, als die Korrektheit gewöhnlicher Köpfe.

Und doch bleibt die Jungfrau von Orleans eines der liebenswürdigsten Schauspiele, das wir haben. Es ist, um mit Börne zu reden, mit Kunstwerken wie mit Menschen; sie können bei den größten Fehlern liebenswürdig sein. Was heißt aber ein liebenswürdiges Schauspiel? Ein liebenswürdiges Schauspiel ist ein Schauspiel, das liebenswürdig ist; die Kritik weiß hierüber nicht mehr, als jedes andere Frauenzimmer.

Julius Hoepp.

Digitized by Google

Kleine Zeitung.

— Rudolf Gottschall hat eben eine Tragödie „Mazeppa" vollendet, an welche er nach seiner eigenen Aeußerung seine ganze Kraft gesetzt hat. Ueber „Pitt und Fox" äußerte er: „das ist eine oberflächliche Arbeit, auf die ich nicht viel gebe" — und das Stück hatte einen ungewöhnlichen Erfolg. Die „Diplomaten" dagegen befriedigten ihn, er nannte sie eine „Arbeit, die Character habe" — und die Aufnahme war sehr kühl. Für uns ist nun der „Erfolg" bei der Ueberreizung und Verflachung des herrschenden Geschmacks allerdings kein „Gottesurtheil", aber ein Dichter, der nach entschiedenen „Effekten" strebt, der möglichst „modern" sein will und schon im Stoffe das „Pikante" sucht, wie wir es von Gottschall behaupten zu können glauben, hat sich ausdrücklich verrechnet, wenn er keinen augenblicklichen Erfolg hat. — Wir kommen wohl gelegentlich auf die Dramen Gottschalls zurück, da er unzweifelhaft ein Talent ist, das nicht übersehen zu werden verdient — übrigens auch nicht übersehen wird, vielmehr von manchen Seiten eine consequente „Kätzchelung", wenn man den Ausdruck erlauben will, erfahren hat. Hier wollen wir nur noch bemerken, daß die Sucht unserer Dramatiker nach neuen und zwar nach solchen Stoffen, welche an sich etwas Fremdartiges, Absonderliches, Distinguirtes und zwar nicht im idealistischen sondern im realistischen Sinne haben, in ihm zwar nicht ausnahmsweise vertreten, aber sehr entschieden vorhanden und ausgeprägt ist.

— Das schon mehrfach besprochene, ursprünglich für Gotland bestimmt gewesene, bei Helgoland gestrandete eherne Standbild Gustav Adolfs von Benedict Fogelberg ist am 4. September bei der Feier der Hauptversammlung des Gustav-Adolfvereines in Bremen durch eine Rede des past. prim. Dr. Mallet feierlich geweiht worden. Elf ehrenwerthe Bürger Bremens hatten dasselbe den Helgoländern für 8000 Thaler abgekauft. Es steht auf ebenmäßigem, leider inschriftlosem Piedestal und gewährt, wie es dasteht — in kriegerischer Rüstung, mit faltenreichem Mantel, das Antlitz in freundlicher Würde und dennoch den König verkündend, der linke Arm in die Seite gestemmt, den rechten grad ausstreckend und mit dem Zeigefinger zur Erde weisend, mit dem linken Fuße vorschreitend und den rechten an das dahinter angebrachte schwedische Wappen zurückgezogen — von allen Seiten einen imponirenden Anblick. Am wenigsten Verjüngen scheint der Ausdruck und die Proportionirung des Gesichts. Die Nase ist etwas zu lang und zu platt, der Blick hat bei aller Majestät fast etwas unheimliches. Am meisten und stärksten ist der dem Künstler, da derselbe für ganz andere Zwecke gearbeitet, freilich nicht zur Last fallende Vorwurf beregt worden, Gustav Adolf sei als unumschränkt gebietender König, nicht als Glaubenshelb aufgefaßt worden. Dennoch trifft dieser Vorwurf selbst in einer der bedeutendsten Städte des evangelischen Deutschland das Standbild nicht. Der König ist, wenn man sich mit dem Kunstwerke vertraut macht, dargestellt als ein kühnen Muthes für das Evangelium in den Kampf gehender Feldherr; es ist, als ob er seinem Heere zurufe: „Verzage nicht, du Häuflein klein!" Seine Handbewegung, sein Fingerzeig scheint nicht gebieterisches Wesen, sondern Siegeszuversicht auszudrücken: der Held weist hin auf den Grund seines Sieges, wie ein Paul Gerhardt:

Der Grund, drauf ich mich gründe
Ist Christus und sein Blut .....

ja wie Luther selbst:

Das Wort sie sollen lassen stahn
Und kein'n Dank dazu haben

Und so hat der Künstler, bekanntlich ein Schwede, das evangelische Deutschland mit einer Zierde bereichert, die ihm gewiß den Dank des letztern sichern wird. Neben ihm verdient denselben in gleichem Grade die edeldenkende, hochherzige Gesinnung der elf wackeren Bremenser, die mit so vieler Uneigennützigkeit und Hingebung ihre Vaterstadt, ja soweit des deutschen Gustav-Adolfvereines Arm reicht und Name klingt, beschenkt haben.

— Die zweite Hauptversammlung der Verbindung deutscher Kunstvereine für historische Kunst wird am 29. und 30. September und 11. Oktober in Berlin stattfinden und soll hierbei wiederum von einem zu wählenden deutschen Künstler ein großes historisches Gemälde aus der vaterländischen Geschichte bestellt werden. Die erste Versammlung in Dresden ließ bereits zwei derartige Aufträge ausführen und zwar von Adolf Menzel in Berlin und Moritz v. Schwindt in München. Ersterer malt die Zusammenkunft Friedrich des Großen und Joseph II. in Neiße, Letzterer Rudolfs von Habsburg letzten Ritt gen Speyer.

— Der Künstlerverein „Malkasten" in Düsseldorf hat einen Aufruf an die bildenden Künstler Deutschlands zu einer Zusammenkunft erlassen, die der Besprechung von Kunstinteressen und der fröhlichen Geselligkeit gewidmet seyn und zur Erneuerung oder Anknüpfung persönlicher Bekanntschaften dienen soll. Der Ort derselben ist Bingen im Rheingau, die Zeit der 28. 29. und 30. September.

— Friedrich Halm hat ein neues Drama: „Elektra" gedichtet, welches am Burgtheater zu Wien bereits einstudiert wird.

— Dr. Reinhold Köstlin, Professor der Rechte an der Universität Tübingen, als Novellist unter dem Namen Karl Reinhold bekannt, starb am 14. September, 43 Jahr alt.

— Bendemann malt eine (vom König von Preußen bestellte) Nausikaa.

☞ Diejenigen Abonnenten, welche das Sonntags-Blatt durch die Post beziehen, werden ersucht, die Bestellung auf das mit dem 1. October beginnende 4. Quartal baldigst zu erneuern.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Halbjahrpreis 20 Sgr.

Digitized by Google

№ 40. 5. October 1856.

Ein Nachtrag zum Tischrücken.

Die Zeit der in den Tischen hausenden Klopf- und Schreibegeister ist vorüber und nur drüben über dem westlichen Meere grassirt noch die Manie, vielfältig vom Betruge ausgebeutet. Sie kamen, diese neckischen Kobolde, bald nach den finstern Dämonen der Revolutionsperiode und machten dem Reiche, dem sie entsprossen waren, alle Ehre — nur Schade, daß sie so wenig orthographische Kenntnisse mitbrachten! Sie haben manchen Nutzen gestiftet: unzählige steif lederne Gesellschaften wenigstens in physische Bewegung gesetzt, vielen Verliebten willkommene Gelegenheit zu Annäherung gegeben, einigen Scribenten Stoff zu Broschüren geliefert — freilich aber auch gezeigt, wie weit noch die Schatten des Aberglaubens in das Reich der Aufklärung hereinragen. Als man sich damals Mühe gab, die räthselhafte Erscheinung zu erklären, forschte man auch in der Geschichte nach dem Benehmen der unruhig gewordenen Tische in vergangenen Zeiten und siehe! ich glaube von Berlin ausgehend verbreitete sich die Behauptung, daß schon im 4ten Jahrhundert nach Christus ein Beispiel vom Tischrücken vorliege. Diese Annahme war jedoch, wenn man auf Ammian, ihre Quelle, zurückkehrt, falsch und obgleich ein Beweis dafür post festum nicht mehr am Orte zu sein scheint, so ist doch die ganze Anekdote interessant genug, um auch ohne ihren Zusammenhang mit dem Tischrücken einmal ans Licht gezogen zu werden.

Schlagen wir das 29ste Buch Ammians auf, so stehen wir an der Pforte jener Periode, wo der stolze Bau der römischen Civilisation und Allgewalt, schon erschüttert vom langjährigen Andrange Germanischer Völkerfluthen, in Gefahr kam, vom Eisgange Asiatischer Barbarei gestürzt zu werden. Valentinian I. nebst seinem Bruder Valens, rohe, ihrer unheilvollen Zeit nicht gewachsene Naturen, ringen nach außen mit Persern, Germanen, Sarmaten, nach innen mit Verrätherei und Empörung, den Folgen ihrer schonungslosen Grausamkeit. Viele sehnten sich nach besseren Zeiten und kaum mögen wir es den unglücklichen Hofbedienten, die der Autor im ersten Kapitel nennt, verargen, daß sie den Schleier der

Digitized by Google

Zukunft zu lüften und den Namen des künftigen Regenten zu erfahren trachteten. Mit Hülfe eines Kunstverständigen construirten sie aus Stäbchen vom Lorbeerbaum ein dreifüßiges Tischchen, welches vor dem Gebrauche durch feierliche Zauberformeln eingeweiht wurde. Dasselbe wurde mitten im Hause, welches von Arabischen Wohlgerüchen duftete, aufgestellt und diente einer aus verschiedenen Metallen gefertigten Schüssel als Unterlage, in deren Rand die 24 Buchstaben des Alphabets in gleicher Entfernung von einander eingravirt waren. Nach diesen Vorbereitungen erschien der Schwarzkünstler selbst, ganz und gar in Leinwand gehüllt, mit turbanartigem Kopfputze, heilige Kräuter in der Linken haltend, und nahm seinen Stand über der Schüssel. In seiner Rechten schwebte an seinem Faden ein geweihter Ring, der in Schwingungen gesetzt endlich einzelne Buchstaben berührte, aus welchen dann die Worte des Orakels entstanden. Schon hatte der Ring drei Buchstaben bezeichnet und wenn die Leute Geduld gehabt hätten, wäre vielleicht aus ΘΕΟ noch Theodosius geworden; so aber schrie ein vorlauter Zuschauer, es könne kein anderer gemeint sein, als Theodorus, ein eingebildeter kaiserlicher Sekretär. Die Uebrigen beruhigten sich dabei und fragten das gefällige Orakel nicht weiter. Die ganze Sache wurde aber schließlich verrathen und der vermeindliche Kronprätendent mit allen Theilnehmern hingerichtet.

Offenbar ist also hier vom Tischrücken keine Spur vorhanden, sondern diese Art, die Zukunft zu erfahren, ist weiter nichts als eine systematische Erweiterung des einfachen Spiels mit dem sympathisch schwingenden Ringe, daß wir alle schon in unserer Jugend versucht haben. Nach Ansicht der Alten besaß aber nicht der Ring, sondern der Tisch, welcher dem heiligen Dreifuß zu Delphi nachgebildet war, die orakelspendende Kraft. Woher kommt nun aber jene irrige Behauptung hinsichtlich des Rückens? Ammian sagt nach der Beschreibung des Tisches: **mensulam-ritualiter consecratam movimus tandem; movendi autem erat institutio talis.** Das Wort **movere** heißt hier natürlich (wie kurz vorher bei: **sortes movere**): zur Antwort bewegen, überhaupt: befragen; man nahm es aber frisch weg in seiner ersten Bedeutung und übersetzte: „wir brachten den Tisch endlich zum Drehen"! H. G.

Faust vor Göthe.

Von

Oskar Schade.

III.

Das deutsche Volksdrama Faust.

Ein Lieblingsstück des englischen Publikums, wie es Marlowe's Faust war und so lange Zeit hindurch blieb, mußte nach den damaligen Verhältnissen seinen Weg auch außerhalb Englands machen. Nichts war natürlicher, als daß die englischen Comödiantentruppen, die Deutschland seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts durchzogen, an den Höfen der Fürsten und in Städten spielten und deren Kunstwanderungen noch das ganze siebzehnte entlang dauerten, daß diese, die die Dramen Shakespears und seiner Vorgänger auf ihrem Repertoir hatten, auch das berühmte marlowe'sche Stück aufnahmen, zumal ja die Ereignisse auf deutschem Boden vorgiengen, die Sage in Deutschland entstanden und hier unendlich populär war. Diese Uebersiedelung ist uns zwar bis jetzt durch keine Zeugnisse

Digitized by Google

bestätigt, wir glauben ihrer aber auch kaum zu bedürfen. Da die deutschen Schauspielertruppen, die sich bald nach dem Vorbilde jener englischen bildeten und neben ihnen auftraten, auch deren Stoff darstellten, so konnte der Faust des englischen Dichters einem deutschen leicht den Anstoß zu eigener Gestaltung dieser nationalsten Sage geben, und daß dies wirklich der Fall gewesen sein muß, werden wir weiter unten darthun.

Das älteste Zeugniß (das wir bis jetzt kennen) für das Dasein eines deutschen Volksdramas Faust ist vom Jahre 1676, wo der altorfische Professor Konrad Dürr des Dr. Johannes Faust der Sage zugleich als einer dramatischen Gestalt Erwähnung thut. Sieben Jahre später spricht der Wittenberger Theologe Neumann in seiner historischen Untersuchung über den Zauberer Faust von diesem als von einem Manne, dessen Berühmtheit daher datiere, daß er so häufig auf die Bühne und das tragische Theater gebracht worden sei. Ebenso spricht ein späteres Zeugniß von theatralischen Vorstellungen, die schon im siebzehnten Jahrhundert über Leben und Untergang dieses Zauberers in Städten und auf dem Lande zum Schrecken des Volkes gegeben worden seien. Am Schlusse dieses und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts beschwerte sich die Berliner Geistlichkeit, unter ihnen Philipp Jacob Spener, beim Könige, daß in diesem Spiele Faust Gott und Christum abschwöre. Wir können annehmen, daß noch damals wie anfänglich der Faust von wandernden Schauspielertruppen, wenigstens durchaus nicht ausschließlich von Puppenspielern aufgeführt worden ist, eine Degradation, die er erst durch den Umstand erfuhr, daß öfter dieselben Prinzipale bald Schauspielertruppen, bald Marionetten-Theatern vorstanden und Stücke, die sie zu der einen Zeit mit jenen aufführten, zu einer andern mit diesen darstellten. Als dann im weitern Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts die Wandertruppen ihre Hand allmählich von den altüberlieferten Volksdramen abzogen, blieben diese zuletzt das ausschließliche Eigenthum der Marionettenspieler. Es scheint, daß Lessing den Faust auf der Schuchschen Bühne in Berlin 1753 noch von Schauspielern gespielt sah, daß ihn aber Göthe nur als Puppenspiel kannte, ist uns ausdrücklich bezeugt.

Hätten diese Beiden zu einer ausführlichen Beschreibung des Stückes, wie sie es damals gesehen, sich herbeilassen wollen und einige Stellen aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben, wir wüßten dann doch etwas Gewisses über den damaligen Stand des Textes und könnten uns dadurch vielleicht weiter helfen, um auf die ursprüngliche Gestalt des Volksdramas und die Zeit seiner Entstehung einen noch sicherern Schluß machen zu dürfen. So müssen wir uns mit spätern Texten oder nur Referaten über spätere Aufführungen begnügen, die je später je mehr dem Verdachte immer größerer Abweichung von der ursprünglichen Gestalt unterliegen.

Unsere eigentlichen Nachrichten über den Gang und die Handlung des Puppenspiels datieren sich erst aus dem Anfange dieses Jahrhunderts: der Forschung bleibt es aufbehalten, das wirklich Alte daran zu erkennen. Seit genannter Zeit, wissen wir, besuchte die Schütz-Dreher'sche aus Oberdeutschland stammende Gesellschaft mit ihrem Marionetten-Theater abwechselnd auch Mittel- und Niederdeutschland, namentlich Berlin. Im Jahre 1807 siedelte sich Schütz in Potsdam an und stand später der Gesellschaft allein vor. Sie hatte einen reichen Vorrath guter alter Stücke, die sie ganz vortrefflich darstellte. Dr. Faust jedoch war und blieb das Haupt- und Zugstück, das den Ruhm der übrigen nicht aufkommen ließ. Ein Referat über diesen Faust, wie er 1807 und 8 aufgeführt ward, zugleich wörtliche Mittheilung der zwei ersten Scenen, hat der jüngst verstorbene Professor von der Hagen gegeben

Digitized by Google

im neuen Jahrbuche der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde Band 4 S. 214—18. Auf eben diesem Schütz-Dreherschen Texte scheint auch Horns Bericht (Poesie und Beredsamkeit der Deutschen 2, 265—284) zu beruhen. Als Sommer das Stück im Jahre 1844 in Berlin sah, war der alte Schütz schon todt: seine Skizze (Ersch und Gruber Faust S. 114 f.) weicht auch mannigfach von den vorigen ab. Nach diesen Meldungen und aus eigener Erinnerung (er sah es wiederholt in den zwanziger Jahren in Berlin von oben benannter Gesellschaft aufführen) versuchte nun Simrock das alte Puppenspiel herzustellen, sinnig und geschickt wie Alles, was dieser treffliche Kenner unserer volksthümlichen Literatur zu Tage gibt, wenn wir ihm auch in allem, zumal nach dem, was wir weiteres davon wissen, keineswegs beistimmen können. Ein anderer Text als jener Schütz-Dreher'sche oder den Sommer meint, ohne Frage nur ein abgeschwächter Nachklang des ursprünglichen, ist der des früheren Mechanikus Geißelbrecht aus Wien, der als Marionettenspieler Deutschland durchzog, unter anderem in Berlin, Frankfurt und auch hier in Weimar (wie sich ältere Leute noch recht wohl zu entsinnen wissen) spielte. Seine Bühne zeigte überhaupt keine so alte Ueberlieferung wie die von Schütz-Dreher; sie war mehr modernen Stücken gewidmet, obwohl das Hauptstück auch hier immer noch Faust blieb. Nachdem dieser Geißelbrechtsche Text einmal in Berlin im Jahr 1832 in wenigen Exemplaren gedruckt war, ist er neuerdings mit in Scheibles Kloster 5, 747—782 aufgenommen worden. Ebendaselbst stehn auch Texte vom Ulmer, Augsburger und Straßburger Puppentheater (S. 783—883), die alle von den früheren und von einander abweichen, viel neu dazu gemachtes, doch auch manches recht Alte enthalten. Wieder von anderen Fassungen sprechen Rosenkranz (zur Geschichte der deutschen Literatur S. 100 fgg.) und Leutbecher (über den Faust von Göthe S. 98—100). Zollers kurze Nachricht (in den Bildern aus Schwaben) von einer Darstellung des Faust durch Zigeuner kann hier, so interessant sie sonst ist, nicht in Betracht kommen, da sie wesentlich in die Don Juan-Sage hinüber spielt. Etwas mehr ausgibig (obwol sehr bedeutend alteriert) sind die Darstellungen, die Heinrich Heine in den zwanziger Jahren von Kunstvagabonden (also noch damals von Schausprielern) sah; die eine in einem Winkeltheater auf dem sogenannten Hamburger Berge, zwischen Hamburg und Altona, die andere in einem hannöverschen Flecken zur Zeit eines Pferdemarktes: er handelt darüber in seinem Tanzpoem Doktor Faust S. 67—72. Endlich ist ganz im Anfange dieses Jahrzehnts ein Faust erschienen, wie ihn damals der Puppenspieler Bonneschky in Leipzig spielte: ein höchst dankenswerther Beitrag, nur daß dieser Text keineswegs so alt ist, wie es der ungenannte Herausgeber gern haben möchte. Neben diesen reich, wenn auch nicht durchaus rein fließenden Quellen, habe ich das Glück, eine neue eröffnen zu können, die in ihrer Eigenthümlichkeit eben so interessant wie lehrreich sein dürfte. Ich theile sie in dem unter der Presse befindlichen zweiten Hefte des 5. Bandes vom Weimarischen Jahrbuche mit. Bei mannigfachen Abweichungen vom Ursprünglichen bietet dieser unser Text doch eine so augenscheinliche Fülle des Alten, wie kaum einer der bisher bekannten, in gewissen Scenen eine solche breite Ausführung, wie man sie selten aufgezeichnet findet, da sie nur zu oft, namentlich in den komischen Scenen, dem Extemporieren überlassen bleibt. Wir leben der frohen Hoffnung, daß dieser unser Text der Erkenntniß des alten Volksschauspiels wesentlichen Vorschub leisten werde.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Literarische Streifzüge.

Dramatische Literatur.

(Peter Lohmann. — Karl Ludwig Werther. — Heinrich Laube.)

Unter den Vielen, die auf dem Gebiete des Drama's sich hervor zu thun streben, ist Einer, den wir nicht mehr mit Stillschweigen übergehen dürfen: Peter Lohmann, der in einem, seinem dritten Stücke beigelegten gedruckten Empfehlungsschreiben sich als 22jährigen Dichter vorstellt, „der den Trieb und die Kraft zu besitzen glaubt, der deutschen Bühne ein so thatkräftiges Element zu verleihen, als derselben bisher selten auf dem Felde der tragischen Muse geworden ist", der sein Trauerspiel — auf das wir später mit eingehen werden — als einen Versuch betrachtet zu sehen wünscht, „mit Großartigkeit der Handlung diejenige Schärfe und Leidenschaft der Charaktere und damit diejenige Knappheit der Form zu verbinden, wie sie im ewig gültigen Musterbilde der Altmeister Shakespeare in seinem Mannesalter der Zukunft schuf." — Man sieht, daß der Verf. keine geringe Meinung von seinem Talente und von dem hat, was er selbst einmal im Mannesalter „der Zukunft" schaffen wird. Lassen wir die Zukunft aus dem Spiel — denn es gilt in der Kunst nur das Geleistete, nicht das Versprochene — und sehen wir nach, was der Verf. bis jetzt geleistet hat. Die Antwort lautet: sehr viel; denn innerhalb eines Jahres hat er den „Tommaso Aniello", „Offa", „Essex" und die „Atalanta Baglioni" herausgegeben, vier Trauerspiele! Außerdem verspricht er, daß nächstens noch zwei Trauerspiele, „Janko" und „Karl Stuart I.", erscheinen sollen. Hat der Verf. seit seiner Confirmation gedichtet und räumt jetzt seinen Schreibtisch aus? oder bringt er ein Trauerspiel in acht Wochen zu Stande und fängt nächsten Tages wieder ein neues an? Die eine Annahme ist so entsetzlich als die andere. Der Parnaß läßt sich glücklicher Weise nicht mit ein Paar Sprüngen erklimmen und aus dem Aermel geschüttelte Kunstwerke können eben nicht viel besser ausfallen als diejenigen, von denen wir hier sprechen. Gegen den Tommaso Aniello ist der Text zu „der Stummen von Portici" immer noch ein wohl gegliedertes Trauerspiel in sehr anständiger Sprache, mit verständlicher Handlung und klarer Charakteristik. Dort braucht man nur beliebig eine Scene aufzuschlagen, so wird man alsbald eine noch nie geahnte Hochachtung vor dem Operntext empfinden, z. B. (S. 51) es sprechen die edlen Geschwister Carafa mit einander; der Bruder will sich im Kampfe gegen die Empörer Kriegsruhm holen, wie seine Ahnen, da unterbricht ihn die schöne Leonora, wahrscheinlich nur aus dem Grunde, weil sie sich in den Fischer Masaniello verliebt hat, mit den Worten: „Alberner Schwätzer."

Giuseppe (sehr erstaunt): Wie, was war das!

Leonora: Ja, Giuseppe, Du täuschest Dich gar sehr, wenn Du mich mit den Worten einverstanden wähnst, die wie die giftigen Vipern aus Deinem ungewaschnen Mund entsteigen.

Und nun folgt ein Schimpfen zwischen den Geschwistern, das den Palast zum Fischmarkt macht. Uebrigens wird die schöne Leonora für ihr Bestreben, sich plebej zu machen, schlecht genug von ihrem Fischer belohnt; Aniello, dem sie sich geradezu anträgt, hält ihr Strafreden in ähnlichem Style und sagt (S. 100): „Geh', Leonora von Carafa — ich mag Dich nicht. Den Palast laß ich Dir und Deine Güter. — Das sei Dir denn genug; mein Herz ist viel zu gut für Dich, Du grauenvolles Weib!" (Weshalb es ihm jetzt vor ihr graut, weiß man nicht.)

Digitized by Google

Leonora: Das hatt' ich nicht erwartet. Ja, ich bin schlecht, bin heuchlerisch und stolz.
Doch Liebe hat die Bösen oft schon umgewandelt, wenn Du Dich meiner — —

Aniello: Schweig', nied're Creatur — noch einmal höre: Ich will Dich nicht.

Man glaube aber nicht, daß das schon die zudringlichste Art sei, in welcher der Verf. seine Frauen um die Liebe der Männer werben läßt. In dem Trauerspiel „Offa", dessen Held eine Mischung von Macbeth und Richard III. sein soll, zuletzt aber sehr reuevoll stirbt, zieht die Schwiegertochter des Königs, Badburga, ihren Schwager Offa bei Seite und sagt zu ihm: Ihr liebt mich, Offa!

Offa: Badburga!

Badburga: Schafft Euch den Purpur, Offa — und mein Leib ist Euer — —
seid klug, mein Freund, seid klug! (S. 26.)

In dieser, wenigstens nicht zweideutigen Weise spricht sie dann noch öfter mit ihm. Und doch erscheint das noch erträglich gegen die Zudringlichkeit, mit welcher im „Essex" Königin Elisabeth, die Greisin, (S. 20) dem Essex sich anträgt und durch die gröbsten Zurückweisungen sich von wiederholten Versuchen nicht abschrecken läßt (S. 24—34). In der „Atalanta Baglioni" endlich widert die schamlose Gluth der Luninia Colonna für ihren Schwager uns nicht weniger an. Dem entsprechend ist alles Uebrige in den sämmtlichen Trauerspielen des Verfs. und nicht der geringste Fortschritt zu bemerken. So würden wir nicht einmal durch die Unermüdlichkeit der Produktion oder durch die erstaunliche Verblendung in der Selbstempfehlung zum Bruche des Schweigens uns entschlossen haben, wenn nicht gerade an diesen Arbeiten am besten gezeigt werden könnte, bis zu welchem Punkte der, unsrer jetzigen Dichtung inwohnende, hier in seiner ganzen Blöse hervortretende realistische Zug hinab zu führen vermag. Vielleicht, daß ein oder der andere Liebhaber, der über die Gründe seines Unbehagens an vielen Lärm machenden Dramen der Gegenwart sich noch nicht Rechenschaft zu geben vermag, hier den Schlüssel und den Maßstab findet, vielleicht, daß auch dem einen oder andern jungen Dichter, der, mit Verachtung gegen den Idealismus und in dem Wahne, Shakespeare nachzugeben, den gleichen Weg verfolgt, solche Werke als Spiegel der Selbsterkenntniß dienen können.

Fast zu gleicher Zeit haben zwei Dichter gleichfalls den geschichtlichen Stoff des Grafen Essex dramatisch behandelt: Karl Ludwig Werther (Liebe und Staatskunst, historisches Trauerspiel in 5 Akten. Dramatische Dichtungen. Berlin 1855. Selbstverlag des Verfassers. In Leipzig durch Georg Wigand zu beziehen) und Heinrich Laube (Graf Essex. Trauerspiel in 5 Akten. Dramatische Werke. 8. Band. Leipzig 1856. J. J. Weber). In einer vorhergehenden Nummer des Sonntags-Blattes ist bereits die Frage heran gezogen worden, ob denn dieser geschichtliche Stoff auch ein tragisch günstiger zu nennen sei, und wir können mit der verneinenden Antwort uns nur einverstanden erklären. Der geschichtliche Essex ist als Staatsmann und Feldherr ein unfähiger, als Hofmann ein verächtlicher Mensch, entehrt durch seine Günstlingschaft, nicht durch den Schlag eines leidenschaftlichen Weibes. Während Lohmann, fast naiv in seinem Realismus, dieß alles roh darstellt, suchen natürlich Werther und Laube die Gemeinheit künstlerisch zu verdecken und zu überfirnissen. Die Mittel, die sie hierbei anwenden, sind verschieden. Werther sucht seinen Helden zu einem Kämpfer für die Gewissensfreiheit derselben irischen Rebellen zu machen, die sich bis jetzt doch ihres Beglückers siegreich erwehrt haben. Trotz all dieser Bemühung bleibt der Leser auf Seiten

Digitized by Google

der Elisabeth und ihrer Minister, weil hier die vernünftige Politik vertreten ist, die durch den Erfolg sich bewährt und England groß gemacht hat. Dagegen steht der galante Graf, der mit seinem in London angestifteten Aufruhr so wenig etwas anzufangen weiß, als mit dem irländischen, immer als ein jämmerlicher Dilettant in der Staatskunst da. Laube versucht ein anderes Mittel, das Geschick seines Helden tragisch zu vertiefen; er erklärt in der Vorrede: „Essex ist kein Parvenü, er ist geradezu das Gegentheil eines solchen, und er will eben nichts weniger sein als ein Günstling. Ein Herr ist er und will er sein, und von diesem Charakterzuge lebt er und stirbt er." Es lautet fast, als hätte Laube mit diesen Worten Goethes Egmont kennzeichnen wollen, auf dessen vollfreie, weder durch Furcht noch durch Vorsicht sich beschränken lassende, genußfrohe Genialität finden sie berechtigte Anwendung, nicht aber auf Essex, der, trotz aller Protestationen, ein sclavisch gewöhnter Günstling ist. Oder kann man ihn, der seine standesmäßige Ehe heimlich eingeht und ängstlich verborgen hält, um die Gunst der verliebten Königin nicht zu verscherzen, anders nennen? Aber es mangelt hier auch an denjenigen äußeren Umständen und Gegensätzen, die den Untergang Egmont's tragisch machen. Egmont ist der Vertreter seines tüchtigen Volkes, für das wir Partei nehmen müssen, wenn es in seinen heiligsten Rechten von einem anders redenden und anders glaubenden, rohen Militär-Despotismus niedergedrückt werden soll; Egmont erfüllt alle Pflichten, die ihm Stand und Gesinnung gegen sein Volk auferlegen und wagt und verliert sogar sein Leben für die Wohlfahrt seines Volkes; sein Irrthum ist der höchste Ausdruck seines echten Edelsinnes und sein Tod die Weihe für den nun beginnenden weltgeschichtlichen Kampf. Essex ist Bürger eines, unter einem vortrefflichen Regimente sich großartig entwickelnden Staates; seine Pflichten gegen diesen Staat verletzt er, benimmt sich mindestens so, daß man Rechenschaft von ihm verlangen muß; sein Recht kann ihm nicht entzogen werden, aber wegen persönlicher Beleidigungen begeht er nun die schwersten Verbrechen gegen den Staat, ohne sich nur klar zu machen, was er an der Stelle dessen errichten will, das er jetzt durch Aufruhr zu zerstören trachtet; er leidet wohl hie und da an reaktionären Verstimmungen, hat aber doch nicht Lust, Papist zu werden. (Wie Essex die Hülfe des Volkes erst erlangen und dann durch das Plakat verlieren kann, bleibt unerklärt.) So vermag weder sein Kampf noch seine Niederlage Antheil für ihn zu erregen, — das Todesurtheil hat er nach dem Gesetz verdient, und wenn er die Gnade der Königin zurückweist und fast freiwillig stirbt, so ist das wohl ein Zug männlichen Stolzes, aber noch lange nicht genug zu tragischer Erschütterung; mit Essex Tode ist nichts abgeschlossen als das Leben eines Verbrechers, ist kein Neues angebahnt, kein Erstrebtes verklärt, keine großartige Schuld gesühnt. — Der Ausgang des Werther'schen Stückes gleicht dem des Laube'schen.

Wir müssen also, trotz der vielen ältern und neuern Bearbeitungen, den Essex-Stoff für einen ungünstigen und das Werther'sche wie das Laube'sche Stück für Belege zu dieser Ansicht halten; die Geschichte erlaubt weder, daß Essex zu einem Posa, noch daß er zu einem Egmont erhoben werde.

Was die weitere Ausführung bei der Werke betrifft, so können wir das Werther'sche Stück auch nicht für ein dramatisch lebendiges halten. Laube — dessen Werk in diesen Tagen in höchst anerkennenswerther Weise auf der hiesigen Bühne vorgeführt worden ist — hat hier wieder seine große Kenntniß bühnengerechter, effektvoller Behandlung bewährt, diesem Streben aber auch an Charakteristik, Wahrscheinlichkeit und Nothwendigkeit im Gang

Digitized by Google

der Handlung sehr große Opfer gebracht. Von einem Plagiat am Werther'schen Stücke kann übrigens nach unsrer Ueberzeugung hier nicht die Rede sein, und Herr Werther würde besser gethan haben, den bekannten Streit nicht anzuregen.

Kleine Zeitung.

— Von L. O. Henbner — dem bekannten Gesangenen — ist eine Auswahl englischer Dichtungen mit deutscher Uebersetzung erschienen. Die Auswahl verräth keine Kerkerstimmung, oder doch nur das Bedürfniß, sich über diese in die Regionen lichter poetischer Anschauung und schöner Gefühle zu erheben. Die Uebersetzung ist nach competentem Urtheil durchaus gelungen, zutreffend, schmiegsam und besonders wohllautend.

— Semilasso scheint jetzt — wie das Fr. Conversationsblatt treffend bemerkt — ganz müde geworden zu seyn. Er läßt eine thurmhohe Pyramide aus Erde aufbauen, die sein Grabmal abgeben soll, wie es die ägyptischen Pyramiden, unter denen er einst lagerte, für die Gebeine urgeschichtlicher Könige und Priester waren. Das Denkmal wird die ganze Gegend von Kottbus, die dazu flach genug ist, überragen, und vielleicht nach „etlichen" Jahrhunderten ein Räthsel für die Alterthumsforscher werden. Für die Literarhistoriker wird es schon nach wenigen Decennien ein Räthsel sein, wie die olla podrida blasirter Beobachtungen und Einfälle, welche der Fürst in seinen Schriften bietet, und die graziöse Geschmacklosigkeit seines Styls ein so höchlich und höfisch befriedigtes deutsches Publikum finden konnten, als es wirklich der Fall gewesen ist.

— In Antwerpen fand am 19. August die feierliche Enthüllung der Van-Dyk-Statue statt. Dieselbe ist ein Werk Kuppers und man findet Auffassung und Durchführung so gelungen wie genial. Die Haltung ist eine ungewöhnlich keck und herausfordernde, ohne unwahr zu werden — der Kopf etwas zurückgeworfen, die rechte Hand in die Hüfte gestemmt, die Tracht die spanische.

— Emil Hopfgarten, als genialer Bildhauer bekannt, verschied am 12. September in Bibrich.

— Durch verschiedene Blätter ging die Notiz, im Nachlasse von Karl Maria v. Weber sei eine bisher noch unbekannte Oper „Peter Schmoll" aufgefunden worden. Die „Europa" theilt als Thatbestand der Angelegenheit Folgendes mit: Die Oper „Peter Schmoll und seine Nachbarn" ist längst im Besitz des Sohnes von Carl Maria. Der Componist setzte sie als funfzehnjähriger Knabe (1801) und sie enthält reizende kleine Einzelnheiten, die sich concertando zur Mittheilung wohl eignen, hat aber als Ganzes kein Anrecht auf Veröffentlichung. Sie wurde ihrer Zeit zu Augsburg gegeben aber ohne Erfolg; die Ouvertüre, später umgearbeitet, erschien als solche und ohne Bezug auf die Oper unter Webers Instrumentalwerken. Noch ein Jahr früher, also als vierzehnjähriger Knabe, schrieb der angebende Componist die Oper „das Waldmädchen", welche in Wien und Prag mit Beifall gegeben wurde, nicht aber mit der einige Jahr jüngeren, „Silvana" zu verwechseln ist, die später im Klavierauszuge erschien.

— B. Wasilowsky in Dresden ist mit einer Biographie Robert Schumanns beschäftigt, deren Erscheinen nahe bevorsteht.

— Der Herzog Ernst von Coburg componirt seine fünfte Oper „Diana", deren Text von Prechtler verfaßt ist.

— Der Bildhauer Barye in Paris hat von dem Staatsminister den Auftrag erhalten, das Giebelfeld des alten Louvre nach den Tuilerieen hin mit einer Apotheose Napoleons I. auszuschmücken.

— Von der Pariser Akademie ist für das beste Gedicht auf den Krieg im Orient eine goldene Medaille im Werthe von 2000 Silberfranken als Preis ausgesetzt worden.

— Die englische Regierung will dem Herzog Wellington in der Paulskirche ein Denkmal setzen, und hierzu eine Concurrenz für die Künstler aller Länder ausschreiben.

— „Zur Nachahmung" wird in der „Theaterchronik" folgender Zug des Director Wallner in Berlin mitgetheilt. Er hatte mit Kalisch für die Umarbeitung des „Aktiengreifler" einen bündigen Contract abgeschlossen. Am Morgen nach dem ungewöhnlich glücklichen Erfolge des „Aktienbuilers" kam er zu Kalisch, den Contract zerrissen in der Hand, und sagte: Lieber Kalisch, die Bedingungen, die wir contrahirt haben, sind bei einer solchen Aufnahme, wie das Stück gefunden, nicht namhaft genug. Ich habe den Contract annullirt und bitte Sie, die Bedingungen zu einem neuen selbst aufzusetzen. — Da Kalisch sich hierzu nicht verstehen wollte, oktroyirte ihm Waller ein drei fach größeres Honorar als das ausgemachte.

— Aus Breslau schreibt man, der 1. Oktober werde ein Tag der Erlösung sein, da von da ab die Leyerkasten ihr Gebudel nicht vor 6 Uhr Abends beginnen dürfen, und außerdem eine allmonatliche Stimmung derselben bei einem eigens hierzu bestellten Orgelbauer angeordnet ist. Die Musikalischen unter den Polizisten sind angewiesen, von jedem unreinen Tone Anzeige zu machen. Die Kl. Bresl. M. Z. meint, eine derartige Musik-Gensdarmerie würde auch eine Wohlthat für unsere Oper sein.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Halbjahrpreis 20 Sgr.

Digitized by Google

№ 41. 12. October 1856.

Gevatter Tod.

Von

Otto Roquette.

Einſam in des Wiſſens goldnen Tiefen
Forſcht ein Jüngling manche Mitternacht,
Doch von der gewohnten Arbeit riefen
Heut ihn Stimmen, die er nie bedacht.
Wo der Freund, der alte,
Heut nur bleiben mag?
Der geführt mit ſichrem Halte
Seine Jugend bis auf dieſen Tag.

Doch es öffnet ſich die Thür der Zelle,
Und mit leiſem, unhörbarem Schritt,
Durch der ſpäten Lampe Dämmerhelle,
Hoch und bleich herein der Alte tritt.
Stumm iſt er erſchienen,
Trägt ein grau Gewand,
Und mit Antheil in den Mienen
Legt er auf des Jünglings Haupt die Hand.

Kommſt du? ruft der ſchnell vom Traum Erwachte:
Ach, wie lange ſah ich dich nicht hier!
Biſt doch du's, der dieſen Drang entfachte,
Meines Strebens heftige Begier;
Der mich zu erziehen
Treulich ſich bequemt,
Mir die Heilungskraft verliehen,
Die mein Wirken ſegensreich durchſtrömt.

Digitized by Google

Heut erfleh' ich deine reichſten Gaben,
Wunderkräfte ſtehn dir zu Gebot!
Viele, die des goldnen Licht's ſich laben,
Meine Kunſt entriß ſie jüngſt dem Tod;
Doch ich ſah vergehen
Einer Wittwe Kind —
Meiſter, laß dich heut erflehen,
Ach, ſie ſtirbt mir, hilfſt du nicht geſchwind!

„Rubig, Knab'! Ich komm' in ernſter Stunde,
Spricht der Alte: Sammle deine Kraft,
Und vernimm gefaßt von meinem Munde,
Warum ich als Freund für dich geſchafft.
Noch iſt nicht verloren
Jener Wittwe Kind,
Doch — was dieſe Welt geboren,
Merk' es, wie die Welle ſtill zerrinnt!"

„Höre mich: Vor heute zwanzig Jahren
Auf dem Kirchhof ſtand ein Mann bedrängt.
Elf der Kinder ſah er ſchon ſich ſchaaren,
Und nun ward das zwölfte ihm geſchenkt.
Konnte ſich nicht rathen
Bei geringem Lohn,
Und ſo bot ich mich zum Pathen
Bei des armen Todtengräbers Sohn."

„Sorgſam hab den Knaben ich erzogen,
Dich —! zu ernſtem Werke für uns beid',
Und die Mühe hat mich nicht betrogen,
Meinem Willen warſt du ſtets bereit.
Sollſt mich nun erkennen,
Mich und mein Gebot,
Wirſt es heut ertragen können —
So vernimm es denn, ich bin — der Tod!"

Weh mir! ruft der Jüngling mit Erbeben,
Und verhüllet ſchaudernd ſein Geſicht. —
„Hab ich keinen Freund denn hier im Leben,
Auch in meinem treuſten Schüler nicht?
Für mein Müh'n und Sorgen
Hofft' ich Dankbarkeit —
Sohn, dein Leben iſt geborgen,
Doch dein Thun ſei mir allein geweiht."

„Liebe mich! Nach Liebe ging mein Streben,
Denn ich bin nicht ſchrecklich, wie ihr meint.
Bald will ich dich aller Furcht entheben,
Die dein jugendwarmes Herz verſteint.

Digitized by Google

Einer ſoll mich lieben
Aus des Lebens Kreis,
Iſt der Eine treu geblieben —
Hundert Blüthen treibt ein junges Reis!"

„Ruhmvoll ſollſt du durch die Lande gehen,
Wunderthätig heiße deine Hand:
Wirſt du mich zu Haupt des Lagers ſehen,
Iſt das Opfer ſchon an mich gebannt.
Aber fehl' ich dorten —
Schaffe wie du kannſt.
Dank, wenn du an dunklen Pforten
Statt des Haſſes dich zur Lieb' ermannſt!" —

Langſam hat der Jüngling ſich entwunden
Jenem Grau'n, das zwingend auf ihm lag.
Die Geſtalt des Meiſters iſt verſchwunden,
Durch die Scheiben dringt der junge Tag.
Pochend an die Pforte
Ruft es: Herr, mein Kind!
Er erkennt der Mutter Worte,
Todesangſt durch ſeine Glieder rinnt.

Bebend ſtürzt er zu der Wittwe Schwelle,
An Mariens Lager ſteht er zag.
Schon verſiegte faſt des Lebens Quelle,
Halb geknickt die ſchönſte Roſe lag.
Ach, das goldne Leben
Zittert noch in ihr,
Und es ſagt der Wimpern Heben:
Rette mich, mein Herz gehöret dir!

— Du wirſt leben! Sieh des Tages Flammen,
Die verheißend ſchon dich neu geweiht.
Dieſe Stunde knüpfe uns zuſammen,
Für das Leben, für die Ewigkeit! —
Und wie Maienfächeln
Knospen lockt zum Licht,
Geht ein wonneſelig Lächeln
Durch Mariens blaſſes Angeſicht.

Leiſe beugt er ſich zu ihrem Munde
Mit dem erſten Kuß, den ſie erlaubt —
Aber ſchaudernd tief im Herzensgrunde
Sieht er ſeinen Meiſter ihr zu Haupt.
— Weh! halt ein, ich flehe!
Weg die kalte Hand!
„Mein iſt, wo zu Haupt ich ſtehe,
Meines Wortes Ernſt haſt du erkannt."

Digitized by Google

Hab' Erbarmen, Meiſter! Such dir Greiſe,
Die ſchon lange ſich nach dir geſehnt!
Such die Wunde, ſo die Schmerzensreiſe
Oft am Ziel der Ruhe ſchon gewähnt!
Geh, und bringe Frieden,
Such des Jammers Laut,
Drück an's Herz die Lebensmüden!
Dieſe laß mir, dieſe — meine Braut!

So ergeht des Jünglings heißes Flehen.
Doch der Meiſter ſchüttelt ſtumm das Haupt.
Weinend will der Mutter Herz vergeben,
Reines Glück hat nie der Tod geraubt.
Und des Schmerzes Toben
Faßt den Jüngling an,
Drohend ſteht er aufgehoben,
Racheglut durch ſeine Seele rann.

Ha, erkenn' ich jetzt dein gräßlich Walten,
Wähnteſt du, mein Dienſt ſei dir ein Recht?
Um mit dir in grauſem Bund zu ſchalten,
In der Hölle ſuch dir einen Knecht!
Ich gehör' dem Leben,
Mein Bereich iſt hier!
All mein Sinnen, all mein Streben
Sei ein heißer, ewger Kampf mit dir!

Lebe wohl, Marie! Verklärte Seele!
Aber du, der Liebe heuchelnd ſprach,
Geh, die Opfer deines Waltens zähle,
Ob du werth der Liebe, ſinne nach!
Fluch dir, Geiſt der Nächte,
Ewig ſei verdammt
Durch der tiefſten Feindſchaft Mächte! —
So enteilt der Jüngling ſchmerzentflammt.

Doch der Alte ſchreitet von der Schwelle:
„Geh, verſuche dich an mir, o Thor!
Ruhig fließt in ſtillem Meer die Welle,
Die aus Felſen ſtürzte wild empor.
Schleudre Fluch und Klage
Auf den böſen Feind,
Und bereu' am letzten Tage,
Wenn der Feind als Tröſter dir erſcheint!"

Digitized by Google

Zur Geschichte der Toleranz in Deutschland

im 17. und 18. Jahrhundert.

Eine kulturgeschichtliche Skizze.

Von

Carl Biedermann.

I.

Beispiele von Unduldsamkeit zwischen Katholiken und Protestanten. Anfänge größerer Toleranz und Aufklärung.

Eine „Geschichte der religiösen Duldsamkeit" (resp. Unduldsamkeit) müßte ein interessantes und lehrreiches Kapitel der vaterländischen Kulturgeschichte abgeben. Als ein kleiner Beitrag dazu mögen die folgenden Notizen dienen, und zwar zunächst in Betreff des Verhältnisses der Protestanten zu den Katholiken im vorigen und ehevorigen Jahrhundert.

Der 30jährige Krieg rief eine ganze Reihe von Streitschriften zwischen beiden Confessionen ins Leben, deren Titel schon den Geist dieser Polemik, zugleich aber auch Ton und Bildungsstufe der damaligen theologischen und wissenschaftlichen Literatur kennzeichnen. Wir theilen davon nachstehend Einiges mit. Zuerst erschien (1628) von protestantischer Seite eine „Nothwendige Vertheidigung des Augapfels der evangelischen Kurfürsten und Stände, nämlich der wahren und reinen Augsburger Confession." Die Katholiken setzten dieser Vertheidigung 1629 eine Schrift unter dem Titel entgegen: „Brille auf den Augapfel", worauf die Protestanten mit einem „Evangelischen Brillenputzer", die Katholiken aber wieder mit einem „Ausputzer des evangelischen Brillenputzers" antworteten. Dies Alles folgte sich binnen des Zeitraumes von 1628—1629. In demselben Jahre 1629 fingen die Katholiken ihrerseits eine neue Polemik unter einem andern Bilde an, indem sie eine Flugschrift erscheinen ließen: „Wer hat das Kalb in's Auge geschlagen?" Die Protestanten setzten darauf zuerst den „Dillinger Kälberarzt", dann eine zweite Antwort mit dem langathmigen Titel: „Der neue Staarstecher, Oculist und Kälberarzt, welcher dem gesunden, wohlsehenden evangelischen Augapfel ein graues unapostolisches Fleck- und Scheuleder fürhangen und eine finstere, jesuwitische (jesuitische) viereckige Schlapphaube und Nebelkappe auffetzen wollen!"

Ziemlich ein Jahrhundert später (Anfang des 18. Jahrhunderts) gab ein Katholik Weisliger eine Flugschrift gegen die Protestanten heraus unter dem Titel: „Friß Vogel oder stirb!" worauf der protestantische Prälat Pfaff zu Tübingen erwiderte: „Keins von beiden, Herr Weisliger!"

Um dieselbe Zeit erschien eine andere Brochüre: „Hochwichtiges Examen, darin Dr. Luther und Calvin den drei vornehmsten Aposteln vorgestellt und aus dem Worte Gottes selbst überwiesen werden, daß ihnen der Eingang in den Himmel rechtmäßig abgesprochen worden." Die Brochüre ist in der, damals sehr beliebten Form eines „Gesprächs im Reiche der Todten" geschrieben. Luther erscheint an der Himmelsthür. Petrus ruft ihm zu: „Luther, pack Dich geschwinde fort, oder ich lasse Dich bei den Füßen, wie eine todte Sau, fortschleppen." Jacobus fällt ein: „Ist Luther da, der abtrünnige Mönch und Erzketzer — er schickt sich in den Himmel wie eine Gansbohne (?) in ein Balsambüschel." — Calvin kommt hinzu. Petrus: „Keiner von Euch soll herein. Es sind viele Päpste im Himmel, Ihr könnt Euch nicht mit ihnen vertragen. So gibt's auch viel schöne Jungfrauen; ich wüßte nicht, ob Ihr Euch davon enthalten würdet; Ihr war't auf Erden diesfalls so gar schlüpfrig und unzüchtig, daß Euch auch im Himmel nicht zu trauen wäre." Endlich werden beide

Digitized by Google

Reformatoren von der Himmelsthür hinweg- und zu Charon gebracht, der sie über den Styx in die Unterwelt schiffen soll. Charon weigert sich aber ebenfalls, indem er sagt: „Den dürrmäuligen Franzosen (Calvin) wollt' ich bald drüben haben, aber die dicke Maßfau, den Luther, kann ich ohne Gefahr nicht in mein Schiff laden." U. s. w. So sprach damals eine Confession von den Häuptern und Stiftern der andern!

Noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kamen ziemlich rohe Ausbrüche confessioneller Unduldsamkeit zwischen Katholiken und Protestanten vor. In den regelmäßig abgehaltenen katholischen Controverspredigten (d. h. Predigten zur Bekämpfung der Andersgläubigen) fehlte es fast nie an drastischen Schilderungen der Leiden, welche die „Ketzer" im Fegefeuer auszustehen hätten: wie sie am Bratspieß schmoren müßten u. s. w. Ein bayrischer Exjesuit, Pater Merz, predigte einmal:

„Im Himmel ist keine Duldung, — der Teufel mußte hinaus, — folglich soll auch auf Erden keine sein!" wogegen freilich auch der protestantische Dr. Teller auf der Kanzel den Ausdruck hören ließ: „Die verfluchte Tolerang!"

In einer bayrischen Schule katechisirte der Lehrer: „Für wen ist Christus gestorben?" — Antwort: „„Für alle Menschen."" „Auch für die Türken?" „„Ja."" „Auch für die Protestanten?" „„Nein!""

Die Schulcommission rügte dies als unchristlich, aber der Lehrer berief sich auf Aussprüche der Kirche, und Jene — verstummte.

In einem auf dem Lande verbreiteten katholischen Katechismus kam folgender Satz vor: „Was nahm Luther für ein Ende?" „„Der Teufel drehte ihm den Hals um, nachdem Luther ihm viele tausend Seelen zugeführt hatte.""

Das war ganz im Sinne jenes geistlichen Puppenspiels, welches 1684 die Mönche zu Bruna in Schlesien aufführten, worin Luther und Calvin als Ketzer und Verdammte auftraten. Um recht frappant Luthers Höllenfahrt auszumalen, ließ man ihn in Begleitung von zwei Teufeln auf der Bühne erscheinen und hatte die ihn darstellende Puppe mit Pulver gefüllt, damit sie, angezündet, unter Gekrach zum Fenster hinaus fliegen sollte. Das geschah auch, aber sie zündete dabei ein Haus an, und der in dessen Folge entstandene Brand zerstörte 300 Häuser, was zweifelsohne die Gegenpartei für eine Strafe des Himmels ausgegeben haben wird.

Erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zeigte sich, in Folge der vorgeschrittenen Aufklärung, eine größere Duldsamkeit und Milde, auch auf Seiten der Katholiken, gegen die Andersgläubigen, — eine Duldsamkeit, die bisweilen fast bis zum Aufgeben des confessionellen Gegensatzes ging. Doch darf man dabei nicht vergessen, daß dieser Annäherung der beiden Confessionen aneinander nicht selten auf protestantischer Seite eine schwärmerisch-mystische, ihrer ganzen Anschauungsweise nach etwas katholisirende Geistesrichtung, auf katholischer dagegen eine, von dem Verdachte der Proselytenmacherei nicht ganz frei zu sprechende Politik zu Grunde lag. Ersteres ist unter Anderen bei Lavater der Fall, der den Ausspruch that: „Jede Christusverehrung, gleichviel unter welchen Formen, sei wahre Religion!" Letzteres wird wenigstens von manchen Zeitgenossen dem bekannten Exjesuiten P. Sailer schuldgegeben, der mit Lavater in nahen Beziehungen stand und, gleich diesem, Protektor eines Vereins von katholischen, protestantischen und herrnhuterischen Geistlichen war, welcher als seinen Zweck angab: „eine unsichtbare, apostolisch-evangelische Verbrüderung auf

Digitized by Google

der Basis des moralischen Gefühls, ohne Unterschied der Confession, zu gründen." Eine ähnliche Gesellschaft „zur Beförderung der reinen Lehre" gab es in Augsburg. Der bekannte Nicolai (der freilich ein Jesuitenriecher von Profession war) beschuldigt Sailer entschieden jesuitischer Tendenzen unter dem erheuchelten Scheine der Toleranz. Auch in Fulda bestand ein Verein katholischer und protestantischer Gelehrten „zur Verbindung der christlichen Religionsparteien." Der Bischof von Fulda und ein Staatsminister von Nassau hatten den Entwurf dazu gemacht. Der Verein gab eine patriotische Schrift heraus, von der 1782 schon sechs Stücke erschienen waren und worin Vorschläge zur Verwirklichung jener Idee gemacht wurden. Solcher Vorschläge erschienen damals überhaupt sehr viele. Einer davon empfahl geradezu „eine Rückkehr des ganzen Deutschlands und seiner Fürsten in den Schooß der katholischen Kirche." Von der andern Seite schienen wenigstens die Katholiken den Protestanten entgegenzukommen. Mit Zustimmung des oben erwähnten Pater Sailer schrieb der Ritter Lang ein „Lehrbuch der Geschichte für katholische Schulen" und durfte darin sagen: „die katholische Religion gewähre zwar den meisten Trost, doch auch die andern hätten Anspruch auf Duldung, und die katholische Religion selbst gebiete, Jeden, der die Tugend liebe, mit gleicher Zärtlichkeit als Bruder zu lieben." Ein Professor Braun in Bayern wagte es, die Nachahmung der protestantischen Lehrbücher in den katholischen Schulen zu empfehlen. Westenrieder (der aber freilich später zu den Jesuiten überging) schrieb einen „vernunftgemäßen katholischen Katechismus." In Sailers Katechismus kamen die Unterscheidungslehren der katholischen Kirche fast gar nicht oder doch nur in der verhülltesten Form vor.

Aufrichtiger wohl war die Toleranz jener nicht geringen Zahl von Katholiken, welche gegen die Uebertreibungen ihres eigenen Kirchensystems Opposition machten, wie der muthige Zaupser, der Verfasser der „Gedanken vom falschen Religionseifer" und der, ihrer Zeit berühmten Ode „gegen die Inquisition."

Von den katholischen Fürsten gaben mehrere das Beispiel einer aufgeklärten und toleranten Gesinnung in Glaubenssachen. Einer der ersten von diesen war Kurfürst Maximilian Joseph III. von Baiern, der, gänzlich abweichend von den Traditionen seines finsterbigotten Hauses, sogar protestantische Gelehrte nach München berief, um die Wissenschaften in seinem Lande zu heben. Die „historisch-politischen Blätter" von Görres und Phillipps haben vor wenigen Jahren diesem Fürsten das schönste Ehrenmal seiner Toleranz und Aufklärung gesetzt, indem sie seine Veranstaltungen für Hebung der Wissenschaften zum Gegenstande der gehässigsten Angriffe von ihrem aufklärungs- und duldungsfeindlichen Standpunkte aus machten. Auch Karl Joseph von Erthal, Erzbischof von Mainz, berief an seine Universität zu Mainz Gelehrte ohne Unterschied der Religion und sogar solche von sehr weitgehender Freiheit des Denkens, z. B. Georg Forster, und sein noch durchgebildeterer und edlerer Bruder, Franz Ludwig, Bischof von Bamberg und Würzburg, correspondirte mit dem protestantischen Domherrn von Rochow in Preußen (einem der aufgeklärtesten Pädagogen des vor. Jahrhunderts) über die Verbesserung der Schulen und der Volkserziehung in seinen Bisthümern. Und endlich, brauchen wir an jenen Monarchen zu erinnern, dessen Name gewissermaßen gleichbedeutend geworden ist mit religiöser Duldung und Aufklärung, an den Urheber des berühmten Toleranzedictes von 1781, an den edlen Kaiser Joseph II.?

Digitized by Google

Kleine Zeitung.

— Während sich die Bibliotheken deutscher „Originalromane" — unter denen das Meidingersche Unternehmen trotz seines unerquicklichen Anfangs denn doch die größte Beachtung verdienen möchte — vervielfältigen, bleibt die Thätigkeit der Uebersetzungsfabriken dieselbe wie früher, und es scheint demnach, daß sich das deutsche Publikum durchaus nicht von dem ausländischen Lesefutter emancipiren kann. Woran das liegt, ob an den einseitigen Richtungen der deutschen Schriftsteller oder der Verbildung der lesenden Volksklassen, ist eine Frage, die eine eingehende Erörterung verdient. Jedenfalls ist es eine beachtenswerthe Erscheinung, daß auch auf unsere Arbeiter und Bauern, die zum Theil nur zu viel zu lesen angefangen haben, die Uebersetzungen und insbesondere die von englischen Romanen die meiste Anziehungskraft üben. Kaum zu berechnen aber ist der verderbliche Einfluß, den die Fabrikübersetzungen im Verein mit den politischen Zeitungen auf die deutsche Sprache und das herrschende Sprachgefühl haben. In den Zeitungen wie in den Uebersetzungen wimmelt es förmlich von undeutschen Redensarten und Wendungen, und an einen sichern, wohlgefügten Periodenbau, an irgend eine Rücksicht auf den rythmischen Charakter, der unserer Sprache eigenthümlich ist, ist vollends nicht zu denken. So werden wir, von der Masse der unnützen Fremdwörter abgesehen, an eine aneinanderfallende, formlose Sprach- und Schreibweise immer mehr gewöhnt. Eine derartige Entartung der Sprache aber, die an sich traurig genug ist, steht mit dem Verfalle der sittlichen Kraft des Volkes in nothwendigem Zusammenhange, sie wird von demselben bedingt und ist umgekehrt ein wichtiges Förderungsmittel der nationalen Auflösung. Daher müßte dem Unwesen gesteuert, der Verderbniß ein Damm gesetzt werden — aber wie?

— Die in Bingen versammelt gewesenen Künstler haben beschlossen, schon das nächste Jahr die erste Allg. Deutsche Kunstausstellung zu veranstalten. Als wechselnde Ausstellungsorte sind Berlin, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt am Main, München und Wien angenommen. Im nächsten Frühjahr soll eine Versammlung von Abgeordneten aller deutschen Kunstschulen und Kunstkreise zu Frankfurt a. M. stattfinden, und eben da späterhin die erste Allg. Kunstausstellung. — Ein wichtiger Gegenstand, welcher zur Verhandlung kam, ist der Schutz des geistigen Eigenthums in Werken der Kunst, mit dem es gegenwärtig sehr übel aussieht. An vielen Orten sind förmliche Copirfabriken im Gange, und da die Unterschriften und Monogramme der Künstler in die Kategorie gewöhnlicher Fabrikzeichen gebracht, d. h. als solche rechtlich angesehen werden, so können jene Fabriken ungestört und ungescheut fortarbeiten. Die Versammlung beschloß, eine Petition an den Bundestag um durchgreifende gesetzliche Schutzbestimmungen einzugeben. Daß in dieser Beziehung und auch für das literarische Eigenthum, welches gleichfalls, wenigstens noch theilweise, einer frechen Freibeuterei ausgesetzt ist — man denke nur an die vielen Unterhaltungsblätter, die geradezu und nur vom Nachdruck existiren! — ausreichende Schutzmaaßregeln ergriffen werden, ist in der That hohe Zeit und nicht nur im Interesse der Kunst und Literatur, sondern auch in dem der öffentlichen Moral entschieden zu fordern.

— Hr. Philarète Chasles hat die Früchte seiner letzten Reisen durch Deutschland im Journal des Debats niedergelegt. Er spricht auch sehr gediegen über Schillers Tell, und übersetzt bei dieser Gelegenheit die Stelle:

Da bin ich wieder. Das ist meine Hütte.
Ich stehe wieder auf dem Meinigen.

Die Uebersetzung lautet: De nouveau me voici debout **sur le Melnigen**. Der gelehrte Reisende und Kritiker hat offenbar geglaubt, Tell stehe auf irgend einem Schweizer Berg. Solche kleine Mißgeschicke bei Verstehen aus dem Deutschen sind übrigens Hrn. Chasles schon mehrmals begegnet.

— Horace Bernet hat den Auftrag erhalten und angenommen, die Erstürmung des Malakoff darzustellen. — Der Oberst Langlois, dessen Diorama — die Schlacht bei Eilau — großes Aufsehen gemacht hat, bereitet jetzt ein Panorama — die Einnahme von Sewastopol — vor.

— In Paris werden jetzt photographirte Portraits als Visitenkarten Mode. Die Gegner und Gegnerinnen des neuen Gebrauchs — die sich nicht durch ihre „Erscheinung empfehlen" wollen oder können, ihren Namen aber noch wie vor zu ihrer Empfehlung dienen zu lassen wünschen — werden sich zuletzt ergeben müssen. Indessen leisten sie jetzt noch Widerstand, die Mode hat noch nicht gesiegt, und dennoch denkt man schon an eine weitere Ausbildung derselben. Man schlägt nämlich vor, Ausdruck und Geberde des Portraits dem jedesmaligen Zweck der Visite anzupassen. Um einigermaaßen „versehen" zu seyn, müßte man sein Portrait mindestens in drei Formen, der angenehm lächelnden, der Beileid ausdrückenden, und der Zurückhaltung bezeichnenden, höflich indifferenten besitzen.

— Die Reise-Bibliothek von Brockhaus hat den Doppelzweck, eine „interessante Reise-Lektüre" zu gewähren, die zugleich an die Stelle der Reise-Handbücher und Führer treten kann, indem sie Schilderungen von „Land und Leuten" enthält. In Frankreich und England machen die Reise-Bibliotheken schon lange Glück und es ist hiernach kaum zu zweifeln, daß auch das Brockhaus'sche Unternehmen, wenn es mit gewohnter Umsicht und Energie durchgesetzt wird, Anklang findet. — Unter den bisher erschienenen Bändchen findet sich: die thüringische Eisenbahn von Adolf Bock, und wir machen darauf im „patriotischen" Interesse nicht bloß die Fremden sondern auch die Einheimischen aufmerksam, da nicht selten die letzteren mit den Merk- und Sehenswürdigkeiten der betreffenden Heimath weniger bekannt sind als die ersteren, wenn dies aber auch nicht der Fall ist, die ausdrückliche Darstellung des von Jugend auf Bekannten und Gewohnten einen eigenthümlichen Genuß gewährt.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Halbjahrpreis 20 Sgr.

Digitized by Google

Unter Mitwirkung
von
K. Biedermann, O. Roquette, J. Saupe, O. Schade, A. Schöll, Ch. Schuchardt
herausgegeben.

№ 42. 19. October 1856.

Zur Geſchichte der Toleranz in Deutſchland
im 17. und 18. Jahrhundert.
Eine kulturgeſchichtliche Skizze.

Von
Karl Biedermann.

II.

Unduldſamkeit zwiſchen den beiden proteſtantiſchen Kirchen, der lutheriſchen und der reformirten, ſo wie innerhalb der lutheriſchen ſelbſt.

Die Unduldſamkeit zwiſchen Katholiken und Proteſtanten im 17. und 18. Jahrhundert (vergl. den erſten Artikel in Nro. 41) war nicht größer, als die, womit die beiden Seiten des Proteſtantismus, die Anhänger Luthers und Zwinglis, einander verfolgten, und dieſe wieder kaum ſchlimmer, als die, welche unter den abweichenden Richtungen innerhalb der lutheriſchen Kirche ſelbſt herrſchte. Wir wollen auch davon einige Proben mittheilen.

Daß ſchon die Häupter der Reformation ſelbſt nicht immer jene Duldung und Mäßigung gegen einander beobachteten, welche ebenſo der Geiſt des großen Stifters der Allen gemeinſamen chriſtlichen Lehre, wie das Gebot der Klugheit ihnen, den getrennt auftretenden, gegenüber der feſtgeſchloſſenen Phalanx der katholiſchen Kirche, hätte zur Pflicht machen ſollen, iſt leider nur zu bekannt; kein Wunder daher, wenn in ihren Schülern und Nachfolgern dieſe Unduldſamkeit (wie in der Regel jede Einſeitigkeit) ſich ins Maßloſe ſteigerte. Hand in Hand mit ihr ging eine gleich ſchroffe Ausſchließlichkeit einer ſtreng buchſtabengläubigen Partei innerhalb der lutheriſchen Kirche ſelbſt gegen jede Richtung wiſſenſchaftlichen Denkens und kirchlichen Lebens, welche nicht bis auf das kleinſte Jota ihrem Bekenntniſſe huldigte.

Digitized by Google

Dieses Bekenntniß war neuerdings festgestellt worden in der von einer Anzahl Theologen nach langen Berathungen zu Stande gebrachten, von der Mehrzahl der deutschen Fürsten — nicht von allen — unterschriebenen und als gesetzliche Norm für ihre Länder verkündeten Concordienformel (1580). Diese Concordienformel (leider erzeugte sie statt der gewünschten und so wünschenswerthen Eintracht viel öfter Zwietracht, Haß und Unduldsamkeit) betonte vorzugsweise scharf diejenigen Glaubenspunkte, in denen die Lehre Luthers sich von derjenigen der Schweizer Reformatoren unterschied. Die Folge war, daß alle die Anhänger des gemeinsamen protestantischen Bekenntnisses in Deutschland, die sich bisher (so lange unter dem nachwirkenden Einflusse der gemäßigten, milden Ansichten Melanchthons großentheils eine weniger strenge Auffassung der Unterscheidungslehren gegolten) zu der lutherischen Kirche gehalten hatten, diese verließen und reformirte Gemeinden und Kirchen bildeten. Zur Zeit der Verkündigung der Concordienformel gab es in Deutschland erst zwei deutsche Landeskirchen des reformirten Bekenntnisses, noch dazu in Ländern von geringerem Umfange; ein Vierteljahrhundert später hatte vielleicht der vierte Theil der sämmtlichen protestantischen Landeskirchen in Deutschland das reformirte Bekenntniß angenommen, und mehrere der bedeutendsten Reichsstände, wie Brandenburg, Hessen, Kurpfalz, gehörten dieser Seite an. Und so groß war der Glaubenshaß, der die so nahverwandten beiden protestantischen Bekenntnisse von einander trennte, daß selber während jenes unheilvollen Kriegs, in dem beide gemeinsam um ihre Existenz gegen den übermächtigen Katholicismus kämpften, die Theologen auf beiden Seiten nach wie vor sich befehdeten, verlästerten und verfolgten. Zu unsrem Bedauern müssen wir hinzufügen, daß es vorzugsweise lutherische Theologen waren, welche diesen Haß schürten und diese Trennung zu verewigen strebten. Von Seiten der Reformirten geschahen wiederholte Versuche zur Annäherung und Verständigung — z. B. von dem edlen Paräus zu Heidelberg —, allein die lutherische Orthodoxie stieß die dargebotene Hand der Versöhnung jedesmal unwillig und verächtlich zurück, indem sie darin nur eine „der lutherischen Kirche gestellte Falle", eine „giftige Verführung der Hölle", ein „Werk des Teufels" u. s. w. zu erblicken vorgab. Bisweilen ließen sich die lutherischen Theologen durch diesen Eifer der unvermischten Erhaltung dessen, was sie „die reine Lehre" nannten, sogar zu Aeußerungen fortreißen, welche selbst für ihre eigene Kirche wenig schmeichelhaft waren. So suchte einer der eifrigsten, Hutter in Wittenberg, die Unstatthaftigkeit einer Union zwischen Lutherthum und Calvinismus durch die Stelle des alten Testamentes zu beweisen, worin den Israeliten verboten wird, Ochs und Esel an einen Pflug zu spannen. Noch viel weniger dachten diese Zeloten an das Interesse der gemeinsamen Sache des Protestantismus, sobald ihr einseitiger Eifer für die Unterscheidungslehren der lutherischen Kirche und ihr Haß gegen den Calvinismus ins Spiel kam. Der kursächsische Hofprediger Höe v. Hohenegg bequemte sich zwar 1631, da der Kurfürst der Hülfe der reformirten Stände zum Schutze seines Landes dringend bedurfte, zu einem Religionsgespräch mit den verhaßten Gegnern und schloß sogar einen Bericht darüber mit den salbungsvollen Worten: „Der Gott des Friedens gebe Gnade, daß wir Alle in ihm Eins werden!" Aber nur drei Jahre darauf, als sein Herr, der Kurfürst, von dem Heilbronner Bündniß mit den Reformirten gern wieder loskommen und seinen Frieden für sich mit dem Kaiser machen wollte, ließ sich derselbe Theolog — froh, seinem confessionellen Eifer wieder vollen Lauf geben zu dürfen — so vernehmen: „Den Calvinisten zu ihrer Religionsübung helfen, ist wider Gott und Gewissen und nichts

Digitized by Google

Anderes, als, dem Urheber der calvinistischen Greuel, dem Teufel, einen Ritterdienst leisten."

Die strenge Behauptung dessen, was man „den reinen lutherischen Lehrbegriff" nannte, ward das vornehmste, ja beinahe das einzige Geschäft der lutherischen Theologen. Auf Kanzeln und Katheedern hörte man fast nichts mehr als Verfluchungen und Schmähungen der „Sectirer", Calvinisten und Römischkatholischen, baarspaltende Erklärungen und Unterscheidungen spitzfindiger Glaubenssätze, aber wenig, was den Geist erleuchten, das Herz erwärmen, den Willen zum Guten kräftigen konnte. Die große, ungebildete Masse des Volkes hörte diesem polternden Eifer der Theologen mit stumpfsinniger Andacht oder mit einem wilden Fanatismus zu, der durch die blutigen Scenen und die wüsten Greuel der wiederholten Religionskriege immer mehr angefacht ward. Edlere Gemüther aber wandten sich verletzt oder angeekelt hinweg von einem Kirchenthum, welchem das Christenthum, ja alle tiefere Religiosität abhanden gekommen schien über der Liebloſigkeit und dem Egoismus theologischer Zänkereien, schlossen sich allein in sich oder mit einem engen Kreise Gleichgesinnter ab und ergaben sich oft einer schwärmerischen Mystik. (Schluß folgt.)

Eine Bemerkung Schillers über die Schönheit der Kleidung.

In einem der Briefe an Körner entwickelt Schiller in besonderer Weise den Begriff der Schönheit, und sagt im Verlaufe der Erörterung unter Anderem: „In dieser ästhetischen Welt, die eine ganz andere ist als die vollkommenste platonische Republik, fordert auch der Rock, den ich auf dem Leibe trage, Respekt von mir für seine Freiheit, und er verlangt von mir, gleich einem verschämten Bedienten, daß ich Niemand merken lasse, daß er mir dient. Dafür aber verspricht er mir auch, seine Freiheit so bescheiden zu gebrauchen, daß die meinige dabei nicht leidet, und wenn beide Wort halten, so wird die ganze Welt sagen, daß ich schön angezogen sei. Spannt hingegen der Rock, so verlieren wir beide, der Rock und ich, von unsrer Freiheit. Deswegen sind alle ganz enge und ganz weite Kleidungsarten gleich wenig schön; denn nicht zu rechnen, daß beide die Freiheit der Bewegungen einschränken, so zeigt bei der engen Kleidung der Körper seine Figur nur auf Kosten des Kleids, und bei der weiten Kleidung verbirgt der Rock die Figur des Körpers, in dem er sich selbst mit der seinigen aufbläht und seinen Herrn zu seinem bloßen Träger herabsetzt." — Wir können der Schlußfolgerung Schillers, daß weder die ganz enge, noch die ganz weite Kleidung schön sei, im Allgemeinen beistimmen, obgleich sich erst aus der Bestimmtheit der Motivirung ergibt, was man unter ganz enger und ganz weiter Kleidung zu verstehen hat, so daß wir schließlich doch genöthigt sein möchten, dieselbe Forderung anders auszudrücken, wenn wir die von Schiller ausgesprochenen Motive nicht anerkennen können, wie es in der That der Fall ist. Wir müssen uns nämlich dagegen erklären, daß die Schönheit der Kleidung auf ein „freies" Verhältniß derselben zum Körper zurückgeführt wird. Die Kleidung ist ihrem Begriff nach Umhüllung, und einer solchen kann keine Selbständigkeit der Form zukommen, sie kann also, für sich betrachtet, nur durch stoffliche Eigenschaften, z. B. und vorzugsweise durch die Farbe, schön sein. Sonach ist es nicht zu verstehen, wenn gesagt wird, daß bei der engen Kleidung der Körper seine Figur nur „auf Kosten" des Kleids

Digitized by Google

zeige, da das Kleid irgend eine Form nicht zu „verlieren“ hat, und, wie wir sofort hinzufügen wollen, in so weit häßlich ist, als sie eine selbständige Form, d. h. eine Gestalt zeigt, die nicht durch den Körper hervorgebracht erscheint und sich überhaupt besonders bemerkbar macht; „dienstbar“, d. h. bloßes Mittel, bleibt das Kleid auch in ästhetischer Beziehung, nur daß sie einem ästhetischen Zwecke dient, der zuletzt nur eine Erscheinungsform der menschlichen Gestalt sein kann, während aber die praktischen Zwecke der Kleidung (der Schutz und die durch die Schamhaftigkeit im engeren Sinne bedingte Verhüllung) an sich eine gewisse Selbständigkeit der Form zulassen, ist eine solche grade durch den ästhetischen Zweck entschieden ausgeschlossen. Dieser ästhetische Zweck der Kleidung kann kein anderer sein, als der, daß sie die Körperform verbergen soll, um sie hervortreten zu lassen, daß sie also die unmittelbare sinnliche Anschauung aufzuheben hat, um das Spiel der Vorstellung, und zwar die Vorstellung der schönen Gestalt zu ermöglichen. Hieraus ergibt sich allerdings, daß sie weder „ganz eng“, noch „ganz weit“ sein darf, weil sie im ersteren Falle die Körperformen nicht für die unmittelbare Anschauung aufhebt, d. h. dieselben zeigt, ohne sie hervortreten zu lassen, im zweiten dagegen, in so fern die Weite vollständige Verhüllung ist, der Vorstellung keinen Anhalt läßt und sie dadurch zu einer willkürlichen macht. Der Körper zeigt aber bei der engen Kleidung seine Figur nicht auf „Kosten des Kleids“, sondern auf seine eigenen Kosten, weil das enge Kleid die feineren Modificationen der Form aufhebt, also eine unvollkommene Form, eine mechanisirte Gestalt vergegenwärtigt, ohne der Phantasie Spielraum zu gewähren. Könnte die Kleidung so „eng“ sein, daß sie die reine und durchgebildete Körperform hervortreten ließe, so würde sie in ästhetischer Beziehung deshalb Scheinkleidung sein, weil die plastische Anschauung, sofern die Gestalt eine schöne wäre, unmittelbar befriedigt, d. h. die Gestalt nicht wesentlich vorgestellt würde. Jedenfalls aber ist die halbenge Kleidung, d. h. diejenige, welche die Gliederung des Körpers gewissermaßen wiedergibt, ihr gemäß geformt ist, ohne sich ihr anzuschließen, unästhetischer als die möglichst enge, und in so fern daher das Schiller'sche Postulat auf die halbenge Kleidung hinzuweisen scheint, müssen wir in demselben einen ungenügenden oder zweideutigen Ausdruck der ästhetischen Nothwendigkeit sehen. Was die weite Kleidung anbetrifft, so verbirgt sie die Gestalt nur dann, wenn sie mäßig oder gesteift ist (wie beides die gegenwärtigen Damenkleider, obgleich nur theilweise, sind), läßt sie aber momentan, d. h. in der Thätigkeit der Bewegung der Gestalt hervortreten, wenn sie einen freien und leichten Fall hat, sich also gelegentlich anschmiegt, in ihrem Fall gebrochen wird, durch die veränderte Stellung einen veränderten Faltenwurf erhält u. s. w., d. h. indem sie dem natürlichen Gesetz der Schwere folgt (eine Schwere, die selbstverständlich nicht lästig erscheinen darf), fortgesetzt Veränderungen erleidet, welche die Vorstellung der bewegten Gestalt anregen und bestimmen. Wir müssen also im Allgemeinen vom „ästhetischen Standpunkte“ die weite, nicht die Gliederung erweitert darstellende Kleidung verlangen, aber die Mäßigkeit, Steifheit und eine Fülle, welche die Bewegung hemmt, abweisen. Die häßlichste Ausartung der Kleidermoden bleibt diejenige, welche eine falsche Vorstellung der Körperformen durch Einschnürungen, Wülste u. s. w. zu erzeugen trachtet, indem der Geschmack, dem sie durch diese Vorstellung entsprechen will, an sich ein verdorbener ist. — Uebrigens ist der ästhetische Standpunkt, den wir bei dieser Betrachtung eingenommen haben, in so fern ein einseitiger, als wir nur den plastisch-ästhetischen Zweck der Kleidung, nicht die malerische Wirkung derselben berück-

Digitized by Google

sichtigt haben, von welcher letzteren auch Schiller absieht. Das Verhältniß aber, in welchem die malerische Wirkung zu dem „plastisch-ästhetischen" Zwecke der Kleidung steht, würde eine besondere Erörterung in Anspruch nehmen.

Literarische Streifzüge.

Finnische und arabische Volkspoesie.

Wir haben heute willkommene Bereicherungen unsrer Literatur aus der ausländischen zu begrüßen — dabei meinen wir jedoch keineswegs die gleichfalls auf unsrem Büchertische liegende Uebersetzung von des amerikanischen Dichters Jk. Marvel „Traumleben. Ein Bild der Jahreszeiten." (Hannover, 1856. Carl Meyer); gegen diese im Breitesten selbstgefällige und dabei hyper-sentimentale Schule englischer und amerikanischer Boz-Nachahmer würde uns eine Continental-Sperre willkommen sein — sondern wir meinen werthvolle Beiträge zur arabischen und zur finnischen Volkspoesie, deren mühevolle Sammlung und wohlgelungene Uebersetzung wir dem Dr. Julius Altmann verdanken. „Runen, finnische Volkspoesie" (Leipzig, 1856. Falcke u. Rösler) und „die Wüstenharfe. Eine Sammlung arabischer Volkslieder." (Eben da.) Während mehrjährigen Aufenthaltes und vielfachen Reisen in Rußland hat der Sammler aus den Handschriften abgelegener russischer Klöster im Waldai-Gebirge, an der Wolga und am Ilmen-See die arabischen und, theils auf ähnliche Weise, theils aus dem Munde des Volkes selbst, die finnischen Dichtungen gewonnen. Diese Dichtungen sind an und für sich höchst werthvoll und das scharfe Gepräge des Volksthümlichen verleiht ihnen einen noch höheren Reiz. So giebt die Vergleichung beider Sammlungen auch Anlaß und Stoff zur Vergleichung der beiden Völker. In den Runen tritt der Finne vor uns, durch den Kampf mit der Ungunst aller Elemente eben so zur unausgesetzten Beobachtung der Natur, wie zur Häuslichkeit und hilfreichen Verbrüderung angehalten; dabei fehlt ihm jedoch der großartige, ideale Zug des germanischen Nordländers, und so erbebt sich seine feine Beobachtung nicht über den witzigen oder lehrhaften Vergleich der einzelnen Naturerscheinungen mit den einzelnen Aeußerungen des Menschenlebens und seine achtbare, doch etwas beschränkte Sittlichkeit in Haus und Gemeinde liebt es, in praktischen, sententiösen Nutzanwendungen sich selbst zu bespiegeln. So, der schön-sinnlichen Plastik des Südens, wie des Idealismus des germanischen Nordens untheilhaft, ist das Wesen der finnischen Poesie didaktisch, mit einem sehr merklichen Gang zur harmlosen Satyre.

Edle Glut bleibt auf dem Herde,
Eitler Dampf steigt in die Esse. (S. 83.)

Nicht bemerkt wird dessen Hinken,
Welcher hinkt an goldner Krücke. (S. 91.)

Borgst du Spreu dir von dem Reichen,
Korn mußt du ihm wiedergeben. (S. 121.)

Die arabischen Lieder spiegeln hingegen das freie, heldenhafte, genußdurstige wie mühelos genießende Leben der Wüstenritter ab; mit der glühenden Sinnlichkeit des Lebens ist die der Poesie an der Sonne des Landes gereift, beiden aber auch die Entfaltung in schöner Plastik zu Theil geworden. Und gerade durch dieß Bedürfniß schöner Form wird die Sinnlichkeit verfeinert, der Rohheit gewehrt; nicht minder üben dann Tapferkeit und alle im Koran

Digitized by Google

vorgeſchriebenen Mannestugenden ihren veredelnden Einfluß. Mit alle dem wird natürlich das Grundweſen des Volkes nicht umgewandelt, es bleibt das eines heißblutigen unſteten Reitervolkes, und ſo darf man auch von der arabiſchen Poeſie nicht Epos und Drama verlangen, die immer ganz andere Kulturzuſtände vorausſetzen, ſondern die Lyrik iſt diejenige Gattung, in der die raſch umſchlagenden Gefühlsſtimmungen zum Ausdruck kommen. Man vergleiche die Gegenſätze zwiſchen den üppigen Liebesliedern mit den erſtaunlich derben Spott- und Schmähgedichten und dann das tiefe Gefühl in den Todtenklagen:

Sie ſtand am Weg, als fern ich ſchied,
Und beg ihr Haupt hernieder.
Sie hielt, als bärge Thränen ſie,
Geſenkt die Augenlieder. —
So ſteht ſie noch vor meinem Sinn,
O ſäh' ich je ſie wieder!
Doch ach, der edlen Tochter Teim's
Sing' ich nun Grabeslieder. (S. 111.)

Auch die didaktiſche Spruch-Poeſie iſt vertreten, bezeichnend genug meiſtens als Lehre der Greiſe eingeführt. Die dem Epiſchen ſich nähernde beſchreibende Poeſie kommt am ſeltenſten vor; in dieſer Sammlung finden ſich nur die Schilderungen eines Gewitters, eines Wüſtenſturmes und der Oaſe El Hilal. Als Probe und Beleg für unſere Anſicht von dem vorherrſchend Plaſtiſchen geben wir die Beſchreibung des Gewitters (S. 169):

Auf zog am Himmelsrand die Doppelkaravane
Schwarzfarbiger Kamel' wie aus dem Stall der Chane.

Mit blauem Stahl umſchient ſaß auf der Thiere Rücken
Ein feindlich wildes Heer, ſtreitluſtig, voller Tücken.

Sie nahten ſich zur Schlacht und faßten ſich, die Recken,
Es füllt ihr Kampfgeſchrei die ganze Welt mit Schrecken.

Sie ſchleuderten voll Wuth in's Herz ſich glüh'nde Pfeile
Und warfen hin und her geſchwungne Zickzack-Keile.

So ſchwangen ihre Wehr die mordbereiten Ritter,
Das meilenweit umher hinſtoben noch die Splitter.

Und wo hinfiel ein Schaft der loderheißen Lanzen,
Sah'ſt du ein Flammenmeer auf in die Lüfte tanzen.

Unheil-Gelächter ſcholl dann aus der Recken Munde,
Doch ward ihr Antlitz hell nach kurzer Fehdeſtunde.

Sie ſaßen drauf zu Berg verſöhnt bei vollen Kannen
Und zechten, daß die Ström' in's Thal herniederrannen.

Deutſche Kernſprüche der Vorzeit.

(Aus einer Chronik von 1678.)

1.
Es mangelt Nichts der großen Welt
Als alle Treu und altes Geld.

2.
Schaue nicht dem Himmel zu;
Auf der Erden ſteht der Schuh.

3.
Wo man nach Geld und Länder tracht,
Da hat die Freundſchaft gute Nacht.

4.
Gebieten ohne Straf und Macht
Macht Herren und Gebot veracht.

Digitized by Google

5.
Ein rauschend Blatt in finſtrer Nacht
Dem Böſen Furcht und Grauen macht.

6.
Der Froſch hüpft wieder in den Pfuhl,
Und ſäß er gleich auf güldnem Stuhl.

7.
Haſt du Geld, ſo tritt herfür;
Haſt du keins, ſieh vor der Thür.

8.
Der Wolf verändert nur die Haar,
Der grimme Sinn bleibt immerdar.

9.
Der am meiſten recht, derſelbe troch
Gemeiniglich zuerſt ins Loch.

10.
Kann's der Fuchsſchwanz nicht erreichen,
Wird's die Löwentatz vergleichen.

11.
Wer da im Krieg will Unglück han,
Der fang es mit den Deutſchen an.

12.
Wer oben ſitzt, den muß man grüßen;
Man tritt den Unterſten mit Füßen;
Der Stärkſt hat allenthalben recht,
Der Schwächſt iſt ein geplagter Knecht;
Wer mächtig iſt, bleibt ungemeſſen,
Groß Fiſch allzeit die Kleinen freſſen.
Ach Gott! wie geht es immer zu,
Am Armen wiſcht Jedermann die Schuh.

Kleine Zeitung.

— Für das Winkelried-Denkmal ſind gegenwärtig 17,000 Fr. vorhanden, aber 100,000 Fr. zu beſchaffen. Durch den Beſchluß des Commitées, den wir früher mitgetheilt haben, iſt die ſehr lebhaft gewordene Debatte über die künſtleriſche Aufgabe, die durch die Beſtimmung des Denkmals geſetzt iſt, keineswegs niedergeſchlagen, da dieſer Beſchluß als ein halber, voreilig und unentſchieden vermittelnder vielfach angegriffen wird. Bei dieſer Gelegenheit ſind Kunſtfragen von allgemeiner Wichtigkeit und großer Tragweite angeregt werden, ſo daß die Verhandlungen über das Denkmal in der Entwickelungsgeſchichte des gegenwärtigen Kunſtbewußtſeyns einen bedeutſamen Moment abgeben möchten. Von einer Porträtſtatue mußte man hier bald abſehen, aber Einige verweilten bei dem Gedanken eines in einem Sarkophage ausgeſtreckten Todtenbildes, wogegen geltend gemacht wurde, daß die liegende Einzelfigur nicht minder wie die ſtehende die hier nicht mögliche Porträthnlichkeit verlange und daß für den Ort und die Beſtimmung des Denkmals die Form eines Grabmals durchaus ungeeignet ſei. Weiterhin bildeten ſich, von der Forderung ausgehend, daß die Handlung dargeſtellt oder die That des Helden lebendig verſinnlicht werden müſſe, drei Parteien: die eine für einen Bau mit maleriſchen Darſtellungen im Innern, die andere für eine plaſtiſche Gruppe, die dritte für ein koloſſales Relief. Unter den Entwürfen zu plaſtiſchen Gruppen fanden der von Dorer und der von Schloth den meiſten Beifall, und der Ausſchuß entſchied ſich für den letzteren. (Der Held ſterbend, auf einem todten Schweizer liegend, neben ihm ein Jüngling, der die Axt ſchwingt.) Zugleich aber nahm er den Umbau mit maleriſchen Darſtellungen an, „weil die Plaſtik zur Darſtellung der Handlung nicht ausreiche (wobei die Schlötſche Gruppe bevorzugt iſt, da ſie einer ſolchen Darſtellung am nächſten kommt) das plaſtiſche Kunſtwerk alſo „nur" den „Kern" des Ganzen abgeben könne und ſolle. Gegen dieſes „nur" richtete ſich die Kritik derer, die mit dem Entſcheid des Commitées unzufrieden ſind, indem ſie geltend machten, daß die unzureichende, nur ſymboliſirende Darſtellung nicht die Mitte des Ganzen abgeben könne, wenn aber die Handlung durch die plaſtiſche Gruppe in der That vergegenwärtigt werde, die anderweitige (maleriſche) Darſtellung nunüz ſei oder die Gruppe aus dem Bilde in belangloſer Wiederholung herausgenommen erſcheine. Dr. Eckardt in Bern, welcher die Idee des (koloſſalen) Reliefs vertritt, faßt die allgemeinen Fragen, welche bei den Verhandlungen aufgeworfen und durch den Beſchluß des Comitées nach ſeiner Anſicht nicht weniger als erledigt ſind, in drei zuſammen: ob es nicht Zeit ſei, an Stelle der leidigen Porträtſtatuen die hiſtoriſche Kunſt, die plaſtiſche Verewigung der Thaten zur Geltung zu bringen, ob damit nicht eine Erneuerung des Reliefs und eine Erneuerung der (bei dem realiſtiſchen Zuge der Zeit unzeitgemäß gewordenen) Plaſtik durch das Relief gefordert ſei, und ob das Relief, wie es ausgebildet werden könne und ſolle, der idealiſtiſchen, realiſtiſchen oder einer dritten Richtung angehöre. Bei der Erörterung dieſer Fragen, von der wir hier abſehen, iſt jedenfalls unter Anderem zu berückſichtigen — was von Dr. Eckardt nicht geſchieht — daß die Erneuerung des Reliefs in ſeinem Sinne, in dem Sinne einer weiteren Ausdehnung und Ausbildung, eine entſprechende Erneuerung der Architektur, einen neuen Bauſtyl zur Vorausſetzung hat. Koloſſale Felſenreliefs, wie das Winkelried-Denkmal nach ſeinem Vorſchlage eines ſein ſollte, können nur in Ausnahmefällen vorkommen.

— Von Otto Larisch ſind „Gedichte eines bündneriſchen Landmädchens" geſammelt und herausgegeben worden, welche Beachtung verdienen. Das Mädchen heißt Nina Camiſch und wohnt zu Sarn, einem romantiſchen Bergdorfe am Heinzenberge. Eine Natur- und Volksdichterin, etwa in dem Sinne wie der oberöſtreichiſche Troubadour Stelzhamer — deſſen prächtige und geiſtreiche Naivität ihn bekannter hätte machen ſollen, als es bis jetzt der Fall iſt — iſt ſie nicht. Dazu haben ihre Gedichte zu viel Rhetoriſches, und — obgleich ein Berichterſtatter der Allg. Zeitung die Mängel

Digitized by Google

der Form entschuldigen zu müssen glaubt — eine zu regelrecht ausgearbeitete Form. Die Mängel der Diction sind derartige, daß sich bei unseren Toilettentischdichtern weit auffallendere und störendere finden, der Vers im Allgemeinen fließend, wohllautend und ausgestaltet. Einer ausdrücklichen Entschuldigung der Formmängel hätte es demnach nicht bedurft — um so weniger, als in den Gedichten ein wirklich poetischer Geist lebt — und daß man die Dichterin mit einer solchen dem großen und gebildeten Publikum der Allg. Zeitg. vorführt, sieht wie ein Mansver aus, ist also nicht geeignet, den Verdacht, daß mit dem bündnerischen Landmädchen ein Dichter, der Herausgeber oder ein anderer, verbündet sei, niederzuschlagen, nachdem es ihn hervorgerufen hat. Jedenfalls ist Nina Camisch, wenn die Gedichte in der Gestalt, in welcher sie vorliegen, die ihren sind, nur pro forma ein „Landmädchen". Wir geben ein paar Proben, nach denen der Leser urtheilen mag, und von denen die erstere, nach unserer Ansicht, frappant den Mangel an Naivität und zugleich die noch unfertige Formgewandtheit zeigt, die zweite aber die Dichterin, die befriedigt, ohne an das Landmädchen zu erinnern. In dem Gedichte an den Heinzenberg heißt es Eingangs:

Du Schweizerstein mit freier, heitrer Miene!
Nicht silbereckig, wie die Brüder, schmückt
Dein Haupt ein Kranz von dunkler, frischer Grüne,
An dem manch glühend Alpenröslein nickt.
Sanft hin sich lehnend, prunklos, doch erhaben,
Scheint deine einfach sinnige Natur
Am schönen Gegenüber sich zu laben,
An jenen Burgen, jener reichen Flur,
An jener Gipfel goldener Verklärung — u. s. w.

Das dem jungen Klosterbruder vom St. Bernhard gewidmete Gedicht schließt:

Und näher rückt's, und Schlag auf Schlag erdröhnt,
Und die Lawine rollt in dunkle Tiefen.
Es bebt der Eiscolos, die Erde stöhnt —
Und unter weißer Grabesdecke schliefen
Die Reisenden — und stiller ward die Luft.
Du hast nun deine Opfer, Sturm, verhalle! —
Die Sonne lächelt über ihrer Gruft,
Und weiter oben wacht ein Aug' für Alle.

— Als Spohr unlängst vom Professor Gervinus aufgefordert wurde, sich bei dem Committée für die Gesammtausgabe der Werke Händels zu betheiligen, entgegnete der aufrichtige Meister: Da mir Händel noch unausstehlicher ist als Bach, so muß ich das ablehnen.

— Ein gewisser Lessing. Rochlitz in Leipzig theilt aus seiner Jugendzeit folgende Anecdote mit. Er war Schüler der Thomasschule und wegen seines Schusseifers, dessen fast einziger Gegenstand damals die alten Sprachen und Autoren waren, im Allgemeinen gut angeschrieben: ein hoffnungsvoller Jüngling und angehender Gelehrter. Um so unangenehmer war insbesondere für den Rector der Anstalt, den alten Fischer, die Entdekkung, daß Rochlitz sich nicht begnüge, lateinische Hexameter und Pentameter zu machen, sondern in seinen Nebenstunden deutsche Reime schmiede. Fischer ließ ihn zu sich kommen, machte ihm über seine Liebhaberei, die er eine gefährliche Ausschweifung nannte, bekümmerte Vorstellungen, und schloß endlich: Vielleicht ahnt Er gar nicht, wohin solche Verirrungen führen können, und darum will ich Ihn mit einem abschreckenden Beispiel aus meiner eigenen Erfahrung bekannt machen. Ich hatte in Meißen einen Mitschüler, der trefflich begabt war, und in den alten Sprachen schon früh ganz Ungewöhnliches leistete. Er las ohne Anstand den Demosthenem und Thucydides, und den Flaccum, von dem er ganz eingenommen war, wußte er in- und auswendig. So berechtigte er zu den schönsten Hoffnungen, ein rechter Gelehrter, ein lumen der Philologie zu werden, hat sie aber zu Schanden gemacht, weil er auf das leidige deutsche Versemachen verfiel und späterhin in das Theater ging und sich mit dem Comödiantenpack abgab. Darum ist auch aus ihm weiter Nichts geworden als ein Comödienschreiber. Ich kann Ihm den Namen nennen, wenn Er ihn wissen will — es war ein gewisser Lessing.

— Die Tempeltei'sche Klytemnestra ist nun auch in Berlin aufgeführt worden. Die Berliner Kritik erkennt den Adel des Styls und den Schwung der Rede an, findet aber an der Anlage Vieles auszusetzen. Insbesondere tadelt sie — mit Recht — daß die tragische Verwicklung in dem „Einfalle" der Heldin, den Opfertod der Iphigenie zum Grunde für die Ermordung des zurückkehrenden Agamemnon zu machen (d. h. sich diesen Grund vorzuspiegeln) gewissermaaßen ihre Spitze erhält. Das heißt künstliche psychologische Motive im Stoffe, die sich mit solchen am wenigsten vertragen, hineinzwängen.

— In Königsberg wurde unlängst Griepenkerls „Robespierre" mit Hinwegfall der beiden letzten Akte aufgeführt! —

— Der Triumpfbogen des Trajan in Benevent wird auf päpstliche Anordnung von den Anbauten, die das schöne Kunstwerk mit seinen ausgezeichneten Basreliefs entstellten und theilweise verdeckten, befreit.

— Aus der Sammlung englischer Gedichte, die, wie wir uenlich mittheilten, von O. L. Heubner durchgängig sehr gelungen übersetzt sind, möge folgendes, das durch das Schicksal des Uebersetzers eine rührende Bedeutung gewinnt, zur Probe dienen. Es ist „die Zeit" überschrieben und der Dichter William Lisle Bowles.

O Zeit, die du berührst des Kummers Wunden
Mit weicher Hand und linderst allen Schmerz,
In stille Trauer wiegst das müde Herz
Und leis hinwegstiehlst die verzagten Stunden;
Du bist mein letztes Hoffen, und ich meine,
Daß, wenn die bittre Thräne du gestillt,
Die um mein Liebstes mir umsonst entquillt,
Ich einst noch lächelnd blick' im Abendscheine
Auf all die Leiden die vorübergingen —
Wie in der Sonne, die durch Regen dringt,
Noch spät am Tag ein einsam Vöglein singt,
Vergessend, ob auch naß sind seine Schwingen.
Doch wie beladen muß ein Herz nicht seyn,
Das Heilung hofft von dir, von dir allein!

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Halbjahrpreis 20 Sgr.

Digitized by Google

Unter Mitwirkung
von
A. Diedermann, O. Roquette, J. Saupe, O. Schade, A. Schöll, Ch. Schuchardt
herausgegeben.

№ 43. 26. October 1856.

Johann.

Eine Erzählung von O. Roquette.

Nicht weit von der Landstraße im Föhrenwalde steht ein altes zweistöckiges Haus. Es ist eine Försterwohnung; doch weist kein Hirschgeweih über der Thür, noch sonst ein Jägerschmuck auf diese seine Bedeutung hin, im Gegentheil scheint das Gebäude halb in Verfall zu sein. Die fünf öden verschwärzten Fenster des Oberstockes sind mit Schwalbennestern übersäet, der Mauerbewurf ist zum Theil von den Außenwänden herabgefallen und ein weißer Kalkstreifen am Boden zeigt, daß er täglich mehr und mehr herabbröckle. Die hohen starren Föhren treten zu beiden Seiten hart an das Haus heran und verdecken rechts einen Stall, der in nicht besserem Zustande zu sein scheint als das Haus. Es ist keine Hauptstraße, welche vorüber führt, sondern ein wenig betretner Waldweg, der die umliegenden Dörfer verbindet. Selten geht ein Wandrer hier vorüber, der weiteren Kreisen angehört, als jenen, die das Dorf umschließt; es ist so öde, still und einsam hier, daß man oft Wochen lang nur Hundegebell und das fortwährende dumpfe Rauschen in den alten Kiefernwipfeln vernimmt.

Drei Menschen wohnen in diesem Hause. Ein junger Mann, welcher halb als Herr des Hauses, halb als Förster angesehn wird, und ein alter Unterförster mit seiner Frau. Das jahrelange, einsame und anspruchslose Zusammenleben der Hausgenossen hat bewirkt, daß die Standesunterschiede sich abgeschliffen haben und Herr und Untergebene in ihrem Verkehr einander fast wie Gleichberechtigte betrachten.

Der Erste dieser drei Genannten, Namens Johann, eine hohe schlanke Gestalt, kam mit der Flinte über der Schulter und seinem Jagdhunde eben den Hügel herauf nach Hause ge-

Digitized by Google

schritten, als er Jemand laut hinter sich rufen hörte. Der Hund sprang mit Gebell dem Rufenden entgegen, in welchem Johann den Landboten erkannte, der ihm einen Brief brachte. Ein Brief mochte ein unerhörtes Ereigniß für ihn sein, denn er empfing ihn fast mit Befremdung. Aber dieselbe wuchs zum Erstaunen, als er den Inhalt gelesen hatte. Auch Waldmann, der Hund, schien entsetzliche Dinge zu wittern; denn er flog mit lautem Gebell dem Hause entgegen, als wolle er die Bewohner in Eile zusammenrufen. Frau Brandt, die Unterförsterin, trat neugierig in die Thür, und als sie den Brief erblickte, den Johann ihr emporhielt, und den Landboten neben ihm, schrie sie laut auf vor Schrecken. Sie konnte sich mit einem Briefe nur ein entsetzliches Unglück verbunden denken, wiewohl sie völlig im Dunkeln darüber schwebte, woher ihnen, die von der Welt so abgeschlossen lebten, das Unglück kommen könne. Jetzt kam auch Brandt aus dem Hause, und auf seine Frage, was es gebe, rief Johann: Mein Oheim, der Graf Wartenberg, will uns besuchen!

Ein ungläubiges Erstaunen malte sich auf den Gesichtern der Uebrigen. Lest selbst, entgegnete Johann. Er kommt mit seiner Tochter, mit meinem Bruder, dem Baron, mit Kammerjungfern und Bedienten, weiß der Himmel, was er noch Alles mitbringen will!

Gott steh uns bei! Auch die Gräfin, und Kammerjungfern! Wo sollen wir denn die Damen unterbringen? rief Frau Brandt. Was geht denn nur vor? In seinem Leben ist es dem Grafen nicht eingefallen, hierher zu kommen; seit zehn Jahren hat er sich nicht um uns bekümmert — und nun gar der Herr Bruder! und die Gräfin, und Kammerjungfern!

Es war ersichtlich, daß die Nachricht von den Bewohnern des vereinsamten Waldhauses wie ein Unglücksfall angesehen wurde, bei dessen Herannahen Keiner sich zu fassen noch zu helfen wußte. Endlich wurde auf wörtliche Vorlesung des Briefes gedrungen, und Johann las, oft von den Ausrufungen seiner Hausgenossen unterbrochen, folgendermaßen:

„Ich avertire Dich hiermit, mein Herr Neveu, daß ich die Absicht habe, das Forsthaus mit meiner Tochter und Deinem Bruder, dem Majoratsherrn, zu besuchen. Wir werden, außer dem Kutscher, einen Bedienten und eine Kammerjungfer bei uns haben, auch wird ein Jockey bei uns sein, nebst drei Reitpferden, da meine Tochter reiten will. Ich kenne Deine Wohnung nicht; doch höre ich, daß sie geräumig sein soll, und erwarte somit, daß Du uns Alle unterbringen wirst. Da wir auf Comfort und große Vorräthe bei Dir nicht rechnen können, werden wir Betten und Alles, was zur Speisekammer gehört, mitbringen, indem wir Dir nur die Besorgung des Wildbratens überlassen. Erwarte uns am Mittwoch Abend.

Wartenberg."

Uebermorgen! rief Frau Brandt, indem sie die Hände zusammenschlug. Obwohl einigermaßen getröstet über die Nachricht, daß sie für die Speisekammer nicht verantwortlich zu sein brauche, vergingen ihr doch beinahe die Sinne beim Anhören der Ankündigung einer solchen Menge von Gästen. Denn das Haus war durchaus nicht geräumig, und sie fühlte, daß sie, als der einzige weibliche Theil, eine größere Last und Verpflichtung bei der Unterbringung auf sich zu nehmen habe, als die beiden Männer. Sie ergriff ein Schlüsselbund und eilte die Treppe hinauf in die oberen Zimmer, wohin die Männer ihr folgten. Die Stuben, drei an der Zahl, waren zwar halbwegs möblirt, aber durch langjährigen anderweitigen Gebrauch einer durchgreifenden Reinigung benöthigt. Auf dem Fußboden lag Obst auf Stroh geschüttet, zum Theil waren sie als Heuboden benutzt worden; der Kattunüberzug der Stühle

Digitized by Google

fand sich von Motten zerfressen, kurz, die erste Musterung schien den Bestürzten die Unmöglichkeit zu zeigen, so vornehme und viele Gäste unterzubringen. Doch galt es sich zu fassen, und Frau Brandt war die Erste, welche dies einsah. Dem Landboten wurde sogleich aufgetragen, beim nächsten Dorftischler die nöthige Anzahl Bettstellen zusammenschlagen zu lassen und ein paar Bauermädchen herauszuschicken, die sie für die nächste Zeit als Mägde zu miethen gedachte. Und von Stund' an begann sie ein Kramen, Treppenlaufen und Poltern mit allerhand Geräthschaften, ja schließlich ein Scheuern auf eigne Hand, daß die Männer schon bei dieser Vorfeier der großen Hausumkehr ein Schauder überkam.

Es war Herbst. Draußen im Kiefernwalde merkte man nicht viel davon, aber wenn man durch das Haus hindurch und in den sogenannten Garten ging, wurde er schon erkennbarer. Hier führte auf einer allmählichen Abdachung des Bodens ein Weg zwischen Gemüsebeeten hinab. Ab und zu stand eine hohe Sonnenblume oder Fuchsschwanz dazwischen. Ein Birkengehölz machte den Uebergang zu kräftigerem Laubwerk, welches jenseits einer Wiese dem Walde einen völlig verschiednen Charakter verlieh. Diesen Weg zwischen den Kohlbeeten schritt Johann entlang, indem er aufgeregt und verwirrt den unglaublichen Dingen nachsann, die plötzlich ein ganz neues fremdes Leben in seine Einsamkeit bringen sollten.

Johann war der zweitgeborne Sohn des Freiherrn v. Alden. Seine Mutter starb bei seiner Geburt, sein Vater wenige Jahre darauf. Seinem älteren Bruder Eugen fiel das Majorat der väterlichen Besitzungen zu, der Oheim der beiden elternlosen Knaben, der Graf Wartenberg, trat als Vormund ein. Von fremden Menschen erzogen, ohne das Glück des Familienlebens zu kosten, wuchsen die Knaben heran. Eugen war lebhaft und leichtsinnig, erhielt eine standesmäßige Erziehung, wurde der Liebling des Oheims, studirte, wurde Offizier und trat, nachdem er das gesetzliche Alter erreicht hatte, seine Besitzungen als Majoratsherr an. Anders verhielt es sich mit Johann. Er zeigte weder glänzende Gaben, noch ein lebhaftes Naturell, ward gegen seinen Bruder überall zurückgesetzt und von diesem schon in früher Kindheit stets verhöhnt, verlästert und gepeinigt. Half er sich dann einmal mit kräftiger Faust, so wurde aus der That ein Verbrechen gemacht, welcher eine unverhältnißmäßige Strafe folgte, und der Graf, welchem ausschließlich dergleichen Nachrichten über seinen jüngeren Mündel mitgetheilt wurden, drang darauf, die strenge Behandlung nur noch zu verschärfen. So lebte der Knabe eine freudlose Kindheit dahin, von seinem Vormund, dem er gleichgiltig war, vernachlässigt, von seinem Bruder gehaßt, von seinen Erziehern, die im Sinne des Grafen zu handeln suchten, mißachtet, während man vor seinen Augen den Majoratserben hätschelte, ihm in allen Stücken willfahrte und glänzende Tage versprach.

Johann war scheu und verschlossen, aber ehrlich und wahrheitsliebend. Ein natürliches Rechtsgefühl ließ ihn alle Zurücksetzung und Vernachlässigung sehr tief empfinden; er hätte sich ausweinen mögen, aber ein frühlebendiger Stolz ließ ihn schon früh alle Regungen des Gemüths bezwingen. Was an hingebender Liebe, Anhänglichkeit, Freude, Schmerz, Zorn über erduldete Kränkung in der Knabenseele war, arbeitete und tobte sich im Innern aus, und scheinbar lieblos, theilnahmlos und gleichgiltig, wußte er mit der Zeit Allem zu begegnen. Und doch war jede Empfindung auf das Lebhafteste in ihm vorhanden. Aber gewohnt, überall verkannt zu werden, täglich mit der Versicherung belästigt, daß er vom Leben nichts zu erwarten habe, drängte er jedes bessere Gefühl in sich selbst zurück und gewöhnte sich ein abstoßendes, schroffes und abgeschlossenes Wesen an.

Digitized by Google

Die Brüder wuchsen ohne ein brüderliches Verhältniß heran. Eugen sollte zur Universität gehn, besuchte seinen Oheim auf einige Zeit und gewann durch sein früh cavaliermäßiges Wesen und seinen liebenswürdigen Leichtsinn des Vormunds ganzes Herz, so daß derselbe bald völlig in das Verhältniß eines glücklichen Vaters zu ihm trat.

Mit Johann wußte man gar nichts anzufangen. Der Graf mochte nach all den abscheulichen Schilderungen, die man ihm gemacht hatte, das verwahrloste Subjekt — wie er ihn nannte — gar nicht sehen und schickte ihn zu einem seiner Förster in die Lehre, mit der Weisung, daß er sich ungerufen niemals solle vor ihm blicken lassen. Ein kleines Jahrgehalt ward ihm aus dem väterlichen Nachlasse ausgeworfen, und so zog denn der unter Menschen vereinsamte Jüngling in den noch einsameren Föhrenwald hinaus. Hier erst kam er zu sich selbst. Der alte Förster wußte nicht viel von dem, was außerhalb seines Reviers lag; diese seine kleine Welt aber wurde für seinen Zögling die Welt, in welcher er erst aufathmete, zu leben begann und ein Interesse an Ereignissen und Gegenständen gewann. Die Einsamkeit war ihm keine Einöde, er bedurfte der Menschen nicht und er suchte sie nicht, da er nichts Wünschenswerthes unter ihnen erlebt hatte.

Nach einigen Jahren starb der Förster. Johann machte dem Grafen Meldung davon, und erhielt die Antwort, er solle in die Stelle desselben treten und sich einen Unterförster — den er näher bezeichnete — zum Gehülfen nehmen. Von dieser Zeit her schrieb sich die Vereinigung der drei Bewohner des Waldhauses. Johann lebte ohne Antheil an der Welt und ohne Interesse für sie. Dachte er an seinen Bruder, so war er für ihn ein Fremder, völlig Gleichgiltiger. Gegen seinen Oheim aber konnte er sich einer Erbitterung nicht erwehren. Das früh in sich selbst zurückgedrängte Gemüth des Jünglings fand in der Einsamkeit keine Gelegenheit, ausgiebiger oder mittheilsamer zu werden. Ihm fehlte ein Genosse gleichen Alters, der es hätte hervorlocken können. Und doch empfand er diesen Mangel nicht; denn frühe Erfahrungen hatten ihm kein angenehmes Bild eines brüderlichen oder befreundeten Verhältnisses zurückgelassen. Seine Hausgenossen, der Unterförster Brandt und dessen Frau, waren alt und standen nur in äußeren Beziehungen zu ihm. So kam es, daß er schweigend mit ihnen dahin lebte, manchen Tag kaum Gelegenheit fand, ein paar Worte mit ihnen zu wechseln, und endlich das Reden als einen entbehrlichen Luxus des Lebens betrachtete. Er verlangte nichts weiter; er war abgestumpft gegen Alles, was jenseits seiner Bäume lag. Das dumpfe Rauschen ihrer starren Wipfel, wandellos und organlos, war wie das gleichmüthige Hindämmern seiner Seele, ein Traum, der die Sinne umnebelte, kein freudiges und kein trauriges Bild mit sich führend. So gingen ihm die Jahre hin, er wußte es selbst nicht, und die Gewohnheit ließ ihm weder den Wunsch, noch den Gedanken aufkommen, daß es je anders werden könne.

Welch eine Verwirrung mußte unter solchen Umständen der Brief des Grafen in Johanns Seele anrichten! Wie ein Schwarm Krähen plötzlich mit geräuschvollem Flügelschlage vom stillen Kiefernwalde auffliegt und mit lautem Geschrei, zweifelnd, wo er sich niederlassen solle, lange durch die Luft kreist, so waren die Gedanken des Vereinsamten plötzlich aufgestört worden und schweiften hastig und ruhelos durch seine Seele. Er sah sich plötzlich aus einem langen, langen Traume gerüttelt, hunderte von Beziehungen wurden ihm plötzlich lebendig, ohne daß er sich noch in einer von ihnen zurechtfinden konnte. Er sollte seinen Oheim bei sich sehen, von dem er aus frühester Kindheit nur ein unbestimmtes Bild hatte; er sollte

Digitized by Google

seinen Bruder nach zehnjähriger Trennung, nach Jahren der bedeutsamsten Entwickelung, wieder begrüßen; er sollte gar die Gräfin, seine Cousine, die er nur dem Namen nach kannte, bei sich aufnehmen — ihm schien das wie eine Unmöglichkeit. Ja, der letztere Fall machte ihn fast am meisten bestürzt, denn er war Frauen stets scheu aus dem Wege gegangen, und seine einzige weibliche Bekanntschaft war die alte Frau Brandt. Was konnte er seinen nächsten Verwandten bieten? Er konnte nur mit Schrecken ihrer Ankunft denken. Der Gedanke, wie ein roher Knecht vor ihnen stehn zu müssen, trieb ihm alles Blut zu Kopfe, und bewirkte, daß in trotzigem Stolze seine Hand sich ballte. War es auf eine Demüthigung abgesehn? Was konnten diese verwöhnten Menschen der großen Welt hier draußen an dem abgelegensten Orte suchen, hier, wo nichts ihren Ansprüchen entgegen kam? —

Unter solchen Gedanken schweifte er in den nächsten Tagen auf der Jagd umher, doch ließ ihn die Zerstreuung zu keiner Ausbeute kommen. Er, der sonst nie einen Fehlschuß that, traf in diesen Tagen kein Stück, und mußte es dem alten Brandt Dank wissen, daß er mit Hasen und Rebhühnern reich beladen von seinen Streifzügen heimkehrte. — Inzwischen war im Hause unter Weiberhänden ein Waschen, Scheuern und Rumoren ins Leben getreten, das unter dem alten hohen schwarzen Dache zu den unerhörtesten Ereignissen gehörte. Und als am dritten Tage Frau Brandt in ihrem Sonntags-Anzuge und mit einer weißen Schürze die Zimmer musterte, die seit langen Jahren wieder aufgehängten Gardinen glatt strich und endlich vor die Thür trat mit den Worten: Es ist fertig! war sie die Einzige im Hause, durch deren Brust ein Gefühl stolzer Genugthuung ging. —

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Toleranz in Deutschland

im 17. und 18. Jahrhundert.

Eine kulturgeschichtliche Skizze.

Von

Karl Biedermann.

II.

Unduldsamkeit zwischen den beiden protestantischen Kirchen, der lutherischen und der reformirten, so wie innerhalb der lutherischen selbst.

(Schluß.)

Einer der wenigen aufgeklärteren und gemäßigteren Theologen jener Zeit, G. Calixt zu Helmstädt, ein Schüler und Nachahmer des sanften Melanchthon, suchte die schroffe Feindschaft zwischen den Lutherischen und Reformirten, ja selber zwischen beiden und den Katholiken, wenn nicht aufzuheben, doch zu mildern, durch Zurückgehen auf die gemeinsame Wurzel aller dieser Bekenntnisse, die älteste Christenlehre, und auf eine wahrhaft christliche und tugendhafte Gesinnung. Er verlangte, man solle alle Die als Christen und Brüder anerkennen und lieben, welche tugendhaft lebten und sich zu den Hauptartikeln der ältesten christlichen Kirche, dem apostolischen Glaubensbekenntniß, hielten. Er ward deshalb von den lutherischen Zeloten auf das Aergste angefeindet, sein versöhnliches Streben als eine verwerfliche Vermischung und Verwischung aller Bekenntnisse unter den Schlagworten „Synkretismus, Kryptocalvinismus“ u. s. w. verketzert und verdächtigt. Seine und seiner Schüler gemäßigte Ansichten wurden in Schmähschriften als „Calixtinischer Gewissenswurm“,

Digitized by Google

„erbärmliche Verstockung der Calixtiner", „excrementa Satanae" u. dergl. traktirt und einem der letzteren, dem Prediger Behm zu Königsberg, von seinen orthodoxen Collegen, nachdem sie ihn durch ihre Verfolgungen förmlich zu Tode gehetzt, das christliche Begräbniß, wie einem Verbrecher, versagt. Der aufgeklärte Landgraf von Hessen-Kassel veranstaltete ein Religionsgespräch zwischen den lutherischen und den reformirten Theologen seiner beiden Universitäten Rinteln und Marburg und brachte es auch — glücklicher darin, als sein berühmter Vorfahr, Philipp, dem dies mit Luther und Zwingli nicht gelang — wirklich dahin, daß man gegenseitig sich versprach, kein Theil solle den andern wegen der zwischen beiden streitig gebliebenen Punkte verketzern, überhaupt solle alle Polemik von den Kanzeln ferngehalten werden. Aber wiederum fielen die orthodoxen lutherischen Theologen wegen dieser Nachgiebigkeit über ihre Rintelnschen Collegen auf das Schonungsloseste her, nannten ihr Verfahren einen „synkretistischen Abgott und Greuel" und setzten es durch, daß die edle Absicht des Landgrafen ohne die gehofften Früchte blieb. „Wer nicht lutherisch ist, der ist verflucht!" rief 1657 in Berlin ein Prediger auf der Kanzel aus. Der große Kurfürst, der, wie die meisten protestantischen Fürsten jener Zeit, aufgeklärter und toleranter war, als seine Theologen, wollte diesem unwürdigen Treiben Einhalt thun und verbot das namentliche Schelten gegen Andersgläubige auf den Kanzeln (den sog. Elenchus nominalis), ohne damit den Predigern die Widerlegung der von den ihrigen abweichenden Ansichten abschneiden zu wollen. Aber die Orthodoxen erregten einen furchtbaren Sturm. Die theologischen Fakultäten aller protestantischen deutsch en Länder wurden zu Richtern darüber aufgerufen, ob ein solches Verbot statthaft sei und man ihm gehorchen dürfe; der Magistrat von Berlin machte dem Kurfürsten Vorstellungen, und der Pöbel rottete sich zusammen, um die Prediger bei dem theuren Rechte des Verfluchens der calvinistischen und papistischen Ketzer zu schützen. Paul Gerhard, der begeisterte Sänger frommer Lieder, verließ Berlin, wo man dem lutherischen Geistlichen so unerhörte Duldsamkeit zumuthe, nachdem er erklärt hatte: „er räume zwar ein, daß unter den Reformirten Christen seien, aber, daß die Reformirten, als solche, Christen und also unsere Mitbrüder seien, das könne er nicht einräumen." Der Kurfürst nahm sein Verbot zurück.

Die Orthodoxen, in ihrem fanatischen Hasse gegen Aufklärung und Toleranz, wollten die Concordienformel durch ein neues, noch strengeres Bekenntniß überbieten; sie hatten auch bereits ein solches, unter dem Namen „Consensus repetitus fidei" (wiederholte Uebereinstimmung im Glauben) ausgearbeitet, — aber diesmal gelang es ihnen nicht, die Regierungen zu Werkzeugen ihrer Absichten zu machen. Die milderen Ansichten Calixts hatten auf mehrern Universitäten Wurzeln geschlagen, und der größere Theil der protestantischen Fürsten selbst erklärte sich gegen das allzuweit gehende Treiben der theologischen Eiferer, wohl einsehend, daß die schrankenlose Ausdehnung der Kirchengewalt, welche Letztere anstrebten, zuletzt eben so wohl die Autorität der weltlichen Obrigkeit, als den Frieden der Confessionen unter einander und die Ruhe ihrer Länder aufs Schwerste gefährden müsse. Die Orthodoxen rächten sich für diese Vereitelung ihrer Wünsche durch maßloses Schimpfen auf Die, welche ihnen mit den Waffen der Wissenschaft und im Geiste religiöser Duldung entgegentraten. In einer von einem Wittenberger Theologen, Strauch, verfaßten Vertheidigungsschrift des Consensus repetitus wird der jüngere Calixt, der denselben angegriffen, mit den Schimpfnamen: Esel, Schmeißfliege, Schnarchhans, Rattenkönig u. s. w. belegt; es wird ihm

Digitized by Google

vorgeworfen, daß er ärger als der Teufel sei u. s. w. 1676 wurde zur Feier des Rektoratswechsels in Wittenberg eine Komödie von den Studenten aufgeführt unter dem Titel: „Triumph des Consensus repetitus, gewidmet dem Dreieinigen Gott und dem Dr. Deutschmann, Rector magn." Darin kam Calixt mit Hörnern und Klauen auf das Theater.

Die Freunde der Toleranz wurden indeß nicht müde, auf eine Annäherung, wenigstens der beiden protestantischen Religionstheile, hinzuwirken. Zwar scheiterten die Unionsversuche, welche der große Leibnitz in Verbindung mit mehreren Berliner Theologen auf Befehl des Königs Friedrich I. von Preußen unternahm. Aber hier und da kam es doch zu einer Ausgleichung, theils durch das Bemühen aufgeklärterer Theologen auf beiden Seiten, theils durch das entschiedene Vorgehen der weltlichen Gewalten. In Königsberg ward 1707 das Abendmahl von einem reformirten und einem lutherischen Geistlichen gemeinschaftlich gespendet, indem sie abwechselnd gebrochenes Brod und Pokale reichten, bald die reformirten, bald die lutherischen Einsetzungsworte sprachen. In Braunschweig ward den Reformirten neben den Lutheranern volle bürgerliche und kirchliche Freiheit gewährt. Ein Reichsgraf von Büdingen ging sogar so weit, Allen, die sich in seinem Lande niederlassen würden, ohne Unterschied ihrer religiösen Ueberzeugungen volle Gewissensfreiheit zuzusichern, „wenn sie nur im bürgerlichen Wandel gegen die Obrigkeit und ihre Mitbürger, so wie in ihren Häusern sich ehrbar, sittsam und christlich aufführen und (was wohl die Hauptsache sein mochte) Steuern und Abgaben zahlen würden." Aber das Reichskammergericht cassirte diese landesherrliche Erklärung und verurtheilte den Grafen zu einer Geldstrafe.

Das Reformationsjubiläum 1717 rief neue und angestrengtere Unionsbestrebungen ins Leben. An der Spitze derselben standen diesmal zwei lutherische Theologen, Pfaff und Klemm. Sie erklärten: die Gelehrten möchten sich zanken, aber nur nicht die Prediger; eine Kircheneinheit sei immerhin möglich, wenn auch eine Kathedereinheit unerreichbar sein sollte; man solle sich in Dem einigen, was beiden Confessionen gemeinsam sei, solle vor Allem die Reformirten als Glaubensbrüder achten und lieben. Diese Ansichten fanden in vielen deutschen Ländern (in Preußen, Hessen, Sachsen, der Pfalz) Beifall und Anhang. Den Orthodoxen waren sie aber natürlich ein Greuel. „Wie stimmt Christus mit Belial?" war das Motto einer der Schriften, mit welchen sie die Union bekämpften. Ein sächsischer Theolog schrieb gegen Klemm und nannte ihn und die ihm Gleichgesinnten, die Freunde der Union, „calvinische Mamelukken und Judasbrüder." Daß an Ungeschlachtheit und Gemeinheit des Schimpfens und Verlästerns die lutherischen Controversschriften (gegen ihre eignen evangelischen Brüder!) hinter den früher angeführten der Katholiken nicht im Geringsten zurückstanden, mögen einige Proben aus ersteren beweisen. 1723 erschien „des weltberühmten Cartouche Gespräch im Reiche der Todten mit Calvino und Jansenio, dem jetzigen Vereinigungstreiben zum sonderbaren Nachsinnen mitgetheilt." Darin spricht Cartouche: „Ich habe von Jugend auf große Lust zu Vereinigungen gehabt; kam mir eine schöne goldne Uhr vor Augen, so mußte sie sich geschwind zu einer Vereinigung mit meiner Tasche verstehen" u. s. w. Unter vielen Bänkelsängerliedern, durch welche man den Pöbel gegen die Union einzunehmen suchte, giebt es eines von 1721, welches so beginnt:

„Du kennst der Syncretisten (so viel wie: Unionsfreunde) Thun,
Wie greulich sie es meinen;
Sie wollen Jesum Christum nun
Mit Belial vereinen.
Ach ja, Das ist ihr Augenmerk,
So hindre das verfluchte Werk
Um Deiner Ehre willen!"

Digitized by Google

In einem andern wird Beelzebub als Quacksalber eingeführt, der die Lutheraner durch einen Schlaftrunk „Union" betäuben und fangen will.

Mit Beziehung auf einen Vorschlag zur Einigung der Reformirten und Lutherischen, den damals Brandenburg beim Regensburger Reichstag machte, erschien ein Spottlied, worin es heißt: Des Teufels Mutter sei schwanger und wolle in Regensburg Wochen halten, und dann so fortgefahren wird:

„Gebärt sie einen jungen Sohn,
So soll er Synkretismus heißen;
Wird's aber eine Tochter sein,
So heiße man sie Union!
Jedoch, geräth das Werk nicht eben noch ins Stecken (Stocken),
So schwör' ich Stein und Bein,
Es wird die Mutter sammt der Brut verrecken."

Doch genug dieser unerquicklichen und beschämenden Erinnerungen! Danken wir der vorgeschrittenen Aufklärung und der in ihrem Gefolge immer weiter ausgebreiteten Toleranz, daß wir Aehnliches in unsrer Zeit nicht mehr zu hören und zu lesen bekommen. Oder wie? Wären wir davor auch jetzt noch nicht sicher? Wäre es wahr, daß auch in unsrer Zeit bei einer großen geistlichen Versammlung ein Theolog, der als Vertreter einer starken Partei gilt, alle Religionsgemeinschaften außer der strenglutherischen (d. h. was diese Partei so nennt) als „Ausgeburten des Teufels" oder mit einem ähnlichen Scheltwort bezeichnet hätte? Nun, so wäre es um so nothwendiger, jene Beispiele von Zelotismus, Glaubenshaß, Zank- und Verketzerungssucht unter den verschiedenen Religionsgenossenschaften aus einer im Vergleich zu der unsrigen noch finstern und ungebildeten Zeit diesen neuen Eiferern und Gegnern der Toleranz als einen Spiegel vorzuhalten, damit sie darin sehen mögen, zu welch häßlichem Zerrbilde unter den Händen einer ausschließenden und engherzigen Orthodoxie das milde Himmelsantlitz christlicher Frömmigkeit, Sanftmuth und allgemeiner Menschenliebe entstellt werden kann!

Denn von allen Epochen, in denen eine einseitig confessionelle Richtung das religiöse Leben und die Wissenschaft zu beherrschen sucht, gilt dasselbe, was Logau von seiner Zeit (der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts) sagt:

„Lutherisch, Papstisch und Calvinisch,
Diese Glauben alle drei
Sind vorhanden; doch ist Zweifel,
Wo das Christenthum denn sei."

Kleine Zeitung.

— Das neueste Drama Friedrich Hebbels „Gyges und sein Ring" wird jetzt vielfach erwähnt und besprochen, und da es in der That — wie sich dies bei Hebbel immer voraussetzen läßt — eine bedeutende Erscheinung ist, so behalten wir uns vor, ausführlicher darauf zurückzukommen. — Was die Dramen Hebbels überhaupt auszeichnet, die bewußte aber „versteckte" Symbolik, die Feinheit der psychologischen Motive, die bedeutsame Prägnanz der Rede finden wir auch hier, aber der Eindruck der Künstlichkeit ist diesmal stärker und für die Unbefangenheit des Genusses störender als jemals früher, weil er sich nicht nur an den Einzelnen erzeugt, sondern durch das Ganze, durch den Widerspruch des mythischen Stoffes, der an sich das Gepräge einfachster Menschlichkeit trägt, und einer Behandlung, welche das Raffinement der Gefühle und Gefühlsmotive zur Geltung bringt — einen Widerspruch, der das ganze Drama durchzieht — hervorgebracht werden muß. Es ist dem Dichter allerdings gelungen, die Fabel, deren Angelpunkt für die moderne Empfindungsweise oder Prüderie etwas „Robes" hat, zu idealisiren und — im besseren Sinne des Worts — „salonfähig" zu machen. Aber die ästhetische Befriedigung bedingt dieses Gelingen, diesen Sieg über eine Schwierigkeit, die der Dramatiker suchte, nicht, und eben so wenig die Aufführbarkeit, aus welcher sich Hebbel selbst freilich Nichts macht, die aber dem wahren Drama durchaus zukommen muß.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Halbjahrpreis 20 Sgr.

Digitized by Google

Unter Mitwirkung
von
A. Diedermann, O. Roquette, J. Saupe, O. Schade, F. Schöll, Ch. Schuchardt
herausgegeben.

№ 44. 2. November 1856.

Johann.

Eine Erzählung von O. Roquette.

(Fortsetzung.)

Zur anberaumten Stunde wirbelte der Staub auf dem einsamen Waldwege empor, Pferdegestampf wurde hörbar und die Herzen der Hausbewohner schlugen lauter. Eine nie gesehene Erscheinung, ein Jockey in rother Jacke, sprengte daher, hielt vor dem Hause und fragte in jenem frechen Tone, dessen sich vornehme Bedienten in Gasthöfen bedienen, ob hier das für die Herrschaft bestellte Quartier zu finden sei. Er betrachtete das Haus und schien zu stutzen, als er eine bejahende Antwort erhielt. Gleich darauf trabte ein Reiter mit einer Dame herbei. Frau Brandt faßte ein Herz und trat entschlossen vor, die Männer folgten langsam. Eugen v. Alden, der Majoratsherr, sprang vom Pferde, nickte flüchtig und hob die Gräfin Hildegard aus dem Sattel. Mittlerweile kam der Reisewagen herbei, der den Grafen, die Kammerjungfer und den Bedienten trug. Der Graf warf, nachdem er ausgestiegen war, einen erstaunten Blick über die Umgebung und sagte: Mon dieu, mein Herr Neveu, das ist das Forsthaus? Hier will Er uns einquartiren?

Eugen lachte laut auf, Fräulein Hildegard sah ihren Vater überrascht und lächelnd an, die Bedienten lachten, die Kammerjungfer wendete sich um und kicherte, daß sie sich die Seiten halten mußte. Der Graf war von Allen am wenigsten heiter angeregt. Das scheint ja ein fürchterlicher Aufenthalt! sagte er zu Johann gewendet. Wie will Er uns denn hier unterbringen?

Digitized by Google

Johann fühlte bei dem Tone, den der Graf annahm, den heftigsten Unwillen in sich aufsteigen, doch suchte er sich einigermaßen zu bezwingen.

Wir haben gethan, was wir konnten, Herr Graf, entgegnete er. Das Haus selbst vermochten wir nicht durch ein besseres zu ersetzen.

Aber wir waren doch berichtet, rief der Graf, daß ein gutes Wohnhaus hier zu finden sei!

Sicherlich nicht durch mich, entgegnete Johann.

Der Oheim warf ihm einen entrüsteten Blick zu, wie einem Bedienten, der zu widersprechen gewagt hat.

Wir sind falsch berichtet — nahm Eugen das Wort — es ist abscheulich! Lassen Sie uns sofort wieder umkehren, cher oncle. Wenn wir uns beeilen, finden wir in der nächsten Dorfherberge noch eine bessere Aufnahme als in dieser Räuberhöhle.

Der Graf schien nicht übel Lust zu haben auf den Vorschlag einzugehn. Da überwand Frau Brandt ihren Schreck über diese Begegnung und rief: Wollen denn die Herrschaften die Zimmer nicht wenigstens ansehn? Es ist Alles aufs Beste eingerichtet.

Gewiß, liebe Frau! sagte Hildegard in gütigem Tone. Wir bleiben. Was können diese guten Leute dafür, Papa — fuhr sie zum Grafen gewendet fort — daß wir uns getäuscht haben? Ueberdieß haben wir ja so viel zur Aushülfe bei uns, daß wir uns für einige Tage einrichten können. — Mit diesen Worten ergriff sie die Hand ihres Vaters und führte ihn in das finstre unfreundliche Gebäude.

Kisten und Kasten, Schachteln und Bettsäcke, Körbe und Koffer wanderten nun aus dem schweren Reisewagen ins Haus, als gälte es Monate darin zu hausen, und es begann ein Treiben der fremdesten und buntesten Art darin. Der Förster hatte im Stalle vollauf zu thun; seine Frau fand gleich reichliche Geschäfte in der Küche, wobei sie die Pasteten und sonstigen Vorräthe wie ungeahnte Wunderwerke bestaunte. Nach Johann fragte kein Mensch, er war überflüssig, und zu stolz, um sich in eine Gesellschaft zu drängen, die ihn nicht begehrte, ging er auf sein Zimmer, eine Bodenkammer, die statt des Fensters nur ein Luftloch und an Geräthschaften nur ein Bett und einen Stuhl mit drei Beinen und ohne Lehne besaß. Hier konnte seines Bleibens natürlich nicht lange sein. Er ging in den Garten. Seine Lage war die unerfreulichste. Eine ganz neue Welt hatte ihn plötzlich aus der seinigen herausgedrängt, und er fand kein Mittel, ihr zu begegnen, oder sich ihr zu nähern So schritt er dem Walde zu.

Der Graf Wartenberg war ein Mann in seinen besten Jahren. Groß und etwas dick, sehr gesund, ein vornehmer aber heitrer Lebemann, der womöglich jede Unbequemlichkeit aus seinem Leben entfernt wünschte. Seine Besitzungen waren ausgedehnt und reich, entbehrten aber eines schönen, bequemen und geräumigen Hauses. So lange er, nach dem frühen Tode seiner Frau allein stand, hatte er seine geselligen Freuden lieber in der Stadt gesucht, und die Erbauung eines Schlosses auf die Zeit verschoben, da seine Tochter die Pension verlassen würde. Dies war seit einem Jahre geschehen, und sie, die Alles über ihn vermochte, nahm ihn nun beim Worte. Er war bereit und freute sich mit ihr auf Tage heitrer Geselligkeit auf einem seiner Güter. Aber diese hatten eine reizlose Lage und Hildegard hatte sich in den Kopf gesetzt in einem „romantischen" Schlosse zu wohnen. Man ging zu Rathe, und endlich fiel dem Grafen jenes Forsthaus ein, in welchem sein verwahrloster Neffe hauste. Es

Digitized by Google

lag entlegen von ſeinem gewöhnlichem Wege, er erinnerte ſich nicht es jemals beſucht zu haben, doch war ihm von einem ſeiner Beamten verſichert worden, daß Hügel, Wälder und Wieſen dort ſehr „romantiſch“ abwechſelten. Von nun an drang Hildegard darauf, das Forſthaus zu beſuchen, und wie er denn ihren Bitten niemals widerſtehen konnte, willfahrte er ihr endlich und um ſo lieber, als Eugen verſprach, mit von der Partie zu ſein.

Hildegard hatte ſchnell ihren Anzug gewechſelt und trat jetzt mit ihrem Vater und Eugen in den Garten. Ach! rief der Letztere lachend: Das ſtellt gewiß den Garten vor! Ein Kohlpark! Nichts als Kohl! — Hildegard aber ſchritt, unbeirrt vom erſten Eindruck, leicht und ſchnell voran, und rief nach einigen Schritten: Und doch läßt ſich hier etwas thun! Seht nur, da unten die Wieſe, und den Buchenhügel da drüben! Hier muß das Schloß hergebaut werden! — Aber Kind, warf der Graf ein, der Platz da vorn zwiſchen den trocknen Kiefern iſt doch zu unfreundlich! Der ganze Ort iſt zu entlegen und unbequem: — Das nächſte Dorf ſoll nur eine kleine Stunde von hier entfernt ſein, wie mir die alte Frau im Hauſe ſagt, fuhr Hildegard fort. Und, ſiehſt du, Papa, es iſt doch der einzige Ort auf unſeren Beſitzungen, wo man die Gegend etwas romantiſch machen kann! Gefallen dir die Kiefern da oben nicht, ſo ſtellen wir das Haus etwas tiefer, und machen die Auffahrt von der Wieſe her. Die Birken da unten werden weggeſchlagen, auf dieſe Weiſe gewinnen wir die ſchönſte Ausſicht. — Es wurde weiter über den Plan geſprochen. Eugen theilte die Bedenklichkeiten ſeines Oheims. Indem die Geſellſchaft nach einer Stunde des Umherwanderns, zum Hauſe zurückkehrte, kam der Bediente und lud ſie zu Tiſche.

Unſer Vetter Johann wird doch mit uns eſſen? fragte Hildegard. — Warum nicht gar! rief Eugen. Laſſen wir ihn bei Seite, er würde ſich und uns geniren. Oder möchte die ſchöne Couſine dieſen Sohn der Wildniß zu erziehen ſuchen? — Fordern wir ihn nicht auf, ſagte der Graf beiſtimmend, wir ſind ſolchen ungehobelten Waldmenſchen bei Tiſche nicht gewohnt. — Hildegard jedoch wendete ein, daß er der Wirth ſei, und ſie halte es für rückſichtslos, wenn ſie, die Gäſte, ſich ohne ihn zu Tiſche ſetzten. Sie wußte noch mehr Gründe, und endlich gab der Graf nach. Johann kam glücklicherweiſe eben nach Hauſe zurück. Kommen Sie, Vetter, rief Hildegard ihm entgegen, wir wollen zu Tiſche. — Johann war bei der Abendmahlzeit ein kalter und unzugänglicher Geſellſchafter. Der Graf und Eugen wendeten ſich mit keinem Wort an ihn. Hildegard jedoch wußte auf das Gewandteſte die Vermittlerin zu machen. Johann war unbekannt mit den Formen der feinen Geſellſchaft, blöde und ſchweigſam von Natur, und doch gelang es ihr ihn reden zu machen, wenngleich ſeine Antworten meiſt kurz und knapp waren. Er fühlte die demüthigende Behandlung ſeines Oheims und Bruders ſehr tief und ſetzte ihr einen unbeugſamen Trotz entgegen, unter deſſen Eindruck die beiden andern ſich auch eben nicht behaglich fanden.

Bei Hildegard war es jedoch nicht blos geſellige Rückſicht oder Aufopferung, wenn ſie eine Annäherung der feindlichen Parteien anzubahnen ſtrebte. Sie hatte ſo viel Abſchreckendes von ihrem Vetter Johann, dieſem Waldmenſchen, dieſem verkommenen, verwilderten Subjekt, das ſeiner Familie völlig unwürdig ſei, gehört, daß in ihrer Mädchenphantaſie ſo ein Mittelding zwiſchen einem Orang Utang und einem betrunkenen Kutſcher, der ſie einmal umgeworfen hatte, entſtanden war. Nicht ohne ein geheimes Grauen hatte ſie daher ſeiner Bekanntſchaft entgegen geſehn. Aber ſie fand ſich ſehr zu ihrer Befriedigung enttäuſcht. Sie ſah eine hohe kräftige Geſtalt vor ſich, die ſich in dem grünen Jagdrocke ſtattlich genug aus-

Digitized by Google

nahm. Sie sah ein männlich gebräuntes, aber kein wildes Verbrechergesicht. Die finsteren tief liegenden Augen schienen ihr eher interessant, als abschreckend. Kurz der erste Eindruck der fremden Gestalt war nicht nur beruhigend, Hildegard fand sogar, daß der Majoratsherr gegen seinen Bruder äußerlich etwas in Schatten trat. Eugen war kleiner, verhältnißmäßig gut, aber schmächtiger gewachsen. Seine Gesichtsfarbe war etwas blaß. Freilich stand ihm der wohlgepflegte Backenbart vortrefflich, freilich war er an Kleidung, noblen Manieren und feinem Takt ein vollendeter junger Weltmann. Er war auch geistvoll, hatte mancherlei gelernt — in allen diesen Stücken stand Johann so tief als möglich unter ihm. Alles in Allem, die junge Dame fühlte sich angenehm enttäuscht, sie mochte das Verwandtschaftsgefühl nicht aufgeben, und in ihrem Herzen war schnell der Plan entstanden, den Vetter mit seinem Bruder und ihrem Vater zu versöhnen. Mit Eugen stand sie auf einem vertraulich neckenden Fuße, mit ihrem Vater wußte sie bald liebevoll, bald schalkhaft umzuspringen, so wurde sie zum Mittelpunkte des Verkehrs und leitete das Gespräch in der liebenswürdigsten und gewandtesten Weise.

Als Johann sich spät Abends in seine Kammer zurückzog, war er von ganz neuen Empfindungen erfüllt, die ihn lange keinen Schlaf finden ließen. Zum Erstenmal war ihm das Familienleben nahe getreten. Er hatte die verschiedenen Beziehungen gegenseitiger Achtung, liebevollen Zuvorkommens, heitrer Geselligkeit, fröhlichen Spiels mit kleinen Begebnissen und Worten kennen gelernt, Beziehungen die ihm ganz neu und unbekannt waren. Glaubte er gleich seinen Oheim und Bruder von ganz anderer Seite zu kennen, so sah er beide doch hier, wo ein liebenswürdiges Mädchen jeden von der besten Seite zu nehmen suchte, frei von Schroffheit und Härte, in Freundlichkeit und schöner menschlicher Weise mit einander vereint. Wie viel entbehrt der, der ohne Familie aufgewachsen ist! Ohne sich dieser Entbehrung noch recht bewußt zu sein, sah Johann plötzlich ganz neue Verhältnisse vor sich, die er niemals besessen, und denen er vermöge seiner ganzen Existenz entfremdet schien. Und zum Erstenmal überkam ihn der Gedanke, daß das, was er bisher verachtet hatte, wohl auch wünschenswerthe Seiten haben könnte.

Das Haus in dem düstern Kiefernwalde war nun in den nächsten Tagen der Mittelpunkt des lebendigsten Lebens geworden. Die Gesellschaft durchstreifte, bald zu Fuß, bald beritten, die Umgegend, und da Johann ihren Führer abgeben mußte, und der Graf manche Fragen beantwortet wünschte, mußte man seine Gegenwart gestatten. Hildegard fuhr fort ihn als Vetter zu behandeln, sich gelegentlich kleine Dienstleistungen von ihm zu erbitten, und ihn in die Unterhaltung zu ziehen. Ihr allein gelang es, seine Starrheit zu lösen, er thaute auf in ihrer Gegenwart, verschloß sich jedoch dem Wesen der Männer wieder, so bald ihr segensvoller Einfluß eine Stunde lang fehlte. — Für die Ausflüge zu Pferde war, da man nur drei Reitpferde hatte, ein Wagenpferd, welches gelegentlich schon manchmal ausgeholfen hatte, für Johann bestimmt worden.

Am Nachmittage des dritten Tages, als man schon von der Abreise am nächsten Morgen sprach, ritt die Gesellschaft einem entfernteren Punkte zu, wo die Gegend eine noch schönere Abwechselung bieten sollte. Schon waren sie in die Nähe gekommen, als Eugen ausrief: Dort ist der Platz für das Schloß! Das Dorf da unten gewährt einen lebendigeren Anblick, als die einsamen Waldhügel! Er spornte sein Pferd und sprengte voraus, der Graf folgte ihm schnell. Johann kam mit seinem Pferde nicht zurecht, und Hildegard, die ihm

Digitized by Google

lächelnd zusah, sagte schalkhaft, indem sie auf eine in der entgegengesetzten Richtung stehende Birke zeigte: Wer von uns beiden ist zuerst dort am Ziele? — Im Augenblick sprengten beide darauf hin. Johann fühlte, als er an der Seite des schönen Mädchens dahin flog, wie eine berauschende unbekannte Glut ihn durchströmte, ein Taumel ergriff ihn, in welchem es ihn ohne Wahl zu irgend einer That hinriß. Er ergriff, nachdem beide zu gleicher Zeit am Ziele angelangt waren, Hildegards Pferd am Zügel und riß es mit sich fort um eine Waldecke, in die Wildbahn hinein. Hildegard erschrak, hielt sich aber im Sattel. Wieder ging es um eine Ecke, im wildesten Galopp ins Thal hinunter. Die Zweige streiften an den Reitenden hin, die Vögel flogen auf, der Staub bob sich in Wolken empor. Jetzt ging der sausende Ritt über einen Wiesenweg, in den Laubwald hinein. Das Mädchen wurde angstvoller, sie mußte mit aller Kraft an sich halten, es schien ihr der Moment gekommen, wo sie den furchtbaren Wilden in Johann erkennen sollte, und alle früheren Schreckbilder tauchten in ihr auf. Johann aber riß die Reiterin mit sich fort in den Wald, als wollte er sie entführen, die Pferde ächzten und trieften vom wilden Galopp. Da endlich hemmte ein Dickicht den Weg, und Johann hielt den Lauf der Thiere auf. Hildegard flog am ganzen Körper vor Schreck und Anstrengung, dennoch aber fragte sie herzhaft: Vetter, was fällt Ihnen ein!

Sie haben mich zu einem Wettlauf aufgefordert, Fräulein! entgegnete Johann Athem holend.

Hildegard wurde ruhiger. Das war kein Wettlauf, erwiederte sie. Sie haben mein Thier gezwungen Ihnen zu folgen und das war wider die Abrede Ich bin Ihnen böse! Aber ich muß einige Minuten absitzen, der Ritt hat mich angegriffen. Helfen Sie mir vom Pferde.

Jetzt erst überkam Johann das Bewußtsein seiner Gewaltthat, zugleich mit Verwirrung und Scham. Er befolgte Hildegards Befehl, ohne ein Wort der Entschuldigung finden zu können. — Mich dürstet sehr, sagte sie, nachdem sie abgestiegen war. Sehen Sie zu, ob dort in dem Gebüsch einige wilde Beeren zu finden sind. — Johann band die Pferde an einen Baum, und gehorchte schweigend dem Gebot seiner Dame. Nachdem er sich entfernt hatte, ordnete sie eilig ihre Locken, die vom schnellen Ritt in Verwirrung gerathen waren, indem sie zuweilen einen scheuen Blick rückwärts auf ihren Entführer warf. Dann setzte sie sich ausruhend auf einen bemoosten Stein und sah in lächelnder Erwartung Johanns Rückkehr entgegen. Wer mit kundigen Augen die schöne jugendliche Gestalt hier im Walde hätte sitzen sehn, würde eins der anmuthigsten Bilder entdeckt haben. Solche Augen hatte aber Johann nicht. Er schlug die seinigen nieder, als er zurückkehrte und Hildegarden eine Hand voll Brombeeren überreichte. Sie nahm sie dankbar an und sagte, indem sie sich daran erquickte: Vetter, Ihnen soll verziehen sein, wenn Sie mir Ihr Wort geben, daß dergleichen nicht wieder geschieht!

Ich gebe es Ihnen, entgegnete Johann. Aber ich kann nicht dafür stehen, daß Sie nicht in andern Fällen mein Betragen verabscheuen müssen.

Das wäre schlimm! erwiderte Hildegard. Also verlangen Sie, daß ich Ihnen nach jedem Verstoß das Wort abnehme, daß gerade diese eine Handlung nicht wiederkehren solle? — In meiner Einsamkeit ist gute Sitte schwer zu lernen, sagte Johann nach einer Pause.

Digitized by Google

Doch, fuhr er fort, Sie reisen morgen ab, Sie werden durch mein Betragen nicht mehr beleidigt werden.

Wissen Sie was, Vetter — rief das Mädchen schnell, kommen Sie den Winter über zu uns in die Stadt! Wir sind Verwandte und kennen uns doch so wenig. Versprechen Sie mir, daß Sie uns besuchen wollen.

Diese Einladung würde Ihnen der Herr Graf und mein Bruder wenig Dank wissen, sagte Johann, der sich durch seine freundliche Gefährtin wie zu einem freieren Menschen umgewandelt fühlte. Er setzte sich auf einen Stein in Hildegards Nähe und fuhr fort: Ich bin nun einmal der ungebildete, rohe Mensch, den man dazu bestimmt hat im abgelegenen Walde zu leben. Nicht wahr man hat Ihnen nur Böses von mir erzählt?

Hildegard zögerte mit der Antwort. Nach dem, was Sie mir vorhin angethan haben — sagte sie dann — finde ich Sie zwar immer noch wild genug, aber doch nicht so schlimm als ich mir gedacht hatte.

So werden die Andern nicht denken, entgegnete Johann mit einer beglückenden Empfindung. Ich mag Niemand Vorwürfe machen. Aber wie ich bin, so mußte ich werden, denn Sie, mein Fräulein, sind das erste menschliche Wesen, das mir mit Güte begegnet. Von Andern hab ich nichts Freundliches erfahren. — Ehe wir weiter sprechen, Vetter, fiel Hildegard ein, lassen Sie mich einen Vorschlag machen. Nennen Sie mich nicht immer so ceremoniös „mein Fräulein;" nennen Sie mich Cousine, ich sage ja auch Vetter zu Ihnen. Nun also weiter.

Johann hatte nicht die Gewandtheit, nach diesem ihm so wichtigen Vorschlage, den Faden der Unterhaltung wieder anzuknüpfen. Hildegard mußte ihm zu Hülfe kommen. Sie haben keine glückliche Jugend gehabt? fragte sie.

Glückliche Jugend! Das war ein Wort, welches unserm Helden wie mit einem Zauberschlage eine neue innere Welt zeigte, und bewirkte, daß ihm sein ganzes früheres Leben wie ein finstrer drückender Traum erschien. Er suchte nach Worten, und fand nur eine halbe, ungenügende Antwort. Aber Hildegard ließ nicht nach, sie bestand darauf, er solle ihr erzählen, Des Erzählens völlig ungewohnt, hatte Johann einen schweren Stand mit sich selbst. Er mußte in Betreff des Vaters seiner Dame Seiten berühren, die ihr unglaublich dünken, oder sie verletzen konnten, und seine Natur sträubte sich, in dieser Stunde von erlittenen Kränkungen und alten Jugendleiden zu sprechen. Gleichwohl hatte er zuerst dem Gespräch diese Wendung gegeben und mußte sich einer Erzählung seines Lebens fügen. Aber indem er seine schöne Verwandte betrachtete, die es werth genug hielt, Antheil an ihm zu nehmen, gestaltete sich Alles was er zu sagen hatte, milder, und so erzählte er denn, von ihr ermuthigt, einen Theil seiner einfachen Schicksale. Hildegard fühlte aus diesen Geständnissen manches von der Wahrheit, die er zu verhüllen suchte, heraus, sie sah, daß ein volles jugendliches Gemüth früh unterdrückt und in seiner Entwickelung gebrochen worden war und hörte ihm mit der theilnehmendsten Aufmerksamkeit zu. — Endlich schwiegen Beide. Hildegard stand auf, und sagte: Ich gebe Ihnen mein Wort, Vetter, die Irrungen zwischen Ihnen und meinem Vater sollen aufhören. Aber thun sie auch etwas dazu. Treten Sie ihm nicht kalt und verschlossen entgegen. Er ist so gut und liebevoll, wenn man ihm mit Liebe begegnet. Doch es ist spät geworden, wir müssen an den Heimritt denken. — Die Sonne war hinter den Hügeln hinabgesunken. Johann half seiner Gefährtin in den Sattel

Digitized by Google

und Beide trabten auf einem kürzeren Wege dem Forsthause zu. Johann schien von dieser Stunde an eine bessere Wiedergeburt zu feiern. Frei und leicht, wie nie in seinem Leben, empfand, dachte und sprach er, und Hildegard, angenehm durch die Erfolge ihrer Bemühungen berührt, fand sich schnell in ein offnes geschwisterliches Verhältniß zu ihm. Unter lebhaftem Gespräch und Lachen war der Weg bald zurückgelegt, und schon wurde das Haus sichtbar, als ihnen der Bediente, der sie gesucht hatte, in der größten Bestürzung entgegen eilte. Die Nachricht, welche er brachte, fiel wie ein vernichtender Blitzstrahl in die heitre Stimmung unsrer Freunde. Der Graf Wartenberg war in jenem Augenblick, da Johann und Hildegard den Wettlauf begannen, seinem Neffen Eugen gefolgt, um den Platz zu betrachten, den dieser für die Erbauung des Schlosses günstig hielt. Da stürzte er mit seinem Pferde auf dem unebnen Waldboden, und konnte sich nicht wieder erheben — er hatte das Bein gebrochen. Mit dem Wagen war er ins Haus zurück geschafft worden.

Der Schreck und die Verwirrung, die dieses Ereigniß hervorbrachten, war außerordentlich. Hildegard stürzte leichenblaß auf das Lager ihres Vaters zu, dieser aber ertrug sein Leiden mit männlicher Fassung und ermahnte seine Tochter sich zu trösten. Am ungebärdigsten benahm sich Eugen. Er fluchte auf das abscheuliche Haus und die Gegend, verwünschte die ganze Reise und sprach in nicht gelinder Form seinen Mißmuth über die Möglichkeit aus, daß man nun vielleicht Wochen lang in dieser Räuberhöhle werde verweilen müssen. — Der Förster Brandt, der nach der nächsten Stadt geritten war, um einen Arzt zu holen, kam mit diesem gegen Morgen zurück. Eugen bestand auf eine Translokation des Leidenden nach der Stadt, wo die Familie für den Winter zu wohnen pflegte, der Arzt jedoch erklärte dies für gefährlich und drang seinerseits auf Ruhe und Verweilen am Orte. Er verschwieg nicht, daß dies ein paar Monate währen könne. Traurige Aussichten, bei welchen Eugen halb außer sich gerieth! Schon begann der Herbst das Laub gelb zu färben, ein Verweilen in dieser Wildniß bis in den späten November mußte daher manche Bedenklichkeiten erregen. Doch erklärte sich Hildegard bereit Alles mit ihrem Vater zu ertragen, während der Graf weniger für sich, als für sein verwöhntes Kind betrübt war. Er selbst traf daher alle Anordnungen den Aufenthalt durch Herbeischaffung von Bequemlichkeiten angenehm, oder doch erträglich zu machen. Eugen wurde beauftragt die Sorge dafür in der Stadt zu übernehmen. Er nahm einen zärtlichen Abschied von dem Oheim und seiner Cousine und reiste ab. Einige Tage darauf erschien ein schwerer Möbelwagen vor dem Försterhause, von dem allerhand Geräthschaften, darunter sogar ein Fortepiano und eine Kiste mit Büchern abgeladen wurden. Eugen aber kam nicht mit. Er schrieb seinem Oheim, wie er von Freunden aufgehalten werde, die sich bei der beginnenden Saison schon zu sammeln anfingen, sprach von fesselnden Geschäften, und von der allgemeinen Theilnahme, die des geliebten Oheims Unfall errege, und schließlich gab er das Versprechen, recht bald einen Besuch bei ihm zu machen, sogar einige Gäste mit zu bringen. Der Graf billigte diesen Brief vollkommen, Hildegard aber faltete ihn schweigend zusammen und legte ihn bei Seite.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Friedrich Hebbels „Gyges und sein Ring".

Das Vorwort, welches Hebbel zu seinem neuesten Drama gibt — dem ersten, welches einen rein mythologischen, wenigstens nach der gäng und gäben Ansicht rein mythologischen Stoff behandelt, aber nicht in unverfälschter Reinheit beläßt — ist diesmal ein kurzes und und poetisches. Es lautet:

Einen Regenbogen, der, mindergrell als die Sonne,
Strahlt in gedämpftem Licht, spannte ich über das Bild;
Aber er sollte nur funkeln, und nimmer als Bruder dem Schicksal
Dienen, denn dieses entsteigt einzig der menschlichen Brust.

Der Gedanke dieser Distichen, die, was die Form anbetrifft, unläugbar schlecht sind, ist die bestimmte Beziehung des alten, „daß die Dichtung der Wahrheit ein bildliches oder mythisches Gewand gibt," auf die Tragödie, d. h. auf die Darstellung des Schicksals. Das Schicksal des Menschen liegt in ihm — „Schicksal und Gemüth sind verschiedene Worte für einen Begriff" — der Dichter aber veranschaulicht die Entwicklung desselben, indem er es als ein äußerlich gegebenes, vorherbestimmtes und sich erfüllendes darstellt. Das hat die griechische Tragödie so einfach und streng gethan, als es ihre Gebundenheit an den religiösen Volksmythus bedingte: das Schicksal erscheint in ihr als die allem menschlichen und göttlichen Wollen jenseitige Macht, welche sich räthselhaft offenbart, und die räthselhafte Vorherbestimmung trotz allen Gegenstrebungen und durch diese zur Thatsache durchsetzt. Die moderne Tragödie dagegen, irreligiös, wie sie ist, geht von der Voraussetzung der menschlichen Freiheit aus, und zeigt, wie aus den Conflicten, die diese Freiheit entwickelt, das sogenannte Schicksal hervorgeht. Der Unterschied der antiken und modernen Tragödie besteht also darin, daß jene das Schicksal darstellt, diese aber nicht. Denn der Begriff des Schicksals ist die Nothwendigkeit, welcher gegenüber sich die menschliche Freiheit als Schein erweist, und wird diese Nothwendigkeit nicht mehr religiös angeschaut, aber „wissenschaftlich" begriffen, so ist sie der Gedanke der geschichtlichen Nothwendigkeit, des historischen Gesetzes, welches sich mitten durch die Illusionen der Einzelnen, „Geschichte zu machen", hindurch, also auch mittelst dieser Illusionen erfüllt oder vollzieht. Wenn daher moderne Dichter zu der Schicksalsidee und zu mythischen Stoffen zurückgreifen — denn Beides bedingt sich, da alle Mythen ohne Ausnahme Darstellungen der Schicksalsidee sind, und die poetische Veranschaulichung dieser Idee als solche zum Mythus wird — so wollen sie die geschichtliche Nothwendigkeit symbolisiren. Weil aber hiernach das Symbolisirungsbedürfniß, welches zum Mythus zurücktreibt, kein bloß formelles — etwa das Bedürfniß einer abgerundeten und abgeschlossenen „classischen" Darstellung ist, so ist den Modernen die einfache Wiederaufnahme der antiken Schicksalsidee, deren starre Fassung dem modernen Bewußtsein widerstrebt, unmöglich. Deßhalb finden wir z. B. in Schillers „Braut von Messina" — welche der erste großartige Schritt zu einer Vermittelung des antiken und modernen Dramas ist — neben der Darstellung des gegebenen und sich erfüllenden Schicksals eine historische und psychologische Motivirung des Geschehenden, in welcher die Jenseitigkeit der Schicksalsmacht theilweise aufgehoben erscheint. Ueber dieses Nebeneinander muß die Tragödie — die Tragödie, die wir zu erwarten haben — hinauskommen, in der Hebbel'schen Tragödie aber finden wir zu diesem Ziele keinen Fortschritt. Hebbel hat die einfache Sage, in welcher das Walten des Schicksals nur ausgesprochen, aber nicht näher bestimmt ist,

Digitized by Google

einerseits zu einem schillernden Wunderspiele auseinander gesetzt, andrerseits zu einer psychologisch interessanten Geschichte ausgestaltet, und zwar ohne das ausgesponnene Wunder zu einem innern Zusammenhange zurückzuführen, und indem er den Widerspruch, in welchem die Feinheit der psychologischen Motivirung zu dem Character einer „vorgeschichtlichen", d. h. urgeschichtlichen Begebenheit steht, fortgesetzt hervortreten läßt.

In der Erzählung Herodots ist der unsichtbar machende Ring, der ein sagenhaftes Attribut des Gyges ist, ganz bei Seite gelassen, in Hebbels Tragödie dagegen spielt er eine große Rolle. Einerseits dient er dazu, die Handlung zu verfeinern und die Situationen romantischer zu machen — worauf wir nachher zurückkommen — andrerseits erscheint er als das kleine, unscheinbare Werkzeug, dessen sich das Schicksal bedient, und soll die Geschichte, welche sich vor uns entwickelt, mit der großen Göttergeschichte verknüpfen. Aber wie geschieht das? — Gyges erzählt im ersten Akte weitläufig, wie er in Thrazien, vor Räubern flüchtend, in einem verfallenen Grabgewölbe den Ring gefunden und überrascht und überraschend seine Eigenschaft entdeckt hat — eine Erzählung, die durchaus keinen mythischen, sondern einen Mährchencharakter hat. Im letzten Akte, als das Unheil sich entwickelt hat, ruft Gyges: so, dieser Ring! und Kandaules sagt:

Du meinst, er wäre besser
In seiner Gruft geblieben! Das ist wahr!
Rhodopens Ahnung hat sie nicht betrogen,
Und Dich Dein Schauer nicht umsonst gewarnt.
Denn nicht zum Spiel und nicht zu eitlen Possen
Ist er geschmiedet worden und es hängt
Vielleicht an ihm das ganze Weltgeschick.
Mir ist, als dürft' ich in die tiefste Ferne
Der Zeit hinunterschaun, ich seh den Kampf
Der jungen Götter mit den greisen alten:
Zeus, oft zurückgeworfen, klimmt empor
Zum goldnen Stuhl des Vaters, in der Hand
Die granse Sichel, und von hinten schleicht
Sich ein Titan heran mit schweren Ketten.
Warum erblickt ihn Kronos nicht? Er wird
Gefesselt, wird verstümmelt, wird gestürzt.
Trägt der den Ring? — Gyges, er trug den Ring!
Und Gea selbst hat ihm den Ring gereicht.

Wir dürfen nicht annehmen, daß dies bloß eine aus der Aufregung des Moments hervorgegangene „Phantasie" des Kandaules sein soll, die ziemlich müßig wäre. Der Dichter macht vielmehr den Versuch, das Ringmährchen zum Mythus zu *erheben*. Aber abgesehen davon, daß wir einzelne Mährchenzüge, die zu dem jetzt heraufbeschwornen Bilde kaum passen wollen, noch nicht vergessen haben — z. B. daß Gyges den gefundenen Ring probirend an den Finger steckt, um zu sehen, ob er einem *Manne* gehört habe! — werden wir nur in die Region mythischer Vorstellungen versetzt, ohne daß sich ein bestimmter Mythus gestaltet, dessen abgegrenzter Inhalt der Untergang des heraklitischen Geschlechts sein müßte. *Vielleicht* hängt an dem Ringe das Weltgeschick — aber wie? Der Sturz der alten Götter und der Sturz einer Dynastie gibt allerdings eine Parallele ab, und der Ring könnte die Verblendung versinnbildlichen, welche den Repräsentanten der alten Herrschaft die Nähe der Gefahr verbirgt. Daß innerhalb der dramatischen Verwickelung der Feind als Freund naht

Digitized by Google

und den verblendenden Ring als Geschenk überreicht, könnte als eine interessante Wendung der Parallele gelten, hebt aber jedenfalls die Einfachheit der Symbolik auf, während eine Beziehung des Rings auf das Schicksal der Herakliden, ein Motiv ihres Untergangs, eine Vorherbestimmung, deren der eigentliche Mythus nicht entbehren kann, nicht hervortritt. Wir haben also in der That nur ein mythisches Farbenspiel, keinen ausgestalteten Schicksalsmythus, und kommen nach dieser Seite über die einfache Motivirung Herodots, daß Kandaules durch ein böses Verhängniß zu seinem Antrage getrieben worden sei, nicht hinaus. — Fragen wir weiterhin, inwiefern der wunderbare Ring zur Vermittelung der Handlung dient, so könnte man sagen, daß er das unbestimmte Gelüst des Königs, den Freund zum Zeugen für die Schönheit seiner Gemahlin zu machen, bestimme, indem er die Belauschung ermögliche. Aber eine Belauschung zu veranstalten, war an sich leicht, und wenn Herodot den Plan und seine Ausführung ziemlich weitläufig erzählt, so hat das nicht den Zweck, die Schwierigkeiten anschaulich zu machen, sondern ergiebt sich aus der Erzähler-Behaglichkeit, die dem Herodot eigenthümlich ist; wenn die Sache dennoch mißlingt, so ist das ein unglücklicher, für das Verhängniß nothwendiger Zufall. Doch — dieses sich hinter die Thür Postiren und dieses Davonschleichen haben etwas Unedles und der Ring macht es möglich, diesen unedlen Zug aus dem Bilde der Situation und des Helden zu entfernen. Der Ring ermöglicht, daß Gyges vor den Augen der Königin plötzlich auftaucht und verschwindet, daß sie zweifeln kann, ob sie nur eine Erscheinung gehabt oder Wirkliches erblickt, daß sich hieran eine interessante Entwicklungsgeschichte ihres Argwohns, der aufdämmernden und endlich hervortretenden Gewißheit knüpft, daß insbesondere die Schuld des Königs oder des Gyges eine Zeitlang fraglich bleibt; er ermöglicht, kurz gesagt, eine so zarte und fein psychologisirende Darstellung, wie es die Hebbel'sche ist. Dabei handelt es sich bei Hebbel nicht, wie bei Herodot, um den Anblick der nackten Schönheit, sondern um die bloße Entschleierung. Herodot sieht sich seinen Griechen gegenüber zu der ausdrücklichen Erklärung gemüßigt, daß es bei den Barbaren selbst für den Mann, um so mehr also für das Weib eine große Schande sei, nackt gesehen zu werden, Hebbel macht die Königin zu einer indischen oder halbindischen Königstochter, welcher der Schleier ein Theil ihres Selbst und von einem anderen Mann als dem Einen, dem es ziemt, gesehen zu werden, eine nur mit Blut zu sühnende Schmach ist. Der Dichter hat es also nicht gewagt, die naive Gestalt der Sage festzuhalten, und dagegen die Empfindlichkeit seiner Heldin, an die ost-orientalische Sitte anknüpfend, zu äußerster Zartheit gesteigert. In der That möchte es auch zu gewagt, für unser sittliches Gefühl verletzend seyn, wenn die nackte Erscheinung zum Angelpunkte einer sich in zugespitzten Reflexionen fortsetzenden, in diesen gewissermaaßen bestehenden „dramatischen" Handlung gemacht würde. Aber zunächst dürfen wir doch fragen, warum es überhaupt nothwendig war, grade die Geschichte des Gyges dramatisch zu behandeln, sodann müssen wir behaupten, daß die Erzählung des Herodot das gesunde sittliche Gefühl in keiner Weise verletzt, und endlich ließe sich doch eine dramatische Darstellung der Sage denken, welche die urgeschichtliche Gestalt, die naive Schönheit derselben festhielte, ohne für unser moralisches Gefühl peinigend zu seyn. Eine solche Darstellung würde aber allerdings die moderne Gefühlsdialektik ausschließen, sie würde nur einfache Motive zulassen, aber den Ausdruck gewaltiger Leidenschaftlichkeit fordern!

Bei Herodot erscheint die Gemahlin des Kandaules als das geistesgegenwärtige und

Digitized by Google

leidenschaftliche, verstellungsfähige und energische Weib: sie hat Aehnlichkeit mit der Rosamunde und der Brunhild der deutschen Sage. Ihre Handlungsweise hat ein doppeltes Motiv, eines, welches sie entschieden in den Vordergrund stellt, um sich das andere zu verhehlen — wie es bei Brunhild gleichfalls zu ahnen ist — sie bietet also ein eigenthümliches psychologisches Interesse, aber ohne daß von einem Raffinement des Gefühls die Rede seyn könnte. Statt einer solchen Heldin, deren ausgeprägte Gestalt uns erschrecken würde, ohne uns unnatürlich zu erscheinen, und uns anziehen könnte, ohne verführerisch zu sein, giebt uns Hebbel den Inbegriff der auf die äußerste Spitze gestellten weiblichen Schamhaftigkeit, die, in der Sitte wurzelnd, zu dem reizbarsten Selbstbewußtseyn entwickelt und ausgebildet ist, und das Schauspiel eines Heroismus, der aus der höchsten Zartheit der Empfindung hervorgeht. Der Gestalt der Heldin entsprechen die Helden: der milde, verhältnißmäßig aufgeklärte und schönrednerische König, und der tapfre Grieche Gyges, den Rhodopens Anblick in einen romantischen Schwärmer verwandelt. Bei solchen Gestalten muß die Handlung eine wesentlich innerliche, in der Reflexion der Empfindung bestehende seyn, während es vielleicht möglich wäre, aus dem Sagenstoffe einen historischen Mythus in starken und festen Zügen herauszuarbeiten.

Hebbel nimmt unter den gegenwärtigen Dramatikern eine einsame Stellung ein, die sein Talent zu einer hervorragenden macht. Er steht den Dramendichtern, die Schillers rhetorische Manier ohne seine Gestaltungskraft fortsetzen, wie den lyrischen Scenenspinnern auf der einen, den „Theaterdichtern", welche den äußerlichen Effekt suchen, in dem sie unmotivirt frappiren und überraschen, auf der andern Seite gleich entschieden gegenüber, und zwar ist er im Gegensatz gegen die ersteren Dramatiker, sofern der streng zusammengefaßte Ausdruck und die Bestimmtheit der Charakteristik den Dramatiker machen, im Gegensatz gegen die letzteren der sinnvolle und denkende Dichter. Aber seinen Dramen fehlt die Nothwendigkeit der dramatischen Form und der dramatische Lebensnerv, weil ihnen die Bestimmtheit des historischen Gedankens fehlt und ihr Motiv stets auf ein psychologisches Räthsel hinausläuft. — Der Gedanke, der im Ring des Gyges ausgesprochen und ausgeführt ist, daß die Sitte mit dem Glauben oder Aberglauben eng zusammenhängt, daß beide an Aeußerlichkeiten haften, und daß die Umwandlung einer sittlich-historischen Existenz, wenn sie auch allmählig vor sich geht, tragische Risse und Conflicte bedingt, bleibt viel zu allgemein, um der gestaltende Gedanke einer Tragödie zu seyn, und ein Held wie Kandaules, der sich über das überlieferte Gesetz nicht sowohl erhebt, als sich demselben bequem entzieht, wie er lüstern an dem Schleier seiner Gemahlin „zupft", entbehrt des tragischen Interesses: er verdient sich nur ein mattes Mitleid.

H. D.

Kleine Zeitung.

— Die Bemalung des Marmors wird vielleicht in nächster Zeit Mode werden, da der Anstoß dazu von einem an sich bedeutenden Künstler — dem Engländer Gibson in Rom — gegeben ist, und sein Beispiel voraussichtlich bei seinen Landsleuten, bei den Irländern und bei den Amerikanern, die bekanntlich eine auffallende Neigung zur Plastik entwickeln und in diesem Kunstgebiete nicht nur zahlreich, sondern auch durch tüchtige Kräfte vertreten sind, rasche und rücksichtslose Nachahmung finden wird. Was die deutsche Kunst anbetrifft, so hoffen wir, daß sie sich einer Verirrung, welche, wieweit sie nun sich greifen mag, nur eine vorübergehende seyn kann oder darf, kräftig entgegenstemmt — obgleich es unter den Bildhauern in Rom ein Deutscher, der königl. preuß. Pensionär Wolf ist, welcher zuerst in Gibsons Fußtapfen zu treten Miene macht. (Er hat jüngst eine Kanephore mit theilweiser Bemalung gearbeitet.) Gibson selbst hat eine entschieden antikisirende Richtung: er hält dafür, daß der Ideenkreis und die Darstellungsform der antiken Plastik nur erweitert, aber nicht verlassen werden können, ohne daß die Grenzen der schönen Kunst überschritten würden. Um so auffallender müßte die Neuerung, welche er unternimmt, seyn — da sie offenbar einer realistischen Tendenz entspricht, d. h. auf äußerliche Naturwahrheit hinausgeht — wenn nicht die Entdeckung, die man seit einiger Zeit gemacht hat und immermehr bestätigt findet, daß die antike Plastik in weitem Umfange farbige Stoffe (zum Beiwerk), so wie den Farbenauftrag in Anwendung gebracht hat, zur Erklärung dienen könnte. Wie weit indessen die alte Kunst in dieser Beziehung, so lange sie

Digitized by Google

noch nicht ausgeartet war, gegangen ist, läßt sich mit einiger Sicherheit kaum feststellen, und wenn sie auch weiter gegangen wäre, als man es wahrscheinlich finden kann, so könnte doch daraus die Berechtigung der modernen Plastik, sich gleichfalls der Farbe zu bemächtigen, nicht abgeleitet werden. Denn in der antiken Kunst blieb die Malerei unentwickelt, und wenn der plastische Künstler auch die Farbenwirkung heranzuziehen suchte — was auf keinen Fall geschah, um der äußerlichen Naturähnlichkeit näher zu kommen, sondern weil es ihm schwer wurde, auf die Wirkung des Farbencontrastes zu verzichten — so griff er damit nicht in das Gebiet einer selbständig entwickelten Kunst hinüber und trat nicht in eine Concurrenz; ein, welche der Plastik unmöglich ist. Dies würde gegenwärtig der Fall seyn: der moderne Plastiker, der Farben anwendet, kann uns nur als ein ohnmächtiger Maler erscheinen, oder — was noch weit schlimmer ist — als der Concurrent des Wachsfigurenfabrikanten, der die äußerste, eben deßhalb aber gespensterartig wirkende Naturwahrheit erreichen kann. Die moderne Plastik muß sich also darauf beschränken, auf das Formengefühl zu wirken, d. h. die reine Form, welche in der Natur nicht zur Erscheinung kommt, darzustellen, und dadurch denselben Eindruck, den die Antiken, wie sie uns überkommen sind, machen — wenn sie auch durch die Zeit entkleidet wären — hervorzubringen. Daß übrigens die Strenge, welche Gibson selbst bei seinen Darstellungen noch einhält, bei seinen Nachahmern schnell verschwinden würde, läßt sich mit Sicherheit annehmen. Die Neuerung kommt einem weichlichen, auf das niedlich oder üppig Reizende gerichteten Geschmacke, so wie dem Bedürfniß des gedankenlosen Luxus entgegen, und würde ihnen bald dienstbar werden. (Der „Amor mit dem Schmetterling" z. B., den Gibson geschaffen hat, würde unfehlbar der Vater einer zahlreichen Schaar äußerst süßer, goldlockiger, blauäugiger und rosig schimmernder Jungen werden. Die Gelegenheit, in der Form von Kunstwerken kostbare Stoffe zu besitzen, würde sich der Luxus nicht entgehen lassen — und wer darin einen Vortheil für die Kunst sieht, mit dem mögen wir nicht streiten.) Eine Anecdote, die von Gibson erzählt wird, zeigt, daß er Künstler genug ist, um über die Consequenzen seiner Richtung, wie sie hervortreten müssen, ernsthaft zu zürnen. Als ein Engländer, der seinen Narcissus in Augenschein nahm, mit enthusiastischer Bewunderung bei der (farbig dargestellten) Blume zu den Füßen der Statue verweilte, schlug er dieselbe in plötzlicher Erbitterung ab. Andere werden sich merken, wie leicht es ist, reiche Liebhaber zu gewinnen, indem man ihnen Gelegenheit gibt, ihren Geschmack für kostbare Nippes mit dem Ansprüche, Kunstwerke zu besitzen, zu vereinbaren.

— In der zweiten Hauptversammlung der „Verbindung deutscher Kunstvereine für bisterische Kunst" (am 29. und 30. September und 1. October) wurde die sofortige Bestellung eines neuen Bildes abgelehnt, dagegen beschlossen, eine Concurrenz auszuschreiben, bei welcher die einzelnen Künstler Oelskizzen einzusenden haben. Nach der durch Wahl bestimmten Oelskizze soll dann das Bild zu 4000 Thlr. bestellt werden. Das bei Menzel bestellte Bild („Das Zusammentreffen Friedrichs des Großen und Josephs II. in Neiße") ist bereits untermalt und gewann den Beifall der Besucher. Es stellt keine ceremonißse Staatsaction, sondern einen wirklich historischen Moment, das erste persönliche Gegenüber zweier großen Männer dar, von denen sich der jüngere zum Rivalen des gealterten, zu dessen Art und Persönlichkeit er den entschiedensten Gegensatz darstellt, erheben will.

— Rietschels Lessing ist von F. Brettschneider in Stahl gestochen worden und eben erschienen. (Preis f. B. 1 Thlr.) Rietschel hat zu diesem Stiche die Autorisation gegeben und sich mit der Ausführung sehr zufrieden erklärt.

— Die Buch- und Kunsthandlung von O. Zeiser in Nürnberg läßt unter der Leitung Kaulbachs in München und des Direktor Krellinger in Nürnberg die Holzschnitte Albrecht Dürers in genauer Nachbildung der schönsten Originale vervielfältigen. Die ersten Abdrücke zeichnen sich durch Reinheit der Ausführung aus. Das ganze ist auf 12 Lieferungen berechnet.

— Ferdinand David, der bekannte Geigenvirtuose, ist im Gewandhausconcert zu Leipzig am 5. Oktober nach längerer Unterbrechung wieder aufgetreten. Er hatte sich vor einem halben Jahre den Arm zerbrochen, und es war zu befürchten, daß dieses Unglück ihn zum Spiel unfähig machen, oder doch die Meisterhaftigkeit desselben beeinträchtigen werde. Diese Befürchtung ist durch sein Auftreten — der Vortrag einer neuen Composition von ihm selbst — gänzlich beseitigt.

— Eine Geschichte von der Sennora Pepita. Die Theaterchronik erzählt, Sennora Pepita — die für ein paar Sprünge, halbstündig fortgesetzt, in Berlin 25 Friedrichsd'or erhält — habe sich die höchst sückenhafte, durchaus unbrauchbare Partitur zu dem Tanz la porla gitana, die sie mitgebracht, von dem Musiker Reimbold vervollständigen, arrangiren und zum Theil neu componiren lassen, sodann aber die Forderung von zwei Friedrichsd'or für eine Arbeit, die dem Künstler zwei volle Tage und eine Nacht kostete „borrend" gefunden und die Bezahlung derselben verweigert!

— In der Abendzeitung berichtet ein gewisser Hellmuth — wie sich aus manchen Umständen schließen läßt, ein Pseudonyme — über das Weimarische Theater. Wir sehen von dem Werthe oder Unwerthe dieses Referats ab, müssen es aber auffallend finden, daß der Referent den Nichterfolg einzelner Stücke (z. B. der „Musikalischen Leiden" von „Jean Richard") auf persönliche Intriguen und eine gehässige Stimmung oder Gesinnung des ganzen Publikums zurückführen möchte. Eine derartige Anklage gegen das gebildete Publikum einer Stadt, mag es eine Residenz sein oder nicht, will überhaupt wohl bedacht sein und muß vertreten werden können, sie erscheint uns aber hier, wo sie zur Erklärung einer Thatsache dienen soll, die für den Unbefangenen keiner Erklärung bedarf, besonders leichtsinnig oder verdächtig.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Halbjahrpreis 20 Sgr.

Digitized by Google

Unter Mitwirkung
von
A. Diedermann, O. Roquette, J. Saupe, O. Schade, A. Schöll, Ch. Schuchardt
herausgegeben.

№ 45. 9. November 1856.

Weltorakel.

Von
Adolf Schöll.

Gleichwie im Wald, wenn windgestöret
Sich Wipfel neben Wipfel rauscht,
Kein Baum, der hin zum andern rauscht,
Dem andern lauscht,
Noch wird von ihm gehöret:

So brauset, Menschen, euer Meinen,
Und jeder, dumpf im eignen Sinn,
Hört nach dem Nachbar wenig hin,
Und wenig inn'
Wird Nachbars Witz den seinen.

Erklären Zwei sich zueinander,
Weil ähnlich ihre Rede schallt,
So fährt, was gleich gefällig galt,
Mißhellig bald,
Zerdeutet auseinander.

Und horchet Einer einsam nieder,
Auf Ja und Nein betrifft er sich,
Im eignen Busen irren sich,
Verwirren sich
Gedanken immer wieder.

Was Wunder, wandern gleich Gespenstern
Unruhig Mensch an Mensch vorbei?
Nie wird vom Wahn dies Ahnen frei,
Das Hahnenschrei
Verscheucht von hellen Fenstern.

Däucht einem Dies Vernunftbestreitung
Und meint er sichrer von Natur
Den Gang der Menschen-Wesen-Uhr,
Der lese nur
Die Allgemeine Zeitung.

Digitized by Google

Johann.

Eine Erzählung von O. Roquette.

(Fortsetzung.)

Das Leiden des Grafen ging langsam aber normal der Heilung entgegen. Er ertrug es mit Standhaftigkeit und war nur darauf bedacht, daß sein Kind nicht darunter zu leiden habe. Hildegard mochte das Lager ihres Vaters nicht verlassen, er aber drang darauf, daß sie sich die guten Herbsttage zu Nutze mache und mit Johann tägliche Spazierritte unternehme. An den Letzteren gewöhnte er sich mit der Zeit, und da Johann, Hildegarden zu Liebe, seinem Oheim gern in jeder Weise beistand, bei ihm wachte und ihn pflegte, wurde der gegenseitige Widerwille immer mehr überwunden. Der Graf verwunderte sich, in dem bösartigen Waldmenschen so viel Fügsamkeit und verständige Gesinnung zu finden, und nach einer Zeit von zwei Wochen fehlte er ihm, wenn er nicht mit Hildegard an seinem Lager saß. Freilich, wenn er ihn mit Eugen verglich, mußte er ihn tief unter den Letzteren stellen, aber der Irrthum, in welchem er sich eingewöhnt hatte, war ihm doch genommen, er fühlte, daß aus Johann doch etwas Andres hätte werden können, ja er machte in mancher einsamen Stunde schon Pläne, wie er ihn künftig noch als seiner Familie würdig präsentiren könne. —

Johann war in der glücklichsten Lage. Alles Edle, was in seiner Natur geschlummert hatte, erwachte, wuchs und erstarkte. Er fühlte bei dem veränderten Betragen des Grafen Theilnahme und die edelste Aufopferungsfähigkeit für seinen Oheim. Die Liebenswürdigkeit und ungetrübte Offenheit Hildegards, ihre Schönheit und Lebensfülle, waren das leuchtende Tagesgestirn, das seinen Segen über ihn ausgoß und ihm das Leben erst schön machte. Die Stunden, in welchen er mit ihr auszureiten pflegte, waren seine Lehrstunden, in welchen sich sein ganzes Wesen läuterte und umschuf. — Die schon länger werdenden Herbstabende suchte sich die Familie durch Musik, Vorlesung und Gespräch genußreich zu machen. Hildegard war sehr geschickt auf dem Klavier und sang mit schöner wohlgebildeter Stimme. Das Fortepiano stand im Zimmer ihres Vaters. Der Theetisch wurde vor das Lager des Grafen gerückt und der Kranke vergaß alle Qualen, wenn er das anmuthige Mädchen, bald wirthlich, bald künstlerisch, walten sah. Zum Vorlesen mußte sich oft auch Johann bequemen. Heimlich nahm er die Bücher, aus welchen gelesen wurde, mit, um sich vorzubereiten und sich vor seinen Zuhörern keine Schande zu machen, und bald gab man das Amt des Vorlesers ganz und gar in seine Hände. Aber wie tief hatte er dabei seine mangelhafte Bildung zu beklagen, wie betrübte er sich über die lange, leere, unbenutzte Zeit, welche ihn so viel aus seinen Schuljahren hatte vergessen lassen. In manchen Stunden empfand er diesen Mangel so tief, daß ihm das Glück der Gegenwart völlig dadurch entrückt ward. — In solcher Bekümmerniß schritt er einst durch den Garten, wo er in den verwilderten, nun schon blätterlosen Gesträuchen eine Bank entdeckte, auf die er sich niederließ. Er hatte erst am Abend vorher Gelegenheit gehabt Hildegards Geist, ihr ruhig richtiges Urtheil bei der Lektüre zu bewundern, er hatte ihrem Gesange zugehört, bei dem er in ein Gemisch von Entzücken und Andacht versunken war, und lebhaft stand in diesem Augenblicke die Gestalt des Mädchens mit all ihrer Anmuth, mit allen ihren Vorzügen vor seiner Seele. Was kann ich diesem liebenswürdigen, vollkommenen Geschöpf sein? dachte er. Sie, die jeden

Digitized by Google

Anspruch auf das Schönste und Beste machen darf, sie kommt aus einer glänzenden, genußreichen Welt in meine Einöde und gießt eine Fülle der Nachsicht und Güte über mich aus. Trotz dieses hohen Glückes, wie unglücklich bin ich, daß ich nichts gelernt, meinen Geist nicht dem ihren ebenbürtig gemacht habe! — Immer tiefer bohrten solche Regungen sich in sein Herz und Scham und Reue kamen dazu, ihn aufs tiefste zu demüthigen. Und wenn sie nun fortzieht — dachte er weiter — das Haus leer, und der Wald, den ich mit ihr durchstreifte, öde wird, wie soll ich dann leben und die alte Einsamkeit ertragen, nachdem ich das Glück des Beisammenlebens gekostet habe? Ihr in die Stadt folgen? Ich bin ein roher, unwissender Mensch, dessen Bekanntschaft ihr überall zur Schande gereichen würde! Wer zeigt mir einen Weg, mich ihrer würdig zu machen? — Trostlos stützte er den Kopf auf den Arm, als er leichte Tritte vernahm und ein farbiges Gewand durch die blätterlosen Zweige erblickte. Hildegard kam den Gang herunter. Rasch erhob sich Johann und schritt auf sie zu. Wo stecken Sie Vetter? rief sie ihm entgegen. Aber befremdet über den Ausdruck seines Gesichts, fuhr sie fort: Was fehlt Ihnen? Sind sie krank? Johann schwieg verwirrt. — Sie machen mir Angst, lieber Vetter, so reden Sie doch! — Johann sah in ihr offen besorgtes Antlitz und fand die Sprache wieder. Ach theure Cousine, rief er, ich dachte an die Zeit, wo Sie nicht mehr hier sein werden — und weiß nicht, was dann aus mir werden soll. Sie haben mir alles Schöne der Welt auf Einmal gezeigt, um es dann auch auf Einmal wieder mit sich zu nehmen und mich die Trostlosigkeit meines Lebens erst recht fühlen zu lassen! Er wollte weiter sprechen, da mußte er seine Natur plötzlich überwältigt sehen und der große starke Johann brach in heftige Thränen aus. Ein leichtes Roth überflog Hildegardens Antlitz, sie schlug die Augen einen Augenblick zu Boden, dann aber sah sie ihn klar und mit hellen Augen an. Johann, sagte sie, die Tage, welche ich hier verlebt habe, sind mir durch Ihre Gesellschaft angenehm und schön, ja sie sind mir noch mehr als das geworden. Sie, Vetter, hatte man mir schwer verlästert und ich fand einen wackeren Freund und Verwandten in Ihnen. Sie haben in edelster Weise die Verstimmung gegen meinen Vater bekämpft, dafür bin ich Ihnen ewig dankbar. Was von unsrer Familie Ihnen bisher Unrecht geschehen ist, das werde ich gut zu machen suchen. Hier gebe ich Ihnen meine Hand darauf, daß ich nicht von hinnen gehe, ohne daß Sie — volle Genugthuung erhalten! Bei den letzten Worten erröthete sie noch einmal leicht, Johann aber beugte sich auf ihre Hand nieder und bedeckte sie mit seinen Küssen. — Da hörte man einen Wagen auf dem Wege daher rollen und schweigend trennten sich beide; Johann von einem heiligen Schauer erfüllt, Hildegard muthig und fest, im Antlitz den Ausdruck einer glücklichen Zuversicht. —

Eugen von Alden war zum Besuch gekommen und hatte auf die Nachricht der erfreulichen Besserung seines Oheims zwei Offiziere, seine Freunde, mitgebracht. Indem er aus dem Wagen stieg gab er die Weisung, den mitgebrachten Korb Champagner in acht zu nehmen. Mit großer Zärtlichkeit bewillkommnete er seinen Oheim. Dieser empfing ihn herzlich, Hildegard heiter wie immer. Der Majoratsherr erzählte viel und mit guter Laune, die Gäste fühlten sich ungebundener auf dem Lande und dem Grafen war diese Unterbrechung, die einen lebendigeren Ton in seine Einsamkeit brachte, etwas Erwünschtes. So ging der Nachmittag mit Unterhaltung schnell dahin und der Abendtisch wurde durch den Champagner glänzend belebt. Doch hatte Eugen gleich anfangs einige Verwunderung zu verber-

Digitized by Google

gen, was ihm mit der Zeit immer schwerer wurde. Hildegard nämlich schien es sich zur Pflicht gemacht zu haben den Waldmenschen durch Fragen, oder auf sonstige Weise, in den Mittelpunkt der Unterhaltung zu ziehn, ja sie schien eine besondere Freude daran zu haben, daß ihr Schüler sich gut präsentire. Johann seinerseits hatte bereits einige gesellige Festigkeit gewonnen, der Graf stand mit ihm auf dem Fuße verwandtschaftlichen Verkehrs — ohne ihn gerade besonders auszuzeichnen. Eugen traute seinen Augen und Ohren nicht. Welch' eine Wandlung war in seiner Abwesenheit vorgegangen? Die kleinen Dienstleistungen, zu welchen Johann sich seiner Cousine erbot und welche dankbar angenommen wurden, erfüllten ihn erst mit Mißmuth, bald aber mit wachsender Eifersucht. Der Champagner that das Seine, ihn aufzuregen. Er suchte seine Empfindungen unter einer übertriebnen Lustigkeit zu verstecken, in welcher er der Flasche im Uebermaße zusprach. Als aber Johann in einem kleinen Auftrage Hildegardens das Zimmer verließ, war Eugen seines Zornes nicht mehr Herr, er sprang auf und folgte seinem Bruder. Halt! rief er ihm zu, hiergeblieben und Rede gestanden! Wer giebt Dir das Recht zu einer solchen Vertraulichkeit gegen Hildegard? — Johann stutzte, er sah einen Auftritt aus seinen fernen Knabenjahren erneuert, aber ein edler Einfluß hatte ihm Fassung und Ruhe gegeben. Die Verwandtschaft, entgegnete er, giebt mir dies Recht und ich darf es mir nehmen, wo es mir nicht verweigert wird. — Hüte Dich, Mensch! rief Eugen, nur noch aufgebrachter über diese Antwort. Ich leide Dich nicht auf meinen Wegen und hast Du die Frechheit ihn mir hier zu kreuzen, so nimm Dich vor meinem Zorn in acht! — Deinen Zorn fürchte ich nicht, sagte Johann, noch habe ich von Dir Bestimmungen über meine Handlungen zu empfangen. Beginne nicht von Neuem Verwirrungen, die hier sich inzwischen gelöst haben. Hildegard ist mir theuer — — Er sprach nicht weiter, denn eine völlige Selbstvergessenheit schien über den Majoratsherrn gekommen zu sein. Er packte seinen Bruder wüthend bei der Brust mit dem lauten Ausruf: Nichtswürdiger Bube! — Johann wich zurück und hielt ihn in kräftiger Ueberlegenheit von sich ab und bei den Armen fest. Eugen! rief er mit gedämpfter Stimme, bedenke was Du thust und in wessen Nähe Du Dich gegen mich vergehst! Mit diesen Worten ließ er seinen Bruder los und eilte die Treppe hinunter. — Die Gesellschaft hatte bei dem Hinausgehn Eugens nichts Arges vermuthet, als in eine plötzliche Pause des Gespräches von draußen der Ruf „nichtswürdiger Bube" hinein tönte. Man sah sich betroffen an. Hildegard war die Erste, die den Zusammenhang ahnte. Eugen trat ins Zimmer bleich und entstellt von zorniger Aufregung, trocknete sich die Stirn mit dem Taschentuche und warf sich auf den Stuhl. — Was ist vorgefallen? fragte der Graf. — Nichts! entgegnete Eugen kurz. — Es war spät geworden und Eugens Freunde nahmen den Augenblick wahr, um zur Abfahrt zu mahnen. In dem richtigen Gefühl, daß Oheim und Neffe mit einander allein zu sein wünschten, verließen sie das Zimmer, um den Wagen zu besorgen. Auch Hildegard eilte hinaus, um sich von Johann das Vorgefallne erzählen zu lassen. Eugen und der Graf waren allein. — Was ist begegnet, Eugen? fragte der Erstere. — Oheim, dieser Mensch muß aus dem Hause! rief Eugen aufspringend. — Wer? fragte der Graf befremdet. — Johann, dieser freche Bube, der sich gegen Dich und Hildegard Freiheiten nimmt, die ihm niemals zugestanden werden dürfen! Er muß aus dem Hause! wiederholte Eugen, indem er ein Wasserglas voll Champagner goß und den Inhalt hinunterstürzte. — Eugen, trink nicht mehr! sagte der Graf. Sammle deine Fassung.

Digitized by Google

Johann ist inzwischen in Beziehungen zu uns getreten, die ihm Rechte gestatten. Wir betrachten ihn als unsern Verwandten — erkenne in ihm Deinen Bruder. Oder hast Du einen wichtigen Grund zum Zorne wider ihn? — Oheim, rief Eugen im Zimmer auf und ab schreitend, konnten Sie die Vergangenheit dieses Menschen so ganz vergessen? Sie haben diesen rohen Bauer verwöhnt. Wagt er es doch sogar Hildegarden mit Blicken anzusehn — Tod und Teufel! Es giebt keinen Ausweg, als mich mit ihm zu schießen! — Der Graf erhob sich auf seinem Lager. Eugen, sagte er in strengem Tone, wenn Du mit diesem Gedanken umgehst, so sind wir auf ewig geschieden, und sei überzeugt, daß ich selbst krank und gelähmt, wie ich hier liege, gegen eine solche That einschreiten würde. Das ist Wahnsinn oder äußerste Verhärtung des Herzens! Johann steht unter meinem ganz besondern Schutz, das merke Dir! Bewirke nicht, daß ich den Schutz, den ich bisher Dir allein habe angedeihn lassen, ewig bereuen muß! — — Eugen fuhr fort mit hastigen Schritten das Zimmer zu durchmessen. Oheim und Neffe schwiegen einige Minuten. Die Gäste kamen, man nahm unter dem Einfluß der Verstimmung einen unbequem höflichen Abschied und der Wagen rollte davon. Die Lustigkeit des Abends war mit einem Mißton zu Ende gegangen. Seit vier Wochen hatte ein ruhig schönes Familienleben unsre Freunde im Forsthause umschlossen, heut war ein klaffender Zwiespalt hinein gerissen worden. Hildegard erzählte ihrem Vater, bleich und wie zerschmettert, den einfachen Verlauf des Auftrittes, wie sie ihn von Johann vernommen hatte. Johann erschien nach einer Weile, um seinen Verwandten gute Nacht zu wünschen. Mein lieber Neffe, sagte der Graf, indem er ihm die Hand entgegen reichte: Sei Du großmüthig und vergiß, was geschehn ist. Laß mich nur wieder auf den Beinen sein und es soll Alles anders werden. — —

(Schluß folgt.)

Literarische Streifzüge.

Epische Dichtung.

Otto Ludwig. — W. H. Riehl. — Melchior Meyr.

In nächster Zeit dürfen wir eine neue Dorfgeschichte von Berthold Auerbach erwarten und wollen darum vorher noch über einige Werke derselben Dichtungsart sprechen; vielleicht läßt sich aus der heutigen Beurtheilung später Manches für eine Vergleichung mit Auerbachs neuestem Werke gewinnen, dem gewiß alle Literatur-Freunde mit Spannung entgegen sehn; aber auch an und für sich sind die drei Werke, mit welchen wir uns heute beschäftigen, aller Beachtung würdig.

Otto Ludwig, der Dichter des Erbförsters und der Makkabäer, hat einen zweiten epischen Versuch in seiner Erzählung: „Zwischen Himmel und Erde" gemacht. Die Fabel ist folgende: von den beiden Söhnen eines Schieferdeckers liebt der jüngere ein Mädchen, wagt aber nicht, ihr seine Liebe zu gestehen, muß fort wandern und überträgt dem älteren Bruder, seine Sache zu führen. Der ältere Bruder betrügt beide Liebende und nimmt ihnen jede Hoffnung auf Gegenliebe, dann heirathet er selbst das Mädchen. Als der jüngere Bruder zurückkehrt, zerreißen nach und nach die Netze des Betrugs, die Liebe ist nicht erstickt, von Eifersucht und Selbstverachtung gereinigt, sinkt der ältere Bruder immer tiefer, macht Anschläge gegen das Leben seines Bruders und stürzt endlich vom Thurmdach;

Digitized by Google

der jüngere Bruder bleibt entsagend der Schützer der Wittwe und der Waisen. Das ist in Kürze der Inhalt der Erzählung, der nicht auf Vollständigkeit Anspruch machen kann, sondern nur unser Urtheil unterstützen soll, wenn wir sagen: Otto Ludwigs großes Talent hat einen so überwiegend dramatischen Charakter, daß dieses auch bei epischen Arbeiten sich nicht unterordnet und, ungestüm zu Katastrophen fort drängend, dem Erzähler die stetige, harmonische Ausbreitung verwehrt, die allein den Leser anmuthig fesselt und zu poetischen Behagen stimmt. Gäbe es eine Schriftstellerin, die, von dem Wunsche beseelt das durch Frau Birch-Pfeiffer gestörte Gleichgewicht unsrer Literatur wiederherzustellen, in ähnlicher Weise Dramen zu Novellen machte, wie jene Novellen zu Dramen; so würden wir fast glauben, ein epistirtes bürgerliches Trauerspiel von Ludwig hier vor uns zu haben. Nicht allein das schon angedeutete Streben, die Charakter-Entwicklung der Personen zum erzeugenden Factor der Handlung zu machen, — was den Dramatiker geboten ist, dem Epiker aber nahezu verboten — sondern auch die düstre Färbung und leidenschaftliche Erregtheit des Ganzen, bis zu dem vorspukenden Handwerkszeug und dem bleichen Geist herab, der händeringend durch das Haus des Schieferdeckers geht, erinnern uns beständig an den Dichter des Erbförsters und lassen uns immer die verfehlte Wahl der Kunstform bedauern. Nicht daß wir gerade diese Erzählung zum Drama umgestaltet wünschten, denn sie würde als bürgerliches Trauerspiel in andrer Hinsicht keinen minder unbefriedigenden Eindruck machen als in ihrer jetzigen Form, aber wir wünschten recht sehr, daß der Dichter mit ungetheilter Kraft da fort arbeitete, wo er mit den Makkabäern so glücklich begonnen hat.

W. H. Riehl hat sich nicht nur vorgenommen, den Deutschen Haus und Familie auszubessern, sondern er will auch unsrer epischen Dichtung einen Neubau anfügen; er sagt im Vorwort zu seinen culturgeschichtlichen Novellen (Stuttgart und Augsburg. 1856 J. G. Cotta): er habe hier versucht, ein neues Feld in einer vielleicht neuen Weise urbar zu machen. Er meint damit das Feld der Culturgeschichte, die neuerdings mit besondrer Vorliebe angebaute Abtheilung der Geschichts-Wissenschaft. Dagegen will Riehl den Romandichtern der Gegenwart verwehren, große Staats- und Kriegsactionen zum Stoff zu wählen und die Hauptheiden der Geschichte „frei umgebildet oder in ihren Zügen klein ausgearbeitet" vor uns auftreten zu lassen — weil unser historisches Gefühl das nicht mehr ertrage. Wir meinen dagegen, daß es keinem Dichter in den Sinn kommen darf, aus seinem Werke ein Lehrbuch der Geschichte zu machen und daß eben so wenig irgend Jemand seine geschichtliche Kenntniß durch das Dichtwerk bestätigt oder seine Unkenntniß dadurch ausgefüllt verlangen soll. Jedes echte Kunstwerk ist nur um seiner selbst willen da, es gleicht einem lebendigen Geschöpfe Gottes, an das wir auch nur seinen Maßstab, nicht den seiner Beziehungen zu andern Geschöpfen legen dürfen. So ist dem Künstler die Geschichte nur ein Schacht, aus dem er rohen Stoff gewinnt, nach seinen Gesetzen formt und so sich zu eigen macht. Oder der Dichter — und von ihm sprechen wir hier hauptsächlich — gewinnt sich aus der Geschichte eine fruchtbare Idee, dann haben die einzelnen damit zusammenhängenden Thatsachen nur in so fern Werth für ihn, als sie zu poetischen Factoren der Idee brauchbar sind, nach dieser Rücksicht allein mischt und vertauscht er sie mit erdichteten. Wir wissen wohl, daß Viele in unsrer Zeit das Dichtwerk nur in so weit schätzen, als sein geschichtlicher Stoff mit der geschichtlichen Realität sich deckt; doch diesen wollen wir den Ausspruch einer unbestrittnen Autorität entgegen halten, Goethe sagt: „Für den Dichter ist keine Person historisch, es beliebt ihm, seine sittliche Welt darzustellen und er erweist zu diesem Zweck gewissen Personen aus der Geschichte die Ehre, ihren Namen seinen Geschöpfen zu leihen." (Bd. 38 der Ausgabe v. J. 1830. S. 265) — Es möchten daher die Einwendungen

Digitized by Google

Riehls gegen die Wahl geschichtlicher Stoffe für Dichtwerke sehr unbegründet seyn und um so weniger Veranlassung haben, je weiter ein Volk in Kenntniß und Bewußtseyn der Geschichte vorgeschritten ist, denn dann wird es um so leichter geschichtliche Wahrheit von der poetischen zu unterscheiden wissen.

Wenn wir einestheils gezeigt zu haben glauben, daß der Vf. mit Unrecht ein Feld verschließen will, auf dem schon Bedeutendes geleistet worden ist und noch geleistet werden kann, so vermögen wir auch anderntheils in dem Vorschlage des Vfs., wie das Verwehrte zu ersetzen sey, keine Neuheit zu erblicken. Er schlägt vor: „historische Scene, erfundene Personen, weltgeschichtliche Geschicke von Ferne hereinragend, weltgeschichtliche Personen im Hintergrunde über die Bühne schreitend, Haupthandlung und Helden aus den Winkeln der Specialgeschichte genommen." Genügt z. B. nicht Walter Scotts Waverley fast allen diesen Anforderungen auf das vollständigste? Und es ließen sich noch Beispiele in Menge anführen.

Seinen Novellen hat Riehl das Beiwort culturgeschichtliche gegeben und sie legen in Wahrheit von den culturgeschichtlichen Kenntnissen des Vfs. gutes Zeugniß ab, auch gestehen wir gern zu, daß der Culturfarbe ein poetischer Reiz verliehen ist, damit aber hat sich der Vf. oft begnügt, es kommt ihm mehr darauf an, durch seine Culturbilder ähnliche Gefühlsstimmungen zu erregen, wie wir vor landschaftlichen Gemälden empfinden, als durch die Handlungen der sich entwickelnden Personen uns Antheil abzugewinnen. Das heißt über dem Beiwerk die Hauptsache vernachlässigen. Wenn der Vf. seinen eigenen Regeln treu bleiben wollte, mußte er zuerst für genügende „Haupthandlung und Helden" sorgen, dann war es gleichgültig, ob er sie aus den Winkeln der Special-Geschichte oder wo anders hernahm; so aber ist die innerliche und äußerliche Handlung dürftig gehalten und die Personen können nur als Staffage in einem Landschafts-Gemälde gelten, während sie in der epischen Dichtung die Hauptsache seyn müssen.

Um so unbedingter kann man Melchior Meyr's Erzählungen aus dem Ries (Berlin. 1856. Julius Springer) Lob spenden. Meyr zeigt hier entschiedenstes Talent zum Epischen und vollkommne Kenntniß des Landes und der Leute, die ihm die Stoffe liefern. Es sind drei Novellen: Ludwig und Annemarie; die Lehrersbraut; Ende gut, alles gut. In allen erfreut uns die Klarheit und Lebendigkeit, mit welcher die Natur des Landes, seine Zustände und der Charakter seiner Bewohner im allgemeinen geschildert ist — doch das betrachten wir, wie oben gesagt, immer noch als Beiwerk. Von weit höherem Werthe ist das individuelle Leben und das daraus sich ergebende Handeln der Hauptpersonen und nicht minder zieht, kennzeichnend für die Richtung des Verfassers und dabei wohlthuend und erhebend wirkend, durch die beiden ersten Novellen ein bedeutender sittlicher Zug: durch freiwilliges Verzichten auf mühelosen Genuß und durch selbstgewollten Eintritt in mühevolle Dienstbarkeit, läutern sich die Charaktere der Hauptpersonen und führen so die beglückende Lösung herbei, indem sie sich ihrer würdig machen. Selbst die dritte, ihrer Absicht nach komische und auch wirklich höchst ergötzliche Novelle weist Züge der Verwandtschaft mit jener sittlichen Richtung auf. Freilich darf man hier nicht die tiefernste Entsagung suchen, die in diesem heitern Reiche keinen Raum findet, wenn aber der durch seine Riesenkraft eben so gefürchtete als übermüthige Schlagetodt dem geliebten Mädchen gegenüber immer zaghafter wird und jede günstige Gelegenheit zum Geständniß auf das täppischste versäumt, wenn er in hoffnungslosem Ingrimm dem unternehmenden Schneider schon das Feld räumt, endlich aber Selbstvertrauen und die Braut im beschützenden Heldenkampfe gegen ein halbes Dutzend Schneider gewinnt: so können wir das auch für nichts geringeres als eine, in ächt komischer Weise durch Anstrengung herbeigeführte Läuterung halten.

Bei Otto Ludwigs Erzählung haben wir den Mangel epischer Ausbreitung rügen müssen, die den Leser allein anmuthig fesselt und zum Behagen stimmt, Melchior Meyr hingegen gestattet dieser Ausbreitung oft ein Uebermaß und das ist der einzige Punkt, bei welchem wir eine anfrichtig wohlgemeinte Warnung nicht unterlassen dürfen.

Digitized by Google

Kleine Zeitung.

Neue Dramen.

— Im Gebiete des Dramas zeigt sich gegenwärtig eine steigende Nührigkeit. Brachvogel liefert einen „Eppelin von Gailingen", ein bis jetzt noch nicht genannter Dichter, Girndt, einen „Nero", Wilhelm Jordan (der Dichter des Liebesleugner u. s. w.) hat einen „Grafen Dronte" in Angriff genommen, der Weimaraner Genast den „Florian Geyer", und ein anderer, nicht mehr hier lebender Weimaraner, der fast verschollen schien, Alexander Rost (der Dichter Friedrichs mit der gebissnen Lange) „das Regiment Madlo", eine Tragödie, deren Stoff der Geschichte des dreißigjährigen Krieges entnommen ist, der schwer ermüdliche und seine Zeit ausnutzende Gutzkow endlich ein neues Schauspiel mit dem poetischen Titel „Lorber und Myrthe". Ob wir uns zu dieser beschleunigten dramatischen Productivität Glück wünschen dürfen, ist eine Frage, die allerdings dadurch, daß das multum verdächtig macht, nicht ohne Weiteres in ablehnender Weise beantwortet werden darf. Es wäre möglich, daß die Mannichfaltigkeit der dramatischen Versuche das in der Luft liegende Verlangen nach einer erneuten und erhöhten Wirksamkeit unseres Theaters zum Hintergrunde hätte, daß sie das Vorsener der sich zu energischen Leistungen sammelnden dramatischen Kraft wäre. Indessen sind wir weit mehr zu dem pessimistischen Glauben geneigt, daß sich zunächst die Richtung, welche unsere dramatische Production seit längerer Zeit angenommen hat, die Richtung auf das Anecdotenhafte, Pikante, gesucht Interessante des Stoffes, auf die Modernität der Form, die in der höchst naturwahren Verkünstelung der Situationen, der Charaktere und des Ausdruckes besteht und auf das Prickelnde, über die Blasirtheit Triumphirende des Effekts, bis zum Aeußersten steigern und dadurch erschöpfen wird. Uebersehen wir die genannten Stoffe — auf deren Behandlung wir nach der Analogie des Dagewesenen schließen können — so ist „Florian Geyer" der einzige, welchem historische Würde zukommt. Das ist eine Gestalt, die der Genugthuung, welche die Poesie unglücklichen großen Charakteren gewähren kann, werth ist, die es verdient, heraufbeschworen und uns zu Herzen geführt zu werden. Wir haben hier unsere Ansicht über die Berechtigung des modernen historischen Dramas, die Ansicht, daß es ein bloßes Uebergangsrecht hat, nicht zu entwickeln, aber sicher ist es keine Erhebung über das historische Drama, sondern ein Herabsinken unter dasselbe, wenn statt der entscheidenden und dem allgemeinen Geschichtsbewußtseyn gegenwärtigen geschichtlichen Vorgänge allerhand Nebengeschichten, historische Anekdoten dramatisirt werden. Daß solche historische Anecdoten die betreffende Zeit „oft am besten" characterisiren, daß sie dasselbe, wo nicht ein größeres psychologisches Interesse bieten können wie die großen geschichtlichen Vorgänge, daß die Offenbarung des Schicksals im Kleinen dennoch Offenbarung des Schicksals und möglicher Weise eine besonders frappante ist — sind Redensarten, hinter denen sich die Scheu, sich zum geschichtlichen Gedanken zu erheben, die schwächliche Abneigung gegen das historische Pathos — denn es gibt allerdings auch eine energische Negation desselben, die sich aber am allerwenigsten in historischer Anecdotenjägerei offenbart — und die Sucht, durch die Neuheit des Stoffes zu interessiren, ärmlich eitel verstecken. Für das berechtigte Interesse an dem bedeutsamen geschichtlichen Kleinleben ist das Drama keine Kunstform, die Befriedigung desselben, soweit sie eine künstlerische seyn soll, liegt dem Roman und der Novelle ob und wenn Roman- und Novellenstoffe dramatisirt werden, so ist das ein sicheres Zeichen, daß Begriff und Fähigkeit des wahrhaften theatralischen Kunstgenusses verloren gegangen sind. Dramatisirte Novellen aber vermuthen wir in den neuen Dramen Brachvogels, Jordans und Rosts. (Von dem „Regiment Madlo" haben wir zwei Akte gelesen; sie zeigen eine große Kraft der Darstellung und enthalten ergreifende Scenen, lassen aber auf eine Ausbreitung und Verwicklung der Handlung schließen, die undramatisch ist.) „Nero" ist zwar ein geschichtlicher und noch dazu ein antiker, aber ein unnatürlicher Tragödienstoff, der auf den pikanten Versuch einer poetischen Rechtfertigung und auf das moderne Gelüst schließen läßt, das Edle im Bereiche der Corruption zu entdecken. Endlich „Lorber und Myrthe" — doch ich vergesse, daß davon nur der poetische Titel angeführt ist. Der Gegenstand ist: „die Entstehungsgeschichte des Eid von Corneille und die Streitigkeiten, welche darüber der Dichter mit dem Cardinal Richelieu hatte." Also eine französische Hofanecdote aus dem Zeitalter des „prächtigen" Absolutismus. In der That, das bedenklichste Symptom, die widerlichste Erscheinung, welche sich gegenwärtig im Umkreise unserer dramatischen Produktion darbietet, ist die absonderliche Neigung französische Hofintriguen aus der Zeit der beiden Ludwige und der Regentschaft zu behandeln. Wir finden es schon auffallend und bedenklich, daß unsere Dramatiker für das im eigentlichen Sinne historische Drama ihre Stoffe in allen möglichen Geschichten, nur nicht in der deutschen suchen, die nur der sich vornehm geberdende Unverstand für arm an solchen erklären kann. Aber sich immer und immer wieder zu jenen Erinnerungen, die den gegenwärtigen Franzosen abgestandene sind, zu dem ausgearteten Ritter- und vornehmen Lakaitenthume dieser Hofkreise, zu der Boudoir-Politik, den Maintenons und Pompadours hingezogen zu fühlen und sich nirgends lieber zu bewegen, als in diesem ausgebildetsten Gegensatze strengster pathetischer Förmlichkeit und äußerster Frivolität, der allerdings die pikanten Situationen ganz von selbst abwirft, ist eine Verirrung, die nur der selbstgefälligen Impotenz möglich ist und die äußerste Entfernung von der Idee des dramatischen Kunstwerks und des nationalen Theaters darstellt.

Berichtigung. In voriger Nummer muß es im Hebbel'schen Distichon heißen statt „als Bruder dem Schicksal": als Brücke dem Schicksal.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Halbjahrpreis 20 Sgr.

Digitized by Google

Weimarer Sonntagsblatt.

Unter Mitwirkung
von
K. Biedermann, O. Roquette, J. Saupe, O. Schade, A. Schöll, Ch. Schuchardt
herausgegeben.

№ 46. 16. November 1856.

Ihr sollt eure aufgeklärten Großväter ehren!

Ein Gebot der Culturgeschichte.

Von
Karl Frikart.

Der von diesen Blättern mitgetheilte Aufsatz des Herrn Professor Biedermann, über religiöse Unduldsamkeit der letztvergangenen Jahrhunderte, regt mich an, durch einige in weitern Kreisen wohl weniger bekannte Vorfälle daran zu erinnern, daß der Fanatismus selbst noch im vorigen Jahrhundert in Deutschland sich nicht immer nur mit einem bloßen Verhöhnen und Beschimpfen Andersgläubiger begnügte, sondern daß er selbst noch in Blutgerichten und Inquisitionen seine ganze dämonische Natur herauskehren konnte. —

Es dient dem im vermeintlichen Interesse der Religion ausgeübten Blutthaten, welche wir hier vorführen wollen, zu einer gewissen Entschuldigung, daß sie als Bestrafungen eines Verbrechens erscheinen, und zwar eines Verbrechens, für welches auch unsere Strafgesetzbücher Gefängnißstrafen und in erschwerenden Fällen selbst Zuchthausstrafen bestimmen, nämlich des Verbrechens der Gotteslästerung. — Dies Verbrechen wird entweder aus Frivolität und Rohheit, oder von den leidenschaftlichen Vertretern einer neuen religiösen Richtung begangen, welche in dem alten Glauben, den sie bekämpfen, nur Götzendienst sehen. Es ist in der Entwicklung der Religionen schon mancher Gott zum Götzen geworden und spätere Zeiten haben sich mit Abscheu weggewandt oder mit frommer Wuth gegen religiöse Bilder und Vorstellungen gekehrt, welche frühern Generationen als wahr, heilig und unantastbar galten. Einem religiösen, conservativen Verehrer des Donar und Wodan erschien der, die heilige Eiche umhauende Winfried ebensowohl als ein Gotteslästerer, wie seiner Zeit dem Papisten der bilderstürmende Lutheraner. Die theologische Polemik während und nach der

Digitized by Google

Reformation zeigt auf jedem Blatte, wie sich die verschiedenen Religionsparteien an gegenseitigen Verhöhnungen und Verläſterungen ihres Glaubens überboten und wie das, was der einen Partei als das Heiligſte galt, von der andern als Götzenwerk und Götzendienſt geſchmäht wurde.

Dieſer Umſtand ſowohl, als der, daß in andern Fällen Gotteslästerung nur von verwahrloſten und rohen Individuen, welche mehr beklagenswerth als ſtrafwürdig erſcheinen, verbrochen werden kann, iſt der entwickeltern Menſchlichkeit und dem gereiftern Verſtande, welcher auf die neuere Strafgeſetzgebung einwirkte, nicht entgangen, und darum legt ſie nicht mehr ſo viel Gewicht auf das „crimen laesae majestatis Divinae“, wie die im Jahrhundert der Carolina und ſpäter entſtandenen Criminalrechtsbücher, welche wie z. B. Damhouder's rerum criminalium praxis dies Verbrechen als das omnium criminum gravissimum anſehen, Zauberei, Teufelsbündnerei nebſt andern durch den Wahnwitz der Zeit erfundenen und genährten Verbrechen mit darunter begreifen und die grauſamſten Strafen dafür beſtimmen. —

In Folge dieſes weiten Begriffs der Gotteslästerung konnte auch ſelbſt dem bloßen Flucher, für den unſere Criminalrechtsbücher gar keine Strafe mehr haben, von Henkers Hand die Zunge gekürzt werden, erſchien das Fluchen aber als eine wirkliche Blasphemie, ſo traten, ſelbſt noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts, martervolle Todesſtrafen ein, die läſternde Zunge ward herausgeſchnitten und verbrannt, der Zungenloſe Läſterer geköpft oder gehenkt; wie es zu Celle 1699 mit dem Juden Jonas Meier geſchah, der aber glücklicherweiſe ſchon für ſeine Diebſtähle am Galgen das Leben verloren hatte, ehe man ſeine Läſterung erfuhr. Die grauſame Strafe konnte alſo nur an ſeinem Leichnam vollzogen werden.

War die Läſterung in den Augen der Zeitgenoſſen ganz beſonders entſetzlich, ſo häufte man wohl alle ordentlichen Martern auf dem Verbrecher zuſammen; ſo wurden einem getauften Juden, Franz Engelberger, 1642 zu Wien „erſtlich die zwo Brüſt mit glüdigen Zangen ausgeriſſen, am Rücken zwei Riemen herausgeſchnitten, auf eine Schleifen gebunden zur gewöhnlichen Richtſtatt geſchleift und ihme die Hand abgeſchlagen, auch die halbe Zunge herausgeſchnitten, bei den Füßen an den Galgen gehenkt und alſo ſammt dem Galgen lebendig zu Staub und Aſchen verbrannt“. — — Andere wurden ſogar Tagelang gemartert, wie nach Crocius Märtyrerbuch der puritaniſche Engländer Wilhelm Gardinet, welcher zu Liſſabon die Hoſtie dem Meßprieſter im Beiſein des Königs aus der Hand genommen und auf die Erde geworfen hatte. —

Trotz dieſer grauſamen Todesſtrafen kam in jenen Zeiten in Folge des wildern Fanatismus der Religionsparteien und der allgemeinen, größern Rohheit überhaupt, das Verbrechen der Gotteslästerung weit häufiger vor, als in unſern Tagen. Das erzählen uns nicht allein die zahlreichen abgeſchnittenen Zungen aus den Chroniken und Maleſizbüchern, ſondern auch ganz beſonders jene, dem Anfang des vorigen Jahrhunderts angehörenden Fälle, welche wir hier näher betrachten wollten.

Wir geben dieſe Gräul auszugsweiſe und nach der Auffaſſung und Darſtellung J. E. Schlager's, wie ſie derſelbe in der neuen Folge des zweiten Bandes ſeiner „Wiener Skizzen aus dem Mittelalter“ unter dem Titel: das verletzte Crucifix“, nach den noch vorhandenen Stadtprotokollen niedergelegt hat.

Digitized by Google

Es kommt nämlich in Wien unter der Regierung Leopold's I., Josef's I. und unter der Regentschaft Eleonorens in den Stadtprotokollen, welche über Hinrichtungen aufgenommen sind, ungewöhnlich häufig das Kopf- und Handabschlagen wegen wirklicher oder vermeintlicher Gotteslästerung, besonders wegen Cruzifix- und Hostienschändung vor, während seit der mehr als bestialischen Hinrichtung des oben erwähnten getauften Juden Engelberger solche Hinrichtungen in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts seltener geworden waren. Schlager findet den Grund dieser im achtzehnten Jahrhundert wieder auftauchenden Blutgerichte besonders in dem Einflusse der Jesuiten auf die damaligen Regenten; lassen wir ihn und die Stadtprotokolle selbst erzählen: „Kaiser Leopold I., der in der ersten Hälfte seiner Regierungszeit, wie die Stadtprotokolle ausweisen, häufiger, als irgend ein anderer österreichischer Regent, von der Todesstrafe begnadigte, kehrt seine Milde plötzlich in Strenge um, alle Begnadigungen hören mit dem Jahre 1688 auf, und von 1697 an wird in Wien fast jährlich ein Protestant hingerichtet. Josef's I. Regierungszeit macht hierin keine Ausnahme, und während der Regentschaft Eleonorens steigen diese Hinrichtungen in den Jahren 1712, 13, 14 und 1715 in der Zahl bis auf sechs des Jahres. —

Eleonore*) verschärft die Todesstrafe außerdem mit Resolution vom 26. Juli 1713 durch Aufstecken der Hand an einer Stange, Zungenausschneiden und öffentliche Züchtigung. —

Es war ein Schreckenssystem, das in der, durch den Einfluß der Jesuiten eingeführten Religionsinquisition lag, welche sich jedoch von der römischen und in andern römisch-katholischen Ländern bestandenen dadurch unterschied, daß ihre Sanction ausschließend durch das Organ des weltlichen Richters, und statt des Holzstoßes mittelst des Scharfrichterblocks vollzogen wurde . . . . . Nun kamen jene Früchte zur Reife, deren Same schon in die österreichischen Religions- und Polizeireform-Mandate des siebenzehnten Jahrhunderts und in manche Artikel der Ferdinandischen Halsgerichtsordnung gelegt war.

Die in den ersten angeordneten öffentlichen Christenlehren, österlichen Beichten, Abforderungen der Beichtzettel, Austheilung der Communionzeichen, strenge Enthaltung von Fleischspeisen, die eingeführte Kinderlehre, — Alles dies unter Denunciantenprämien, dienten zu lauter Schiboleths, um die geheimen akatholischen Glaubensgenossen zu erkennen. Eine ganz unumwundene, dahin einschlagende Tendenz hatte der, im Stadtprotokolle eingetragene Ruf (Ausruf, Bekanntmachung) auf allen Plätzen Wiens vom Jahre 1693, während er zugleich die verkehrte Wirkung des Zwanges bei einer Glaubenssache verräth; er lautet: „Daß sich Niemand bei Lebensstraf unterfange mit bedecktem Haupt, wann man mit dem Hochwürdigen Sacrament zu denen Kranken geht, sehen zu lassen". — Was die oben berührten Mandate immer nur gedroht hatten, nämlich des Kaisers Ungnade, Verweise und Strafe, wenn jemand, außer den exempten Reichsgliedern und Landständen, sich nicht zu den Gebräuchen der römisch-katholischen bekennen sollte, wurde durch die Art der Inquisition, man möchte sagen, eigentlich in Scene gesetzt. Die bei den öffentlichen Religionsübungen, oder durch die im 59. Artikel der Ferdinandischen Landgerichtsordnung vorkommenden „bestellten Aufstecher" (Spione) verrathenen, oder über bloßen Verdacht, ohne irgend eines andern Verbrechens wegen, untersuchten und zur Tortur gebrachten lutherischen, standhaften Glaubens-

*) In dem Hofreferat, welches Dr. Bratsch in seiner Erklärung der Ferdinandischen Halsgerichtsordnung, Wien 1751 S. 148 mittheilt, erklärt er als Ursache dieser Verschärfung: „Weilen ohngefähr seit 30 Jahren die Gotteslästerung secundi gradus hier überhand genommen". —

Digitized by Google

anhänger, stießen in den Qualen das Crucifix und die Heiligenbilder in Verzweiflung zurück, zerbrachen und traten sie mit Füßen, um das Ende ihrer Pein durch den Tod zu beschleunigen; „ex taedio vitae“ sagt das Patent vom 28. Juli 1713, bei Bratsch S. 148, ohne jedoch die Ursachen dieses taedium's, nämlich die grausame Behandlung der Untersuchten und die Schmerzen der Religions-Inquisitionstortur anzugeben. (Schluß folgt.)

Johann.

Eine Erzählung von O. Roquette.

(Schluß.)

Am nächsten Morgen erhielt der Graf einen Brief, der ihm neue Unannehmlichkeiten brachte. Auf einem seiner Güter waren der Ober- und Unterinspektor schnell hinter einander gestorben, und der neue Beamte, welchen Eugen besorgt hatte, konnte einiger Verwirrungen, welche ausgebrochen waren, nicht Herr werden. Er bat um dringende Abhilfe, widrigenfalls er seinen Platz verlassen müsse. Der Graf war in großer Verlegenheit. Noch gestern würde er unbedingt Eugen gebeten haben, dort seine eigne Person zu vertreten, heut aber verwarf er diesen Ausweg. Der Verdruß, welchen der Majoratsherr ihm gemacht hatte, bewirkte, daß Johann ihm in kurzen Stunden um so näher trat. Er sah die Nothwendigkeit, die Hülfe eines Andern in Anspruch zu nehmen und da er in der Erscheinung seines jüngeren Neffen eine ausdrucksvolle Persönlichkeit fand und ihm Festigkeit und Entschiedenheit zutraute, ließ er Johann zu sich rufen. Er stellte ihm die Sachlage dar und beauftragte ihn an seiner statt die Ordnung herzustellen. Du wirst, sagte er, durchaus als Vertreter meiner eigenen Person dort auftreten. Mit den Spezialitäten des Geschäftes, die Dir fremd sind, hast Du natürlich nichts zu thun. Ich gebe Dir Briefe an meinen Advokaten in der Stadt und andre, die mir neue Beamten besorgen sollen, mit. Bis diese angekommen sind, bitte ich Dich auf dem Gute zu bleiben und Dich dort als Herr zu benehmen. Was sonst dazu nöthig ist, wird meine Sorge sein. Ich habe das Vertrauen, daß Du Dich mit Eifer und Erfolg diesem Geschäft unterziehen werdest. Johann war im höchsten Grade beglückt über dies Vertrauen. Schon nach einigen Stunden war er reisefertig. Die Hoffnung, neben dem Geschäft ein Stückchen von der Welt zu sehen, versetzte ihn in freudige Aufregung. Zwar däuchte es ihm nichts Geringes, Hildegard vielleicht auf lange Zeit entbehren zu müssen, doch stand die Gewißheit des Wiedersehens als ein leuchtendes Ziel vor seiner Seele. Die Briefe des Grafen waren geschrieben, auch Hildegard vertraute ihm einige Aufträge zur Besorgung an, der Oheim gab ihm herzliche Glückwünsche mit, Hildegards Augen glänzten vor Freude — und so reiste er ab. Seit zehn Jahren war es die erste Reise aus seinem Walde. —

Die Verwickelungen, welchen Johann entgegen ging, waren bei weitem schwieriger, als er erwartet und der Graf sich klar gemacht hatte. Grenzstreitigkeiten waren eingetreten, der neue Verwalter hatte auf fremdem Grund Holz schlagen lassen, verwickelte Prozesse standen in Aussicht. In der Fabrik und in der Brennerei mußte für neue Arbeiter gesorgt werden. Zwischen den Leuten beider Anstalten war es zu einem Conflikt gekommen, der mit blutigen Köpfen geendet hatte. Die schlimmsten waren zwar bereits weggeschickt worden, aber die Eifersucht dauerte fort und mußte mit Gewalt in Schranken gehalten werden, was um so schwieriger war, da sich auch schon die Werkführer von dem Parteihaß hatten anstek-

Digitized by Google

ken lassen. Johann hatte vollauf zu thun. Freilich machte ihn seine Unkenntniß der Verhältnisse oft rathlos, doch suchte er sich in einer fast täglichen Correspondenz mit dem Oheim zu unterrichten, sowie auch durch den Advokaten, der selbst Gutsbesitzer war, zu belehren. Er scheute keine Mühe noch Arbeit, und das Bewußtsein für Hildegard mit zu schaffen, gab ihm Eifer, Kraft und Ansehn. Oft hatte er in der Stadt zu thun, lernte Menschen kennen und mit ihnen umgehn und gönnte sich, von seinem Oheim brieflich dazu aufgefordert, auch zuweilen eine Zerstreuung. Er besuchte das Theater, und auf Hildegards Veranlassung, einige Familien ihrer Bekanntschaft. Auch seinen Bruder zu besuchen hatte er mehrmals den Versuch gemacht, ihn aber nicht getroffen. Auf der Straße war derselbe ihm einmal begegnet, hatte ihn verwundert flüchtig angesehen und ihn ohne Gruß stehen lassen. — Die Thätigkeit auf dem Gute war eine vielverzweigte und unter den gegenwärtigen Umständen nicht eben geisterquickende. Das viele Neue aber, was sie unserm Helden bot, die verschiedenen Fächer menschlicher Thätigkeit, welche er überblickte, wirkten anfangs erregend auf ihn, und wenn sich dies auch bald verlor, so ersetzte das Pflichtgefühl ihm das Interesse. So kam es, daß er mehr übernahm, als er gerade ausdrücklich beauftragt war. Ueber Alles suchte er sich Aufklärung zu verschaffen, um im nöthigen Falle selbstthätig handeln zu können. Und wenn er den Tag über in den Büreaustuben, in den Wirthschaftsgebäuden und wo er es immer nöthig fand, seine Pflicht gethan hatte, dann fand ihn der späte Abend noch thätig bei Arbeiten, die er sich selbst auferlegte. Das Wohnhaus des Gutes war äußerlich einfach, unscheinbar und nicht geräumig, aber im Innern allen Anforderungen eines behaglichen Junggesellenlebens, wie der Graf es führte, entsprechend. Johann fand eine reichhaltige Bücherſammlung vor und setzte jene Leseabende der Familie, die ihm lieb geworden waren, auf eigne Hand fort. Ihn überkam ein solcher Drang, seiner Familie Ehre zu machen, daß er die ganzen Nächte hätte zu Hülfe nehmen mögen, um sich Kenntnisse zu verschaffen. — Sechs Wochen waren auf diese Weise vergangen, der November neigte sich unter Stürmen, Regengüssen und Nachtfrost zu Ende. Wie mochte es draußen im einsamen Waldhause aussehn? So dachte Johann, als er durch den Garten ging und sein Fuß die feuchten, abgefallnen Blätter aufwühlte. Seine Zeit war um, die neuen Beamten hatten auf dem Gute ihre Thätigkeit begonnen und er sollte heimkehren. Die Nachrichten über seines Oheims Befinden waren befriedigend, er konnte am Stocke schon täglich eine kleine Strecke ausgehn. Die Nähe seiner Uebersiedlung nach der Stadt war damit ausgesprochen und Johann schauderte bei dem Gedanken, nach kurzem Wiedersehn, allein in seinem Walde zu bleiben, er packte seine Sachen, um am nächsten Morgen abzureisen. Da erhielt er noch einen Brief von seinem Oheim. Derselbe sprach ihm nochmals seine Billigung alles dessen was er geleistet habe, so wie seine Freude über das baldige Wiedersehn aus und fragte schließlich nach Eugen, der die ganze Zeit über nicht eine Silbe von sich habe hören lassen. So beschloß Johann denn auf der Rückreise noch einen Tag in der Stadt zu verweilen, um seinen Bruder aufzusuchen. Er fand ihn auch diesmal nicht, es hieß, er sei zu einer großen Jagd in der Umgegend geladen. Unverrichteter Sache reiste unser Held weiter. Es war ein kalter, sonniger Tag; die acht Stunden seiner Fahrt währten ihm aber zu lang, bis er seinen Föhrenwald wieder sah. Endlich rauschten die Wipfel der alten Bäume über seinem Haupte. Hier kannte er auf Schritt und Tritt jeden Stamm, er konnte sichs abzählen, wie lange er noch bis zum Forsthaus zu fahren habe. Immer lauter schlug sein Herz, wie einen Freu-

Digitized by Google

dentaumel empfand er die Erwartung des Wiedersehens. — Da gewahrte er auf dem Wege in der Entfernung zwei Gestalten. Er erkannte diejenigen, die ihm die Theuersten waren. Er stand auf und winkte mit dem Tuche, er hieß den Kutscher die Pferde antreiben, und endlich als er nahe genug war, sprang er aus dem Wagen und ihnen entgegen. Mit lautem Freudenrufe flog Hildegard auf ihn zu und hing an seinem Halse. Er preßte sie an seine Brust und bedeckte ihren Mund mit seinen Küssen. Dann riß sie sich los, und führte ihn ihrem Vater zu, der langsam, aber mit offenen Armen ihm entgegen kam. Alles Fremde und Entfremdende war zwischen ihnen niedergerissen, es war eine Stunde des vollkommensten Glückes. — Nachdem man sich nach hunderten von Fragen und Antworten behaglich im erwärmten Zimmer zusammengesetzt hatte, ließ der Oheim seine Blicke mit Wohlgefallen auf seinem Neffen ruhen, der ihm in der wohlgewählten städtischen Kleidung auch äußerlich den besten Eindruck machte. Junge, sagte er, was ist mit dir vorgegangen? Du scheinst mir gewachsen und breiter geworden, und hast ein Ansehn wie — ein Rittmeister! Und was der Mensch für Bewegungen hat! Hast du dir etwa einen Unteroffizier und einen Tanzmeister heimlich aus der Stadt kommen lassen? Man lachte und war guter Dinge. Das bei Seite — fuhr der Graf fort — du hast dich wacker benommen, und bist mir ein lieber braver Freund geworden. — Und wie viel habe ich Ihnen durch dies Vertrauen zu verdanken! entgegnete Johann. Soviel neue Verhältnisse wurden mir dadurch eröffnet, ich mußte denken, mir Kenntnisse verschaffen, mit Menschen umgehn lernen, und das alles so schnell und unbedingt, daß meine träge gewordne Natur wie mit einem Ruck aus sich selbst und in eine bessere Sphäre versetzt wurde. Ich fühle, daß ich jetzt erst zu leben angefangen habe. — — Der Oheim hatte inzwischen Beobachtungen eigner Art gemacht. Das immer lebhaftere Interesse seiner Tochter für Johann war ihm in den letzten Wochen deutlicher entgegengetreten, und hatte ihm zu großen Bedenklichkeiten Gelegenheit gegeben. Seinem einzigen Kinde hätte er einen Gatten gewünscht, der vor der Welt eine glänzende Rolle spielte, die Neigung zu seinem Neffen wollte ihm nur schwer gefallen und er hegte die stille Hoffnung, sich in der Heftigkeit derselben zu täuschen. Als er aber jenen Empfang Hildegards mit angesehn, wußte er genug, und indem er selbst Johanns Erscheinung mit Befriedigung betrachten konnte, war sein Entschluß gefaßt, das Unabwendbare lieber zu beschleunigen als zu verzögern. Er ging unter einem Vorwande aus dem Zimmer und ließ die Glücklichen allein. —

Hildegard, begann Johann, Du gehst nun bald von Hinnen! — Du gehst mit uns, entgegnete das Mädchen, oder ich bleibe bei Dir! Und Johann umschlang die Geliebte und war der Glücklichste der Menschen. — —

Was weiter geschah, ist in ein par Worte zu fassen. Eugen von Alden reiste, als ihm der Oheim die Verlobung Johanns und Hildegards meldete, sofort nach Paris, wo er bis nach der Verheirathung seines Bruders blieb. Er schien sich Jahre lang ganz von seinen Verwandten losreißen zu wollen und erst in späteren Jahren gelang es den vereinten Kräften der Glücklichen wenigstens ein anständiges äußeres Verhältniß anzubahnen. Johann kam als Gatte Hildegardens in den Besitz der Güter seines Oheims und erhielt dadurch eine glänzende Genugthung für frühere Kränkungen. Das romantische Schloß kam nicht zur Ausführung, wohl aber nach dem Tode des alten Brandt ein neues nettes Forsthaus, in welchem sich ein Kreis von glücklichen Menschen in jedem Sommer einige Wochen versammelte.

Digitized by Google

Schiller's Geburtstag.

Es ist bereits in Nr. 18 des Sonntagsblattes darauf hingewiesen worden, daß in dem jüngst erschienenen sehr verdienstlichen Werke: „Schiller's Jugendjahre von Ed. Boas" (I. Bd. S. 46 f.) auch dem Geburtstage Schiller's das früher allgemein angenommene Datum (der 10. November) mit guten Gründen gegen das aus dem Marbacher Kirchenbuche hervorgegogene (der 11. November) zurückgegeben worden sei. Wir freuen uns aufrichtig, die frühere Bedeutsamkeit des 10. Novembers gesichert und den alten Glanz des Martinstages erneuert zu sehen; weil wir aber, gewiß mit Vielen, die allgemeine Wiederaufnahme des allzurasch verworfenen Datums wünschen, so erlauben wir uns die Boas'sche Deduktion durch einige Zusätze zu unterstützen.

Boas hat zunächst vollkommen Recht, wenn er das entscheidendste Gewicht darauf legt, daß Schiller selbst stets den 10. November als seinen Geburtstag angesehen und gefeiert habe, obgleich ihm so wenig, als seinen Eltern das veränderte Datum in den kirchlichen Taufscheinen aus den Jahren 1769 und 1773 verborgen geblieben sein könne. Den für diese Thatsache von Boas angeführten Zeugnissen aus Schillers Briefwechsel fügen wir noch folgende zwei hinzu. Am 10. November 1789 schreibt Schiller an seine Braut und deren Schwester:

„daß mein Geburtstag heute ist, habe ich erst von Euch erfahren, denn ich bin ganz unrichtig in der Zeit. Voriges Jahr bab' ich ihn mit Euch durchlebt — " (Schiller und Lotte S. 471 und S. 102 f.).

Am 10. November 1801 begrüßt Goethe den Freund mit den Worten:

„Da meine Ankunft noch vor den Ablauf Ihres Geburtstages trifft, so säume ich nicht Ihnen noch meinen besten Glückwunsch, von dem sie schon überzeugt sind, ausdrücklich und schriftlich zu überschicken und zugleich auf morgen, als zum zweiten Feiertag", — (vielleicht eine Hindeutung auf Schiller's Tauftag oder auf den zweiten Martinstag) — „zur bekannten freundschaftlichen Zusammenkunft einzuladen." (Brfw. zwischen Schiller und Goethe VI. S. 67.)

Nun aber geht die Feststellung und die früheste Feier des Geburtstages eines Kindes laut Erfahrung in der Regel und naturgemäß von der Mutter aus. Der einfachste Grund für Schiller's beharrliches Festhalten des 10. Novembers dürfte also der sein, daß er sich dabei auf die Aussage der ihm so theuern Mutter stützte und daß ihm diese höher galt, als die abweichende Notiz des Marbacher Kirchenbuches. Daß aber Schiller's Mutter das Datum verwechselt haben sollte, ist um so weniger wahrscheinlich, als die Geburt ihres einzigen Sohnes unter für sie besonders merkwürdigen Umständen erfolgte und bei Schiller's steigendem Ruhme mit jedem Jahre an Bedeutung gewann. Noch im Jahre 1845 nennt demgemäß K. von Wetzogen in Schiller's Leben den 10. November als den Tag seiner Geburt, obgleich Schwab bereits 1840, also fünf Jahre vorher, in den „Urkunden über Schiller und seine Familie" (S. 34 und S. 44) die beiden Taufscheine von 1769 und 1773 veröffentlicht hatte.

Boas hat ebenso vollkommen Recht, wenn er die Variante des Marbacher Taufregisters, daß Schiller den 11. November geboren sei, als unzuverlässig betrachtet und es glaublicher findet, daß der Pfarrer aus Unachtsamkeit ein falsches Geburtsdatum eingetragen habe, als daß die Mutter den Tag ihrer Niederkunft vergessen haben sollte. Wie in den Kirchenbüchern des vorigen Jahrhunderts, in dem Kapitel Sterberegister, meist nur der Tag des Begräbnisses, aber nicht der Todestag angemerkt ist, so wird auch in dem Kapitel Taufregister der Tauftag stets als Hauptsache, der Geburtstag nur als Nebensache behandelt. Da nun die kirchliche Ordnung verlangte, daß die Kinder am Tage ihrer Geburt getauft wurden, so konnte sich, wenn die Taufe ausnahmsweise um einen Tag verschoben worden war, der eintragende Pfarrer in dem nach damaligen Begriffen unerheblicheren Geburtsdatum leicht und viel eher versehen, als in dem Tauftatum. Dergleichen Versehen sind auch in der That oft genug vorgekommen und nachgewiesen worden. War z. B. ein Kind in der letzten Stunde des Tages gegen Mitternacht hin geboren, so daß es erst am nächsten Tage getauft werden konnte, so ist es eben so begreiflich als verzeihlich, wenn bei ungenauer Meldung oder Nachfrage der Tauftag zugleich als Geburtstag einregistrirt wurde. Nach unserm Dafürhalten ist dies wirklich bei Schiller der Fall gewesen; es ist mindestens sehr wahrscheinlich, daß die Mutter nach ihrer beschleunigten Heimkehr aus dem Uebungslager, wo sie im Zelte ihres Mannes die ersten Anzeichen ihrer nahen Entbindung gefühlt hatte, in einer späten Abendstunde niedergekommen ist. Nun aber fiel nach Reinbeck's chronologischem Handkalender der 10. November im Jahre 1759 auf einen Sonnabend, ein Umstand, der ebenso den Aufschub der Taufe auf den nächsten Tag, als in Folge davon den Irrthum des Pfarrers im Taufregister, wegen der Sonntags sich häufenden Amtsgeschäfte, noch erklärlicher macht.

Endlich hat Boas vollkommen Recht, wenn er darauf, daß Schiller's jüngere Schwester Luise einmal in einem Briefe den 11. November als des Bruders Geburtstag bezeichnet, keinen besondern Werth legt, und gegen Hoffmeister's Behauptung protestirt, diese Angabe aus dem Elternhause überwiege die des lang entfernten Sohnes. Mag jene einmalige Erwähnung auf einem Schreibfehler beruhen, der in einem Briefe von Frauenhand, zumal da er eine Zahl betrifft, nicht auffallen kann, oder durch die zufällige Einsicht in einen der beiden Taufscheine veranlaßt worden sein: jedenfalls kann sie die konsequente Annahme eines Bruders nicht umstoßen, der als Gatte und Vater alle Geburtstage seiner Lieben sorgfältig in seinem Kalender notirte.

Wir bleiben also mit Boas bei dem Satze stehen: Unser Schiller wurde den 10. November 1759 geboren, an demselben Tage, der uns 1483 einen Luther und 1756 einen Scharnhorst gab.

J. Sepp.

Digitized by Google

Kleine Zeitung.

— E. Boas, der das Xenienmanuscript von Goethe und Schiller, das er selbst nicht mehr herausgeben konnte, seinem Freunde Wendelin v. Maltzahn zur Herausgabe hinterließ, erzählt die Aneignung desselben folgendermaßen. Es war am Achten Januar des Jahres 1852, als er in Weimar anlangte, um H. Sonntag als Martha zu sehen. In die dunkle Ecke des Parterres drängt sich ein Mann zu ihm, dessen jowiale Züge und bedeutenden Augen ihm bekannt sind. Er klappt einen Feldstuhl auf, den er unter seinem kurzen Mantel hereingebracht, und ließ sich behaglich nieder. Der Mann war Eckermann. Als Boas ihn begrüßt, sagt er mit gewohnter Herzlichkeit: gut, daß Sie da sind; ich habe Ihnen Etwas aufbewahrt, was Ihnen von großem Interesse sein wird. Kommen Sie bald zu mir, dann sollen Sie es sehen! Einige Tage nachher besuchte ihn Boas, und E. holte nun sorgsam, unter Schloß und Riegel, einige beschriebene Heftchen hervor. Das sind die Originalhandschriften aus der Xenienzeit, sagte er, Goethe gab sie mir selbst, und seitdem hat sie noch kein Auge erblickt. Sie aber sollen die merkwürdigen Blätter haben. — Die „Europa" knüpft hieran Betrachtungen über die „deutschen" Begriffe vom litterarischen Eigenthum an, indem sie in dieser Ueberlieferung einen Eingriff in den rechtlichen Besitz der Goethe'schen Erben sieht. Uns scheint, daß man den Begriff des litterarischen Eigenthums nicht äußerlich überspannen darf, wenn man die Sicherheit desselben, mit der es allerdings schlecht steht, fördern will. Wenn Goethe das zum größeren Theil abgedruckte Manuscript Eckermann ohne weitere Bestimmung übergab, so ist nicht abzusehen, warum dies nicht als eine „Schenkung" betrachtet werden soll. Die Handlungsweise des Kanzler Müller, der einen Briefwechsel (zwischen Goethe und Graf Reinhardt) aus dem Goethe'schen Archiv hervorsuchte und hinter dem Rücken der Erben herausgab, kann zur Vergleichung nicht angezogen werden: sie hat einen wesentlich verschiedenen Charakter. Goethe hat es ohne Zweifel Eckermann überlassen, ob er die Benutzung des Manuscripts irgend einmal zeitgemäß finden werde, und wenn es Eckermann selbst herauszugeben konnte, so durfte er es auch einem Andern überlassen.

— M—l. Ein neuer Beleg dafür, daß englische Schauspieler in der ersten Hälfte des 17. Jhrh. auf dem Festlande Vorstellungen gegeben haben, ist dieser Tage im Holländischen Reichsarchiv aufgefunden worden. Diesem zufolge hat der damalige dortige Gerichtshof am 31. Januar 1645 einen Ausspruch gethan zu Gunsten des Schuhmachermeisters Vincent Wodroff, welcher während 11 Wochen eine Bande — wie es damals hieß — englischer Comödianten im Haag beherbergt und beköstigt und dafür 331 fl. 15 Stüber zu fordern hatte. Folgende Namen der Comödianten werden in den dabei geführten Akten erwähnt, als: William Coock (Cook), Thomas Loffday (Loveday), Edward Schottuel (Scottwell) und Nathan Peet (Pate). Es wäre vielleicht für den Freund der Bühne interessant zu untersuchen, ob auf den noch vorhandenen Listen von Shakspeare's Kunstgenossen etwa einer der obigen Namen sich vorfinde.

— M—l. Niederländische Zeitungen berichten, daß der berühmte holländische Volksdichter Tollens am 21. Oktober d. J. in dem Alter von 76 Jahren, zu Rijswyk beim Haag gestorben sei. Er war der Verfasser des bei Gelegenheit der Rückkehr des Hauses Oranien nach den Niederlanden veröffentlichten sehr beliebten Nationalliedes: „Wien Neêrlands bloed." etc.

— Das neueste Drama Friedrich Halms: „Ixbigenia in Delphi" ist in Wien, wie man schreibt, mit allgemeinem und lebhaftem Beifalle, aufgeführt worden.

— F. Brachvogel, der Dichter des „Narciß", hat einen dreibändigen Roman „Friedemann Bach" geschrieben.

— Von Gustav Kühne soll der Schiller'sche Demetrius ausgearbeitet und vollendet sein, um zunächst auf dem Burgtheater in Wien zur Aufführung zu kommen.

— Es wird ausdrücklich bemerkt, daß Dresden die erste Hofbühne sei, welche W. Wolfsohns Schauspiel: „nur eine Seele" zur Aufführung gebracht habe, während es von den meisten städtischen Bühnen schon längst gegeben ist.

— W. Hauff's Novellen und Mährchen werden gegenwärtig zu Brüssel in das Französische übersetzt.

— Wie wir aus Wiesbaden vernehmen, ist unser wackrer Meister Joachim Raff mit einer neuen Oper beschäftigt, welche in ungefähr 4 Wochen beendet seyn wird, wonach derselbe wieder in unsere Mitte zurückkehrt. Sein „König Alfred", diesen Herbst in Wiesbaden wiederholt aufgeführt, hat sich dort eines gerechten Erfolges zu erfreuen gehabt. Der Componist hat Anstalten zur Aufführung anderer Werke — worunter das „Dornröschen" — in Wiesbaden, Mainz und Darmstadt getroffen, welche im kommenden Winter stattfinden sollen.

— Der Hofmaler Dietz hat im Auftrage des Großherzogs von Baden eine Scene aus der Verwüstung der Pfalz unter Ludwig XIV., und zwar den Brand des Heidelberger Schlosses am 2. März 1689 in einem großartigen Gemälde dargestellt. Vom Marktplatze der Stadt aus erblickt man den in Flammen stehenden Elisabethbau und den durch Pulver gesprengten, eben berstenden großen Thurm. Der Marktplatz, über welchen eben der Marschall Melac sprengt, indem er hohnlachend auf das fußfällige Flehen einiger Bürger herabsieht, ist von mannichfachen Scenen der Gewaltthat, verzweifelnden Widerstandes und angstvoller Flucht, ergreifend belebt.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Halbjahrpreis 20 Sgr.

Digitized by Google

Unter Mitwirkung
von
A. Diedermann, O. Roquette, J. Saupe, O. Schade, A. Schöll, Ch. Schuchardt
herausgegeben.

№ 47. 23. November 1856.

Ihr sollt eure aufgeklärten Großväter ehren!

Ein Gebot der Culturgeschichte.

Von
Karl Frikart.

(Schluß.)

Die Beisitzer des kaiserlichen Stadtgerichts in Wien waren durch das auf sie gerichtete Auge der Schreckensmänner, die das versöhnende Princip des großen Stifters der katholischen Religion nicht anerkennen wollten, zu eingeschüchtert, um nicht diese, erst durch die Marter der Untersuchung gewaltsam herbeigeführte Gotteslästerung nach der ganzen Strenge des Ferdinandischen Strafgesetzes vom Jahre 1656 zu behandeln. Die hiesigen Stadtbücher weisen in 13 Jahren 26 solcher Schlachtopfer aus dem Civilstande, meistens in dem Alter von funfzehn bis neunzehn Jahren, allein in Wien aus; wie viel zu dieser Zeit bei den Landgerichten oder in anderen östreichschen Provinzen, dann von dem, der Militair-Jurisdiction allein unterstehenden Soldatenstande gefallen sind, wovon allein das Schicksal des 1651 wegen Gotteslästerung am Wiener Berge gerichteten Freiherrn von Windischgrätz in Druck bekannt geworden, wäre erst zu ermitteln. —

Der hier wörtlich eingereihete Justifications-Protokollauszug, mit welchem das eben so gleichzeitig geschriebene Todtenbruderschafts-Protokoll vollkommen übereinstimmt, vermag den Verlauf dieser, nach der von den Jesuiten erreichten Religions-Gegenreformation Kaiser Ferdinands II., und nach der ergangenen Landgerichtsordnung Ferdinands III. lange hinterher erst eingetretenen Blutepoche, in der kein Alter und Geschlecht verschont wurde, auf eine unumstößliche Weise darzuthun. —

Digitized by Google

So weit Schlager, wir lassen nun die Stadtprotokolle, des bessern Verständnisses wegen hie und da mit etwas abgeänderter Orthographie, vom Jahr 1697 an selbst reden: Die Maria Anna Rosenberger, 19 Jahr alt, wegen verübter Gotteslästerung an der heiligen Hostie im Zuchthaus, auf dem Hohenmarkt geköpft. Anno 1700 Johann Carl Formstich, 22 Jahr alt, verübter Dieberei halber und weil er während seiner Gefangnuss unmenschlich Gott gelästert, am Hohenmarkt Kopf und rechte Hand zugleich abgeschlagen. Anno 1702 der Anna Rosina, weil sie das Hochwürdige im Zuchthaus zerschnitten hat, Kopf und Hand abgehaut. Anno 1705 Maria Rastenberger, 18 Jahr alt, weil sie eine consecrirte Hostie mit einer Nähnadel zerrissen, dann in dem Zuchthaus ein von der Wand genommenes Crucifix mit dem rechten Fuß zertreten, auf dem Hohenmarkt geköpft. Anno 1707 Katharina Graf, 24 Jahr alt, wegen Gotteslästerung auf dem Rabenstein in der Rossau geköpft. Anno 1708 Elisabeth Stainin, 23 Jahr alt, weil sie die heilige Hostie nach ihrer Communion vom Mund herausgeworfen, auf der Schranne das Kreuz auf die Erden geworfen, mit beiden Füßen darauf getreten und gesprungen, auf der gewöhnlichen Richtstatt vor der Rossau geköpft. 1709 ist Johann Georg Fries wegen großer Gotteslästerung mit dem Schwert gericht worden. Anno 1710 Maria Anna Kaufleuthner, 28 Jahr alt, weil sie die Leiden Christi zerbrochen am Rabenstein vor dem Schottenthor geköpft. Anno 1712 Johann Posch, 19 Jahr alt, weil er ein Crucifix zerbrochen, Kopf und Hand auf dem Rabenstein abgeschlagen. Ebenso der Katharina Köpflerin, 18 Jahr alt, Kopf und rechte Hand abgeschlagen. Auch der Anna Jankowitsch, 23 Jahr alt, wegen Gotteslästerung den Kopf abgeschlagen. Ferner der Maria Magdalena Zechielitz und der Susanna Kralin, beide 20 Jahr alt, Kopf und rechte Hand abgeschlagen. Item der Rosina Weniger, 17 Jahr alt, weil sie das Crucifix zerbrochen, Kopf und rechte Hand abgeschlagen. Anno 1713 der Barbara Weidlerin, 18 Jahr alt, dem Stephan Maurer, 16 Jahr alt, der Therese Füllerin, 20 Jahr alt, weilen sie ein Crucifix zerbrochen, Kopf und rechte Hand abgeschlagen. Der Anna Werthaim, weil sie die heilige Hostie aus dem Mund genommen, einen ganzen *) Schilling auf dem Rabenstein gegeben. Anno 1714 der Anna Marie Paumgarten, 20 Jahr alt, der Maria Weber, 20 Jahr alt, der Maria Zierreiter, 19 Jahr alt, wegen Crucifixzerbrechen, Kopf und Hand abgeschlagen. Anno 1715 dem Andreas Mühlbacher, 17 Jahr alt, Kopf und Hand abgeschlagen weil er ein Crucifix zerbrochen. Dem Adam Hirschbeck, 15 Jahr alt, von Lengenfeld, drei Tage nach einander auf der Bühne am Neumarkt mit fünf Ruthenstreichen gezüchtigt, dann vor dem Schottenthor am Rabenstein mit dem Schwert vom Leben zum Tod hingerichtet; sein Verbrechen, daß er ein Crucifix zerbrochen hat. Ferner die Katharina Sternin, 23 Jahr alt, wegen daß sie ein Crucifix zerbrochen nach abgelesener Urfed vor dem Schottenthor zu der Schmerzhaften Mutter Station, von dannen wiederum in das Zuchthaus geführt. Dem Andreas Frucht, 17 Jahr alt, nach abgelesener Urfed vor dem Schottenthor auf dem Rabenstein, weil er die Urfed übertreten und Gott gelästert, erstlich mit einem Messer die Zunge abgeschnitten und darauf den Kopf herunter geschlagen; für Abschneiden der Zunge (nämlich dem Henker) 40 Kreuzer, für Köpfen auch 40 Kreuzer, dem Todtengräber 18 Kreuzer. Die Maria Waller, 22 Jahr alt, drei Tag auf der aufgerichten Bühn am Neumarkt jedesmal mit 5 Ruthenstreich abgestraft, dann Kopf und Hand abgeschlagen. — —

*) D. h. sie wurde gestäupt, mit Ruthen ausgestrichen.

Digitized by Google

Schließen wir jedoch das Blutregister, der Leser wird an abgeschlagenen Köpfen und Händen mehr als genug haben, um sich aufs lebendigste der Wohlthaten jener von verblendeten Finsterlingen geschmäheten „Aufklärung" bewußt zu werden, welche in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts, in welchem man noch, wegen eines von der Grausamkeit des Fanatismus todeswürdig gefundenen Verbrechens, Köpfe und Hände fünfzehnjähriger Mädchen und Knaben auf dem Henkerblocke im Blute rauchen sah, die bildungsfähigern Völker Europas so vermenschlichte oder, was dasselbe sagt, sie um einen so gewaltigen Vorschritt ihrer Bestimmung näher führte, daß sie heute nur mit Abscheu und schaudernder Verwunderung von solchen Barbarelen hören können. —

Die Kluft, welche unsere Zeit, von der Zeit der Perrücken, Haarbeutel und Zöpfe trennt, ist überhaupt viel klaffender, als sie denen erscheint, welche den Geist jener Zeit nur aus dem Vortrefflichsten, was sie bot, aus den classischen Schriften unserer aufklärenden Befreier kennen. Sehen wir dagegen auf jene Literatur des vorigen Jahrhunderts, welche man der Mehrmenge des dumpfgläubigen Volkes bot und bieten konnte, sehen wir auf die Aktenstücke, welche von dem derzeitigen Aberglauben, dem Despotismus, der Liederlichkeit, Treulosigkeit und Gewaltthätigkeit erzählen, wie sie besonders reich durch Schlözer, Schlosser, Perthes und Biedermann gesammelt sind, so tritt uns ein Culturbild entgegen, bei welchem wir kopfschüttelnd stehen bleiben und erstaunt und ungläubig die Jahre des kurzen Zeitraums überrechnen, welche unsere Zeit von jenen Zuständen und Weltanschauungen trennen, die uns das Culturbild erzählt.

Die humanisirende Aufklärung war, zumal im Anfang ihres Aufschwungs, nur bei wenigen bevorzugten Geistern und bei gebildeten Fürsten, welche damals saure Mühe genug hatten, ihre stumpfsinnigen Völker zur Vernunft zu zwingen. In dem Jahre, in welchem Göthe geboren wurde, ward noch zu Würzburg die Aebtissin Renate als Hexe verbrannt, und als den Jüngling Göthe bereits jene erlösende Weltanschauung durchglühte, welche von der Lavaterschen und anderer frommen Männer Theologie so himmelweit verschieden war, ward noch im katholischen Schwaben (vgl. Gerwinus Literaturgesch. 3. Aufl. Bd. 5 S. 130) ein Jurist als Gottesläugner enthauptet, weil er im Wirthshause Voltairsche Grundsätze vorgetragen hatte. Zu derselben Zeit durften Gellerts Werke (!) noch nicht in Heidelberg verkauft werden und ebenfalls um dieselbe Zeit erschien ein Buch, betitelt: Der Criminalproceß des p. p. Franziskaner, (vgl. Gemälde aus dem aufgeklärten achtzehnten Jahrhundert. Bern und Leipzig, Th. 1 S. 113) worin genaue Nachricht von ihren heimlichen Kerkern, Torturen und Blutgerichten gegeben wurde. Der der Aufklärung zugethane Maximilian Josef, verbot hierauf aufs schärfste allen Klöstern in Baiern, die peinliche Halsgerichtsordnung zu üben. Dieselben Gemälde erzählen uns ferner S. 108: „Vor den Zeiten des Kurfürsten Maximilian Josef war der Zustand in Baiern ein Zustand der dichten Finsterniß. Wahn, Vorurtheile und Dummheit thronten in dem Herzen des Landes, Unsinn in den Schulen, Barbarei in den Gerichtshöfen, auf den Kanzeln, in den Palästen der Großen, wie in den Hütten der Bauern und der Bürger." Es ward nun für bessern Unterricht gesorgt und eine Akademie der Wissenschaften in München errichtet, „aber gleich beim Anfang dieser großen Revolution hatte man mit dem bittersten Ungemach zu kämpfen. Der Pöbel murrte, daß er nicht mehr im Finstern tappen sollte. Leute, die von der Finsterniß des Volkes lebten, merkten sogleich, daß durch dergleichen Unternehmen ihr ganzes Gewerbe

Digitized by Google

zusammensinken würde und wendeten alle Mühe an, das Volk noch hartnäckiger und unzufriedener zu machen. — Ein Franziskaner, Leo Rauch, lärmte auf der Kanzel gegen die Akademie, ward aber auf Befehl Maximilian Josefs seines Predigtamtes entsetzt." —

Solche Fürsten hatten in der Regel ihre große Noth mit dem abergläubischen, stumpfsinnigen Volke, auf welches damals mehr wie je das Wort des Seneka paßte: **Semper stat contra rationem defensor mali sui populus.** — Wir geben von dieser Verdummtheit des Volkes ein Beispiel, welches selbst die enragirtesten Bewunderer und Lobpreiser der frühern „Volkseinfalt" einigermaßen stutzig machen dürfte. Das Beispiel ist mitgetheilt im Leben des Fürstbischofs von Bamberg und Würzburg, Franz Ludewig von Erthal, (vgl. Ein Lebensbild aus den letzten Jahrzehnten des deutschen Reichs von Bernhard, Tübingen 1852) eines der aufgeklärtesten und edelsten Kirchenfürsten, welche die katholische Kirche je gehabt hat. In Folge des allgemeinen Zugs nach Aufklärung nämlich, heißt es hier, hatte man auch in Mainz mancherlei Reformen des Unterrichtswesens begonnen, man hatte den Realwissenschaften mehr Terrain eingeräumt und den Unterricht in der Mathematik ausgedehnt. Als aber nun in den Rechenstunden das Pluszeichen (+) angewandt wurde, kam dies dem Pöbel gotteslästerlich vor, er sah eine Verspottung des Kreuzes Christi darin und fing eine Revolte an. — Das geschah im Jahre eintausend siebenhundert und vier und siebenzig. —

Wahrlich! heute sollte man jene Obscuranten der Blasphemie zeihen, welche den Geist der Aufklärung und Humanität schmähen, der unser Volk solcher Verdummung enthoben hat. Es ist dem Epignonen, der auf den Schultern der aufklärenden Großväter steht, ein Leichtes, sie und ihr Streben zu übersehen und das Unzureichende ihres Standpunkts kritisch zu erkennen. Immerhin aber müssen wir anerkennen, daß wir auf ihren Schultern stehen, und am allerwenigsten dürfen wir eine Lästerung des Geistes Jenen verzeihen, welche die Aufklärung nur deshalb schmähen, weil sie den Aberglauben und die Barbarei der Vergangenheit klar gemacht hat.

Beethoven-Symphonie.

Zeichnung von Moritz von Schwind.

Eine gemalte Symphonie?! wird man fragen, das ist wohl nur ein Scherz, das klingt ja fast wie ein hölzerner Rehbraten! Töne wie Worte kann niemand malen; der Stoff, die Mittel, deren sich die verschiedenen Künste zum Ausdruck ihrer Gegenstände bedienen, bedingt ihre Grenzen. Musik, Poesie wie bildende Kunst hängen von dem Material, von den Mitteln ab, mit denen sie arbeiten. Kein Maler wird eine Rede malen, er wird höchstens durch Bewegung und Ausdruck deutlich machen können, daß ein Mensch spricht, nicht aber was er spricht. Dann aber ist die Hauptsache, der Zweck des Werkes in den meisten Fällen verfehlt. Ja es giebt sogar innerhalb jeder Kunst einzelne Kreise, die sich wohl berühren, aber ihre bestimmten Grenzen haben, wie z. B. Plastik und Malerei und bei der letztern wieder die Fresko- Oel- und Wasserfarbenmalerei, nicht zu gedenken der verschiedenen Gattungen: Historie, Genre, Landschaft ꝛc. Gegenstand, Material und selbst Format diktiren bestimmte Gesetze, die nicht überschritten werden dürfen, wenn sie nicht in

Digitized by Google

Künstelei, in Spielerei verfallen sollen. Was für einen Nipptisch gemacht ist, kann nicht in einem großen Saale eine bestimmte Wirkung hervorbringen; eine Miniaturmalerei fordert eine andere Behandlung und Ausführung wie ein 40 Fuß großes Wandgemälde; eine Freskomalerei erlaubt und verlangt keine Durchbildung wie ein Staffeleibild ꝛc. ꝛc.

Das ist richtig! aber eben so richtig ist auf der andern Seite, daß eine Idee, ein Gefühl, eine Stimmung, eine Folge von Empfindungen sich auf verschiedene Weise, in verschiedenen Verhältnissen offenbaren, zur Erscheinung kommen, sich manifestiren können, und es fragt sich dann nur, welche der verschiedenen Künste diese Idee ꝛc. am entsprechendsten, prägnantesten zur Erscheinung zu bringen vermag. Das ist der Punkt, um den es sich bei aller künstlerischer Darstellung handelt und in der weisen Wahl der für jede vorzugsweise geeigneten Stoffe offenbart sich der Genius des Künstlers.

Wenden wir uns nun hievon zu dem Kunstwerk, von welchem hier die Rede ist, so bemerken wir auf den ersten Blick, daß dem Künstler das thörichte Unternehmen, eine Symphonie, eine Musik zu zeichnen, zu malen nicht in den Sinn gekommen ist. Die Symphonie nach ihrer Ausbildung als selbstständiges Musikstück besteht gewöhnlich aus vier Sätzen: einem Allegro, einem Adagio oder Andante, einem rascheren Satze und einem lebhaften Finale, einem Rondo. Darin erkannte nun der Künstler die Aehnlichkeit oder Gleichheit mit dem Entstehen, Wachsen und Verlauf eines Liebesverhältnisses und dessen Abschluß durch die Ehe und stellte die verschiedenen Stadien dieses Verhältnisses in vier Hauptbildern dar, welche er durch ornamentale Umrahmung zu einem Tableau verbunden hat. Allegorische Figuren und symbolische Darstellungen in den Ornamenten helfen nicht sowohl zur größeren Deutlichkeit des Hauptgehalts, der an sich nichts Unklares hat, drücken vielmehr eine Menge Nebenbeziehungen zum Leben aus, sie personificiren diese Lebensbeziehungen, während die Hauptbilder ein einzelnes Beispiel, eine Manifestation der allgemeinen Idee sind.

Das unterste, das Hauptbild, stellt ein Concert auf einem Theater dar, wo an der bekränzten Büste Beethovens im Grunde, und um den Concertflügel das Orchester und die Sänger und Sängerinnen versammelt und in Thätigkeit sind. So eben erhebt sich die Solosängerin, eine Freundin ordnet noch einige verdrückte Falten ihres Kleides. Die Zuschauer sind außerhalb des Bildes angenommen. Ein junger Mann in dem Orchester, nach rechts unter den Musikern stehend, widmet dieser eine besondere Aufmerksamkeit. Die Statuen der Musik und der Liebe in Nischen zu den Seiten dieses Bildes machen aufmerksam auf das was hier vorgehen mag, auf die Correspondenz der beiden jungen Leute.

Ob nun eine Beethovensche Symphonie oder ein anderes Musikstück aufgeführt wird, darauf kömmt zunächst nichts an, wir hören es doch nicht, und weder die aufgestellte Büste dieses Meisters mit dem Namen darüber, noch der Titel des Notenheftes, das die eine der Sängerinnen auf dem Schooß hat, helfen dabei etwas; es interessirt aber das Bild durch das lebendige Vorführen eines Concertsaales, durch die Menge in der Wirklichkeit dabei beobachteter und aus der Individualität der dargestellten Figuren geschöpfter feiner Züge, durch die Charakteristik aller einzelnen Individuen. Es sind alle Nüanzen der musicirenden Kunst vertreten, alle kleinen Eigenheiten singender Schönen kann man hier belauschen. Die Betrachtung aller dieser Einzelheiten gewährt die reichste Unterhaltung, wenn man durch das harmonisch geordnete Ganze schon befriedigt ist, ein reiches volles Lebensbild darin erschaut hat. Besonders hervorzuheben ist dabei noch, daß der Künstler mit besonderm Ge-

Digitized by Google

schmack die moderne Toilette verwendet hat, ein Punkt, welcher mittelmäßigen Künstlern so viel zu schaffen macht.

In den Arabesken über diesem Bilde erblicken wir Amor und Psyche gefesselt, einander den Rücken zugewendet, den Zustand, das Stadium des Verhältnisses andeutend und den Uebergang zu dem nächsten Bilde darüber, dem melancholischen Andante, wie es in einer dem Blatt beigefügten Erklärung heißt, bildend. Hier in einem engen Felsthal sitzt der junge Mann mit einer Lectüre auf dem Schooß, er sucht im Freien, aber in der Einsamkeit Beschwichtigung des Aufruhrs seiner Gefühle. Gleiches Gefühl mag auch die Sängerin zu demselben Platz geleitet haben, sie kommt links die Felsstufen herab, in sich gekehrt, sinnend träumerisch, den Gott im Herzen. Bald werden sie hart aneinander stehen und die Entwikelung wird in ein neues Stadium eintreten. Weise läßt aber der Künstler dem Beschauer in Freiheit, sich das unverhoffte Begegnen selbst auszumalen. Das nächste Bild aber, das heitere Allegro zeigt den glücklichen Fortschritt deutlich. Bei einem Maskenballe sehen wir die beiden Liebenden in abgesondertem umkränzten Raum in dem Augenblick, wo der junge Mann seinem überströmenden Gefühle Worte giebt, seine Leidenschaft bekennt und der Schönen zu Füßen liegt, deren ganzes Bebaben uns den Ausgang errathen läßt; bald werden sie sich in den Armen liegen. Aber auch diesmal überläßt der Künstler diesen höchsten glücklichsten Moment einem jeden nach seinem individuellen Gefühl nnd Temperament, sich selbst auszumalen. Musicirende und bekränzende Liebesgötter zwischen diesem und dem vorhergehenden Bilde feiern das Gelingen ihres Werkes. Ganymed, sinnbildlich hier der Spender des Göttertranks der Liebe, schwebt auf dem Adler empor.

Zu oberst schließt sich in einem Halbrund das Finale an: Die Liebenden sind vereinigt und fahren in blumenbekränzten Postreisewagen der Heimath des jungen Gatten zu einer Stadt, in reizender Gebirgsgegend, die derselbe seiner aufstehenden Gattin mit der Rechten zeigt, während er sie mit der Linken umfaßt hält. Zwei begleitende Freunde sind wohl eben ausgestiegen, um zurückzukehren, und rufen, der eine hutschwenkend, noch einmal ihre Wünsche nach.

In einer Anzahl umgebender kleinerer Darstellungen bemerkt man, wie schon erwähnt, eine Menge sinnvoller Beziehungen auf Wechsel und Mannigfaltigkeit des menschlichen Lebens: Zu den Seiten des zweiten Bildes ein Arabeskenstreifen mit den vier Tageszeiten: der Morgen als Bergesalter von der Sonne bereits beschienen, während in der Ebene noch alles schlummert; am Mittag bespriegelt sich die Nixe in besonnter Fluth und strählt ihr Haar; am Abend erscheint der Mond über dem Geist der träumerischen Dämmerung; die Nacht deckt mit ihrem Schleier ihre Kinder, Schlaf und Tod. Andere Vorstellungen zwischen diesen erinnern an die heilsame Wirkung des Badens, des erquickenden Thaues, an die Lust des Reisens. Das Halbrund zu oberst ist mit Darstellung der vier Winde umschlossen, zugleich die vier Jahreszeiten und ihre vorzüglichsten Gaben, die sie den Menschen bringen, versinnlichend.

Je mehr wir nun bei der Benennung dieses Tableau anfangs bedenklich waren, um so mehr erfreut man sich jetzo über die Klarheit des Verlaufs der Symphonie in der Sprache des bildenden Künstlers, der gleiche Stimmungen, Empfindungen wie die Musik erregte, zur sinnlichen Anschauung brachte. Darin aber, wie schon gesagt, offenbart sich eben der Genius des schaffenden Künstlers, daß er Ideen, Gefühle, Stimmungen ins Leben stellt, zur sinnlichen Anschauung bringt, ihnen Gestalt giebt, oder was gleich ist, daß er den Erscheinungen, den gewöhnlichen, gleichgültigen Vorgängen das Siegel seines Genius aufdrückt, ihnen Bedeutung verleibt. Diese sind nur der rohe Stoff, dem er Geist und Leben einhaucht. Während dem suchen unbedeutende Künstler nach bedeutenden Stoffen in der Wirklichkeit, in Ueberlieferungen und Dichtungen, um sie soviel möglich porträtartig darzustellen. Das sind aber keine Kunstwerke, das sind, im besten Falle gute Malereien. Das ist der Punkt, von welchem das Leben, Gedeihen und Blühen der Kunst abhängt. Das bedeutet die Antwort, die ohnlängst im deutschen Kunstblatt auf die Frage gegeben wurde: „Welche Gegenstände sollen wir malen?" Malt Ideen!

Digitized by Google

Mancher wird sich vielleicht noch an die Form unsres Bildes stoßen und fragen, zu welcher Gattung man es denn zu rechnen habe? Ungeschickt wäre es wohl nicht, wenn man darauf antwortete: Zu den Kunstwerken! Diese Antwort würde aber den Verdacht erregen, daß man es nicht zu taufen wage: Es ist ein Cyclus geschmackvoll zu einem anmuthigen Ganzen zusammengestellt und umrahmt; und zwar, was nicht oft der Fall ist, ein sehr klar im Einzelnen und im Zusammenhang sich aussprechender. Ob ein solcher nun in einzelnen Bildern oder in fortlaufender Reihe oder, wie hier, architectonisch ornamental zusammengeordnet ist, darauf kömmt gar nichts an, wenn er nur die Anforderung der Deutlichkeit des Ganges des Ereignisses erfüllt. Er spricht sich so deutlich aus, daß man eher sagen könnte, die kleinen Nebendarstellungen sind eine Ueberfülle, die uns der Künstler aus dem reichen Schatz seines Wissens, dem Reichthum seiner Phantasie als Zugabe spendet. Es entspricht aber auch das Ganze in seiner Anordnung den Forderungen der sinnlichen Schönheit, der Symmetrie. Man denke sich das Bild auf der Wand eines Concertsaales, wofür es auch gedacht sein soll, und man wird zugestehen, daß es keinen sinnigeren, anmuthigeren und zugleich reicheren Schmuck geben könne: aus der Musik als Vermittlerin ein heiteres Lebensbild erblühen zu lassen.

Eine Aeußerung über den Kupferstich nach obiger Zeichnung veranlaßt noch zu einigen Bemerkungen. Derselbe ist nämlich groß, 1 Fuß 9 Zoll hoch, und sehr zart gestochen, so daß die Figuren im Mittelgrunde nicht viel mehr Kraft haben als eine kräftige Bleistiftzeichnung; die vorderen wie eine feine Federzeichnung; er kann also, in einiger Entfernung betrachtet, keine pikante Wirkung machen, er will in der Nähe angeschaut sein. Ist das aber ein Mangel überhaupt? Im wesentlichen, dem innern Werthe, dem eigentlichen Kunstwerth nach gewiß nicht. Wäre das, so würde damit über Tausende von Kupferblättern, die zu den vortrefflichsten Kunstwerken gerechnet werden, das Todesurtheil gesprochen. Also ist es etwas Anderes: Es macht das Blatt keinen Effekt, wenn man es eingerahmt an die Wand hängt. Das ist wahr! aber das ist nicht ein Mangel des Werkes, vielmehr ein Mangel an rechter Liebe an Sammlung an guten Willen in den Inhalt, Zusammenhang in den Sinn des Kunstwerks bis ins Einzelne einzudringen. Man verlangt von einem Kupferstich, daß er das Auge durch reizende Uebergänge vom Hellsten zum Dunkelsten afficire, befriedige; er soll eine recht bemerkbare Zimmerzierde sein. Ohne nun die Vortrefflichkeit vieler solcher Blätter zu leugnen oder herabsetzen zu wollen, so hindern sie doch sehr oft, ja gewöhnlich, durch ihre äußerlich bestehenden Eigenschaften, das nähere Eingehen, das sinnige Betrachten des eigentlichen Kunstwerthes. Ein Kupferstich wie der vorliegende accentuirt aber gerade diesen, giebt nur das Wesentliche des Kunstwerks, den Inhalt in der größten Vollendung der charakteristischen Zeichnung. Diese besticht, blendet zwar nicht, aber sie giebt die reichste, interessanteste Unterhaltung; jedes wiederholte Beschauen wird den Genuß steigern, wird etwas Neues, eine neue Bemerkung hervorrufen, genug es ist ein durch und durch vollendetes, vortrefflich ausgeführtes Werk, das in einer sogenannten malerischen Ausführung unendlich verlieren würde; es ist auch gar nicht für eine solche gedacht und angeordnet. Dieses Blatt gehört in verschiedener Beziehung zu den besten Erzeugnissen der deutschen Kunst.

Der Münchner Kunstverein hat diese Zeichnung, wie wir hören, zu seinem Actienblatt gewählt und damit ein Zeugniß abgelegt, daß derselbe Einsicht und guten Willen hat, das Rechte zu fördern.

Der Stich ist von Julius Ernst in München, einem aus dem Atelier des Professor Thäter hervorgegangenen Künstler, wie schon eine Reihe der trefflichsten Kupferstecher ihre Ausbildung darin erlangt haben. Diese Richtung der Kupferstecherei kann allein die Kunst fördern; es kann auch nur von tüchtigen Künstlern darin etwas geleistet werden, während das schwarz gegen weiß glänzend Ausgeführte von einer Menge sogar unter mittelmäßiger Stecher geleistet wird.

Schuchardt.

Digitized by Google

Kleine Zeitung.

— Die Weimarische Hofbühne feierte Schillers Geburtstag durch die Aufführung von Wallensteins Lager und der Glocke, welche letztere hier zum Erstenmale mit Musik von Lindpaintner und lebenden Bildern in Scene gesetzt wurde.

— Das Comité der Dresdner Schillerstiftung weist in einer, durch die Wiederkehr des 10. November veranlaßten Ansprache zunächst hin auf die erzielten glücklichen Erfolge seiner Thätigkeit — die Summe der Beiträge beläuft sich, was allein den Dresdner, verzinslich angelegten, Fond betrifft, auf ungefähr 6000 Thaler — und spricht dann die wiederholte Bitte aus, um allseitige Förderung des nationalen Werkes — sei es durch Geldbeiträge oder durch Veranstaltung von Vorlesungen, Concerten, theatralischen Aufführungen ꝛc. — Zur Empfangnahme von Beiträgen sind die Herren Bankiers Götze und Thomaschke in Dresden bereit.

— „Agnes Bernauerin" wird vielleicht doch noch zu einer deutschen Tragödie. Den von Hebbel zuletzt, ohne einschlagende Wirkung behandelten Stoff hat jetzt Otto Ludwig (der Dichter des Erbförster und der Makkabäer) ergriffen — und es ist im Allgemeinen erfreulicher, wenn derselbe Stoff wiederholt aufgenommen und behandelt wird, als wenn in allen Weltgegenden und Geschichtswinkeln neue Stoffe aufgesucht werden.

— Ein neues Stück von Hermann Grimm, welches den Abend füllen soll, obgleich darin nur drei Personen auftreten, ist von dem Königlichen Theater in Berlin zur Aufführung angenommen. — Von Theodor Apel wird ein neues Schauspiel „die Rache" erwartet.

— Scherenberg — der „Homer der berliner Fähndriche", wie er in „Eine moderne Walpurgisnacht" genannt wird — hat den Plan zu einem großen Epos entworfen, dessen Gegenstand die nordwestliche Durchfahrt und die Helden, die sie gesucht haben, seyn sollen.

— Rudolf Kneisel hat das Märchen: „König Allpeld oder drei Thränen" dramatisch behandelt. Das Stück ist auf der Königstädter Bühne in Berlin aufgeführt worden und wird wegen der zarten, „duftigen" Ausführung gerühmt.

— Von einer Versammlung Westphälischer Männer zu Vollmarstein ist beschlossen worden, dem Regenerator Preußens, Freiherrn von Stein ein Denkmal zu errichten. Der Landtagsabgeordnete Friedr. Harkort ist an die Spitze des ernannten Comité's gestellt, und es sollen zur Betheiligung an dem Unternehmen alle Deutschen, vornemlich alle „Preußen" aufgefordert werden.

— Es heißt, daß Ernst v. Bandel im nächsten Frühjahr sein unterbrochenes Werk: das Hermannsdenkmal auf der Grotenburg bei Detmold wieder in Angriff nehmen und zur schließlichen Vollendung bringen will.

— Nachdem Rietschel die „Goethe- und Schillergruppe" vollendet hat, ist er mit einem Standbilde von Karl Maria v. Weber für Dresden und mit einem „Viergespann" beschäftigt, welches die Stände von Braunschweig dem Herzoge zur Ausschmückung seines Schlosses als Geschenk bestimmt haben.

— Der Historienmaler Karl Rahl in Wien ist beauftragt worden, das Waffenmuseum des k. k. Arsenals mit einem Cyclus von Fresken — Darstellungen aus der Geschichte Oestreichs und seines Kriegsruhmes — auszuschmücken. Von den Kunstfreunden Wiens ist die Kunde dieser Bestellung — der großartigsten, welche seit langer Zeit gemacht worden ist — mit vieler Befriedigung aufgenommen worden.

— Der preisgekrönte belgische Maler Henri Leys in Antwerpen hat wiederum eine Scene aus Goethe's Faust gemalt: Das schuldbewußte Gretchen kommt am Arm ihrer Mutter aus der Kirche, während Faust und Mephisto im Hintergrunde stehen. Die Ausführung wird gerühmt.

— In Berlin macht man jetzt auf musikalische Schätze aufmerksam, die sich in der dortigen königl. Bibliothek befinden, und wie jetzt hervorgehoben wird, von der Leipziger Bachgesellschaft zu ersprießlicher Vergleichung hätten benutzt werden sollen. Es ist eine Sammlung Bach'scher Handschriften, namentlich ein „Clavierbüchlein vor Anna Magdalene Bach", eine kleine Reihe von einfachen Menuetten, Uebungsstücken und zwei Liedern, die der alte Meister für seine Frau zusammenstellte. Das eine der Lieder: „Die Tabakspfeife" ist humoristisch. Auch eine komische Oper von Sebastian: „Phöbus und Pan" befindet sich unter den Manuscripten.

— Karl von Holtei forderte alle deutschen Belletristen, weß Standes, Glaubens, und welcher Partei sie immer sein mögen, zu Beiträgen im Gebiete der Erzählung, oder epischer und lyrischer Dichtung auf, welche dann gesammelt im J. 1857 erscheinen sollen. Der Ertrag dieses Buches ist zum Ankauf eines Gottesackers für die arme, protestantische Gemeinde in Graz bestimmt. Was böses Blut in Glaubens- oder anderen Streitigkeiten machen könnte, ist von der Aufnahme ausgeschlossen. Die Beiträge sind an K. von Holtei zu adressiren.

— Ein Professor der Physiologie an der medicinischen Schule in Paris, ein namhafter Gelehrter, hat sich entschlossen, seine schöne Tenorstimme der Oper zu widmen, und seinen Collegen, die ihm wegen Abtrünnigkeit und Verläugnung der Würde der Wissenschaft Vorwürfe machten, geantwortet: An Professoren der Medicin fehlt es nicht und sie können täglich geschaffen werden, an guten Tenorsängern dagegen leidet Frankreich gegenwärtig Mangel, sie können nur geboren werden.

— Sonderbare Beobachtung. Studenten, die zum Theater übergeben, sind nicht selten. Nun ist ein Theater-Statistiker zu dem Resultat gekommen, daß die ehemaligen Juristen Charakterspieler, insbesondere „Intriguanten", die ehemaligen Theologen aber Komiker werden, ebenso die Apotheker. Die Mediciner werden häufig Sänger.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Halbjahrpreis 20 Sgr.

Digitized by Google

Weimarer Sonntagsblatt.

Unter Mitwirkung
von
A. Biedermann, O. Roquette, J. Saupe, O. Schade, A. Schöll, Ch. Schuchardt
herausgegeben.

№ 48. 30. November 1856.

Der Musikdilettantismus der Römischen Kaiserzeit.

Eine Parallele.

Es ist ein mißliches Ding um historische Parallelen, wenn auch jeder denkende Geschichtsfreund sich oft unwillkührlich dazu veranlaßt sieht. Jede Zeit hat so eigenthümliche Zustände, so individuelle Verhältnisse, daß der Vergleich selten gelingt und aus dem gewöhnlichen Hinken manchmal ein rölliges Lahmsein entsteht. So dürfte auch die in neuerer Zeit oft versuchte Parallele zwischen Deutscher Gegenwart und Römischer Kaiserzeit schwer durchzuführen sein und am Ende mehr Differenzen, als Aehnlichkeiten ergeben. Freilich müssen wir zugestehen, daß unser Volk sein kräftiges Mannesalter längst überschritten hat und daß Anzeichen des Alters, als da sind: Mangel an Nationalgefühl, Erschlaffung der Charaktere, allgemeiner Hang zum Sinnlichen, Materiellen, leider genug vorhanden sind und laut an die Merkmale der sinkenden Römerzeit mahnen. Allein deshalb an die Nothwendigkeit einer neuen Völkerwanderung zu glauben und aller Hoffnung auf eigene Regeneration bar, das Heil von der Kreuzung mit dem Blute fremder Eroberer zu erwarten, dazu zwingt uns kein vernünftiger Grund, weil eben die ganze historische Situation eine andere ist. Ueberhaupt treten dergleichen Aehnlichkeiten am deutlichsten auf der culturgeschichtlichen Seite hervor und erstrecken sich dann manchmal nicht auf einzelne Nationen, sondern auf ganze Völkergruppen, und wenn nachstehender Versuch in engerem Gebiete eine gewisse Aehnlichkeit zwischen unserer und der spätrömischen Zeit nicht in Abrede stellen sollte, so trifft dieselbe auch mehrere unserer Nachbarn gleichzeitig.

Unbestritten giebt es in keiner Kunst soviel Dilettanten, wie in der Musik. Die praktischen Liebhabereien in den übrigen Künsten verschwinden dagegen; nur die Poesie kann

Digitized by Google

sich in annäherndem Maaße über die Zunahme ihrer pfuschenden Jünger beklagen. Musikalische Vereine aller Art existiren überall bis in die kleinsten Marktflecken herab, der Unterricht in der Kunst als integrirender Zweig der bessern Erziehung betrachtet; jeder Theezirkel, jedes Kränzchen wird durch Musik gewürzt; besonders ein Instrument, das vielfach vervollkommnete Klavier, hat in Siegeszug die halbe Welt erobert und sich eingebürgert, wenn auch oft nur als unentbehrliches Möbel, in den Palästen, wie in den bescheidenen Häusern der Vorstädte, ja der Dörfer. Dem Musikfeinde mag es schwer fallen, jetzt einen ruhigen Winkel zu finden, dessen Resonanz nicht geweckt wird von der Kehle einer Sängerin, oder von den rauschenden Klängen eines angehenden Klaviervirtuosen, oder von den qualvollen Versuchen eines zukünftigen Paganini, obligater Blechtöne, heiserer Guitarrenklänge und dudelnder Harmonikazüge nicht zu gedenken. Kurz, wenn es wahr bleibt, daß der Dilettantismus überhaupt ein edler Zeitvertreib ist, Kunstsinn verbreitet und Kennerschaft begründet, daß insbesondere die Musik veredelnd und mildernd auf Gefühl, Geschmack und Sitten einwirkt, so scheint unsere Zeit unübertrefflich dazustehen.

Bei dem Römischen Volke erwachte der Sinn für Musik sehr spät; er wurde ihm von außen her eingeimpft und erschien erst als Begleiter der überhandnehmenden griechischen Bildung. Denn während bei den Griechen schon zu Themistokles Zeit Unbekanntschaft mit Gesang und Saitenspiel als Mangel an Bildung galt, blieb bei den Römern lange die Ausübung der Kunst einer Art von Dorfmusikantenzunft überlassen und auf religiöse Zeremonien beschränkt. Selbst als der Dilettantismus, besonders unter dem weiblichen Geschlechte, längst Fuß gefaßt hatte, mahnen tadelnde Stimmen an die ernst praktische, jeder tändelnden Liebhaberei abholde Vergangenheit. Ich erinnere hier nur an die treffliche Charakterschilderung der Sempronia bei Sallust (Katiln. Verschwörung, 25.), wo es heißt: „Sie verstand eleganter die Cither zu spielen und zu tanzen, als es eine sittsame Frau nöthig hat," und an Quinctilians Empfehlung der ernsten Musik für den Redner, an deren Schlusse (I., 10.) er sagt: „Ich meine ferner nicht Psalter und andere Saiteninstrumente, welche auch von den sittsamen Jungfrauen verschmäht werden müssen." Aber das weibliche Geschlecht emancipirte sich früh genug von diesen Vorurtheilen! Schon der leichtfertige Ovid giebt („Kunst zu lieben," III., 315.) den jungen Damen folgenden Rath:

„Schmeichelnd wirkt der Gesang; wohl lerne zu singen die Jungfrau;
Mancher anstatt der Gestalt half der Gesang zum Gemahl.
Mögen entströmen der Lipp' Melodieen, gehört im Theater,
Oder des schilfigen Nils fremde Musik und Gesäng'.
Ferner verstehe die Frau, nach meinem Geschmacke gebildet,
Cither und Plectren zugleich führen in kundiger Hand."

Diese Wünsche wurden allgemein erfüllt und bald galt musikalische Bildung als unerläßliche Mitgift der vornehmen jungen Römerin. So hofft denn auch der Dichter Statius, als zärtlich besorgter Vater, seiner Tochter bald einen Gemahl zu verschaffen, da sie in diesem Zweige der Bildung allen Ansprüchen genüge („Wälder", III., 5, 62.):

„Sicherlich ist sie es werth durch geistige Güter und Schönheit,
Mag sie, die Lyra im Arm, ihr liebliche Töne entlocken,
Und an die Musen gewandt des Vaters Lied moduliren,
Oder in zierlichem Tanz die blendenden Arme entbreiten."

Daß freilich, als die Musik einmal Modesache geworden, sie meist nicht um ihrer selbst willen, sondern als Mittel zu andern Zwecken getrieben wurde, liegt auf der Hand. Dürfen wir jedoch deshalb einen Stein auf den Dilettantismus der Römerinnen werfen? Ver-

Digitized by Google

faſſer entgeht bei Beantwortung dieſer Frage einer großen Gefahr [illegible] gegenüber durch ein ihm vorliegendes Citat aus dem wenig bekannten Schriftchen Geſchlecht dagogen Thrämer „Ueber die nothwendige Verbeſſerung des Muſikunterrichts“ (Dorpat, 1846), welches alſo lautet: „Die meiſten Frauenzimmer, ſobald ſie Hausfrauen geworden und ſobald die erſte Freude über das zur vollſtändigen Hauseinrichtung gehörige gute Inſtrument vorüber, das Dutzend alteingeübter Stücke ein Dutzendmal vorgeſpielt und vorgeſungen worden, entſchuldigen ſich auf Befragen über die Vernachläſſigung der edlen Kunſt, mit ihren Hausſorgen, mit dem Mangel der Anregung, wo nicht gerade damit, daß ſich „unerklärlicher Weiſe“ geradezu eine Art Abneigung eingefunden. Da kommt es denn an das Licht, die Muſik iſt die ganze Jugendzeit über getrieben worden, ohne daß ein inneres Verſtändniß der Kunſt aufgegangen iſt, ohne daß ein innerer Trieb für ihre Ausübung, eine frei dauernde Neigung zu der Kunſt ſich ausgebildet hat. Es ſind blos äußere Hebel geweſen, die die Sache eine Zeitlang haben fortgehen laſſen, häuslicher Zwang von Seiten der Aeltern, der eigne Ehrgeiz oder die noch niedrigere Eitelkeit, die in der zierlichen Bewegung der Arme, des Hauptes, des ganzen Körpers in der Belebung des Auges und der leiſen Röthung der Wangen ein willkommenes Mittel findet, die Augen auf ſich zu ziehen (Eine Dame antwortete auf die Frage einer Freundin, warum ſie nach ihrer Verheirathung die Muſik aufgegeben, naiv genug: „Je nun, wozu habe ich ſie jetzt mehr nöthig?“).“

Wie jedoch dieſes ſtrenge Urtheil die große Zahl derjenigen unſerer Zeitgenoſſinnen nicht trifft, die von der erlernten Kunſt einen edleren Gebrauch machen, indem ſie den Familienkreis damit gemüthlich beleben und nicht laute Bewunderung, ſondern ſtill dauernde Dankbarkeit erſtreben, ſo mag auch manche Römerin von beſſeren Motiven und wirklicher Liebe zur Muſik beſeelt geweſen ſein. Ein Zeugniß dafür giebt der jüngere Plinius, wenn er von ſeiner Frau rühmt („Briefe“, IV. 19.): „Sie componirt und ſingt meine Verſe zur Cither, ohne von einem anderen Künſtler Unterricht erhalten zu haben, als von Amor, welcher der beſte Lehrmeiſter iſt.“ Am bitterſten aber geißelt den in Manie ausartenden weiblichen Dilettantismus Juvenal in ſeiner 6. Satyre:

V. 379. „Liebt ſie Geſang, ſo thut es ihr gleich kein dicker Kaſtrate,
Welcher die Stimme dem Prätor verkauft; in der Hand unermüdlich
Hält ſie die Laut', dicht ſtrahlet das Brett von funkelnden Steinen,
Zitternd durchhüpfet im Takt das Plektron die rauſchenden Saiten;
Hebmeles einſt hatt' es gebraucht, ein blühender Knabe,
Darum iſt es ihr Troſt und ſie weihet ihm zärtliche Küſſe.“

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Männer, ſo tritt uns ein gleichzeitiges Wachſen der muſikaliſchen Liebhabereien, aber zugleich auch öfteres und lauteres Klagen über damit verbundene Verweichlichung und Entartung entgegen. Wie ſchon aus den angezogenen Stellen erhellt, war der Geſang die Hauptſache, das Lieblingsinſtrument, die vierſeitige Cither diente meiſt nur als Begleiterin und Folie der Stimme. Auch hier begegnet uns ſogleich der wohlmeinende Rath Ovids für die Liebenden (Kunſt zu lieben, I. 595.):

„Haſt Du Stimme, ſo ſing', wenn zierliche Arme, ſo tanze.“

und die ſpöttiſche Anmerkung bei Horaz (Briefe, II. 1. 32.):

„Stehen wir nicht am Gipfel des Glücks? Sind Maler geworden,
Citherſpieler zugleich und ſuchen im Ringen den Meiſter.“

Der junge Britannikus ſang vortrefflich und wurde von Nero deshalb beneidet (Sueton, Ner. 33). Die wahnſinnige Leidenſchaft dieſes Kaiſers für die Muſik iſt bekannt. Vielleicht wäre, wenn

Digitized by Google

er noch [illegible] regiert hätte, seinen Unterthanen der musikalische Sinn förmlich ausgetrieben worden! Kam es doch schon bei seinen öffentlichen Concerten in Neapel soweit, daß von den auf kaiserlichen Befehl eingeschlossenen Einwohnern einige an Seilen von den Mauerzinnen herunter kletterten, andere sich als Todte im Sarge hinaustragen ließen, um dem kaiserlichen Virtuosen zu entgehen! Was wäre erst geworden, wenn ihm das Schicksal vergönnt hätte, das Gelübde zu erfüllen, welches er bei der herannahenden Gefahr ausgesprochen hatte: in den Spielen zur Feier des Siegs als Wasserorgelspieler, Chorflötist und Sackpfeifer aufzutreten. An musikalischer Vielseitigkeit wetteiferte mit diesem Vorbilde der unsinnige Heliogabal, von dem sein Biograph Campridius sagt: „Er sang, tanzte, recitirte mit Flötenbegleitung, blies die Trompete, spielte die (dreisaitige) Pandura und die Orgel." Uebrigens fanden die Blechinstrumente, wie bei uns, weniger Liebhaber und besonders die langgestreckte, umbogene und deshalb auch rauh klingende Trompete (Tuba) blieb einigen Sonderlingen überlassen. So blies wohl der Kaiser Alexander Severus die Tuba, trieb aber seine Uebungen als Kaiser nie vor Zeugen (Camprid. 27.). Eine ergötzliche Anekdote aber über einen Trompeter früherer Zeit hat uns der abergläubische Dio Cassius (LVII. 18.) aufbewahrt. Unter Tiberius, am Neujahrstage des Jahres 19 n. Chr. sollte der Consul Norbanus sein Amt antreten. Am frühesten Morgen fanden sich schon Gratulanten vor seinem Hause ein, um zum Lever zugelassen zu werden. Allein Norbanus, welcher immer dem Tubablasen oblag und sich eifrig in dieser Kunst übte, griff nach dem Aufstehen zuerst nach seinem lieben Instrument und blies eine lustige Fanfare. Diese Töne, welche uns höchstens einen gelinden Feuerlärmschrecken eingejagt hätten, versetzten die Zuhörer in die größte Angst vor der Zukunft; denn der Consul schien ihnen ein unheilverkündendes Signal zu geben, das man auch später auf den Tod des Germanikus bezog. Uebrigens stieg der Hang zu Musik und Tanz immer höher, je mehr das öffentliche politische Leben, einst das Lebenselement des Mannes, unter den Kaisern schwand, jemehr dadurch der Müssiggang privilegirt wurde. „Siehe der Geist der müssigen Jugend ist gelähmt und rüttelt sich nicht wach durch irgend welche ehrenwerthe Anstrengung. Schlaf und Mattigkeit und schimpflicher als beides: Fleiß im Betrieb schlechter Künste, hat die Gemüther erfaßt. Unsittlichem Gesang und Tanz widmen die Verweichlichten ihre Zeit, das Haar kräuseln, weibische Schmeichelworte lispeln, in Verzärtelung des Körpers mit den Weibern wetteifern, das ist unserer Jünglinge Ideal." So schreibt der Rhetor Seneca zur Zeit der ersten Kaiser; weit specieller auf die Musik hinweisend ist die Beschwerde Ammians im 4. Jahrhundert (XIV. 6.): „Die wenigen Häuser, welche sich früher noch durch den Betrieb ernster Studien auszeichneten, sind jetzt voll von den Spielereien lässiger Trägheit und hallen wieder von den Tönen des Gesangs und vom säufelnden Schwirren der Saiten. Anstatt des Philosophen läßt man einen Sänger kommen, anstatt des Redners einen Musiklehrer; die Bibliotheken hat man wie Grabmäler auf ewig verschlossen, aber Wasserorgeln und Levern werden gebaut, so groß, daß man sie für Karossen halten könnte," u. s w. Solche Extravaganz im Musikdilettantismus haben wir im Allgemeinen an unseren Landsleuten nicht zu rügen und höchstens ist es die Oberflächlichkeit, das ungründliche Streben nach Vielseitigkeit beim Betrieb der schönen Künste, welches viele Zeitgenossen mit jenen Römern gemein haben. Der witzige Martial schildert einen solchen Geschäftigen, Alles Treibenden und Verstehenden im siebenten Epigramme des zweiten Buches also:

Digitized by Google

„Zierlich trägst Du vor, führst, Attalus, zierlich Prozesse,
Zierlich bewegest Du Dich in der Novelle, dem Lied.
Zierlich gelingen Dir auch die Possen und Stachelgedichte;
Zierlich Silben Du stichst, zierlich die Sterne Du fragst.
Zierlich, Attalus, singst und schwingst im Tanze den Fuß Du,
Zierlich die Laute Du schlägst, zierlich den Ball Du bewegst.
Edel zeigst Du Dich nie, doch was Du beginnest, ist zierlich.
Höre denn was Du bist! Groß im geschäftigen Nichts."

Ersieht man also aus der bisherigen Zusammenstellung, daß der Dilettantismus in der Musik zur Zeit der ersten Römischen Kaiser aufwuchs und mit dem Sinken des Reichs eine beträchtliche Höhe und Ausbreitung erreichte, so ließe sich vielleicht auch in Hinsicht des musikalischen Geschmacks eine Vergleichung anstellen, die wenigstens eine allgemeine Aehnlichkeit mit Richtung und Aenderung des Geschmacks neuerer Zeit ergeben dürfte. Denn tiefer einzugehen, verbietet uns hier außer dem beschränkten Raume vor Allem der Mangel an Einsicht in das noch vielfach räthselhafte Wesen der alten Musik überhaupt.

Der Klagen über den Verfall des jetzigen musikalischen Geschmacks giebt es sehr viele. Die Meisterwerke der klassischen Zeit, an denen es noch soviel zu studiren und zu zehren gäbe, sind sehr in den Hintergrund getreten und das allgemein herrschende Haschen nach dem Neuesten, Brillantesten, Lärmendsten oder Schwärmendsten, zeigt eben, daß man Musik treibt, um sich zu zerstreuen, nicht, um durch tieferes Eindringen in ein Kunstwerk, sich einen höheren, dauernden Genuß zu verschaffen. Die meisten Komponisten kommen diesem Geschmacke der Dilettanten bereitwillig huldigend entgegen und die Spreu des musikalischen Büchermarktes übersteigt beinahe die des literarischen. Die Ideenarmuth bestrebt man sich mit glänzenden Arabesken zu überdecken und bei der Jagd nach neuen, Nerven reizenden Effekten, bleiben die Ansprüche des Gemüths unberücksichtigt, werden die Gefühle nicht befriedigt, sondern abgestumpft und betäubt. Und die Rückkehr zum Einfachschönen scheint noch in weiter Ferne zu liegen; die Musik der Zukunft scheint sie wenigstens nicht bewerkstelligen zu wollen. — Auch bei den Römern kommen bald derartige Klagen über Verderbniß des Geschmacks vor. Die Uebertreibung der Effektmittel, die wachsende Liebe zum Rauschenden und Lärmenden tadelt Seneca in Bezug aufs Theater im 84. Briefe: „Siehst Du nicht, aus wie vielen Stimmen der Chor besteht? Und doch entsteht aus allen blos ein Ton. Einige sind hoch, andere tief, andere halten die Mitte. Zu den männlichen Stimmen kommen auch weibliche, Flöten werden dazwischen geschoben; da verschwinden die Stimmen der Einzelnen, die Aller sind hörbar. Ich spreche von dem Chore, den die alten Philosophen kannten. Bei unsern Aufführungen giebt es mehr Sänger, als ehemals in den Theatern Zuschauer. Wenn die Reihe der Sänger alle Gänge angefüllt hat, und der ganze Schauplatz von Blechmusik umkränzt ist und von der Bühne herab Flöten und Instrumente aller Art zugleich erschallen, dann wird Einklang aus Mißtönen." Eine noch interessantere Beschwerde aus dem 3. Jahrhundert findet sich in den Tischgesprächen des Griechen Athenäus (Deipnosoph. XIV, 31): „Jetzt treibt man die Musik ohne Sinn und Verstand. Sonst war es ein Beweis von schlechter Kunst, bei der Menge Beifall zu finden. Deshalb sagte auch der Phliasier Asopodorus, als ein Flötist mit Kastagnetten klapperte: „Was soll das heißen? Offenbar ist es ein großes Unglück, daß er auf keine andere Weise der Menge gefallen kann." Unsere Zeitgenossen machen den glücklichen Erfolg auf dem Theater zum Zweck der Kunst. Darum sagt Aristoxenes: Wir machen es den Posidoniern gleich, welche am Tyrrhenischen Busen wohnen.

Digitized by Google

Diese waren anfangs Hellenen, arteten aber zu Barbaren aus und wurden Tyrrhener oder Römer. Sie änderten ihre Sprache und ihre ganze Lebensweise; sie feiern aber heute noch eines der Hellenischen Feste, an welchem sie zusammenkommen und sich unter Weinen und Wehklagen jener alten Namen und Gebräuche erinnern. So, sagt er, thun auch wir; nachdem das Theater verwildert und diese Allerweltsmusik in große Verderbniß verfallen ist, erinnern wir Wenige uns untereinander, was einst die Musik war." Auch dort also war es das Kokettiren mit dem Geschmacke der Menge, das gestissentliche Abweichen von den alten Meistern, das Suchen nach klingelndem und klapperndem Nebenwerk, was das Steigen des Dilettantismus als Zeichen der Zeit begleitet und wenn endlich Athenäus im ersten Buche, Kap. 32 sagt: „Es wächst jetzt die Verschrobenheit der Musik und es nimmt der Kleiderluxus immer mehr zu," so fühlt man sich frappirt von der zutreffenden Aehnlichkeit auch dieses Nebenumstandes!

Herm. Göll.

Weimarisches Hof-Theater.

— Auf der Weimarischen Bühne kam am 22. November Tempeltey's Klytämnestra zum ersten Male zur Aufführung. Der Eindruck, den das Stück macht, ist im Allgemeinen ein befriedigender, weil es die lange vermißte Befriedigung gewährt, einen jungen Dichter mit ernstem Streben und wahrhaft poetischer Tendenz hervortreten und sich an einer würdigen Aufgabe mit Erfolg versuchen zu sehen, so daß wir uns der Hoffnung auf erhöhte Leistungen desselben hingeben dürfen. Denn er hat mit Kühnheit und Sammlung eine Bahn betreten, in deren Richtung die wahrhafte Tragödie liegt, und auf welcher fortzuschreiten ihm Muth und Kraft, wie wir hoffen, nicht fehlen werden. — Man schreibt jetzt zwar von Berlin, daß die ungewöhnliche Theilnahme des Publikums an der neuen Erscheinung schnell zusammengesunken sei, und daß das Stück nach einigen Wiederholungen leeres Haus gefunden habe. Aber die Erkaltung eines blasirten und verwöhnten Publikums entscheidet in keiner Weise über den Werth eines Dramas, und was die Anstellungen der Berliner Kritik anbetrifft, so finden wir sie zum großen Theile ungerechtfertigt und ungerecht. Daß der antike Stoff nicht antik behandelt ist, ist unbestreitbar, und daß die Jugend des Dichters sich hier und da auch als Unreife verräth, daß stellenweise eine falsche Sentimentalität hervortritt und gewisse moderne Lieblingsreflexionen, die als solche trivial sind, sich ungebührlich breit machen, können wir nicht läugnen, weil wir es peinlich genug empfunden haben, aber als Beeinträchtigung der großartigen Anlage und der im Ganzen energischen Ausführung. Denn die moderne Behandlungsweise als solche konnte uns nicht abstoßen, sondern nur interessiren, weil es nach unserer Ansicht gilt zu zeigen, daß der Versuch derselben durch das Streben bedingt ist, über die modernen Ausartungen des theatralischen Geschmacksbedürfnisses, die Verweichlichung des Geschmacks und die Sucht nach kleinlichen Effecten hinauszukommen, ohne die Modernität, die ihre Berechtigung hat, aufzugeben. Antike Stoffe antik zu behandeln, ist dem modernen Dichter, dem schöpferisches Vermögen beiwohnt, unmöglich: es wäre, wenn es gelänge, eine belanglose Nachahmung und ein epigonenhaftes Thun, dessen wir nicht bedürfen. Wir bedürfen aber der entschiedenen Erhebung über die Zerfahrenheit der modernen Kunst, und wenn der gegenwärtige Dichter, der den Namen verdient und nicht willkürlich unbeirrt, nach antiken Stoffen zurückgreift, so bestimmt ihn das mehr oder minder deutliche Bewußtseyn, daß — um es kurz auszudrücken — die für die Entwicklung der Kunst gestellte Aufgabe die Vermittlung der antiken und modernen Tragödie ist. Wird diese Aufgabe mit der modernen Behandlung antiker Stoffe zunächst äußerlich angegriffen, und stellt sich heraus, daß die antike Sage als solche in einem unlösbaren Widerspruche zu unserem Bedürfniß der künstlerischen Offenbarung steht, so wird ein Versuch, der diesen Widerspruch zum Bewußtseyn bringt, nicht umsonst gemacht seyn, sondern, indem er zu einem anderweitigen Stoffkreise treibt, eine demselben entsprechende Form vorbereitet haben. Denn Stoff und Form des Kunstwerks sind keineswegs von einander unabhängig, und wenn der Aesthetiker Schiller von einer solchen Anschauung nicht frei zu sprechen ist, so hat sie der Dichter Schiller durch die fortgesetzt bedingte „Wahl" seiner Stoffe frappant widerlegt.

Nach der antiken Sage ist das Schicksal Agamemnons ein vorher bestimmtes und vorausgesagtes, und obgleich sich das moderne Bewußtseyn gegen die Starrheit der Verhexbestimmung unnachgiebig sträubt, so bedarf doch die Tragödie, wie wir sie auffassen, eines formellen Vorausdrucks der sich erfüllenden Nothwendigkeit. Hierzu bot sich die in die Sage verflochtene Gestalt Kassandras, der Seherin, die „psychologisch" aufzufassen dem modernen Dichter freistehen mußte oder auch geboten ist. Tempeltey zieht nun auch die Kassandra (die Agamemnon als Sclavin heimführt) in die Handlung hinein und läßt sie die Rolle der Zukunftschauerin spielen, ohne welche Rolle der Tragödie

Digitized by Google

in der That der Abschluß fehlen würde. (Das Stück hat einen Abschluß, obgleich es, wie ein Berliner Kritiker tadelnd bemerkt, über sich hinaus und auf die Zukunft verweist. Das thut, absehen mehr oder weniger ausdrücklich, jedes Drama, und muß die Tragödie insbesondere thun, um uns über die Erschütterung, die sie hervorgebracht, versöhnend hinauszuheben. Ob freilich Tempelherr den versöhnenden Schlußgedanken genügend herausgestellt hat, ist eine andere Frage, die wir nicht besahen.) Wir finden indessen die Gestalt der Kassandra nicht groß, abgeschlossen und innerlich genug; sie ist eine Sensitive, aber keine im hohen Styl und bringt uns über den Eindruck der Kränklichkeit nicht hinweg — wobei wir sogleich bemerken wollen, daß sich die hiesige Darstellerin nicht befähigt zeigte, die Unzulänglichkeit der poetischen Auffassung ihrerseits einigermaßen zu ergänzen. Trotz dieser Unzulänglichkeit jedoch ist die Gestalt der Kassand a für die innere Einheit, den geistigen Zusammenhalt des Stücks schlechthin unentbehrlich, und es heißt diese Nothwendigkeit unbegreiflich oberflächlich verkennen, wenn man die Kassandra, wie es von einem Berliner Kritiker geschieht, als eine für die dramatische Ver- und Entwicklung unnütze Figur bezeichnet, statt sie ungenügend herausgearbeitet zu finden. Sie mußte, abgesehen davon, daß sie die Stimme des Schicksals ist, den vollkommen ausgeprägten, persönlichen und sittlichen Gegensatz gegen die Klytämnestra darstellen, was in der That nicht der Fall ist. Was diese, die eigentliche Heldin der Sage und des Stücks, anbetrifft, so konnte sie der Dichter als das bewußtwoll-leidenschaftlich sündigende Weib, das vor dem ihr nothwendig gewordenen Verbrechen nicht zurückbebt, ohne Widerstreit der Motive, aber um so heroischer darstellen, und in diesem Falle hätte er die Gestalt des Agamemnon (wie die der Kassandra) weit breiter und bedeutender hervortreten lassen müssen, um ihr den wesentlichsten Antheil des tragischen Interesses zuzuwenden. Er hat es vorgezogen — wozu er nach unserer Ansicht das Recht hatte, obgleich auf jenem Wege eine einfachere und gewaltigere Wirkung zu erzielen war — uns in Klytämnestra das bedürftige, phantasiebewegte Weib, welches sich die moralische Schuld mit Illusionen verdeckt und zum Verbrechen hingerissen wird, vorzuführen. Mit dieser Auffassung aber — die durch das Vorwalten des psychologischen Interesses bei uns Modernen, das ein einseitiges genannt werden kann und muß, bedingt ist — war der Widerstreit, oder, wenn man will, die „Verwirrung" der Motive bei der Heldin nothwendig gesetzt, und es ist durchaus unberechtigt, diese Verwirrung, wie es von Berliner Kritikern geschieht, als solche dem Dichter zum Vorwurf zu machen, ohne auf die psychologische Wahrheit oder Unwahrheit derselben einzugehen. Wir haben hier eine Situation — die Wiederkehr des todtgeglaubten Gatten, nachdem sich die Gattin einem Andern hingegeben hat — welche thatsächlich oft genug eintritt und immer äußere wie innere Verwicklungen bedingt. Diese Verwicklungen hat uns der Dichter, dessen Vorwurf eine solche Situation ist, im poetischen Vergrößerungsspiegel zu zeigen, und der tragische Ausgang ist für eine würdige Behandlung gerade dieses Themas nothwendig. Daß Klytämnestra an den Tod des Gatten gern glaubt, weil sie das Herz zur Untreue treibt, ist ihre moralische — von der „tragischen" unterschiedene — Schuld, deren Gefühl sie durch einen förmlichen Cultus der vergangenen Liebe zu verdecken sucht, während es sich in der Angst um die Sehnsucht-Liebe des Orestes fortgesetzt offenbart, wie es vom Dichter wohl begriffen und ausgeführt ist. Als die Gewißheit von Agamemnons Rückkehr den Schleier der Selbsttäuschung zerreißt und ihre Zwiespältigkeit mit der Fügung des Schicksals in den tiefsten und peinvollsten Schrecken umsetzt, als ihr dann dem Unerträglichen gegenüber der Gedanke des rettenden Verbrechens von außen nahe gebracht wird, ergreift sie diesen Gedanken, zugleich aber — weil sie eine sittlich angelegte Natur ist — ein Motiv der That, welches ein bloßer Vorwand ist, was ihre moralische Verantwortlichkeit betrifft: sie glaubt den politischen Mord ihrer Tochter Iphigenie sühnen zu müssen und zu wollen. Dieser Vorwand ist indessen kein willkührlicher, weil die Opferung Iphigeniens durch Agamemnon, obgleich sie ihren gegenwärtigen Entschluß thatsächlich nicht bestimmt, ihre sittliche Naivität aufgehoben und zwischen sie und Agamemnon einen erkaltenden Schatten gestellt hat, also doch die Saat des Schicksals, die Agamemnon sich selber gesät hat, ist. Wie man hiernach — da der Dichter diese Doppelseitigkeit des Motives genügend zum Ausdruck bringt — behaupten mag, daß es von demselben, obgleich von der Sage gegeben (?), nur „sehr beiläufig" benutzt worden sei, ist unbegreiflich. Ebenso ist es ein ungerechtfertigter Vorwurf, daß die That, nach den langen Schwankungen, die ihr vorausgehen, zu plötzlich ausgeführt werde: denn sie wäre überhaupt nicht geschehen, wenn Klytämnestra zur Besinnung gekommen wäre, und der höchste Moment des tragischen Eindrucks ist nicht der Moment des Verbrechens, sondern wird erst dann erreicht, als Klytämnestra erfährt, daß der Geliebte sie mit dem Triumphe des Hasses und der Rache umarmt und daß seine Liebesbefriedigung — um das moderne Wort zu brauchen — eine raffinirte gewesen ist. Bei dieser Entdeckung, welche zugleich die Unwahrheit ihres Sühnungsmotives gegenüber dem unerlässlichen Rachebedürfnisse Aegisths herausstellt, bricht sie innerlich zusammen und Agamemnon ist gerächt. Dieser vorläufige Abschluß der Tragödie, der seine Ergänzung in der Weissagung Kassandras findet, ist durchaus modern, entbehrt aber deßhalb nicht der Berechtigung, so wenig, wie er die Wirkung versehlt, während die Weissagung Kassandras nicht bei der äußerlichen Sühne des Verbrechens, die noch bevorsteht und ein neues Verbrechen ist, verweilen dürfte, sondern die versöhnende Erscheinung Iphigenieens erreichen müßte, um uns zu der Höhe der Anschauung und des Gefühls zu erheben, die der Zweck der Tragödie ist.

Wir behalten uns vor, auf das Stück bei einer nochmaligen Aufführung zurückzukommen, und insbesondere zu entwickeln, wie sich der Dichter gegen den Schicksalsglauben, den er herbeizieht, kritisch verhält, außerdem aber auch die schwachen Scenen

Digitized by Google

und Stellen — zu denen vor Allem die Scene gehört, in welcher Agamemnon die Opferung der Iphigenie gegen Klytämnestra rechtfertigt und das „allgemeine" Interesse der Männer, das „persönliche" der Frauen mehrn reflectirend gegenüberstellt — ausdrücklich hervorzuheben. Auch auf die hiesige Darstellung geben wir diesmal nur flüchtig ein. Die Scenirung war befriedigend und das früher oft vermißte Zusammenspiel erreicht. Die Titelrolle gab Frau Don Lehrün, von einzelnen vorübergehenden Momenten, die an das Conversationsstück erinnerten, abgesehen, vortrefflich. An einzelnen Stellen — wie in der Verhöhnung der ohnmächtigen Götter, in dem Schlusse des dritten Aktes „es ist zum Lachen", in der Darstellung der inneren Erstarrung, der Thränen ein versagtes Glück sind — erreichte sie den ergreifendsten Ausdruck und bei der leidenschaftlichen Beweglichkeit, welche die Intentien des Dichters erfordert, verlor sie niemals die schöne und edle Haltung. Ueber die Darstellung der Kassandra haben wir uns schon ausgesprochen. Der Darsteller Agamemnons (Hr. Kaibel) entfaltete die heitre Sorglosigkeit, die dem Charakter des Agamemnon nothwendig ist, und die Bequemlichkeit des endlich Heimgekehrten, der Intention des Dichters gemäß, aber insofern einseitig, als er den Heerfürsten zu sehr zurücktreten ließ. (Wir machen dem Darsteller daraus, daß die Scene, in welcher er den Fall Trojas erzählt, nicht lebendig wurde, keinen Vorwurf, weil der Fehler zunächst an dem Dichter liegt und schwer zu überwinden sein möchte.) Orestes wurde von den Inconvenienzen, die mit der Darstellung von Knaben und Jünglingen durch Frauen unzertrennbar sind, abgesehen, befriedigend gespielt. Die nicht schwierige Rolle des Aegisth wurde gut dargestellt und die schimmernde oder vielmehr gleißende Kostümirung war dem Eindrucke sehr förderlich. Das strenge Einhalten des antiken Costüms ist bei dem Tempelteyschen Drama überhaupt nicht zu fordern.

Kleine Zeitung.

— Rauch in Berlin arbeitet an der Bildsäule Kants für den Philosophendamm in Königsberg. Diesmal hat er nicht, wie bei der Dioskurengruppe Göthes und Schillers, darauf bestanden, seinen Helden in idealem antiken Costüm zu geben: dem Kritiker der reinen Vernunft wird Rohrstock, dreieckiger Hut und Zopf nicht fehlen. Wenn dies von Seite Rauchs eine Concession ist, so hat er sie gemacht, weil einerseits seinem „Helden" die frei entfaltete Körperlichkeit, die das antike Costüm fordert, der porträtirende Darsteller aber nicht fingiren darf, fehlt, und weil sich andererseits die eigenthümliche, mit gewissen Attributen verwachsene Erscheinung desselben der Erinnerung eingeprägt hat und noch gegenwärtig wen denen, die sich den Königsberger Philosophen — der sich an der Stelle seiner Geburt festhaltete, und dessen Aeußerlichkeit sich durchaus äußerlich, gleich einem Gehäuse ausbildete — überhaupt vergegenwärtigen, festgehalten wird. Beide Gründe leiten auf die Frage, ob nicht die Natur der Plastik eine fest einzuhaltende Grenze im Gebiete der historischen Darstellung — also auch in Bezug auf das einfache Porträt — bedingt, ob sie sich demnach, da diese Grenze äußerlich dadurch anerkannt ist, daß sie nach der Seite der historischen Darstellung nur zu „Denkmalen" brauchbar wird, für jedes Denkmal herzugeben hat. Dieser Frage ist die Costümfrage untergeordnet, es ist aber natürlich, daß die letztere immer wieder für sich hervortritt und verhandelt wird und demnach eine schwebende bleibt. Sie muß unentschieden bleiben, so lange die erstere Frage, die allgemeiner gefaßt, die der „historischen Kunst" ist, im ästhetischen Bewußtseyn noch nicht entschieden ist, so lange wir ferner über die Epoche des nachbelebten Denkmalsetzens im historischen Fortschritt noch nicht hinaus sind, und so lange sich die herrschende Tracht nicht unter der Herrschaft des allgemein verbreiteten plastischen Sinnes festsetzt, sondern der tyrannischen Willkühr der Mode unterliegt — drei Punkte, die in einem bestimmten inneren Zusammenhange stehen. — Uebrigens versteht sich von selbst, daß keine Kunst, die eine lebendige sein will, sich nachahmend verhalten, daß also das antike Costüm nicht als solches, sondern weil es der Natur der plastischen Darstellung entspricht, gewählt werden darf, daß aber die Freiheit des plastischen Künstlers, eine ideale Bekleidung anzunehmen, auch die Freiheit ist, die gegebene historische Tracht zu idealisiren. Dies ist ein Mittelweg, dessen Zulässigkeit nicht bestritten werden kann, der aber schwierig und gefährlich ist. Denn sobald der Widerspruch, der überwunden werden soll und kann, erscheint, ist der Eindruck ein unangenehmer oder komischer.

— Außer Paul Delaroche hat Frankreich auch den Geschichtsmaler Paul Jourdy Anfang Novembers durch den Tod verloren.

— Das Berliner Criminalgericht hat eine Photographie der Kaulbach'schen Zerstörung Jerusalems im Treppenhause des neuen Museums für straffälligen Nachdruck erklärt und den Photographen und Verkäufer, jeden zu 50 Thaler Strafe verurtheilt.

— Gallait hat zu der Ausstellung in Amsterdam ein großes Bild eingesandt, das, im Auftrage der Königin gemalt, Johanna die Wahnsinnige bei der Leiche ihres Gemahls, Philipp des Schönen darstellt. Ein grauenhafterer Gegenstand für die Malerei läßt sich kaum denken.

— Eine zweiaktige Operette von Meyerbeer soll diesen Winter auf dem kaiserl. Theater in Paris in Scene gehen. Eine Hauptrolle darin soll — eine Ziege spielen.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Halbjahrpreis 20 Sgr.

Digitized by Google

Unter Mitwirkung
von
A. Biedermann, O. Roquette, J. Saupe, O. Schade, A. Schöll, Ch. Schuchardt
herausgegeben.

№ 49. 7. December 1856.

Sonette

von

O. Roquette.

I.

Die Helden des Tages.

Es prangt die Eitelkeit, es herrscht der Wahn,
Die Mißgunst schleicht umher und wirkt bedächtig,
Die Geistesarmuth putzt sich groß und prächtig,
Der Menge blöder Sinn ist leicht zu fahn.

Da wagt denn jeder kühnlich sich zu nahn,
Erheuchelt hohen Sinn, Empfindung mächtig,
Von innen doch gemein und niederträchtig
Macht 'er geschickt die Welt sich unterthan.

Bewundrung leiht Dir gerne die Fanfare,
Man läutet Deinem Ruhm mit tausend Glocken,
Bist Du zu gleichem Freundschaftsdienste willig.

Was blendet und verwirrt, gilt für das Wahre.
Der heilge Lorbeer, der einst um die Locken
Der Besten grünt', ist jetzt erstaunlich billig!

Digitized by Google

II.

Der Musterjüngling.

Er trägt die sauberste der weißen Binden
Am dürren Hals, er hat den krummsten Rücken,
Er weiß den Kopf bis auf die Knie zu bücken,
Er möcht' aus Ehrfurcht ganz zusammenschwinden.

Von Vorgesetzten läßt er gern sich schinden,
Das Augendrehn will ihm vortrefflich glücken,
Er weiß so süßlich fromm sich auszudrücken,
Und jede Grobheit weiß er zu verwinden.

Den lieben Gott hat stets er auf der Zunge,
Versteht auf jeden Vortheil schlau zu wachen,
Und spielt die Einfalt, wie ein Engelsjunge. —

Studier' sein Wesen, such' ihm nachzueifern:
Dann wirst Du glänzende Carriere machen,
Und darfst dann selber grob sein, schmäh'n und geifern.

Von Neapel nach Ischia.

Wo Bajäs wonn'ge Bucht dort ladet,
Herüber weiß glänzt Nisida,
Im Meere die Terrassen badet
Das berggekrönte Ischia:
Zerstreut am steilen Inselstrande,
Dem Garten, der in Blüthen schwimmt,
In dem das Maulthier aufwärts klimmt,
Sind Masserie, Vill' und Veranda:
Hoch glänzet Cassa micciola
Und unten liegt am Meeresstrande
Das alte Ischia malrisch da:
Der laute Lärm des Hafens schallt,
Des Dampfers schwarze Säule wallt,
Von Barken wimmelt's um ihn her,
Manch Boot schwebt fern auf hohem Meer.

Auf der Rückfahrt von Sorrent nach Neapel, auf der uns der freundliche Leser dieser Blätter begleitete, hatten wir geglaubt, daß dieses der letzte Tag des Aufenthalts in Neapel, wenigstens für mich, sein würde, da mein Freund noch einige Zeit daselbst bleiben und mich erst wieder in Genua einholen wollte. Bei dem jovialen Mittagsessen, an dem Tag unserer Ankunft in Capri, hatte ich einem der jovialsten unter unsern Tischgenossen meinen Paß zur Besorgung nach Neapel gegeben. Es war dieß ein hannöverischer Landrath, der einen sechswöchentlichen Urlaub zu einer Reise durch Frankreich über Paris und Marseille nach Italien benutzt hatte und bis nach Sicilien gekommen war. Ein blühender Vierziger, hatte er uns durch seinen ebenso blühenden Humor und sein ganzes joviales, biedres, dabei höchst verständiges Wesen gewonnen. Er reiste schon am Abend wieder nach Neapel zurück und hatte auch meinen Paß an die ihm bezeichnete Adresse richtig abgegeben. Aber der neapolitanische Freund, der ihn empfangen, besaß nicht die Pünktlichkeit des deutschen Mannes des Gesetzes und als ich über Hals und Kopf zu ihm hinfuhr, denn wir kamen gegen 1 Mittags von Castellamare an und um 3 Uhr sollte schon das Dampfschiff nach Genua ab-

Digitized by Google

geben, da mußte ich erfahren, daß mein Paß sich noch ruhig in der Schublade befinde und mußte mich entschließen, noch einige Tage zu bleiben, bis wohin erst wieder ein Dampfschiff nach Norden fuhr. Ich machte mich nun selbst auf den Weg, um die erforderlichen Visas zu besorgen und verabredete mit meinem Freunde, mit dem gegen Abend nach Ischia abgehenden Dampfsboot nach der Insel zu fahren, die ich also auch noch sehen sollte. Als ich nach abgemachter Paßangelegenheit in unser Standquartier auf Santa Lucia zurückkehrte, zeigte mir mein Freund ein aus dem protestantischen Spital uns zugekommenes Billet vor, dessen Schreiber, der Maler Heise, uns dahin zu sich bat. Das heiße Klima hatte tückisch unter den deutschen Malern gewüthet: Thiersch war fieberkrank geworden, Cornill hatte an einem Sonnenstich gar lebensgefährlich darniedergelegen, Heise, ein kräftiger, junger Mann, klagte vor unserer Abreise nach Sorrent nur über ein sonst unbedeutendes Augenübel, jetzt aber hatte er eine vollständige Gicht und Lähmung bekommen, so daß er an Krücken gehen mußte. In solchem bedauernswerthen Zustand trafen wir ihn in dem preußisch-protestantischen Spital, wohin er sich der besseren Pflege wegen hatte bringen lassen, in einem hübschen ganz comfortabel eingerichteten Zimmer. Ihm war der Gebrauch der heißen Bäder in Ischia von dem Arzt verordnet worden und so erklärte er sich denn bereit, uns gleich dahin begleiten zu wollen. Wir holten ihn daher in einem Fiacre ab, fuhren nach dem Hafen und brachten den armen Leidenden glücklich an Bord des Schiffes.

Dieses hatte eine große Gesellschaft an Bord, mehrere neapolitanische Familien, unter denen sich ganz reizende weibliche Erscheinungen befanden, namentlich ein paar Mädchen mit schönen blassen Blumengesichtern und sanften melancholischen braunen Augen. Trotzdem aber waren sie, einmal in Unterhaltung gekommen, sehr lebendig und gesprächig, wenn auch nicht in dem Grade, wie die älteren Damen. Die stumme Person, die wie ein dunkler Strich durch ein Gemälde von glänzenden Farben ging, war ein düsterer Priester, der unbekümmert um das Leben um ihn her, schweigend auf und ab schritt, das Brevier in der Hand, bald lesend, bald betend.

O entzückende Fahrt auf blauem Meeresspiegel, umgeben von dem leuchtenden Zaubergürtel der Golfesküste. Imposant thürmte sich Neapel mit seinem in Terrassen aufsteigenden Häusermeer, seinen acht Castellen und zahlreichen Kuppeln empor, weithin schimmerte das weiße Halsband seiner Vorstädte, S. Giovanni, Torredel Greco, Resina, Portici bis an den Fuß des gezackt thronenden Vesuv, von da dehnte sich die Küste von Sorrent, wie ein Feengarten über dem Meere schwimmend, bis zum blauduftigen Cap Campanella, dem gegenüber sich Capri's leuchtender Krystallpallast aus dem Meeresspiegel erhob. Das war das Panoram, das sich dem rückwärts gewendeten Blick darbot, während zur Seite die Küste, an der wir dicht hinfuhren, immer wechselnde Bilder zeigte: den grünen mit Villen besäten Hügelhang des Posilipp, das trotzig und riesenhaft aufsteigende Cap Miseno, mit dem ins Meer springenden Abserber, auf dem ein altersgrauer Thurm aus mittelalterlicher Zeit herabwinkt; Bajäs wonnige Bucht, ihre grünen Gebäude und antiken Tempelreste im Meere wiederspiegelnd; das weißglänzende Nisida — bis zur Linken rothleuchtend und castellgekrönt Procida aus der Fluth emportaucht und vor uns Ischia sich immer mächtiger entfaltet, thronend mit dem erloschenen Krater seines Epomeo, dessen nackter Kegel sich in den Azur erhebt, während seine breiten Flanken in weitem, grünem Schmuck, mit Häusern und Villen prangenden Terassen ins Meer hinabfallen.

Digitized by Google

Ischia (die alte Pithecusa) ist die größte, fruchtbarste und reichste der Inseln des Golfes. Das Städtchen Ischia, von altersgrauem und romantischem Ansehen, hat lebhaften Marineverkehr; wir zogen vor, das auf dem Terrassenbang liegende Cassa micciola zu unserm Wohnort zu machen. Auf prächtigen Mauleseln, die hier fast so stark wie Pferde, sehr muthig und wohlgenährt und ganz andere Erscheinungen sind, als ihre von den Felswegen abgemergelten Cameraden in Capri, machten wir eine herrliche Calvacade bergaufwärts, durch ein aufsteigendes Gartenland von üppigster Vegetation. Ueberall schimmern aus ihm die Häuschen hervor mit großen, zu Lauben verwandelten Veranden, größern Villen, modernen Hotels für die Besucher der Badesaison. Heise hatten wir glücklich auf das sanfteste Maulthier gebracht, und zu beiden Seiten von den Maulthiertreibern gehalten und gestützt, erreichte er mit uns glücklich die Höhe des Abhangs und zog so wohlbehalten in unsre Wohnung ein, einem vor der Stadt gelegenen, freundlichem Häuschen, das uns weißglänzend entgegenwinkte.

Die paar Tage unseres Aufenthalts auf der Insel benutzten mein Freund und ich, während Heise zu Haus blieb und badete, zu mehrfachen Ausflügen, meist zu Maulthier. Der Reiz dieser Ausflüge besteht namentlich in dem ständigen Wechsel zwischen abgeschlossenen Bildern des Gebirgs, Thälern und Schluchten und dem weiten Meeresbild des Golfes: Auf schmalem Pfad sprengt man hin, zur einen Seite die niedre Lehne des Terassenhangs, zur andern tiefe, baumbewachsene Schluchten und Thäler, gegenüber zerrissene schroff emporsteigende Bergwände, die zum Epomeo führen. Man ist in eine Gebirgslandschaft gebannt. Plötzlich kommt eine freie Stelle — und weit glänzend thut sich das Panoram des Golfes vor uns auf, das blauächelnde Meer mit seinen Inseln, Neapel, der Vesuv, die Küste von Sorrent: die Seele fühlt sich frei und schwebt auf dem glänzenden Element dahin, das ihr das Gefühl der freien Unendlichkeit erweckt, in die sich auszuströmen der tiefsehnsüchtige Zug der menschlichen Natur ist.

Den Epomeo selbst erstiegen wir dagegen nicht. Warum die Dornen suchen, wo soviel reizende Rosen ohne Mühe zu pflücken? So wenig der Schlendrian im praktischen Leben nützlich ist, ein so guter Begleiter ist er im poetischen Leben; die Schönheiten der Natur liebe ich im Schlendrian zu durchstreifen, statt sie durch Parforcetouren zu erobern. Auf dem Weg dieses Schlendrians bin ich auch in den Besitz einer romantischen Geschichte gelangt, die auf der Insel spielt, nachdem eine Parforcetour, um in denselben zu kommen, erfolglos geblieben. Schon in Neapel hatte ich Viel von der Geschichte der Pazza d'Ischia gehört, die selbst in Balladen und Canzonen gefeiert worden war, aber weder konnte ich diese, noch auch nur einen prosaischen Bericht erhalten. Der Hauswirth in Ischia sagte mir nun, ich könnte ein Buch darüber bei Don Raimond erhalten, Arzt und französischer Consul; mein Freund stellte mir dagegen das Gewagte des Unternehmens vor, wenn ich bei diesem Mann einen Besuch abstatten wollte, der als die Geißel aller Reisenden, die nach Ischia kämen, bekannt sei, sich ihnen als Arzt, Wein- und Victualienhändler, kurz als Proteus unter allen Gestalten aufdränge und um so mehr daher über mich als Beute herstürzen würde, wenn ich mich selbst in die Höhle des Löwen begäbe. Ich ließ mich doch nicht abhalten und ritt trotz dessen hin. Der mit dem rothen Bändchen geschmückte Franzose empfing mich zuerst ausnehmend freundlich, da er wahrscheinlich in mir einen Klienten vermuthete, als er aber mein Anliegen vernahm, verfinsterte er

Digitized by Google

sich plötzlich, erklärte mir im ersten Augenblick sogar, es sei sein Grundsatz, keine Bücher zu verleihen, behauptete aber dann, sich als Diplomat wieder fassend, das Buch nicht mehr zu besitzen. Hiervon nahm er noch einen Uebergang zu den Diensten, die er mir sonst zu leisten mit Vergnügen bereit wäre und drang mir wenigstens eine Liste von Weinen auf, die bei ihm auch in Flaschen, und versteht sich in bester Qualität, zu haben wären. Von der letztern hätte er mich wohl durch eine Probe am leichtesten überzeugen können, da er dieß aber unterließ, so zog ich es vor, in das Städtchen zu reiten und mich dort im Caffeehaus bei einer Limonade von der Strapatze des Ritts und der gepflogenen Unterhandlung, die mich beide durstig gemacht hatten, zu erholen. Ich traf dort einige Gesellschaft, mit der ich in's Plaudern und dabei auf meine Geschichte kam, worauf mir erwidert wurde, die sei sehr bekannt und ich könne sie ganz genau von einem jungen Manne hören, der mit der Heldin verwandt sei und am Abend in das Caffeehaus kommen würde. Ich stellte mich daher zu dieser Zeit wieder ein, machte die Bekanntschaft des jungen Manns und erhielt von ihm bei einem Spaziergang, den wir hernach durch das Städtchen machten, bis der Mond, der Freund der Verliebten, seine Gassen versilberte, die Geschichte erzählt. Sie war eine sehr einfache: Anunciada war eines der schönsten Mädchen der Insel, dabei vermöglich, indem ihre verstorbenen Eltern ihr ein hübsches Häuschen nebst einigem Grundbesitz und auch eine Summe baaren Geldes hinterlassen hatten. Sie war daher das Ziel der Bewerbung von Seiten manchen Jünglings der Insel, aber noch nirgends hatte sie sich einer solchen geneigt gezeigt, sondern lebte still und zurückgezogen mit einer alten Dienerin in ihrem Häuschen. Dies stand oder steht vielmehr noch auf dem Terrassenabhang von Casamicciola, unfern der Wohnung, die wir bezogen hatten; mancher Besucher der Insel und Curgast, der von Neapel herüberkam, ward denn auch die Schönheit des Mädchens gewahr, wenn er es beim Vorübergehen in der Verandenlaube des Hauses sitzen sah. Ein junger Angestellter aus Neapel, der sich einige Wochen als Badegast auf der Insel aufhielt, verliebte sich in das Mädchen und wußte es auch zu einem Verhältniß mit ihr zu bringen, das freilich von seiner Seite nicht ernstlich gemeint war. Nach seiner wieder erfolgten Abreise benutzte nun ein Scribano in Casamicciola das Verhältniß, indem er Briefe von Seiten des Abgereisten schrieb und dem Mädchen brachte, das selbst des Schreibens und Lesens unkundig und in seiner Herzensunschuld einen solchen Betrug nicht ahnte und den Betrüger reich belohnte, der diese fingirte Correspondenz so lange unterhielt, bis endlich durch einen Zufall das Mädchen die Nachricht erhielt, daß ihr angeblicher Verlobter sich vor Kurzem vermählt habe. Das Mädchen wurde in Folge hiervon wahnsinnig; sie bewohnt noch immer mit der alten Dienerin das Häuschen, noch ist sie schön und öfters zeigt sie sich mit Blumen geschmückt, indem sie dabei klagend spricht: „Er hat mir Alles genommen und hat mir Nichts gelassen als diese armen Blumen".

Die heißen Bäder der Insel lockten uns nicht, dagegen manchmal die sie blau umspülenden Wogen. Aber bei einem Bad ist immer große Vorsicht nöthig und man muß sich stets von Schiffern sichere Stellen bezeichnen lassen. Zwar hat man im Golf von Neapel Nichts von Haifischen zu fürchten, die nur um Sicilien vorkommen, eine fürchterliche Gefahr droht aber von Polypen. Dieses Mittelding von Thier und Pflanze umklammert den Schwimmenden, und wenn es auch nicht die Kraft hat denselben festzuhalten, so strömt es dagegen ein tödtliches Gift in die Wunden, die es bei der Umfassung mit seinen Fühlhör-

Digitized by Google

nern bringt. Ein Opfer eines solchen Polypen wurde der Sohn Lottens, Kestner in Hannover, der sich dort um die Kunst so verdient gemacht, der Bruder des hannöverschen Ministerresidenten in Rom. Bei einem Aufenthalte auf Ischia badete er sich im Meer, als er von Ferne Leute auf dem Land sah, die ihm winkten und zuriefen. Er verstand sie nicht, aber plötzlich fühlte er an seiner Brust umtastende Finger, stechende Schmerzen und verlor sofort das Bewußtsein. Aus seiner Ohnmacht erwacht, befand er sich auf einem Lager in einem unbekannten Haus wieder, indem ihn herbeieilende Schiffer noch gerettet und in ihre Wohnung gebracht hatten. Er schwebte in der größten Gefahr, war ein halbes Jahr krank und seine Schwester kam von Hannover, um ihn zu pflegen.

An Abenden mußten wieder, wie in Kapri, Tarantella und Tamburin uns erheitern. Aber unsre Tänzerinnen von Kapri fehlten; hier mußten wir uns meistens den Genuß durch Geldgeschenke erkaufen, wogegen wir freilich auch bequem zuschauen konnten. Unsre Hausleute und einige Neapolitaner, die als Badegäste ebenfalls im Hause wohnten, gesellten sich dann ebenfalls zu uns, es wurde Guitarre gespielt und gesungen und zuletzt tanzten wir wohl auch mit. Es war ein schönes Schauspiel, die schlanken, braunen Mädchen mit den blitzenden schwarzen Augen und den rothen Tüchern auf dem Kopf beim Schein der Windlichter sich im pfeilschnellen Tanz drehen zu sehen.

Am Vorabend unseres Abschieds von der Insel saben wir von unserer, von Malven umnickten Laube aus, von der man die Aussicht auf den Golf hatte, wie dessen Küste von einem leisen, dunstigen Flor umschleiert war. Als wir des andern Morgens früh erwachten, hörte ich draußen vor den Fenstern den Wind mit einem eigenthümlich schrillen Ton die Zweige schütteln. „Wir werden Sturm haben!“ sagte ich zu meinem Freund. Heise, von dem wir schon am Abend Abschied genommen, den Armen des Morpheus überlassend, stiegen wir, von unsern Gepäckträgern begleitet, nach Ischia herab. Freilich hatten wir Sturm, das ganze Meer wogte, in eine schwarze Hölle verwandelt, zum Gestade heran und der, schwarzes Rauchgewölk ausstoßende Dampfer wälzte sich auf ihm wie ein böser Geist herum. Da wir uns verspätet hatten, mußten wir noch dazu mit dem zweiten abgehenden, zwar größern, aber schlechtern Dampfer fahren. Er war ganz mit Bauern von Ischia, Männern und Weibern besetzt, die ihre Produkte nach Neapel zu Markt brachten und bei denen sich, namentlich den Weibern, bald Seekrankheit einstellte. Nie vergesse ich diese von der Krankheit fahlgelb gebleichten Gesichter unter den rothen, turbanartigen Kopftüchern, die schwarzen, jammervoll und flehend zum Himmel gerichteten Augen und daneben die stoische Ruhe der Männer, die ihre leidenden Lebensgefährtinnen auch nicht eines Blicks würdigten. Das war ächtes Bauernphlegma, wie es diesseits und jenseits der Alpen heimisch ist.

In Neapel angekommen, fand ich dann meinen Paß wieder visirt vor und fuhr noch an demselben Tage Mittags drei Uhr mit dem Dampfer: **La villa di villa Marsiglia** ab. Es war ein Abschied, wie er zu meiner Stimmung paßte: der schöne Golf nicht mehr zu erkennen, die Küste verschleiert, der Himmel dunstig, das Meer in Aufruhr. Als wir wieder an Ischia vorbeifuhren (denn Ischia liegt nördlich von Neapel) war der größte Theil der Passagiere, über dreißig, seekrank, ich war seelenkrank. A. D.

Digitized by Google

Aus Goethe's Arbeitszimmer.

Von

Ch. Schuchardt.

Wenn Goethe in seiner Lebensbeschreibung, Wahrheit und Dichtung, von seinen verschiedenen Arbeiten und über die Art und Weise seines Verfahrens dabei ausführlich Nachricht giebt, so möchte es nicht uninteressant seyn, von Anderen, die dazu Gelegenheit hatten, Beobachtungen und Erfahrungen als Belege dafür kennen zu lernen. Von dieser Seite mögen die Goethe-Freunde das hier Mitgetheilte betrachten und aufnehmen.

In die Zeit, in welcher ich die Stelle eines Sekretärs bei Goethe versah, fällt die Herausgabe seiner Werke letzter Hand, und derselbe dictirte mir dafür Neues und Umgearbeitetes, unter andern auch Wilhelm Meister (Wanderjahre), wobei ich Gelegenheit hatte, die Kraft, Sicherheit und Klarheit seines Geistes in so hohen Jahren zu bewundern. Er that dieß so sicher, fließend, wie es mancher nur aus einem gedruckten Buche zu thun im Stande seyn würde. Wäre das ruhig und ohne äußere Störung und Unterbrechung geschehen, so würde ich kaum aufmerksam geworden seyn. Dazwischen aber kam der Barbirer, der Friseur (Goethe ließ sich alle zwei Tage das Haar brennen, täglich frisiren), der Bibliotheksdiener, öfter der frühere Sekretär Goethe's, der kürzlich verstorbene Bibliothekar Rath Kräuter, der Canzlist, welche alle die Erlaubniß hatten, unangemeldet einzutreten. Der Kammerdiener meldete einen Fremden an, mit welchem sich Goethe, Falls der Annahme, längere oder kürzere Zeit unterhielt; dazwischen trat auch wohl Jemand aus der Familie ein. Der Barbirer und Friseur erzählten, was in der Stadt etwa passirt sey, der Bibliotheksdiener berichtete von der Bibliothek u. s. w. Wie beim Anklopfen das kräftige Herein! ertönte, beendigte ich den letzten Satz und wartete, bis der Anwesende sich wieder entfernte. Da wiederholte ich so viel, als mir für den Zusammenhang nöthig schien, und das Dictiren ging bis zur nächsten Störung fort, als wäre nichts vorgefallen. Das war mir doch zu arg und ich sah mich überall im Zimmer um, ob nicht irgendwo ein Buch, ein Concept oder Brouillon läge, in das Goethe im Vorübergehen schaute (während des Dictirens wandelte derselbe nämlich ununterbrochen um den Tisch und den Schreibenden herum), aber niemals habe ich das Geringste entdecken können.

Als ich meine Verwunderung darüber gegen Hofrath Meyer, Goethe's langjährigen Freund, äußerte, mit welchem ich täglich verkehrte, nahm er das als etwas ihm ganz Bekanntes auf und erzählte mir einen andern Fall: Auf einer langsamen Fahrt von Jena nach Weimar habe ihm Goethe den ganzen Roman, die Wahlverwandtschaften, erzählend vorgetragen, und zwar in einer Weise fließend, als habe er ein gedrucktes Exemplar vor sich; und doch sei damals noch kein Wort davon niedergeschrieben gewesen.

Während des Dictirens kam es auch nicht selten vor, daß Goethe plötzlich stehen blieb, wie man etwa thut, wenn man eine Gruppe Menschen oder einen andern Gegenstand unvermuthet vor sich sieht, welche die augenblickliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Diese schien er sofort künstlerisch zu gestalten und zu gruppiren. Mit ausgebreiteten Händen und unter Beugung des Körpers nach der einen oder andern Seite brachte er den Gegenstand ins Gleichgewicht und in kunstgerechte Stellung. War ihm das gelungen, so rief er gewöhnlich: So recht! ganz recht! Anfangs wurde es mir fast unheimlich bei dieser Unterhaltung mit der unsichtbaren Gesellschaft, seinen eignen Kunstgebilden, es wurde mir aber dadurch anschaulich klar, daß die ganzen Figuren und Situationen, der ganze Verlauf der Handlung, lebendig vor seiner Seele vorüberzogen; es wird dadurch erklärlich, was in verschiedener Weise schon öfter bemerkt worden ist, daß Goethes Darstellungen klar, wahr und lebendig sind; es sind keine bloßen Reflexionen, es sind künstlerische Anschauungen.

Digitized by Google

Kleine Zeitung.

— Ein neues Hilfsmittel zur deutschen Literaturgeschichte ist so eben erschienen: Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung von Karl Gödeke (Hannover, Ehlermann). Erste Lieferung. Der Zweck des Buches ist, das unter einfache Gesichtspunkte geordnete Material darzubieten, auf dem eine breitere geschichtliche Darstellung (die der Verfasser zu beabsichtigen scheint) fußen kann. Es soll die einzelnen Entwickelungsmomente kurz vorführen, worin sich die verschiedenen Richtungen unterscheiden, die Dichtungen und Dichter nachweisen und Hilfsmittel anzeigen, aus denen genauere Kunde zu schöpfen ist. Absolute Vollständigkeit in diesen Punkten ist nicht beabsichtigt. — Wir können das Buch allen Freunden der deutschen Literaturgeschichte bestens empfehlen. Es ist solid gearbeitet und höchst belehrend, namentlich fürs sechszehnte Jahrhundert, worin es alle bisherigen einschlägigen Arbeiten weit hinter sich läßt.

— Einen äußerst dankenswerthen Beitrag zur Geschichte der Literatur des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts hat Dr. Ch. G. Tröbst, Professor am Gymnasium zu Weimar, in einem zur Feier des Wilhelmstages (30. Okt. d. J.) geschriebenen Programme geliefert, welches das Leben und Dichten des italienischen Philosophen Campanella (geb. 1558, † 1639) behandelt. Mit Wärme und Geschick schildert der Verfasser diesen hervorragenden Menschen, der ebenso durch die Wechselfälle des Schicksals und die harten Drangsale, die er dulden mußte, (er schmachtete 27 Jahre in den bis auf heute berüchtigten Kerkern zu Neapel) unsere Theilnahme, wie durch die ungebrochene Energie seines rastlos schaffenden Geistes unsere Bewunderung im höchsten Grade verdient. Auf einige seiner Poesien ist näher eingegangen und zum Schluße sind Proben seiner mystischen Gedichte in wohlgelungener Uebersetzung gegeben.

— Von Oskar Redwitz ist soeben eine Tragödie erschienen, deren Held Thomas Morus ist.

— Rudolf Gottschall, welcher kaum seinen „Nazeppa" vollendet, hat schon ein neues Drama in Bearbeitung. Der Steff ist bis jetzt ein „Geheimniß", man berichtet aber, daß er sehr „zeitgemäß" sei, ja von Manchem „zu zeitgemäß" gefunden werden möge. Man sollte aber mit dem Begriffe zeitgemäß überhaupt nicht zu viel operiren, oder ihn wenigstens nur anwenden, wenn man die gute und schlechte Zeitgemäßheit bestimmt unterschieden hat.

— Ein Standbild des berühmten preußischen Staatsmannes v. Schön soll in der Marienburg, deren Burggraf der Verstorbene war, aufgestellt werden und mit der Ausführung desselben ist der Bildhauer Albert Wolf in Berlin beauftragt worden.

— Ein Hr. Franz Coignet hat eine merkwürdige Erfindung gemacht, welche für die Baukunst von großem Belang sein würde, wenn sie sich als praktisch ausweist. Er construirt Zimmerdecken, Dächer u. s. w. ohne Tragbalken, aus zusammengeballtem Mörtel, und zwar ist es ihm gelungen, Zimmer von 7 Metres Länge und 6 Metres Breite zu überdecken, ohne dabei einen einzigen Balken, sei es von Holz oder Eisen, anzuwenden. Der untere Theil der ganz horizontalen Zimmerdecken kann beliebig mit Zierrathen versehen werden, ohne daß dadurch der Preis erhöht wird. Die Tragfähigkeit der Zimmerdöcken und der platten Dächer ist so groß, daß man ohne Gefahr 1000 Kilogr. Sand auf ein Quadratmetre bringen konnte. Der Erfinder zählt folgende Vortheile seines Systems auf: bedeutende Ersparniß, außerordentliche Festigkeit, keine Ausbesserung, Undurchdringlichkeit für Wärme und Kälte. Bei diesem System ist das ganze Haus gleichsam ein Guß aus Mörtel.

— Herr Jakob Staudt in Säckingen in Baden fordert zur Bildung eines „Vereins für deutsche Lyrik" auf, der die Aufgabe haben soll, „alle noch nicht in der Welt bekannten dichterischen Talente zu vereinen, um einmal ihre poetischen Erzeugnisse durch Gründung eines Organs für Lyrik der Vergessenheit zu entreißen, und dann das Talent vom Capital zu emancipiren." Sein pathetisches Sendschreiben sendet den Gruß jedem deutschem Jüngling, jeder deutschen Jungfrau, jedem deutschen Dichter und dem ganzen deutschen Volke. Seine Aufforderung zu Einsendungen wird nicht unbeachtet und unbenutzt bleiben: denn der poetisirenden Jünglinge und Jungfrauen, der unbekannten und verkannten Lyriker, die keinen Verleger finden, sind Legion. Der Zweck aber, eine Unsterblichkeitsversicherung einzurichten, wird dennoch unerreicht bleiben, da das „Organ" bei dem gedichtschenen Publikum voraussichtlich keinen Eingang finden und ein gemeinsames Stammbuch bleiben wird. Was die „Emancipation des Talents vom Capital" anbetrifft, so ist das eine weitaussehende Aufgabe, eine Aufgabe des „Jahrhunderts", hat aber bezüglich der bekannten und unbekannten lyrischen Größen in der That die geringste Dringlichkeit, wenigstens objektiv betrachtet. Denn daß die Ungeduld der geheimen Lyriker, aus ihrem Geheimniß herauszutreten, sich oft zur förmlichen Krankheit steigert, ist allerdings bekannt.

Auszug

aus einem Schreiben Jean Pauls vom 22. Juli 1796.*)

„Meine Weimarsche Geschichte ist die eines Papillons; ein Leben auf Blumenblättern, keins auf papiernen. Ich war und trank und as und blieb und sprach und genoß bei allen grossen Menschen in Weimar und bei allen schönen — von der Herzogin Mutter und von Herder und Göthe an bis durch alle Weiber und Männer von doppeltem Adel hindurch nämlich den, der Cultur eingerechnet. — Da mich alle gelesen und erwartet hatten, so übertraf die liebende Aufnahme nicht nur meine Verdienste sondern auch meine Hoffnungen. — Mich wundert nichts, als daß ich mich nicht verliebet habe."

*) Das Original befindet sich in der Sammlung ungedruckter Briefe J. Pauls an Fr. von Kropf in Baireuth (im Besitz des Buchhändlers J. A. Stargardt in Berlin.).

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Halbjahrpreis 20 Sgr.

Hierbei eine literarische Beilage von C. F. Winter in Leipzig.

Digitized by Google

Unter Mitwirkung
von
A. Biedermann, O. Roquette, J. Saupe, O. Schade, A. Schöll, Ch. Schuchardt
herausgegeben.

№ 50. 14. December 1856.

Gefangen.

Nachtigall, dein Lied erklinget,
Schließt dich auch der Käfig ein;
Aus der kleinen Kehle dringet
Zauberton wie Gold so rein.
Nahm man dir die liebe Sonne
Und des Waldes grünen Raum,
Träumst du doch in hoher Wonne
Fort den sel'gen Waldestraum.

Dichterherz! durch Eisenstangen
Bricht ein spärlich Licht herein,
Doch dein Geist ist nicht gefangen,
In dir selbst ist Sonnenschein.
Du gedenkst der Wonnestunden,
Wo Begeist'rung dich durchdrang:
O! da heilen deine Wunden,
Und der Freiheit tönt Dein Sang.

Emil Anhalt.

Der neue Rath.

Ein böhmischer Regentenspiegel aus dem 14. Jahrhundert.

Lange noch vor der Zeit, ehe man die Thiersage allgemein als Persiflage einer bestimmten Zeit und insbesondere als einen satyrischen Spiegel des Hoflebens zu betrachten anfing, benutzte dieselbe bereits ein böhmischer Dichter zu einem sprechenden Gemälde seines

Digitized by Google

Zeitalters. Es war dies einer der bedeutendsten Dichter seiner Zeit und seines Landes Herr Smil von Pardubic mit dem Beinamen Flaschka, der, unter der Regierung Karls IV. geboren, an der bekannten Verschwörung der böhmischen Großen gegen König Wenzel (dem Herrenbund) Theil nahm, von Sigmund 1396 zum Oberstlandesschreiber des Königreichs Böhmen ernannt wurde und im Jahre 1403 in einer Fehde gegen die dem gefangenen König Wenzel treu gebliebenen Städte umkam. Auf diese auch für uns interessante und bedeutsame Dichtung, welche Joseph Wenzig im vorigen Jahre nach dem böhmischen Originaltext zum ersten Male deutsch bearbeitet (Leipzig bei R. Weigel 1855) herausgegeben hat, erlauben wir uns die Leser des Sonntagsblattes durch einen übersichtlichen Auszug aufmerksam zu machen.

Vergebens hatte Karl IV. seinem Sohne Wenzel, der nicht ohne Anlagen, aber im hohen Grade verzogen und verbildet war, nicht lange vor seinem Tode die wolgemeintesten Ermahnungen gegeben, vergebens Pardubic diese in seiner Dichtung „des Vaters Rath" (gleichfalls in Wenzig's Bearbeitung mitgetheilt) erneuert: Wenzel that als König nichts von alle dem, was man hoffte und was noth that; vielmehr artete seine Scheu vor Geschäften und vor thatkräftigem Eingreifen in die heillose Verwirrung des deutschen Reiches bald in stumpfe Trägheit und schimpfliche Neigungen aus. Da scheint Pardubic den letzten gütlichen Versuch gemacht zu haben, den verblendeten König aus seiner Lethargie aufzurütteln, indem er ihm in seinem „neuen Rath" einen Spiegel vorhielt, der ihm zeigen sollte, was er war und was er sein sollte.

Der junge König Leu bescheidet nämlich die großen wie die kleinen Thiere vor seinen Thron und bittet die Versammelten, ihm ihren Rath zu offenbaren,

Wie er zu seines Reichs Gedeih'n
Wol könnt' ein trefflicher Herrscher sein,
Und sein' und ihre Ehre wahren.

Der edle Aar, an den er sich zunächst wendet, räth ihm vor allem:

Es sei im Glück, in Trübsals Schmerzen,
Daß er bewahre Gott im Herzen;

denn die Furcht Gottes sei der Weisheit Anfang. Der Leopard stimmt dem Adler bei, weil an des Königs Beispiel Alles liege, und fügt hinzu: Umgieb Dich mit wenigen, aber zuverlässigen Räthen,

Ein weites Reich, 'nen engen Rath;

gieb Jedermann freundlich Gehör und halte, was du einmal versprochen,

Ueber jedes Wort sei Königswort,
Im Schwanken der Ding' ein fester Hort!

Sei hold und gnadenreich, ist des Falken Wunsch, doch laß die Deinen nicht bedrücken, Zorn und Gnade übe zu rechter Zeit und am rechten Orte.

Der Bär kann ihm nach seinem eignen Wesen nur den Rath ertheilen, nach seinem Gefallen stets zu leben, gut zu essen und zu trinken, fleißig der süßen Ruhe zu pflegen, und Jedem, dem das nicht recht sei, einen derben Schlag zu versetzen; denn was auch ein König thue, das müsse von Rechts wegen gelobt sein.

Der Kranich dagegen räth, auf Ordnung und Gerechtigkeit im ganzen Reich zu halten, mehr zum Hören, als zum Reden bereit zu sein und viel zu handeln, aber wenig zu sprechen; denn

Kitzlich Ding vom König gesprochenes Wort,
Es klingt noch nach Jahrhunderten fort.

Digitized by Google

Anderer Ansicht ist der Wolf. Ein König, meint er, müsse mit Wolfshilfe überall nehmen, was ihm beliebe und auf keine Klage achten; im schlimmsten Falle sei das Geschlecht der Wölfe zum offenen Kampfe für ihn gerüstet,

Und wen wir umschweifen, den faßet Graus,
Sehn furchtbar in unsern Kapuzen aus.

Der Geier bleibt dabei nicht stehen, sondern fordert den König auf, seine Gewalt auch auf die Todten auszudehnen; wo irgend ein Reicher und Begüterter verstorben sei, und das werde er bald wittern und getreulich anzeigen, da gelte es, bei der Erbschaft zuzugreifen.

Der Hirsch mahnt zur Friedfertigkeit, durch welche des Königs Ahnen groß und berühmt geworden, der Hase zu jener Klugheit, die sich auch den Rückzug offen halte;

Denn wer am Ende nicht siegen kann,
Bei dem kommt's doch auf's Laufen an.

Nach dem Papagei, der vor Eigenwillen warnt, erklärt das Eselein: der König habe eine zentnerschwere Last auf seinen Rücken genommen, und diese müsse er nicht bloß geduldig tragen lernen, sondern auch sich vor dem Stolpern hüten. Besonnenheit und Milde empfiehlt die Taube, Demuth das Lamm.

Der Fuchs sucht aber schmeichelnd den König zu überreden, daß er alle die vielen selbstsüchtigen Rather, die ihn obendrein nur belögen, entlasse; ein Herrscher, wie er, aus Königsblut entsprossen, schön, jung, reich, klug, gelehrt und weise, müsse handeln, wie es ihm beliebe. Brauche er ja einmal Rath, so habe er sie, die Kleinen, die ihm als schlaue und verschwiegene Späher die trefflichsten Dienste leisten würden. Das Marder geschlecht, die Otter und manche andere geben dem Fuchse beifällig Recht.

Die Weihe erblickt des jungen Königs Heil im ritterlichen Heldenthum, der Pfau in Glanz und äußerer Herrscherpracht. Ja, setzt das Pferd hinzu,

Ja, Prunk und Staat und lustig Turnei,
Wo die allerschönsten Frauen dabei!

Der Igel stimmt für sorgliche Verproviantirung der königlichen Burgen und Vesten, der Luchs für ein wohlgeordnetes Heer, dem jedoch der König wegen möglicher Hinterhalte nie voranziehen solle. Der Biber räth zu hölzernen Schlössern am Wasser im Thal, die Schwalbe zu steinernen auf festem Grund und in luftiger Höhe, die Gans zu ergötzlichen Ausflügen in die nahe Umgegend,

Und daß auf dem Weg kein Durst dich plage,
Ein Fläschchen Wein stets bei dir trage.

Die Lerche spricht:

Sei heiter und bleibe bei frischem Muth,
Ergeht es dir auch nicht immer gut;
Es kann auf der Erde nicht anders sein,
Da wechselt Regen mit Sonnenschein. — —
Denn zwischen die Höllen- und Himmelswelt
Ist unsre Erd' in die Mitte gestellt. — —
Und wird dir zu bang im Weltgetümmel,
So blick' empor zum blauen Himmel!

Die Nachtigall preist den Gesang und süßer Instrumente Klang als das wirksamste Linderungsmittel seiner Mühen, Sorgen und Schmerzen, und entzückt durch diesen Rath den Stieglitz, den Zeisig und sämmtliche kleine Vögel. Dem Auerhahn und der Nachteule erscheint als der höchste Genuß auf Erden ein gänzlich ungestörtes Leben in abgeschlossener Einsamkeit, wohin kein Späherauge dringe, bei frohen Nachtgelagen. Das

Digitized by Google

schmutzige Schwein, „das abscheuliche Thier", entblödet sich nicht, solche Vorsicht für überflüssig zu erklären; ein König habe die Macht, Alles zu thun, wornach die Lust erwache, und brauche sich darum auch am Tage und vor Aller Augen keiner seiner Handlungen zu schämen.

Das Eichhorn aber dringt auf Maß und Zucht und keuschen Sinn und die Turtel bestätigt das, indem sie verlangt, der König solle entweder im Stande der Keuschheit bleiben, oder einen christlichen Ehestand führen und sollte ein Wandel darin geschehen, als Wittwer zu Gottes Preise leben. Der Hahn ruft: Schlafe nicht zu lange, im langen Schlaf ist Teufels Finte;

Früh auf, früh auf und aus Geschäfte,
Daß dich die Trägheit nicht entkräfte;
Und all die Schläfer weck' sie auf,
Und bringe sie in Gang und Lauf
Mit Wort und That, durch gute Zucht:
Das trägt dem ganzen Reiche Frucht.

Der Staar: Misch dich gern unter die Hohen, wie unter das Volk und lerne reden, wie es Jedem behagt; das Eichkätzchen: Sammle Schätze, die dir taugen und bleibend sind; der Affe: Mußt Allerlei treiben, mit allen Dingen dich befassen, wenn du auch nichts davon verstehst und mit der Mode fortgehen; der Greif: Gold, viel Gold mußt du haben, das durchbebt dein Herz mit Lust.

Dagegen nennt die Meise Alle, die der Habsucht dienen, Thoren;

Wer wenig begehrt, ist der freiste Mann,
Den kein Verlust betrüben kann,
Und hat er Gottes Wohlgefallen,
So hat er das höchste Gut von allen.

Das Ochsleiu mahnt den König, stets wahr und redlich zu sein, und was er reiflich und gewissenhaft erwogen, mit Kraft und Nachdruck durchzusetzen.

Doch dem Lobe Aller mußt entsagen.
Kannst Guten und Schlechten nicht gleich behagen.

Die Krähe, der Rabe, die Elster der Spatz und die Ammer vereinigen sich in dem Rathe, der König solle stets auf die Zukunft bedacht sein und als Ziel zuerst das Nächste wählen, im eigenen Hause klüglich walten und nicht in weiter Welt sich tummeln;

Was Neues weit dort über dem Meer,
Hörst in deinem Stübchen ohn' Beschwer.

Der Hund wünscht ihm getreue Wächter und preist zugleich die herrliche Jagd als schönsten Zeitvertreib; die Katze wünscht scharfblickende Späher, die nächtlichen Diebe und Mörder zu haschen; der Storch ehrliche, wackere Richter,

Zu ahnden jeglicher Bosheit Wüthen;
Gieb Wölfen nicht die Schafe zu hüten!

Das Kameel ruft ihm zu: Nimm dich barmherzig der Leidenden und Bedrückten an

Und kannst du sogleich nicht Hilfe gewähren,
So geb' und trockne mit Trost die Zähren;

halt überall vernünftiges Maß und scheue nicht der Weisheit Licht. Der Elephant mahnt: Vor Augen habe deinen Gott und erziehe deine Kinder in der Furcht des Herrn, auf daß du dich und sie den Schlingen der Hölle entziehst. Das Wiesel bittet ihn, die Leute nicht nach der Elle zu messen, sondern auch die Kleinen zu ehren.

Digitized by Google

Endlich ſchließt der Schwan mit der ernſten Mahnung: O König, ſieh vorwärts,

Wohin dein Leben, wohin es fließt,
Wie's plötzlich vielleicht ins Grab ſich ergießt,
Und wie jenſeits des Grabs ein zweites Leben
Wo du vom erſten mußt Rechenſchaft geben!

O König, ſieh rückwärts,

Ob du die unerſetzliche Zeit
Auch immer dem wahren Guten geweiht;
Und haſt du's nicht, ſo wein', ſo wein'
Und beginn ein andres Weſen zu ſein.

Möge dieſer Auszug recht viele Leſer veranlaſſen, ſich mit dem Gedicht ſelbſt bekannt zu machen. Natürlich muß der „neue Rath" für Smil's Zeitgenoſſen von noch weit größerem Intereſſe geweſen ſein, als für uns, da ihnen jede Beziehung klar war und für jede Thiermaske ein bekanntes Gedicht zu Gebote ſtand; allein auch für uns iſt die Dichtung intereſſant und bedeutend. „Wir ſehen", ſagt Wenzig in ſeinem Vorwort, „Böhmen in ſeiner ganzen damaligen Verfaſſung, in ſeinen äußeren und inneren Beziehungen, ſeine Aemter und Stände, ſeine Sitten und Gebräuche, die Vorzüge und Mängel des Zeitalters". Mindeſtens wird Jeder, der nur einige Kenntniß von König Wenzels Charakter und Leben hat, in dem „neuen Rath" ſein wolgetroffenes Porträt erkennen und zwar mit der Unterſchrift aus der Elſaſſiſchen Chronik:

> **Nüt ein Mehrer des Reichs, als sich ein römischer Kaiser schreibt, sunder ein Münner und Versumer und ein unnützer Mann des hilgen Reichs.**

Julius Faupr.

Goethe und Paſſow

von A. L. Bucher.

I.

In einem Briefe vom 10. Oktober 1807 ſchrieb Franz Paſſow mir Folgendes: „Neulich hat Goethe angefangen," (in den bekannten wöchentlichen Theegeſellſchaften bei Madame Schopenhauer) „uns Schlegels Ueberſetzung von Calderon's ſtandhaftem Prinzen vorzuleſen, von der er das Manuſkript hat. Das Stück ſelbſt genießen wir nicht ſonderlich, aber Goethen deſto mehr, weil er ſich bey'm Vorleſen ſo recht gehn läßt. Erſtlich ſpricht er ſo laut und heftig, daß die Leute in allem Ernſt unterm Fenſter ſtehn bleiben müſſen; dann wiederholt er oft lange Stellen, die ihm beſonders gefallen, zwei- und dreimal, und endlich ſpricht er ſelbſt alle Augenblicke dazwiſchen wo er etwas zu loben oder zu tadeln findet."

II.

Paſſows Theilnahme an den Schopenhauerſchen Theegeſellſchaften, ſo wie ſein perſönlicher Verkehr mit Goethe, hörte ſchon im folgenden Jahre auf. Goethe nämlich hatte damals, ungefähr im Herbſte des J. 1808, gegen Mad. Schopenhauer unerwarteterweiſe ſich dahin geäußert, daß Paſſows fernere Gegenwart in der Geſellſchaft ihm unangenehm ſein würde, und daß, falls deſſen Anweſenheit zu erwarten ſtünde, Er für ſeine Perſon die beſagten Zuſammenkünfte nicht mehr beſuchen werde. Mad. S. wußte ſich in dieſer Verlegen-

Digitized by Google

heit nicht anders zu rathen, als daß sie Goethe's Aeußerung Passowen mittheilte, welcher darauf sogleich erklärte, daß er unter diesen Umständen auf die Theilnahme verzichte. (Passow selbst erzählte mir dieses sehr bald darauf.) Was Goethen hierbei bestimmt habe, blieb vor der Hand, und noch ein Paar Jahre hindurch, im Dunkeln, bis endlich der wackere Oberstlieutenant von Hinzenstern das Licht herbeiführte und dadurch auch die Entfremdung beseitigte. Hr. v. Hinzenstern nämlich, der schon längst ein warmer, eben so aufrichtiger als thätiger, Gönner Passows gewesen war, und von dem auch wirklich die erste Empfehlung ausgegangen war, durch welche Passows Berufung nach Weimar, im J. 1807, herbeigeführt wurde, besuchte eines Tages, im J. 1810, Passows Frau, und sprach gegen diese sein Bedauern und seine freundschaftliche Mißbilligung darüber aus, daß Passow ein so sehr zurückgezogenes Leben führe und von allen gesellschaftlichen Kreisen in einer so auffallenden Weise sich fern halte. Madame Passow gab als Grund an, daß ihr Mann jedes Zusammentreffen mit Goethe vermeiden wolle; und auf Hinzensterns weiteres Fragen erzählte sie, was ich oben mitgetheilt habe. Im höchsten Erstaunen hierüber erklärte Hinzenstern sogleich seinen Entschluß, mit Goethe selbst zu sprechen, um der Sache auf den Grund zu kommen. Passow suchte dieses zwar abzuwenden, aber der wackere Mann ließ sich nicht irre machen. Da ergab sich denn, man hatte Goethen berichtet, „Passow habe öffentlich in der Schule Goethe's Gedichte getadelt und auf sie geschimpft" *). Durch Hinzensterns eben so kräftige als gründliche Einwirkung wurde nun das mehrjährige Mißverhältniß zu einer erfreulichen Lösung geführt und machte einem sehr freundlichen Verhältnisse wiederum Platz, welches auch fortgedauert hat, ungeachtet Passow schon in den nächstfolgenden Monaten Weimar verließ und dem Rufe nach Jenkau bei Danzig folgte. Alles dies hab' ich aus seinem Munde **). — Schon im Sommer oder Herbste des J. 1807, also zu einer Zeit, wo Passow nur kürzlich erst sein Amt in Weimar angetreten hatte, erzählte mir in Leipzig Jemand von jenen angeblichen Auslassungen Passows vor seinen Schülern. Ich erklärte dem Erzähler auf der Stelle, daß mir dieß völlig unglaublich sei, da mir Passows unbegränzte Verehrung gegen Goethe hinlänglich bekannt sei.

Judenpredigt.

Ein Scherz von Goethe.

Der nachstehende scherzhafte Aufsatz rührt von Goethe aus seiner Leipziger Studentenzeit her. Er wurde in dem Nachlasse der Friederike Oeser von dieser copirt und mit der Notiz über Goethes Autorschaft versehen, aufgefunden und befindet sich diese Copie in der bereits erwähnten reichhaltigen Autographen-Sammlung des Herrn Buchhändler F. Hofmeister in Ronneburg.

„Sagen de Geym mer hätten kä König, kä Käser, kä Zepter, kä Kron, da will ich äch ober beweise, daß geschribben stäht: daß mer haben äh König, äh Kayser,

*) Passows Brief an Heinrich Voß in Wachlers Leben Passows, S. 111—113.

**) Von Riemer wird in seinen Mittheilungen als Grund von Goethes Mißbehagen an Passows Nähe, des Letzteren forschendes und beobachtendes Auge angegeben. Aber vorstehender Aufschluß von einem vertrauten Freunde ist bestimmter und glaubwürdig genug.

Digitized by Google

äh Zepter, äh Kron. Aber wo hoben mer denn unſern Kayſer? deß will ich äch och ſage. Do drüben übers groſe grauſe Meer. Und da wäre dreimalhunnertauſend Jahr vergange ſey, do werd äh groſer Mann, mit Stifle und Spore grot aus, ſpornſtrechs gegange komme übers groſe grauſe rothe Meer, und werd in der Hand habe äh Horn, un wos denn yer äh Horn? äh dät Horn. Un wenn der werd in's Horn düte, da wären alle Jüdlich die in hunnerttauſend Johren gepöſert ſind, die wäre alle gegange komme an's groſe grauſe rothe Meer. — No wos ſogt ehr derzu? Und wos äh gros Wunner ſey werd, des will ich äch och ſoge: Er werd geritte komme of äh groſe ſchnee weiſe Schimmel; un wos äh Wunner, wenn dreimalhunnert un neunnneunzig tauſend Jüdlich wäre of den Schimmel ſetze, do wäre ſe alle Platz hobe; un wenn äh einziger Geym ſich werd ach drof ſetze wolle, do werd äh kenen Platz finne. — No wos ſogt ehr derzu? — Aber wos noch yer äh groſer Wunner ſey werd, dos will ich äch och ſage. Un wenn de Jüdlich alle wäre of den Schimmel ſitze, do werd der Schimmel kerze geratte ſeine groſe groſe Wädel ausſtrecke, do wären de Geyn denke: komme mer nicht of de Schimmel, ſetze mer uns of de Wädel. Un nu wäre ſich alle of de Wädel nuf hucke; un wenn ſe alle druf ſetzen, un der groſe ſchnee weiße Schimmel werd gegange komme, durch's groſe grauſe rothe Meer zerück, do werd äh de Wädel falle laße, un de Geyn werde alle runter falle in's groſe grauſe rothe Meer. — No wos ſogt ehr derzu? —"

Kleine Zeitung.

— Gutzkows „Lorber und Myrthe" iſt am 1. December auf der Königlichen Bühne in Berlin zum erſten Mal aufgeführt worden. Die Aufnahme von Seiten des Publikums war, wie berichtet wird, eine ziemlich kühle und iſt jedenfalls hinter der Erwartung des Autors bei einem mit beſonderer Liebe ausgearbeiteten Stücke zurückgeblieben. Ein Berichterſtatter legt dies theils der mangelhaften Darſtellung, theils dem Stoffe des Stückes zur Laſt, verhält ſich aber auch in letzterer Beziehung mehr anklagend gegen das deutſche Publikum als kritiſch gegen den Dichter. Er macht nämlich geltend, daß ſich das Stück „in der intellectuellen Sphäre und nicht im Kreiſe jener allgemeinen Gemüthsintereſſen bewege, denen die Sympathien der größeren Menge gelten", und meint, dem Deutſchen müſſe der Künſtlerneid des Staatsmannes Richelieu als ein ganz abnormer Fall erſcheinen, da es „in den Ländern diesſeits des Rheines" nicht erhört ſei, daß ein Großer einen Dichter um ſeines Ruhmes willen verfolge. Das klingt beinahe, als wenn der Rhein die Scheide zwiſchen halbbarbariſchen Zuſtänden und einer höheren und feineren Civiliſation ſei, welche Intereſſen und Bilitäten einſchließe, für welche in Deutſchland und weiter hinaus das Verſtändniß fehlen müſſe. Gegen eine ſolche Anſchauung mögen wir nicht ausdrücklich polemiſiren, müſſen aber immer wieder darauf zurückkommen, daß ein Drama, welches für Verſtändniß und Genuß das abſonderliche Intereſſe abſonderlich Gebildeter in Anſpruch nimmt, als Drama verfehlt iſt und daß keineswegs eine höhere „Kunſt" oder ein höheres poetiſches Vermögen dazu gehört, um einer beſtimmten hiſtoriſchen Sphäre eigenthümlich intereſſante Conflicte abzugewinnen, als dazu erforderlich iſt, das Intereſſe für allgemein menſchliche Vorgänge, die als ſolche etwas Typiſches haben, tief zu ergreifen und über die gewöhnliche Theilnahme an der ungewöhnlichen Geſchichte hinauszuheben. Vielmehr iſt das Letztere ſchwieriger und verlangt nicht nur eine größere Geſtaltungskraft, ſondern auch ein höheres, freier entwickeltes Bewußtſeyn als das Erſtere. Der wahrhafte dramatiſche Dichter bewährt ſich, indem er auf das ganze Publikum wirkt und deshalb auch diejenigen befriedigt, „welche in der Sphäre intellectueller Intereſſen leben." Es iſt möglich, daß das neueſte Stück Gutzkows die Vorzüge, die ihm als Schriftſteller nicht abzuſprechen ſind, die Freiheit der Diktion, die Leichtigkeit Pointen zu finden und herauszuheben, den Spürſinn für intereſſante Situationen, eine wohlberechnete Charakteriſtik und die Fähigkeit weite Geſichtspunkte erſcheinen zu laſſen, vereinigt, aber dieſe Vereinigung macht noch nicht den Dramatiker und das Drama, das über

Digitized by Google

die bloße Unterhaltung hinausreicht kann uns nicht bestimmen, den Nichterfolg seines Stückes besonders zu bedauern oder daran zu einer Klage über das Publikum — so unzufrieden wir mit dem Geschmacke desselben seyn mögen — Veranlassung zu nehmen.

— Von einem Ungenannten ist in Leipzig ein Schauspiel „Helke“ erschienen, dessen Stoff der deutschen Heldensage entnommen ist. Helke ist die durch Rüdiger für Etzel (Attila) entführte Tochter König Oserichs. Aus dieser Ehe sind drei Söhne entsprossen, welche sich an Dietrich von Bern (Theoderich den Großen) anschließen, um ihm die Krone erstreiten zu helfen. Alle drei fallen in der Schlacht bei Raben (Ravenna), obgleich Dietrich sich für ihre Sicherheit verbürgt hat. Der ergrimmte Etzel will Dietrich ihren Manen opfern, aber die Mutter, die Christin ist, tritt versöhnend dazwischen und der Abschluß des Stückes ist eine Verherrlichung des Christenthums, dessen geistige Macht in dem Kampfe naturkräftiger Leidenschaften Raum gewinnt und eine sittenmildernde, veredelnde Wirkung übt. Man darf wohl zweifeln, ob grade dieser Griff in die germanische Heldenzeit ein dem dramatischen Interesse, der Aufgabe des hohen Schauspiels angemessener, also ein glücklicher ist und überdieß tritt in der Behandlung die poetische Gestaltungslust und Gestaltungskraft zu wenig, der „sittliche Gesichtspunkt“ zu sehr, d. h. zu abstract hervor. Das aber ist uns nicht zweifelhaft, daß das Gebiet der germanischen Heldensage, soweit sie schon einen erkennbar historischen Charakter und in der historisch überlieferten Geschichte der älteren Culturvölker eine bestimmtere Abgrenzung hat, dasjenige ist, in welches das Drama der Gegenwart, wenn es sich über seine Zerfahrenheit und Verflachung entschieden erheben soll und will, eintreten muß, um die dramatische Gestaltung der urgeschichtlichen Ueberlieferung und des Volksepos, d. h. die naturgemäße Aufgabe des Dramas, endlich zu ergreifen und durchzusetzen. — Es ist hier nicht der Ort, diese Nothwendigkeit ausführlich zu begründen, und es mag daher nur hervorgehoben werden, daß die viel weiter angelegte Entwicklung des modernen Dramas auf einen Abschluß hinweist, welcher dem Verhältniß der griechischen Tragödie zu ihrer mythischen Unterlage, von der sie überhaupt nicht abgelöst erscheint, entspricht, und daß der weite Spielraum, welchen der germanische Sagenkreis der dichterischen Phantasie gewährt, die Bestimmtheit des historischen Gedankens nicht ausschließt, aber die freie Darstellung desselben zuläßt und großartige Gestalten erfordert. In Bezug auf den letzteren Punkt bemerken wir noch, daß in der germanischen Sage im Unterschiede von der griechischen die Umrisse der Handlung, des Geschehenen, an sich unbestimmter, die Umrisse der Charaktere dagegen bestimmter, stärker und eigenartiger sind, daß also der ersteren entnommene Stoffe die Vertiefung in die Innerlichkeit der Motive und die entschiedene Individualisirung — wie sie das moderne Bewußtseyn verlangt — nicht nur zulassen, sondern bedingen. Wesentlich ist fernerhin die unterschiedene Auffassung des Schicksalsgedankens in der griechischen und germanischen Sage und das erste Auftreten einer neuen — der christlichen — Weltanschauung, die auch in der spätern christlichen Zeit keineswegs als die einfach und unbedingt zur Herrschaft gelangte zu betrachten ist. — Von den gegenwärtigen Dramatikern kennen wir allerdings keinen, der sich Frische, Innigkeit und Sammlung genug bewahrt hätte, um von der höheren Aufgabe der Tragödie, die durch den neuen Stoffkreis bedingt ist, auch nur ausgezogen zu werden und keinen, der dieser Aufgabe gewachsen wäre; wir hätten demnach auf die Entfaltung der bisher noch unentwickelten Talente zu warten und zu hoffen.

— Von Auerbach ist eine neue Dorfgeschichte, „Barfüßle“, erschienen; von dem greisen Dichter Leopold Schefer ein Werk: der Hirtenknabe Nikolas oder der deutsche Kinderkreuzzug im Jahre 1212, nach den Chroniken erzählt.

— Adolf Stahrs neuestes Werk: Nach fünf Jahren. Pariser Studien aus dem Jahre 1855: enthält eine kritisch-historische Darstellung der ersten großen Universalkunstausstellung in Paris, welche für die moderne Kunstgeschichte ein wesentlicher Beitrag ist. Eine Empfehlung des Stahr'schen Werkes ist bei der Anerkennung und Beliebtheit, deren der durchgebildete und elegante Schriftsteller genießt, kaum nöthig.

— In Köln war einige Zeit die neueste Schöpfung W. Sohns aufgestellt, eine Genofeva (im Walde irrend, ihren Knaben auf den Armen.) Es soll hinsichtlich der Auffassung und Ausführung ein Meisterstück sein.

— Der König von Preußen hat neuester Zeit zwei Gemälde angekauft, von Menzel: Friedrich der Große mit den Seinen bei Hochkirch, für 6000 Thaler, und von dem Belgier Biefve: Kriegsrath des Prinzen von Parma, Alexander Farnese, bei der Belagerung von Antwerpen, für 12000 Thaler. Die außerdeutschen Künstler wissen sich durchgängig besser zu verwerthen als die deutschen.

— Ein Amerikaner, der sich jetzt mit einer Gesellschaft von Mohren und zwei Indianerinnen, die musikalische Leistungen produciren und auch Dramatisches darstellen, in New-York befindet, droht nächstens über den Ocean und zwar zunächst nach Berlin zu kommen. Da die Zeit der deutschen „Vogelschießen“ vorüber ist, so hat er es jedenfalls auf die Theater abgesehen, die sich ihm kaum verschließen werden.

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Halbjahrpreis 20 Sgr.

Digitized by Google

Unter Mitwirkung
von
K. Biedermann, O. Roquette, J. Saupe, O. Schade, A. Schöll, Ch. Schuchardt
herausgegeben.

№ 51. 21. December 1856.

Weihnachtslied.

Von
Otto Roquette.

Leuchtend durch die heil'ge Nacht
Ziehn die ewgen Sterne,
Glockenton durchdringt mit Macht
Alle Erdenferne.
Oeffne nur, o Herz, dich weit,
Denn die Stund' iſt kommen,
Da den Ruf glückſeliger Zeit
Wieder du vernommen!

Unter jener Sterne Pracht,
Uns zum Licht erkoren,
Wird die Lieb' in dieſer Nacht
Immer neu geboren.
In des Jahres letzter Friſt
Sagt dir ihr Erſcheinen,
Daß du treu geborgen biſt,
Du, mit all den deinen.

Zugetheilt ſind jeder Bruſt
Ernſten Kummers Stunden,
Kämpfend ſoll ſich, und bewußt,
Deine Kraft bekunden.

Digitized by Google

Und wie rings von Schnee umstarrt
Alle Fernen trauern,
Fühlst du wohl der Gegenwart
Oede dich durchschauern.

Doch wie nach der Jahre Flug
Dich bewegt die Frage,
Schwebt ein goldner Freudenzug
In den Ernst der Tage.
Welch Gedräng' um deine Brust
Liebender Gestalten!
Elternlieb', Geschwisterlust
Siehst du freudig walten.

Wenn der Greis heut sorgenlos
Folgt der Liebesmahnung,
Spricht im Kinderange groß
Tiefster Räthsel Ahnung.
Ja, es ist der Liebe Fest!
Allen ist's bescheeret,
Daß der Sorge letztem Rest
Heut das Wort ihr wehret.

Jene Bäume, die ihr schmückt,
Sind die Freudenzeichen,
Drunter Jung und Alt beglückt
Sich die Hände reichen.
Liebend giebt sie euch Natur
Jedes Jahr aufs Neue,
Einen ewgen, heilgen Schwur
Ihrer Freundestreue.

Zündet denn die Kerzen all
Eurer Weihnachtsbäume,
Tönen laßt den Freudenschall
Durch des Hauses Räume!
Wie die heilge Nacht, erneut,
Liebend Alt' erkoren,
Werd' in unsrer Brust auch heut
Liebe neu geboren!

Wielands Bescheidenheit.

H. Schmidt in seinen „Erinnerungen eines weimarischen Veteranen (Leipzig, Brockhaus 1856), deren wir schon einigemal erwähnt haben, gedenkt (S. 9) des hohen Schreibsessels von Wieland, unter dem Schmidt in seiner Jugend so oft mit Wielands zahlreichen Kindern herum und von da wieder in den nahen Bibliothekssaal gesprungen sei, indeß der Vater schrieb und dichtete. Der Spuk, sagte er, mußte groß und überlaut sein, wenn er einmal rufen sollte: „Kinder, seid doch ruhig!"

Digitized by Google

Dies erinnert an das Erste, was Dr. Lütkemüller in seinem Aufsatz über Wielands Privatleben mittheilt*). Diesem Gehilfen und Verehrer Wielands fiel bei seinem Antritt in Weimar die Unruhe auf, welcher der Dichter in seiner damaligen Wohnung zwischen den Gasthöfen Elephant und Erbprinz häufig ausgesetzt war. Sein Studierzimmer, im Hintergebäude liegend, ging mit den Fenstern auf einen Theil des Hofraums vom Erbprinz, aus welchem nicht selten Stallgerüche zu dem Museum emporstiegen, auch gröblich profane Reden heraufschollen. Als eines Tages während solcher lärmender Stallknechtstücke Lütkemüller sich entrüstete, daß es in Wielands Nähe so hergehen dürfe, sagte dieser lächelnd: „Sie haben auch wohl Lust, es wie Gleim zu machen. Den empörte bei seinem letzten Besuch, als wir mit einander sprachen, ein ähnliches, sauberes Gebrüll. Er riß, im Zorn entbrannt, ein Fenster auf und goß einen Strom von Scheltworten hinab. Er machte es fast nicht besser als die Herren da unten. Mir hat die Gewohnheit längst die Ohren gegen solche Stimmen verstopft."

Die Züge dieser Anspruchslosigkeit, wie sie Wielanden eigen war, dürfen nicht vergessen werden, nachdem in so manchen neueren Beleuchtungen der weimarischen Literaturperiode seine Reizbarkeit und wandelbare Laune, die sich wohl auch in beredtes Schmähen, Kanzeln und Radotiren auslassen konnte, reichlich besprochen ist. Wieland war immer Schwabe genug, um bei all seiner gelehrten und geselligen Cultur sich im Empfinden und Mittheilen geben zu lassen und er konnte es, weil doch schließlich auf dem Boden seiner Offenheit sich Wohlwollen und Verstand, Bescheidenheit und Redlichkeit fanden. Die Klapse selbst, die sein Freimuth austheilte, waren oft eigentliche Aeußerungen seiner Bescheidenheit.

So seine Abweisung des Lobes, mit welchem der General und Diplomat Sebastiani ihn zu ehren glaubte. Dieser machte ihm seinen Besuch und unter anderem das Compliment, erst er habe der deutschen Sprache Schwung und Würde gegeben. „Haben Sie denn, fragte Wieland, die Autoren gelesen, über die Sie da den Stab brechen?" O ja, in Uebersetzungen. „Nun, ich lese seit 64 Jahren alle französischen Originalschriftsteller im Original und wage kein solches Urtheil."**) Nicht anders behauptete Wieland in jenem Gespräch mit Napoleon, das uns v. Müller in seinen „Erinnerungen" bewahrt hat, gegenüber den geistreichen Lockungen zu extremeren Urtheilen, mit welchen der Kaiser ihn freundlich versuchte, seine Schlichtheit und Mäßigung durch unumwundenen Widerspruch.

Liebenswürdig und edel spricht diese Mäßigung aus folgendem Zuge. Ein junger Literat hatte Wielanden für seinen Merkur einen Aufsatz geschickt, der gegen Wieland selbst und den Merkur gerichtet war. Wieland ließ ihn abdrucken und sandte dem Verfasser das Manuskript mit der Beischrift:

Willst du von deinen Lehrern wissen,
Wie viel nur Wort, wie viel Gehalt,
Wirst du den Wunsch erfüllen müssen,
Sei erst so gut und werde alt.
Wenn Fesseln dieses Lebens dann
So Willen dir als That beschränken,
Wenn's heißt: Wer darf stets, was er kann?
Wirst du mehr schaun und minder kränken.***)

*) Berühmte Schriftsteller der Deutschen ꝛc., Berlin, Vereinsbuchh. 1854. S. 155 ff.

**) Lütkemüller a. a. O. S. 245.

***) Lütkem. a. a. O. S. 244 ff.

Digitized by Google

Zu diesen Rückblicken hat uns ein Schreiben Wielands veranlaßt, welches, bisher ungedruckt, sich den Beweisen seiner anspruchslosen Dienstfreundlichkeit und seines bescheidenen Sinnes gesellt. Deswegen, und weil es so ganz seine muntere Offenheit athmet, soll es hier mitgetheilt werden.

Aeltere Literaturfreunde, so wie Historiker der Musik, kennen das Buch: Dülon's des blinden Flötenspielers Leben und Meinungen von ihm selbst bearbeitet. Herausgegeben von C. M. Wieland. Zürich bei Geßner. 1. Bd. 1807. 2. Bd. 1808. Der Inhalt gewinnt besonders im Anfang das Mitgefühl des Lesers, welchem die beschränkte und doch nicht unglückliche Entwicklung eines als Kind Erblindeten einfach erzählt wird, der sich allmählig zum Flötenvirtuosen heraufzubilden vermag. Indem er als solcher nach und nach die bedeutendsten Musiker seiner Zeit kennen lernt und neben äußern Vortheilen auf Kunstreisen in Deutschland, Holland, England ihren Beifall erntet, hat Dülon im Verlauf über Erfahrungen und Bekanntschaften zu berichten, die in manchem Betracht nicht unmerkwürdig sind. Dabei geht durch seine Sinnesart und Mittheilung ein gerades verständiges, ehrliches Wesen. Da ihm aber eine besondere Geisteslebhaftigkeit nicht eigen war, seine Bildung eine umfangreiche nicht sein konnte und das Gebiet seiner Vorstellungen und Gemüthsthätigkeiten unter den Hemmnissen der Blindheit und eines zarten Körpers ein enges und bei allem Ortswechsel gleichartiges bleiben mußte, so ist seine Neigung sehr begreiflich, innerhalb diesem begrenzten Kreise seine Bemerkungen und Maximen umständlich auszubreiten und die Auseinandersetzungen zu wiederholen. Dies ist besonders mit seinen Rathschlägen der Fall, wie sich ein Virtuose und Conzertgeber zu verhalten habe, um weder seine Erwartungen zu überspannen, noch Zeit und Ort für seine Produktionen unpassend zu wählen oder sonst von verkehrten Einrichtungen statt billiger Vortheile Schaden zu haben. Mit eben so wohlgemeinter Ausführlichkeit kann er sich in kleinen Klugheitsregeln des Lebens und Reisens und in moralischen Abstraktionen ergehen. Sobald man nun aus dem hier folgenden Briefe Wielands erfahren hat, daß dieser nicht blos Herausgeber, sondern auch Corrector und Ueberarbeiter der Handschrift war und sich genöthigt fand, vielerlei zu bessern und zu streichen, lassen die trotzdem stehen gebliebenen Breiten und nur etwas variirten Wiederholungen ermessen, welchen Zeitverlust der alte Meister, der sich leicht besser beschäftigen konnte, hierbei sich zumuthen mußte. Nächstdem sieht man aber auch in dem Buche bald bei launigen Entschuldigungen im Geleite der ausgesponnenen Betrachtungen, bald bei scherzhaften Rückleitungen zum verlorenen Faden, bald bei entschlossenem Abbrechen eines schon gemachten Ansatzes, wieder in ein Lieblingsthema hineinzuschreiten, aus Dülons ernsthaft perorirender Miene das gutmüthig ironische Gesicht Wielands hervortreten. Den Charakter des berühmten Schriftstellers ziert diese Bewahrung der guten Laune bei einem so wenig behaglichen Geschäft und neben der Läßlichkeit gegen die Mittheilungsweise des Selbstbiographen die Strenge, womit Wieland, wie er im Briefe sagt, überall das Lob, das ihm Dülon spendet, wegstrich. Dies ist so wahr, daß nur eine Stelle sich in den zwei Bänden findet, wo im Allgemeinen „ein Lied von Wieland", ohne sonst ein Beiwort, unter Gedichten anderer Meister, welche auf Dülon als Componisten anregend zu wirken geeignet seien, erwähnt wird. So viel zum Vorbericht und nun der Brief selbst.

Digitized by Google

Weimar, den 26. März 1806

Mein Wertheſter Herr und Freund!

Mir iſt ſehr leid, daß Ihnen mein langes Schweigen auf Ihre geſchätzte Zuſchrift vom 9. Januar dieſes Jahres ſo viel Unruhe gemacht. Ich geſtehe daß es ein wenig unverantwortlich iſt; denn ich hätte Ihnen doch wenigſtens melden können daß mir Ihr Brief richtig zugekommen ſey; aber gerade daß ich Ihnen noch etwas Mehreres und Beſtimmteres über die Herausgabe Ihrer Selbſtbiographie ſchreiben wollte, und dies nicht wohl eher konnte, bis ich nach mehrern mit Geßner in Zürich gewechſelten Briefen mit dieſem einverſtanden war, hat hauptſächlich neben unzähligen andern Zufälligkeiten, den langen Verzug, über welchen Sie billig klagen, veranlaßt.

Das Erſte und Weſentlichſte, was ich Ihnen, lieber Dülon, nunmehr zu berichten eile, iſt, daß Ihr Werk aus entſcheidenden Urſachen, die theils in den jetzigen Zeitumſtänden, theils in dem kläglichen Zuſtand, worin ſich der Buchhandel in unſerm aus allen ſeinen Fugen herausgehobenen Deutſchland befindet, ihren Grund haben, nicht eher als zur Oſtermeſſe des Jahres 1807 geliefert werden kann. Alsdann aber ſollen auch die beiden erſten Theile zugleich erſcheinen, und der dritte, welchen auszuarbeiten Sie nun gute Muße haben, in der Herbſtmeſſe nachfolgen.*) Sollte Ihnen dieſe Verzögerung, wider Verhoffen, mißfällig ſeyn und ein andrer Verleger ſich darbieten, der das Werk in kürzerer Zeit liefern wollte, ſo bleibt es bei dem, was in Ihrem Kontrakt mit Geßnern ſtipulirt worden, und wir ſind in dieſem Fall bereit, abzuſtehen. Indeſſen läuft die Zeit ſo preſto mit uns davon daß ich denken ſollte, dieſer Aufſchub könne und werde Ihnen nicht allzu beſchwerlich fallen.

Hr. Geßner war zwar geneigt, über alle merkantiliſche Bedenklichkeiten hinauszuſehen, und den erſten Theil Ihres Werkes ſchon auf dieſe Meſſe zu bringen. Da ich aber wichtige Bedenklichkeiten dabey fand, den erſten ohne den zweiten ins Publikum zu bringen und Sie Selbſt wünſchen, daß beide zugleich erſcheinen möchten, dieſes aber in ſo kurzer Zeit nicht zu bewerkſtelligen war, ſo mußte es bey dem vorbemeldeten Arrangement ſein Bewenden haben.

Was Sie mir, als ich mich von freien Stücken zur Reviſion des Manuſkripts anbot, nicht verbargen; daß ich nehmlich daſſelbe über allen Begriff ſchlecht und fehlervoll geſchrieben finden würde, hat ſich nur zu ſehr beſtätigt. Ich geſtehe offenherzig, es gehörte zu aller Freundſchaft, die ich Ihnen gewidmet habe, noch alle Geduld des frommen Hiobs, um nicht allen Muth zu verlieren. Dafür ging es aber auch mit der Ausmiſtung dieſes wahren Augias-Stalls etwas langſam her; ich brachte, zumal da ich mich nicht immer und ausſchließlich damit beſchäftigen konnte, einen großen Theil dieſer Wintermonate damit zu, und bin ſogar dato noch nicht völlig damit zu Stande. Aber der Gedanke daß es Dülon ſey, für welchen und aus Liebe zu welchem ich mich dieſer Mühe unterzog, ſtärkte meine Geduld

*) Dieſer iſt niemals erſchienen. Die beiden erſten Bände, welche die Lebensbeſchreibung von der Geburt Dülon's 1769 bis zum Jahre 1796 verfolgen (Dülon ſtarb zu Würzburg 1826), fanden zunächſt einen ſo geringen Abſatz, daß wohl der Schaden des Verlegers von einer weitern Herausgabe abmahnte.

Digitized by Google

(die sonst eben nicht die glänzendste meiner Tugenden ist) und erhielt mich doch immer bei guter Laune. Ueberdies würde mirs zu nichts geholfen haben, wenn ich das Manuskript einem Abschreiber hätte übergeben wollen; wahrscheinlich würde dieser die unendliche Zahl der Schreibfehler eher vermehrt als vermindert haben, und doppelte Arbeit wäre alles gewesen, was ich dabei gewonnen hätte. Ich mußte also nothwendig die Revision und Verbesserung des mir zugeschickten Manuskripts selbst auf mich nehmen, und dies um so mehr, da ich mich nicht selten in dem Falle sah, von der Erlaubniß und Freyheit, welche Sie mir über das Werk selbst gegeben Gebrauch zu machen, und manches theils zu verändern, theils gänzlich durchzustreichen; was besonders mit allen Stellen der Fall war, wo ich selbst in solchen Ausdrücken erwähnt werde, welche stehen zu lassen sich für mich, da ich Herausgeber des Buchs seyn werde, keineswegs geschickt hätte. Ich habe also, wie gesagt, das ganze Revisionswesen des Manuskripts eigenhändig vollzogen, von letzterem sodann eine sauber geschriebene Kopie machen lassen, und auch diese von Zeile zu Zeile sorgfältig durchgesehen, korrigiert, und, soviel möglich fehlerfrey hergestellt; und habe nun keinen andern Wunsch, als daß Ihnen, lieber Dülon, alles dieses als ein, im Grunde doch nur geringer Beweis meiner ausnehmenden Liebe und Achtung für Sie, angenehm seyen möge. Die Subscriptions-Liste werde ich dem Hrn. Geßner gelegentlich übermachen.

Die Vertheilung dieser Exemplare und die Einziehung der Gelder wird mit so vieler Beschwerlichkeit verknüpft sein, daß der daher erwartete Vortheil kaum in Betrachtung kommt.

Alles was Sie mir in Ihrem lieben Briefe vom 9. Januar Herzliches und Verbindliches gesagt haben, erwiedert Ihnen mein Herz mit gleich redlichen und unwandelbaren Gesinnungen. Unter allen Günstlingen der göttlichen Euterpe haben Sie Sich durch Ihr hohes, einziges Talent und Ihren liebenswürdigen Charakter der ersten Stelle in meiner Freudschaft bemächtiget, und so lange bis ich einen größern Künstler in Ihrem Fache, der zugleich ein besserer Mensch ist, kennen lerne — welches ich aber für etwas Unmögliches halte — wird Sie Niemand daraus verdrängen.

Und nun leben Sie wohl, bester Dülon, empfehlen Sie mich Ihrer würdigen Schwester und Gefährtin und empfangen tausend herzliche und achtungsvolle Grüße von der ganzen Familie Ihres

Freundes und Dieners
Wieland.

Adresse des Briefes:
An
Den Weltberühmten blinden Flötenspieler
Herrn Ludwig Dülon
dermahlen
im Gasthofe zum kleinen Rauchhause
franco Leipzig in
Dresden.

Digitized by Google

Wilde Bienen.

Von Albert Lindner.

Urtheil der Menge.

Was ihr beſchwatzt abwägend — bedacht ſei's immer, warum nicht?
Aber entmuthigen nur läßt ſich der Stümper von euch.

Verſtand und Herz.

Warſt in der Freundſchaft nie der Betrogene? Theurer Triumph das!
Aber zum Freund kann kein Menſch dich gebrauchen, Geſell.

Heine's Form.

Lahm iſt der Vers — thut nichts! Der Genuß fügt's eben zurecht ſich:
Fehlte der Bocksfuß ihm, wär' ja der Teufel defect!

Heine's Nachahmer.

Läßt man der tragiſch-zerriſſnen Natur äſthetiſche Geltung,
Glaubt ihr, man nähm' auch gleich komiſch-zerlumpte dafür?

Ungalante Verse.

1. Gr. H. H.

Erſt Kokette, ſodann Freigeiſt, Betſchweſter zuletzt noch:
Einerlei Herrſcherin, die höchſtens die Sclaven getauſcht.

2. F. L.

Vornehm-blaſſe Geſtalten; der Stil äſthetiſcher Thee, nur
Zum „Durchglühen" zu dünn: jene zum „Packen" zu matt.

3. C. B.

Nun, die entfacht ihr Stümpchen am Talglicht fremder Romane,
Putzt's — als Dramen ſogleich fallen die Schnuppen herab.

Kleine Zeitung.

„Heinrich des Vierten Vermählung mit Bertha von Suſa" iſt der Titel eines nicht längſt erſchienenen „hiſtoriſchen Romans" von Louiſe Pichler. Ein hiſtoriſcher Roman will in der That Etwas ſagen. Vor allen Dingen erfordert er einen weiten Raum, eine breite und vollſtändig ausgefüllte Anlage, weil der Dichter keine andern Vorausſetzungen als die einer allgemeinen Geſchichtskenntniß machen darf, und doch die Zeit, die er darſtellt, für uns anſchauliche Gegenwart werden ſoll. Deßhalb muß er auch eine genaue Kenntniß der betreffenden Zeit beſitzen, er muß alſo mit hiſtoriſchem Blick und poetiſcher Intention ausgebreitete Studien gemacht haben, er muß ſodann lebendige, mannichfaltige und wechſelvolle Bilder zu geben, und dieſe einem groß und fein angelegten Plane einzufügen wiſſen. In Bezug auf dieſen Plan iſt es unter Anderem wichtig, daß das Erſcheinen der uns bekannten geſchichtlichen Perſönlichkeiten geſchickt vorbereitet iſt, daß es uns angenehm überraſcht, weil wir in der Sphäre des untergeſchichtlichen, gewöhnlichen Lebens der Zeit ſchon heimiſch geworden ſind, und das Hereintreten der in ihren geſchichtlichen Umriſſen uns bekannten Geſtalt ſich von ſelbſt, d. h. auf natürliche und wohlmotivirte Weiſe macht. Faſſen wir dieſe Anforderungen an den hiſtoriſchen Roman zuſammen und ſpannen ſie ſo hoch, als es eigentlich — der Ueberproduction gegenüber — nothwendig iſt, ſo müſſen wir allerdings den Titel „hiſtoriſcher Roman" für die einfache Erzählung Louiſe Pichlers nicht nur gewagt, ſondern geradezu unberechtigt finden. Denn das Thema der Erzählung, der anfängliche Widerwille Heinrichs IV. gegen die ihm aufgedrungene Gemahlin, der ſich ſchließlich an der edeln Geduld und der tiefen Liebenswürdigkeit dieſer bricht und auflöſt, iſt beſchränkt erfaßt und durchgeführt, der große hiſtoriſche Hintergrund iſt ziemlich trocken ſkizzirt

Digitized by Google

und die epischdischen Darstellungen des Volkslebens sind ohne besondere Energie ausgeführte, vereinzelte Miniaturbilder. Wir erhalten eigentlich nur eine durch das Gefühlsinteresse und für dieses nach einer bestimmten Seite hin erweiterte Geschichtserzählung. Indessen möchten im Allgemeinen den Frauen die Eigenschaften, die der eigentliche historische Roman in Anspruch nimmt — vielleicht mit Ausnahme der Rococozeit — abgehen, und wenn die Absicht der Erzählerin, einen historischen Roman zu geben, eine kühne genannt werden muß, so hat doch ihr Auftreten andrerseits eine gewisse weibliche Schüchternheit, und die Erzählung verräth ein zartes und tiefes Gemüth. Stimmen wir unsere Ansprüche dazu herab, ein mit Liebe ausgeführtes Geschichtsbild, das zur Hälfte Phantasiestück ist, zu lesen, so werden wir uns an dem Dargebotenen wol erfreuen können — was bei Frauen und Jungfrauen, denen diese Lectüre empfohlen werden darf, sicher der Fall sein wird — vielleicht auch zu einer selbstständigen Ausdehnung und Ausgestaltung des gegebenen Bildes angeregt werden. Heinrich IV. ist eine so tragische Gestalt, wie wir sie in der deutschen Geschichte kaum wieder finden, insbesondere tragisch deßhalb, weil seine groß und schön angelegte Natur von vornherein absichtlich verderbt ist, und weil sein ganzes Leben einen zu peinlichen Eindruck macht, als daß er — was in der That ein Ausdruck seines Schicksals ist — jemals der Held einer Tragödie sein könnte. (Gregor VII., sein großer Gegner, ist dazu gemacht worden, und kann dazu gemacht werden.) Aber seine Persönlichkeit widerstrebt einer epischen Darstellung nicht, seine Zeit ist eine große und folgenschwere, und es wäre keine undankbare künstlerische Aufgabe, die Theilnahme, deren wir uns für den in der Entwickelung zerstörten Helden nicht erwehren können, in einen breit angelegten Darstellung der Zeit ausdrücklich herauszufordern und abzuführen.

— Im Verlage von Gumprecht in Leipzig ist ein Album unter dem Titel „Deutsches Stammbuch" erschienen, welches die Handschriften der „bedeutendsten Männer der Gegenwart deutscher Nation" auf Stammbuchblättern vereinigt. Es soll aber damit nicht blos das Handschrifteninteresse befriedigt, sondern zugleich eine interessante und charakteristische Lektüre geboten werden, da jedes Blatt trotz der Kürze an sich gehaltvoll sein soll.

— Die Beschäftigung mit der deutschen Literatur macht in Frankreich sichtbare Fortschritte. Die Vorlesungen sowohl an der Sorbonne als am Kollege de France berücksichtigen die deutsche Dichtung mehr als je und diesen Winter ist Schiller der Gegenstand zweier Vorlesungen, deren eine von dem Prof. Arnould an der Sorbonne, die andere von Philaret Chasles am Kollege de France gehalten wird. Philaret Chasles ist Enthusiast für die deutsche Literatur und keineswegs ohne anerkennenswerthe Kenntnisse in derselben, obgleich er sich in der letzten Zeit durch die bekannte Uebersetzung der Stelle in Wilhelm Tell: so steh' ich wieder auf dem Meinigen: durch sur le Meinigen eine starke Blöße gegeben hat.

— Nächstens kommt das schon länger angekündigte historische Drama Brachvogels, „Adalbert von Babenberg" in Berlin zur Aufführung. Unterdessen hat der „Narciß" seine Anziehungskraft noch immer nicht verloren — sie ist gerade in Berlin eine stärkere und nachhaltigere als irgendwo anders, während das Berliner Publikum bei andern Stücken bewiesen hat, daß es sich leicht übersättigt finden kann.

— Vor Kurzen hat ein altes Kotzebue'sches Stück, das die Eroberung Perus durch Pizarro behandelt und von Sheridan übersetzt ist, auf dem Princestheater in London einen ungeheuren Erfolg gehabt. Diesmal trat es mit dem Titel „Spaniards in Peru" auf — das Haus war zum Erdrücken voll, die Darsteller wurden mit Applaus überschüttet und gegen hundert Wiederholungen in der nächsten Zeit werden nicht unwahrscheinlich gefunden!

— Carl Beck giebt von Neujahr ab ein belletristisches Journal, der „Wiener Gesellschafter" heraus, welches sich zur ersten Aufgabe die stellen soll, die eingerissene Theilnahmlosigkeit des Publikums gegen die Poesie zu überwinden. Außerdem werden einfache Erzählungen und Genrebilder und ein nach eigenthümlicher Methode redigirtes Notizenblatt in Aussicht gestellt.

— In Paris wird nächstens eine sehr junge Schauspielerin auftreten, deren Geschichte im Voraus ein ungewöhnliches und allgemeines Interesse für sie erregt hat. Sie heißt Stella Collas und ihr Vater wurde im Jahre 1851 deportirt. Das verlassene, erst elf Jahre alte Kind faßte den Entschluß, aus ihrem Dorfe nach Paris zu wandern und die Fürsorge des Erzbischofes in Anspruch zu nehmen. Es gelang ihr, Paris zu erreichen und bei dem Erzbischofe vorgelassen zu werden. Dieser wurde durch den Muth, das naive Vertrauen und den Geist des Kindes in Erstaunen gesetzt, und empfahl es der Prinzessin Mathilde. In Folge dieser Empfehlung und der Theilnahme, welche sie überall weckte, erhielt die junge Stella eine sorgfältige Erziehung und wurde, da sie ein ausgesprochenes Talent zur Schauspielerin zeigte — sie erfand und deklamirte dramatische Reden, noch ehe sie ein Schauspiel gesehen, und gerieth, als sie endlich einer Vorstellung der Rachel beigewohnt in eine anhaltende fieberhafte Aufregung — dem Conservatorium zur Ausbildung anvertraut. Jetzt ist diese vollendet, sie wird zuerst in der Rolle der Zaire auftreten, und man verheißt ihr eine glänzende Laufbahn.

— Anfang December standen vier spanische Tänzer und Tänzerinnen, die auf mehreren Theatern im Ballet aufgetreten waren, zahlreicher Diebstähle beschuldigt, vor dem Zuchtpolizeigerichte. An ihrer Spitze steht ein gewisser Maxo, der in Spanien Notar war und jetzt als Direktor einer Tänzergesellschaft figurirt.

— Nächstens erscheint bei Breitkopf und Härtel in Leipzig das Oratorium des Erfurter Rheinthalers „Jephta und seine Tochter".

Verantw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Halbjahrpreis 20 Sgr.

Digitized by Google

Unter Mitwirkung
von
A. Biedermann, O. Roquette, J. Saupe, O. Schade, A. Schöll, Ch. Schuchardt
herausgegeben.

№ 52. 28. December 1856.

An unsere Leser.

Wir können die letzte Nummer dieses Jahrgangs nicht hinausgehen lassen, ohne denen, welche es unserem Blatte möglich gemacht haben, nicht nur fortzubestehen, sondern auch zu gedeihen und zu wachsen, unseren aufrichtigen Dank an dieser Stelle auszusprechen.

Nicht durch Illustrationen und durch eine große Zahl glänzender Namen versuchten wir das Interesse unserer Leser zu gewinnen; daß es dem Sonntagsblatte zu Theil wurde, haben wir vielmehr dem kleinen, aber tüchtigen Kreis von Mitarbeitern zu verdanken, welcher unter sich die einzelnen Theile der Aufgabe unseres Blattes vertheilte, und deren Lösung erstrebte. So ist es uns gelungen, trotz des beschränkten Raumes unseren Lesern eine Reihe von Beiträgen darzubieten, welche ihre Bedeutung mit dem abgelaufenen Jahre nicht verlieren, sondern sie hinübernehmen werden in die Zukunft.

Durch die mit dem neuen Jahre eintretende räumliche Erweiterung dieser Blätter wird uns die Möglichkeit gegeben, größere Beiträge, nicht wie bisher in kleineren Abschnitten, sondern möglichst auf ein Mal abzudrucken. Gleichzeitig wird uns hierdurch auch das Mittel geboten, jeder Nummer die schon jetzt nach Kräften erstrebte Mannichfaltigkeit in höherem Grade zu verleihen.

Und so empfehlen wir denn das Sonntagsblatt von Neuem den alten Freunden, und hoffen, daß sich diesen im neuen Jahre auch neue anschließen werden.

Der Halbjahrpreis beträgt für unsere unmittelbaren Abnehmer in Weimar 20 Silbergroschen, bei dem Bezug durch die Buchhandlungen und Postämter 1 Thaler.

Die Verlagshandlung.

Digitized by Google

Faust vor Göthe.

Von

Oskar Schade.

III. Das deutsche Volksdrama.

(Schluß.)

Wir knüpfen den abgeschnittenen Faden unserer Darstellung wieder an. Wir hatten zuerst von Ursprung und Heimat der Faustsage gehandelt und sie als deutsches, näher noch als protestantisches Eigenthum kennen gelernt, den Träger derselben als einen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts berühmten und berüchtigten Fahrenden, der bald nach seinem Tode zum Typus eines Zauberers sagenhaft umgestaltet, der Held einer Reihe von Volksbüchern wurde, deren ältestes von 1587 unmittelbar nach seinem Erscheinen nach England kam, wo es eben so rasch Marlowe zu einer Tragödie umschuf. Wir giengen dann auf diesen genialen Vorgänger Shakespears und sein Werk näher ein, das, eines der Lieblingsstücke des englischen Publikums, durch die Komödiantentruppen von dort nach Deutschland gekommen sein muß, wo es einem deutschen Dichter der Impuls zu einem selbstständigen Drama ward, das bald die ungemeinste Popularität errang. Wir brachten dann die Zeugnisse für das Dasein dieses Volksdramas bei, das seit der Mitte voriges Jahrhunderts fast einzig noch auf Marionettentheatern zu Hause war, und gaben die Quellen an, die uns genauere Kenntnis von demselben zuführen. Es wird nun zunächst unsere Aufgabe sein, Gang und Handlung des alten Volksdramas, nachmaligen Puppenspieles Faust darzustellen und aus den von einander so sehr abweichenden Ueberlieferungen das Alte und wirklich Aechte herauszulesen und es zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzubauen.

Wenn wir bedenken, daß Lessing seinem Faust ein Vorspiel vorausschicken wollte, daß Göthe ein solches Vorspiel als Prolog im Himmel wirklich hat (ganz abgesehen davon, daß ihm bei gefaßtem Plane dann die Exposition des Hiob willkommenen Anhalt bot), endlich bedenken, daß in zwei noch heute gäng und gäben Texten des Puppenspiels (dem vom Ulmer und Straßburger Theater) sich Vorspiele finden, so kann man mit gutem Gewißen die Vermuthung vorbringen, daß auch das alte Volksdrama ein solches Vorspiel besessen haben müße, in das vielleicht manches, was erst der eigentlichen Exposition gehört hätte, mit hinein gearbeitet war. Bei Lessing ist es eine Versammlung von Dämonen, die in einem Dome unsichtbar auf den Altären sitzend, über ihr Treiben rathschlagen. Verschiedene ausgeschickte Teufel erscheinen vorm Fürsten Beelzebub, um Rechenschaft von ihren Thaten zu geben. Die geringe Mühe, die sie die Verführungen gekostet, gibt Gelegenheit von einem Menschen Namens Faust zu reden, bei dem die Arbeit wol nicht so leicht werden dürfte, aber um so höher der Preis, wenn sie wirklich gelänge. Der Teufel, der ihn zu verführen übernimmt, macht seinen Plan: der Wißensdurst soll Fausten stürzen. Anderer Anlage, wenn auch auf dasselbe hinauslaufend, ist das Vorspiel von den zwei genannten Puppentheatern. Es führt uns in die Unterwelt. Charon, der die Seelen über den Höllenfluß zu setzen hat, ist ungehalten, daß er jetzt so wenig Beschäftigung und Verdienst finde. Er macht deshalb Lärm, und Pluto, der Höllenfürst, erscheint, um ihn über sein ungebührliches Betragen zur Rede zu setzen und zu strafen. Aber von der Wahrheit seiner Beschwerde betroffen, ruft er ein Heer von Teufeln zusammen, schilt sie über ihre Läßigkeit und sendet sie alsbald zur Verführung der Menschen aus. Im Ulmer Texte geschieht dabei Fausts keine Erwähnung, im andern aber, dem Straßburger, wird er als besonders wünschenswerthes Ziel der Verführung hingestellt. Die Teufel machen sich schleunig fort, den Befehlen ihres Meisters Gehorsam zu thun.

Wenn hier Charon und Pluto, also antike mythische Gestalten, aufgeführt werden, so darf uns das nicht wundern. Man sagt nicht zu viel, wenn man sie als einiger Maßen populäre bezeichnet, die auf gelehrtem Wege ein vom Volke geduldetes Bürgerrecht erhalten hatten. Gerade sie weisen uns aufs siebzehnte Jahrhundert; im vorigen wären sie wol kaum

Digitized by Google

eingeführt worden. Daß aber dieses Vorspiel durchaus nicht etwa von neuem Datum sein kann, das zeigen außer diesem auch ein paar Alexandriner, die der Ulmer Text gibt, wenn er den Charon sagen läßt:

Nun will ich fröhlich sein und will mich nicht mehr kränken,
Weil Pluto will durch Gunst mirs Schiff voll Seelen schenken.

eine Wahrnehmung, die wir unten weiter zu verfolgen haben werden.

Daß also unser Volksdrama Faust ein Vorspiel gehabt, daß dies den eben bezeichneten Texten ähnlich gewesen, läßt sich mit guter Wahrscheinlichkeit behaupten, näheres sich aber nicht sagen, da uns alle weiteren Zeugnisse abgehen.

Wir wenden uns nun zum eigentlichen Stücke, dessen Gang und Entwickelung darzustellen unsre nächste Aufgabe ist.

Erster Akt. Faust, Doctor der Theologie und Professor zu Wittenberg, sitzt in seinem Studierzimmer vor einem aufgeschlagnen Folianten. Er klagt, er habe nun alle Wißenschaften durchstudiert, zuletzt mit dem größten Eifer die Theologie getrieben, und doch könne keine seinen Wißensdurst löschen, keine ihn zur Wahrheit und zum Frieden führen. Daher sei er entschloßen, es mit der schwarzen Kunst zu versuchen und sich mit der Hölle zu verbünden, denn die werde ihm gewis helfen. Da ertönt zur Rechten eine zarte Stimme, die ihn bei Namen ruft und ermahnt, am Studium der Theologie zu halten, das der Negromantie zu verlaßen. Es ist die mahnende Stimme eines Engels, seines Schutzengels. Doch alsbald erschallt ein rauher Ruf von der Linken, der ihn auffordert, die Theologie zu verlaßen, zur Negromantie zu greifen und so der glücklichste, vollkommenste und angenehmste aller Sterblichen zu werden. Es ist ein Geist aus dem plutonischen Reiche der ihm diese Lockung zuspricht. Sie ist zu verführerisch; er beharrt auf seinem Vorsatze. Wehklagend verschallt die Stimme zur Rechten, während die zur Linken ein rasendes Gelächter aufschlägt. Die Hölle jubiliert, Faust stutzt, — doch in dem Augenblicke tritt sein Famulus Wagner ein und läßt weiteren Betrachtungen keinen Raum. Er meldet, es seien zwei Studenten draußen, die ihn zu sprechen wünschten; sie hätten ihm einen Tractat, den Schlüßel zur Negromantie zu überreichen. Faust geräth in laute Freude darüber und der Famulus benutzt die günstige Gelegenheit, ihn um Erlaubnis zu bitten, einen Diener für die Hausarbeit annehmen zu dürfen, damit er ungestörter seinen Studien obliegen könne. Ohne weiteres erhält er die Erlaubnis und entfernt sich. Faust ist ganz glücklich, daß ihm ein Zufall gerade zur rechten Zeit das Buch zuführe, um das er bisher vergebens an die Professoren aller Universitäten geschrieben. Es von den Ueberbringern persönlich in Empfang zu nehmen und ihnen seine Verbindlichkeit auszusprechen, geht er ab.

Nun belebt sich die Scene auf eine komische Weise, indem der Hanswurst (Kasperle) ins Zimmer tritt, der, den Ranzen aufgebeckt, einen fahrenden Bedienten vorstellt. In einem langen Monologe tischt er allerhand lustige Geschichten und Reiseabenteuer auf, mit behaglicher Breite und gutem Mutterwitze, nicht ohne Beimischung derben Unflätereien, die dieser stehenden Figur eigenthümlich sind. Dazu gibt ihm auch der aufgeschlagene Foliant neuen Stoff, aus dem er eine Reihe unsauberer Witze heraus zu buchstabieren weiß. Endlich aber währt ihm die Zeit doch zu lange, und in der Meinung, daß er hier in einer Kneipe sei, macht er seinem Unmuthe über die schlecht bestellte Wirthschaft Luft, poltert, lärmt und schreit, und ist nicht wenig erstaunt, als Wagner entrüstet herbeieilt und ihm begreiflich macht, daß er am unrechten Orte sei und hier nicht für Geld verköstigt werden könne. Doch ergibt er sich bald in seinen Fehlgang und zeigt sich bereit, wenn es denn einmal nicht anders sein könne, auch wol ohne Geld eine gute Mahlzeit anzunehmen. Wagnern gefällt der lustige Kerl, und da er ihm seinen Stand ansieht, zu dem erfährt, daß er herrenlos ist, so sucht er, eingedenk der Erlaubnis seines Herrn, ihn zum Bedienten anzuwerben. Hanswurst geht darauf ein, nur daß er bei der Dingung statt der zwanzig Gulden Lohn und dreißig Kreuzer Trinkgeld, die Wagner bietet, umgekehrt auf dreißig Kreuzer Lohn und zwanzig Gulden Trinkgeld besteht. Nun muß er von seiner Familie und Herkommen erzählen und

Digitized by Google

seinen Namen nennen, was er nicht ohne Humor thut; dagegen verlangt er Namen und Stand Wagners zu erfahren und zeigt sich wenig erbaut, daß dieser nicht selber der Herr ist, noch weniger aber darüber, daß sein eigentlicher Herr Faust heiße, denn mit Fäusten, meint er, sei schlecht fahren, er kenne sie nur zu gut, auf einer Dorfkirmse sei er einmal unter sie gerathen, da habe er vier Wochen lang blaue Flecken davon getragen. Es scheint ihm in diesem Hause nicht geheuer und schon will er wieder fort, als ihn Wagner doch noch zu begütigen und zum Bleiben zu bewegen weiß. Im Abgehen heißt er ihn noch Tische und Stühle beiseit setzen und ihm dann in die Küche folgen. Das thut auch der Hanswurst wie ein andrer Eulenspiegel, beseitigt die Stühle zum Fenster hinaus, wirft die Tische um und läuft dann mit lautem Lachen der Küche zu, um sich von seinen Mühsalen zu erholen.

Zweiter Akt. Dieser enthält die Teufelsbeschwörung Fausts und als Widerspiel derselben die des Hanswurst. In einem mit Todtenköpfen und Gerippen seltsam ausgezierten Zimmer erscheint Faust. Er hat aus jenem Tractate nun so viel gelernt, daß er die höllischen Geister citieren kann. Er tritt in einen Zauberkreiß mit allerlei magischen Zeichen und beginnt die Beschwörungen. Bei der ersten hört man ein fernes Schnurren, bei der zweiten wird der Lärm stärker, bei der dritten endlich erscheinen unter Donner und Blitz die höllischen Geister in widrigen, gräßlichen Gestalten. Faust fragt sie nach Namen und Geschwindigkeit. Sie nennen sich verschieden, Vitzliputzli, Auerbahn, Huribar, Asmodeus u. s. w. mit eben so verschiedenen Geschwindigkeiten, wie der Bach der vom Felsen stürzt, wie das Schiff auf dem Meere, wie der Vogel in der Luft, wie der Pfeil, wie der Wind, wie die Kugel aus dem Rohr u. dergl. Keiner ist ihm recht und schnell genug bis auf den letzten, der geschwind ist wie des Menschen Gedanken. Ihn will Faust zum Diener, doch er weigert sich, ohne die Erlaubnis seines Höllenfürsten Pluto auf weiteres einzugehen. Erst diese muß er holen und verspricht kommende Mitternacht wieder zu erscheinen. Er verschwindet und auch Faust entfernt sich.

Wir wollen hier einen Augenblick Halt machen, um einer Vermuthung Raum zu geben, die, wenn sie sich zur Gewißheit steigern ließe, diesen Auftritt in seiner eigentlichen Gestalt gewaltig wirksam zeigen würde. Man sieht nicht recht ein, was die Teufel, sowie sie im Puppenspiel auftreten, sollen; um die Geschwindigkeit kann sichs doch unmöglich allein gehandelt haben: hier muß die Ueberlieferung verwirrt und lückenhaft sein. Ich vermuthe, im alten Volksdrama traten hier bei der Verschwörung die Teufel als Repräsentanten der sieben Todsünden auf, und die Schnelligkeit, die sie angaben, stand im Verhältnis zu den Wirkungen ihrer Verführung, sie bezeichneten somit dann auch die schnelle Befriedigung der Wünsche dessen, der sich ihnen ergeben hatte. Aber sie vermochten Fausten nicht zu fesseln und zu verlocken, ein gemeiner Sünder konnte er nicht werden; nur der Geist, der ihn zum Herrn der Elemente machen, ihn über die Schranken von Raum und Zeit erheben konnte, nur der war gut für ihn, der selber so schnell war wie des Menschen Gedanken. Durch diese Auffassung bekommt die Stelle erst ihre wahre Bedeutung. Sie scheint eine Stütze daran zu erhalten, daß auch bei Marlowe die sieben Todsünden auftreten, freilich in anderer Beziehung und zu anderem Zwecke.

Kaum hat Faust sich entfernt, so tritt ihn suchend von der andern Seite der Hanswurst auf. Erstaunt steht er sich den Zauberkreis an, den er zuerst für ein Schneidermaß hält, dann aber doch merkt, was er zu bedeuten habe, hineintritt und (wie er es in Fausts Buche gelesen zu haben sich erinnert) furchtlos das Perlicke spricht, das die Geister citiert. Wirklich erscheinen sie auf der Stelle und lagern sich um den Kreis, um ihm zu Leibe zu gehen, wenn er herausschreite. Zum Unglücke hat er das Wort vergeßen, durch das er sie wieder los werden kann, bis es ihm endlich doch noch einfällt und er mit Perlacke sie alle vertreibt. Darüber freut er sich unbändig und indem er schnellzüngig beide Worte wiederholt, zwingt er sie unaufhörlich hin und wieder zu fahren, bis er der Sache müde sie mit dem letzten Perlacke wegbleiben läßt. Doch braucht er noch alle Vorsicht: damit sie ihm

Digitized by Google

ja nichts anhaben können, nimmt er den Zauberkreis vom Boden, wickelt sich hinein und geht auf diese Weise gesichert ab.

Dritter Akt. Es ist Nacht. Faust allein im Zimmer erwartet seinen Geist. Er sucht die trüben und reuigen Gedanken, die in ihm aufsteigen, durch die Nothwendigkeit seines Schrittes, der ihm den einzigen Weg zur Vollkommenheit zeige, nieder zu disputieren. Es schlägt zwölf und eine rauhe Stimme wird hörbar. Sie ruft Fausten und fragt, in welcher Gestalt er seinen Geist sehen wolle. In welcher Gestalt immer, (ruft dieser) nur nicht als Teufel." Und sogleich tritt Mefistofeles als Löwe vor. Faust weist ihn ab und er erscheint als Bär. Auch diesen mag er nicht und so erscheint er zuletzt als schöngekleideter Jüngling und meldet, daß er von Pluto die Erlaubnis ihm zu dienen, erhalten habe. Nun kommt es zum Accord und Faust legt ihm seine Bedingungen vor: er will alle Herrlichkeiten und Wißenschaften der Welt, verborgene Gelehrsamkeit und Beantwortung aller Fragen, Ruhm, Schönheit, Reichthum, Fülle jedes Genusses, gedankenschnelle und gefahrlose Beförderung von einem Ort der Welt zum andern, ihn als Diener jeden Augenblick in welcher Gestalt er befehle seines Winkes gewärtig, und das volle 24 Jahre, das Jahr zu 365 Tagen gerechnet. „Das ist ja eine halbe Ewigkeit!" ruft Mefistofeles; doch er will darauf eingehen, wenn Faust seine Punkte annehme. Es sind folgende: er soll Gott und den christlichen Glauben abschwören und fortan keine Kirche mehr betreten, sich während der ganzen Zeit weder waschen noch kämmen, noch Haare und Nägel verschneiden, sich niemals verheirathen. Dabei wolle er den Leuten vorspiegeln, daß er der fleißigste Kirchengänger sei, der erste hinein und der letzte heraus, daß er stets schön und sauber aussehe und daß er an Liebesgenuß mit Jugend und Schönheit nie Mangel leide. Dafür müße er sich ihm verschreiben, nach Ablauf dieser Frist mit Leib und Seele sein eigen zu sein und zu bleiben. Faust willigt in die Bedingungen ein und der Contract liegt zur Unterschrift fertig, die er mit seinem eigenen Blute vollziehen soll. Der Teufel berührt nur seine Hand, eine Ader geht auf und Blut quillt heraus, das ein H und F bildet und das er sogleich als Homo fuge (Mensch, fliehe!) deutend für eine Mahnung seines Schutzgeistes ansieht. Aber der Teufel weiß ihn zu beruhigen. Ein Tropfen Blutes fällt auf die Schrift und sogleich steht sein Name da, als ob er ihn eigenhändig geschrieben. In diesem Augenblicke befällt ihn unaussprechliches Bangen und eine unwiderstehliche Mattigkeit läßt ihn in Schlaf sinken. Da ertönt eine zauberische Musik, Mefistofeles stürzt mit Geschrei fort und der Schutzengel erscheint in lichtes Gewölk gehüllt, einen Palmenzweig in der Hand und singt mahnend so:

Fauste, jene Himmelsgaben,
So dir mitgetheilet sein,
Die da alle Menschen haben,
Heilen, lindern Todespein.
Du bist als ein Mensch geboren,
Willst so schändlich sein verloren?
Traue nicht des Teufels List,
Welche dir so nahe ist!

Ewig in dem Himmel leben
Ist der Sel'gen größte Freud.
In der Hölle zittern, beben
Die Verdammten alleszeit.
Faust, laß ab von dem Beginnen,
Wenn du willst der Höll' entrinnen!
Faust, wach auf vom Sündenschlaf!
Kehre um, verlornes Schaf!

Er schwebt hinweg, aber der Verführer schleicht sich wieder herbei und singt:

Fauste, was willst du einschranken
Deinen freien, frohen Sinn?
Von dem Vorsatz thu nicht wanken!
Luft und Freud ist dein Gewinn.

Digitized by Google

Du kannst stets in Freiheit schweben
Und dem Glück im Schooße leben.
Fauſt, wach auf und fahre fort!
Schicke Pluto den Accord!

Fauſt erwacht. Er hat einen ahnungsvollen Traum gehabt, der ihn nachdenklich zu machen droht. Aber der Böſe redet es ihm aus, ſpottet über ſolche wirre Geſpinſter der Phantaſie und erklärt ſie aus natürlichen Urſachen. Fauſt glaubt ihm und gibt zu daß der Contract abgeholt werde. Es kommt ein Rabe geflogen, nimmt ihn vom Tiſche und fliegt damit wieder zum Fenſter hinaus. Jetzt überkommt Fauſten eine tiefe Reue. Die ganze Wucht ſeiner That fällt ihm ins Gewißen, zerknirſcht ſtürzt er zu Boden und klagt ſich bänderingend ſeines Verbrechens an. Das wird dem Teufel doch bedenklich, er läßt ihn erſt etwas austoben, dann bietet er ihm zur Zerſtreuung an was er nur wolle. Die Ausſicht auf volle Befriedigung ſeiner Wünſche richtet ihn wieder auf. Eine weite Reiſe an den Hof eines Fürſten kommt in Vorſchlag, wo er ſich im Glanze ſeines Ruhmes ſonnen ſoll. Er willigt ein und Meſiſtofeles gibt ihm einen Mantel, den er nur auszubreiten, darauf zu treten und das Wort „wolauf" auszuſprechen brauche, um in wenigen Augenblicken am gewünſchten Orte, in Parma, zu ſein. Fauſt bittet nun noch ſeinen Diener Hanswurſt nachkommen zu laßen und geht ſchleunigſt fort. Jetzt iſt Meſiſtofeles allein und kann ſich ungeſtört ſeiner teufliſchen Freude überlaßen, daß er dieſen Mann, an dem die Kunſt aller Laſter vergeblich geweſen, daß er den nun ganz in ſeiner Falle habe. Doch (meint er) ſolle er nicht die einzige Beute, auch ſein Diener Hanswurſt müße des Teufels ſein. In dem kommt der Gegenſtand der letzten Bemerkung herbei, ſeinen Herrn ſuchend, den er nirgends finden kann. Er iſt nicht wenig erſtaunt einen Unbekannten anzutreffen, der ſich ſeines Herrn geheimen Secretär nennt, großer Künſte ſich berühmt und (in der Meinung Hanswurſten zu fangen) tauſend Thaler gegen des Bedienten Seele wettet, daß er alles könne. So viel will ihm der Hanswurſt aber gar nicht abnehmen, es ſoll nur um ein paar Batzen gehn, und er gibt ihm nun einige Rätſel und Fragen derb komiſcher Natur auf. Der Teufel weiß ſie nicht zu beantworten und ſo muß er ſich zur Bezahlung bequemen, während er auf die Seele ſpeculierte. Nun will ers auf eine andere Art verſuchen. Er fragt den Bedienten, ob er zu ſeinem Herrn wolle; und als dieſer bejaht, verſpricht er ihn hinzubringen, nur ſolle er ihm geben was er im Leibe habe. Hanswurſt, auf etwas anderes zielend, bedauert daß er jetzt nicht im Stande ſei, doch wolle er bei erſter Gelegenheit ſeiner gedenken. Der Teufel bedeutet ihm, daß er die Seele meine, die er ihm verſchreiben ſolle. Er macht weitere Ausflüchte, bis er endlich darein willigt, ihm wenigſtens zu verſprechen, ſein eigen ſein zu wollen. Das (meint Hanswurſt) könne ihn unmöglich in Gefahr bringen, da er ohne Zeugen es ihm ja immer abzuläugnen vermöge. Nun läßt Meſiſtofeles ein feuriges Luftpferd kommen, das den Hanswurſt auf ſich nimmt und ihn durch die Luft auf und davon und ſeinem Herrn nachträgt.

Vierter Act. Die Scene iſt der Garten am Schloße des Herzogs zu Parma. Ein Kammerherr, **Karlos** mit Namen, tritt auf und ergeht ſich in allgemeinen Betrachtungen, aus denen er durch die plötzliche Erſcheinung **Hanswurſts** geriſſen wird, der von einem feurigen Drachen aus der Luft herab purzelt, weil er, gegen das ausdrückliche Verbot, geſprochen hatte. Erſtaunt geht Karlos auf ihn zu und fragt, wer und woher er ſei. Der Luftreiter verſichert daß er über dieſe Puncte das tiefſte Schweigen habe geloben müſſen: keine Menſchenſeele ſolle aus ihm herauskriegen, daß er aus Deutſchland komme, Hanswurſt heiße und bei einem Hexenmeiſter in Dienſten ſtehe. Neugierig möchte nun Karlos den Namen ſeines Herrn gern wißen; den will er aber durchaus nicht ſagen, läßt ſich jedoch bewegen ihn mimiſch darzuſtellen, indem er die geballte Fauſt hinhält. Jener erräth was er meint und iſt über die Maßen erfreut, denn von dieſem deutſchen Wundermanne hat auch er gehört, und bittet den Hanswurſt für ein gutes Trinkgeld ihm doch einige Proben ſeiner Kunſt zu geben, da er ohne Zweifel bei einem ſolchen Herrn

Digitized by Google

Bedeutendes müße gelernt haben. Hanswurſt ohne alle Verlegenheit erbietet ſich, falls es ihm gelegen, ein großes Waſſer herbeiſtrömen zu laßen, das ſie beide verſchlinge, oder ein ungeheures Feuer herauf zu rufen, das ſie beide verzehre, oder daß ein Mühlſtein aus der Luft ſie tauſend Klaftern tief in die Erde ſchlage. Aengſtlich bedeutet ihm der Kammerherr, daß es ihm um derartige gefährliche Kunſtſtücke keineswegs zu thun ſei, ſondern daß er mit einem minder halsbrechenden gern zufrieden ſein wolle, am liebſten wäre ihm ein kleines, zierliches, phyſiſches Stück. Hanswurſt verſteht „ein viehiſches Stück“ und bietet ihm ohne Umſtände an, einen Rauch ohne Feuer und Schwefel machen zu wollen, erhält im voraus ein gutes Trinkgeld, beginnt ſich zu drehen und zu bewegen und mit allerhand Hokus Pokus das Verlangte in optima forma zu leiſten. Außer ſich über den Hohn und Cynismus des gemeinen Menſchen fährt Karlos mit den heftigſten Worten auf ihn los, will ihm thätlich zu Leibe und ſetzt ihm, als jener ſich lachend aus dem Staube macht, racheſchnaubend nach.

Jetzt tritt die Herzogin von Parma auf. Sie gibt ſich als höchſt unglücklich zu erkennen. Ihr Gemahl, dem ſie erſt ſeit einigen Wochen verheirathet, iſt in eine tiefe Schwermuth verſunken, ſo daß nichts ihm ſein heitres Gemüth wieder zu geben vermag. Vergebens hat ſie Feſte über Feſte, Komödien, Bälle, Jagden und Feuerwerke veranſtaltet, ſich in Ergötzlichkeiten aller Art erſchöpft; ſie iſt am Ende und weiß nichts neues mehr zu erdenken. Höchſt erwünſcht kommt daher die Nachricht, die ein Diener bringt, der berühmte Doctor Fauſt ſei angekommen und wünſche ſich bei Hofe zu producieren. Sie gibt ihm auf der Stelle Audienz, er tritt auf und wird mit der größten Auszeichnung von ihr empfangen, da er nicht minder ſchön und galant als berühmt iſt. Auch auf ihn macht die Dame im Glanze jugendlicher Schöne und fürſtlicher Herrlichkeit einen tiefen Eindruck. Mit zuvorkommendſter Freundlichkeit gibt er ihr auf der Stelle Proben ſeiner Kunſt. Es erſcheinen nach einander Goliath und David, Judith und Holofernes mit dem affyriſchen Lager, die keuſche Römerin Lukrezia, Simſon der Starke und Delila, König Salomo, die ſchöne Helena von Griechenland. Mit ſeinem Tacte läßt der Dichter den galanten Doctor namentlich die drei letzten vorführen, die wegen ihrer Liebeshändel eines etwas anbrüchigen Rufes genießen. Die Dame iſt überaus zufrieden, wünſcht den Künſtler ſogleich ihrem Gemahle vorzuſtellen und bittet ihn bei Tafel zu erſcheinen. Er verſpricht dann noch ganz andere Künſte zu zeigen, er wolle das Zimmer verwandeln bald in eine Einöde, bald in eine ſpiegelglatte See, bald in einen zauberiſch lachenden Frühlingsgarten. Als die Herzogin ſich mit huldvollen Worten entfernt hat, ſchwelgt er im Voraus im Genuße der hohen Ehre die ihm bevorſtehe, der Gunſt die ſeiner in den Armen der Schönheit warte und beeilt ſich ihr zu folgen. Aber Meſiſtofeles vertritt ihm den Weg und macht den Träumen ein raſches Ende, indem er erklärt, daß hier ſeines Bleibens keinen Augenblick länger ſei; Hanswurſt habe ihn verrathen wie er ſeine Werke mit Hilfe der Hölle verrichte, er citiere ſelber mit ſeinem Perlicke Perlacke luſtig die Teufel, zudem rege ſich in der Bruſt des melancholiſchen Herzogs bereits die Eiferſucht. Man habe ihn offen tödten wollen, doch das habe er (Meſiſtofeles) verhindert, nun warte ſeiner der Giftbecher bei Tiſche, an dem er keine Gewalt habe, da die hohe Geiſtlichkeit eingeladen ſei; doch ſolle es ihm nicht Leid thun; er werde ihn anderweitig entſchädigen. Sie gehen ab, um vor den Augen des Volks ſich über der Stadt in die Luft zu ſchwingen und nach Konſtantinopel zu ziehen.

Eben fahren ſie in die Höhe, als der Hanswurſt erſcheint und in komiſche Klagen ausbricht, daß ſie ihn im Stiche gelaßen. Er hat doppelt Eile, da ein Kellner und eine Kellnerin von der Kneipe ihm nacheilen, in der er tüchtig gegeßen und getrunken, aber keinen Heller bezahlt hat. Raſch citiert er einen Teufel, der ihn fortſchaffen ſoll, aber mit aller Bequemlichkeit: das iſt die Bedingung. Ein bequemes Ruhebett erſcheint, auf dem ein allerliebſtes junges Frauenzimmer liegt, von welcher der erſtaunte Hanswurſt endlich erfährt, ſie ſei ſeine Schweſter. So intereſſant ihm die Sache iſt, ſo will er doch nicht mit ihr fahren, ebenſo wenig mit einer zweiten, die in ähnlicher Weiſe erſcheint und die ſeine Groß-

Digitized by Google

mutter sein soll. Von Gliedern seiner Familie, die mit der Hölle auf gutem Fuße stehn, will er nichts wißen und zieht es vor sich lieber allein wieder nach Wittenberg transportieren zu laßen, wo inzwischen ein Nachtwächterposten erledigt ist, zu dem ihm der Teufel zu verhelfen verspricht.

Fünfter Act. Faust ist wieder in Wittenberg. Zwölf volle Jahre hat er in den Gaben des Satans geschwelgt, aber Befriedigung nicht gefunden. Reue befällt ihn. Es ist Nacht. Einsam irrt er zerknirscht und rubelos durch die Straßen. Die Möglichkeit der Umkehr beunruhigt den Teufel. Er tritt zu ihm und fragt, warum er sich denn jetzt keinen Genuß, keine Freuden mehr gönne. Faust verlangt keine sinnliche Ergötzung, aber an den Punct des Vertrags erinnert er ihn, durch den er auf alle seine Fragen ihm eine wahre und klare Antwort zu geben gehalten sei. „Ist denn (fragt Faust) die himmlische Freude wirklich so groß wie sie uns Menschenkindern geschildert wird?" „„Mein Faust (entgegnet Mefistofeles), die himmlische Freude ist sehr groß. Siehe so groß ist sie, daß wenn alle Menschenkinder vom Anbeginne der Welt zusammen kämen und schrieben von nun an bis an der Welt Ende, so wären sie doch nicht im Stande, nur den tausendsten Theil dieser Freude so zu beschreiben, wie sie wirklich ist."" „Und was würdest du thun (fährt Faust zu fragen fort), wenn du noch könntest ein Kind der Seligkeit werden?" Mefistofeles: „„Rede nicht von unmöglichen Dingen! Aber wenn es noch möglich wäre, daß ich ein Kind der Seligkeit könnte werden, und es wäre eine Leiter vom Erdboden bis an das blaue Firmament, und ein jeder Sproßen wäre mit tausend und abertausend Scheermeßern beſetzt, und ich könnte alle menschliche Empfindungen fühlen und wenn ich auch so klein zerschnitten würde wie der Sand am Meer, so wollte ich doch mit Freuden diese Leiter besteigen."" Da durchzuckt Fausten eine Ahnung der Wonne der Seligen und sehnsüchtig fragt er: „Sage mir, könnte ich nicht auch noch ein Kind der Seligkeit werden?" Der Teufel, scheu und zitternd sich so gefragt zu sehen, stammelt endlich ein leises „Ich weiß nicht" hervor, als aber Faust heftiger auf ihn eindringt und ihn die Wahrheit zu sagen hoch beschwört, entflieht er. Da bricht die Reue im Sünder auf, klagend stürzt er auf seine Knie nieder und betet:

Sieh, großer Weltregent, hier Faust vor deinen Füßen!
Er will was er gethan auf seinen Knien büßen,
Bereuen seine Schuld und große Miſſethat,
Die, mächtger Schöpfer, dich so sehr erzürnet hat.

O brecht, ihr Augen, brecht in lauter Thränengüßen!
Ach daß es möglich wär mit blutbeſtrömten Flüßen!
Und zeigt der ganzen Welt in Faustens Beispiel an
Was doch uns Sterbliche für Unglück treffen kann.

Aber der Verführer ruht nicht, er ist wieder herangetreten und verspottet Fausten, daß er wie ein altes Weib auf den Knien liege. Er verspricht ihm was sein Herz begehre, köſtliche Kleider wie ein Kaiſer, — aber Faust fällt ihm abwehrend in die Rede:

Hinweg mit deiner Kleiderpracht,
Die nur mein Herz beſteckt,
Weil unter deinem Goldbrokat
Doch nichts als Gift und Schwefel steckt.

Jetzt wird es dem Teufel selber Ernst und er entfernt sich, um ein letztes Mittel anzuwenden. Faust, inzwischen immer noch kniend, betet weiter:

Zuvor in Purpurkleider-Pracht
Prangt her der stolze Praſſer,
Nun sitzt er in der Höll' und schmacht
Nach einem Tröpflein Waßer.

Lazarus war erst arm und bloß
Ließ sich von Hunden lecken.
Nun sitzt er Abraham im Schoß,
Läßt sich den Himmel schmecken.

Digitized by Google

Judas hat zwar durch bloßen Kauf
Sein Glück und Heil verschwendet,
Doch nahm der Herr den Schächer auf,
Der sich zu ihm gewendet.

So wend ich mich auch zu dem Heil:
Ach, Herr, gedenke meiner!
Schenk mir noch deinen Gnadentheil!
Denn ohne dich hilft keiner.

Da erscheint Mefistofeles wieder in Begleitung eines schönen und reichgekleideten Weibes. „Hier bring ich dir (ruft er) die schöne Helena von Griechenland, um deren Willen Troja ist zerstört worden, die du so oft beschworen und angestaunt, hier bringe ich sie dir leibhaftig, sie soll dich beglücken und dein eigen sein. Sieh dich nur einmal um, wie schön sie ist!" „Ist sie denn wirklich so schön?" fragt Faust und blickt sich um. Aber in diesem Momente ist auch alle Reue und Buße dahin. Er springt auf, schließt sie in die Arme und geht berauscht mit ihr ab. Mefistofeles lacht hinterdrein und spricht: „Da sieht man, daß es wahr ist was das gemeine Sprichwort sagt: Was der Teufel selbst nicht kann, das stellt er durch ein Weibsbild an." Aber schon kehrt Faust wüthend zurück: er ist schrecklich betrogen, die vermeinte Helena hat sich in seinen Armen in eine höllische Schlange verwandelt. Er will wieder beten, er kann nicht. Doch das Maß des Schreckens füllt sich erst, als ihm der Teufel ankündigt, er werde ihn heute um Mitternacht holen: er habe sich ihm verpflichtet 24 Jahre, das Jahr zu 365 Tagen zu dienen, doch habe er ihm Tag und Nacht gedient, also sein Versprechen schon in 12 Jahren gelöst. „Betrügen ist mein Handwerk" so schließt er und überläßt Fausten einer wüsten Verzweiflung. Es schlägt neun und eine Stimme ruft: **Fauste, praepara te ad mortem!** (Faust, bereite dich zum Tode!) Faust stürzt händeringend zusammen. Da schlägt es zehn und zugleich ertönt die Stimme: **Fauste, accusatus es!** (Faust, du bist angeklagt!) Immer fürchterlicher ringt er mit den nahenden Höllenqualen. Da dringt plötzlich in grellem Kontraste mit seinem Zustande aus dem Innern des benachbarten Hauses die keifende Stimme eines bösen Weibes hervor, die mit einer andern wolbekannten wetteifernd, einen nicht eben gelinden ehelichen Zwist verkündigt. Es ist Hanswurst, jetzt wolbestallter Nachtwächter, der in den Stand der Ehe getreten und mit einem zänkischen faulen Weibe gesegnet worden ist. Sie hat sich zu Bette gelegt, ohne dem Manne die bei seinem Berufe so nöthige Laterne anzuzünden; daher der Wortwechsel, der eben zu Thätlichkeiten fortzuschreiten droht, als der Ehemann sich schnell aus dem Staube macht. Er erscheint auf der Bühne, ruft die Stunde ab und singt dabei ein Lied, das wenigstens zeigt, wie sein häusliches Leiden ihn eben nicht grämlich gemacht hat. Er entfernt sich wieder, ohne Fausten bemerkt zu haben. Es schlägt elf und die Stimme ruft: **Fauste, judicatus es!** (Faust, du bist gerichtet!) Faust schrickt auf in immer wüsterer Verzweiflung, bis er wieder zusammenbricht. Da erscheint der Nachtwächter von neuem, singt ein ähnliches Lied und stößt in der Dunkelheit auf seinen verzweifelten Herrn. Er merkt bald was die Glocke geschlagen und ohne weiteren Gefühlen Raum zu geben, benutzt er die Gelegenheit, seinen rückständigen Lohn zu fordern. Faust erkennt die Schuld an, aber außer Stande zu bezahlen (so wenig hat er vom Teufel gehabt), kommt ihm in der letzten Convulsion der Verzweiflung ein Gedanke bei, durch den er sich zu retten wähnt, ein Betrug, wie er selbst gesteht, der erste in seinem Leben. Er bietet dem Nachtwächter seine Kleider an, die ihn hinlänglich bezahlt machen würden, dafür solle dieser ihm die seinigen geben. Aber der merkt nur zu gut wo es hinaus will und bedankt sich für den Tausch, durch den er dem Teufel nicht Gelegenheit geben möge, sich zu irren und einen falschen zu holen. Indem er seinem einstigen Herrn bittere Wahrheiten sagt, geht er ab. Es schlägt zwölf. Es ertönt der furchtbare Ruf: **Fauste, in aeternum damnatus es** (Faust, du bist ewiglich verdammt) und alsbald erscheint Mefistofeles. Faust bittet ihn, nur noch einmal am Grabe seines Vaters beten zu dürfen. „In der Hölle hast du Zeit zu beten (entgegnet der Teufel), dort magst du über dein Leben heulen, bis die Ewigkeit über

Digitized by Google

dir grau wird." Und unter Flammen verſinken ſie. Der Nachtwächter erſcheint noch einmal, um die zwölfte Stunde abzurufen. Wol merkend was vorgegangen iſt, hält er eine kurze Betrachtung und ſingt im Abgehen als Schluß ſein Lied:

Hört, ihr Herrn, und laßt euch ſagen,
Mit dem Teufel ſeid ihr ſchlecht beſchlagen:
Er hält nichts was er auch verſpricht,
Bis er euch den Hals zerbricht.

So etwa haben wir uns Gang und Handlung des alten Volksdramas Fauſt zu denken. Noch heute fühlen wir die Gewalt deſſelben als Puppenſpiel und wir können uns wol erklären, wie ein ſolches Stück zwei Jahrhunderte der Liebling des Volkes bleiben und für zwei ſeiner größten Geiſter der Impuls zu eigenen Schöpfungen werden konnte. Wir fühlen noch heute ſeine Gewalt, die ſich aber nicht mit der meßen läßt, welche es im 17ten Jahrhundert und noch im Anfange des vorigen geübt haben muß. Es geht uns ſo zu ſagen die Atmoſphäre ab, in der es jung geworden und aufgewachſen iſt: wir meinen den Glauben an Zauberwerke und Teufelsbünde, der damals faſt in allen Schichten der Geſellſchaft gleich verbreitet und eingewurzelt war: Zuckungen des Heidenthums, die dann je ſchwächer und ſchwächer wurden, wenn gleich ſie bis heute ſich noch nicht ganz verloren haben.

Wir machten ſchon oben bei Gelegenheit des Vorſpiels auf die alexandriniſchen Verſe aufmerkſam, von denen ſich Spuren in einer der Faßungen deſſelben erhalten haben. Für alle pathetiſchen Stellen des letzten Actes aber (die reuigen und verzweifelnden Reden Fauſts) iſt dieſe Verſsform durchaus bezeugt, wir müßen ihr noch weitere Anwendung auch für andere Scenen zuerkennen. Für welche, bleibt weiterer Unterſuchung vorbehalten: hier genügt die Thatſache, daß ſie in dieſem Stücke überhaupt bald mehr bald weniger vorkommen. Es fragt ſich nun, ſeit wann ſie darin ſind, ob integrierender Theil deſſelben vom erſten Anfange an oder erſt ſpäter hinein gekommen. Ich wüſte keinen Grund, der dieſe letztere Umformung nöthig oder wünſchenswerth gemacht haben könnte, ja ſie iſt geradezu höchſt unwahrſcheinlich, wenn man bedenkt, welche Hinderniſſe ſich ſolch einer Neuerung in einem der beliebteſten und allgemein verbreiteten Volksſchauſpiele in den Weg ſtellen mußten. Daher halte ich dafür, daß vom erſten Anfange an der Alexandriner den eigentlich pathetiſchen Stellen zuertheilt war, immerhin ein eigenthümliches Zugeſtändniß der Volksdichtung an die Kunſtpoeſie, das aber in der ungemeinen Popularität, die jene Kunſtform gewonnen, ſeine Erklärung findet. Dies angenommen, kommen wir der Entſtehungszeit unſeres Dramas näher auf die Spur. Sie kann alſo nicht vor das Auftreten des alexandriniſchen Verſes fallen, der, wenn auch von einigen vorher geübt, doch erſt durch Opitz wirklich eingeführt und ſeit der Mitte der zwanziger Jahre des 17ten Jahrhunderts in Deutſchland eingebürgert ward. Seine Anwendung im Volksdrama ſetzt aber immer ſchon längere Uebung und Bekanntſchaft derſelben voraus, ſo daß wir gut und gern in die dreißiger Jahre vorwärts gehen können. Etwa zwiſchen der Mitte dieſer und dem Jahre 1676, wo, wie wir ſahen, der Fauſt der Sage bereits als dramatiſche Geſtalt erwähnt wird, müßte ſonach unſer Volksſchauſpiel entſtanden ſein.

Wir behaupteten oben ſchon, daß der Impuls zu unſerm Volksdrama durch den Fauſtus des Engländers Marlowe gekommen ſei. Zum Schluße liegt uns nun noch ob, dieſe Behauptung zu beweiſen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hierbei nur die eigenen Zuthaten der Dichter in Betracht kommen können, nicht was die fertige Sage, wie ſie in den Volksbüchern niedergelegt iſt, beiden an die Hand gab.

Gleich der Anfang, der erſte Monolog Fauſts im Studierzimmer, iſt beiden gemeinſam. Man werfe hier nicht ein, daß der im Puppenſpiele von dem breiter gehaltenen Marlowes abweiche, daß namentlich die Steigerung durch die vier Facultäten in jenem nicht zu finden ſei. Was dieſe anlangt, ſo behaupte ich getroſt, ſie war urſprünglich darin: wir hören noch Anklänge in manchen Texten, und daß Göthe ſie bat (der Marlowen damals durchaus nicht kannte) iſt immerhin bemerkenswerth und macht ihre Exiſtenz noch in dem

Digitized by Google

Puppenspiele, das er gesehen, höchst wahrscheinlich. Auch könnten die lateinischen Stellen dieses Monologs bei Marlowe zu den freilich verschiedenen des Puppenspiels immerhin der Anstoß geworden sein. Doch wie dem sei, diese Einzelheiten geben wir dran: nur den Monolog als solchen und seinem wesentlichsten Inhalte nach, der Unzulänglichkeit des menschlichen Wissens, mit dem schließlich ausgesprochenen Vorsatze, zur Magie zu greifen, halten wir fest. Eine weitere höchst merkwürdige Uebereinstimmung liegt in der Stimme des guten und bösen Engels. Unwesentlich ist, daß bei Marlowe die Engel selbst auftreten gebeißen sind — wer bürgt uns denn auch dafür, daß es immer geschehen ist? — und daß sie bei ihm ein paar Mal mehr angewendet werden als im Puppenspiele. Die Idee geht uns an, zu der das Volksbuch durchaus keinen Anlaß gab. Man kann sagen, es lag nahe, das für und wider rathschlagende Gewissen zu personificieren. Es liegt überhaupt vieles nahe, wenn es einmal gemacht ist. Drittens finden sich mehrere im Wesentlichen übereinstimmende oder doch ganz nah verwandte Züge in der Gestalt des Hanswurfts und der von Marlowe gebrauchten komischen Personen, woran selbstverständlich im Volksbuche nicht zu denken ist. Im Puppenspiele erscheint Hanswurst als fahrender Bedienter und wird von Wagner in Dienst genommen, ganz so der Clown bei Marlowe unter allerhand Späßen. Auch die Teufelsbeschwörung, die der Hanswurst hält im 2. Auftritte des 2. Actes, hat ihr Analogon im englischen Stücke: wir meinen jene Stelle, wo der Stallknecht Robin und Ralph, um sich vorm Wirthe zu retten, dem sie den Becher gestohlen, den Mefistofeles citieren. Und sollte die Buchstabierprobe Hanswurfts, da wo er über Fausts Bücher geräth, nicht eine Erinnerung an das Buchstabieren Robins im Zauberbuche sein? Eine vielleicht nur zufällige Zusammenstimmung (aber doch nennenswerth) liegt in der Redensart Fausts, als er mit Helena abgeht: „Ich will dein Paris sein," die in dem „I will be **Paris**" Marlowes sich findet, nur daß hier der Gedanke feiner und reicher ausgewebt ist.

I will be Paris and for love of thee
Instead of Troy shall Wittenberg be sack'd.
And I will combat with weak Menelaus
And wear thy colours on my plumed crest.
Yea, I will wound Achilles in the heel, —
And than return to Helen for a kiss.

Endlich noch eine Vermuthung, die wir nicht unterdrücken, weil, falls sie sich bestätigen sollte, sie für sich allein schon einen innigen Zusammenhang des deutschen und englischen Stückes beweisen könnte. Im Texte vom Ulmer Puppentheater wird in der Stelle wo Faust Alexander den Großen und seine Gemahlin erscheinen läßt, diese letztere Padamera genannt. (Scheible 5, 799). Was soll dieser Name oder aus welchem andern könnte er verderbt sein? Im ältesten deutschen Volksbuche wird sie nicht genannt, daher auch nicht im englischen, wo schlechthin von „Alexander and his paramour" die Rede ist, wie auch bei Marlowe. Sollte nun aus diesem **paramour** Padamera verderbt sein? Die englischen Comödianten könnten es gebraucht haben, wie etwa nachmals das französische **amour** gebraucht worden ist, und es wäre dann mißverstanden als Eigenname gefaßt worden. Doch wollen wir, wie gesagt, dies für nichts anderes als eine Vermuthung genommen wissen. Ueberhaupt sind die beiden letzten Argumente entbehrlich, da die frühern vollständig genügen. Bei solchen Uebereinstimmungen glaube an Zufall, wer es kann: wir sehen darin einen Einfluß des englischen Dramas aufs deutsche, aber nicht etwa einen spätern, der Aenderungen bewirkte, sondern einen ursprünglichen, der bei der Entstehung und Gestaltung des deutschen Stückes sich geltend gemacht hat. Mit andern Worten, der Impuls ist dem deutschen Dichter durch den Engländer geworden, dessen Werk er auch sonst manigfach und gut zu benutzen verstanden hat.

Wie immer aber dem Dichter des deutschen Volksdramas der volle Ruhm der Originalität abgehen mag, wie sein Stück vielleicht mancherlei Feinheiten, namentlich wol den Glanz der marloweschen Diction entbehrte, es hat anderweitige bedeutende Vorzüge, so daß es dem

Digitized by Google

englischen gegenüber als ein Fortschritt entschieden bezeichnet werden kann. Es ist klarer, runder, schärfer durchgebildet und daher dramatisch wirksamer als jenes. Namentlich sind zwei Dinge in ihm hervorragend. Zuerst die eigenthümliche Gestalt der komischen Person, die nicht etwa einen bloßen Possenreißer zur Belustigung des großen Haufens abgibt, sondern in allem ein fein angelegtes und scharf durchgeführtes Gegenstück zum Helden der Tragödie bildet: die platte, wolfeile, beschränkte Alltäglichkeit, unflätig und verschmitzt daß der Teufel sein Recht an ihr verliert — gegenüber der überschwänglichen Natur Fausts, die von unersättlichem Wißensdrange getrieben, die Tiefen alles Menschlichen und Göttlichen zu ergründen und zu beherrschen trachtet, aber elend zu Grunde gehen muß. Das zweite was wir als besonders hervorragend bezeichnen ist der letzte Act, das Ende des Sünders, die teuflisch vernichtete Reue und das nun mit Riesenschritten hörbar nahende Gericht, dessen der Verlorne in Verzweiflung harrt, wobei jener Gegensatz, Faust und Hanswurst als Nachtwächter, unvergleichlich spielt.

Die Laune des Schicksals, die auch bei Werken des Geistes ihre Macht übt, hat den Namen des deutschen Poeten, der den Faust schrieb, mit Vergeßenheit bedeckt. Darauf hat das ganze Volk die Verlaßenschaft mit einstimmiger Treue gehütet, bis nach hundert Jahren der größte deutsche Dichter als lachender Erbe eintrat und dadurch in Stand gesetzt ward ein Kunstwerk zu schaffen, das an Glanz und Reichthum seines gleichen nicht hat.

Kleine Zeitung.

— Horace Vernet hat gegenwärtig ein Gemälde ausgestellt: Joseph von seinen Brüdern verkauft: in welchem der Moment wiedergegeben ist, wo die Brüder Josephs Gewand in Blut tauchen, um es so dem Vater zu überbringen — ein Moment, der für die materiell malerische Wirkung ausgesucht erscheint. Die Brüder sind im Costüm und namentlich mit den malerischen Kopfumhüllungen der heutigen Mauren dargestellt. Bekanntlich hat Vernet unter diesen seine Studien für biblische Darstellungen „mit der Bibel in der Hand" gemacht, indem er der Ansicht ist und sie überall bestätigt gefunden zu haben behauptet, daß sich bei den Arabern die Tradition der Tracht und Lebensitte unverändert fortgesetzt hat, wobei er die Israeliten als eine Abzweigung des arabischen Stammes betrachtet. Man kann diese Auffassung wohl hingehen lassen, auch wenn man sie nicht theilt, sofern man die realistische Richtung der Malerei überhaupt als berechtigt anerkennt und in der historischen Behandlung der alttestamentlichen Geschichten einen Fortschritt sieht. Auch muß man zugestehen, daß in diesem Falle ein eigenthümlicher malerischer Effekt erreicht wird. Aber Vernet stellt die Brüder Josephs zugleich mit dunkelgefärbter, fast schwarzer Haut und halb wolligem Haar dar, was jedenfalls eine historische Unrichtigkeit ist. Die Mauren sind ein durch Klima und Mischung wesentlich veränderter arabischer Schlag, und der asiatisch-arabische Typus erinnert nicht im Entferntesten an das negerhafte, gibt vielmehr einen scharfen Contrast gegen dieses in der Körper- und Gesichtsbildung ab. — Auf ägyptischen Monumenten findet man Israeliten dargestellt, will sie wenigstens erkennen, sie erscheinen aber immer von den Aethiopiern abgesondert und ihnen entgegengesetzt.

— Der Maler Müller kehrt aus Rom nach Meiningen zurück, um hier für den Cardinal Antonelli eine Maria mit dem Jesuskinde in stiller Zurückgezogenheit zu vollenden.

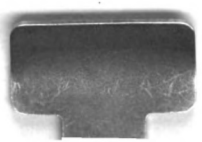
— Assessor Grunth, Zeichenlehrer bei der Artillerieschule zu Kopenhagen, hat ein Verfahren erfunden, dem zu photographischen Bildern bestimmten Papier eine Vorrichtung zu geben, daß die Umrisse des entstandenen Bildes mit authographischer Tinte nachgezeichnet und dann auf den lithographischen Stein gebracht werden können, von dem sich dann Abdrücke zu Tausenden nehmen lassen.

— Brachvogels „Adalbert vom Babenberge" ist jetzt in Berlin zur Aufführung gekommen. Die Aufnahme von Seiten des Publikums soll trotz der ungewöhnlichen Länge des Stücks eine sehr günstige gewesen sein und auch die Kritik spricht sich höchst anerkennend aus. Insbesondere wird gerühmt, daß es der Dichter verstanden habe, der an sich episodisch erscheinenden Babenberger Fehde (zwischen Adalbert von Babenberg und dem Bischof von Würzburg) eine allgemein geschichtliche Perspective zu geben, an ihr den Kampf des ursprünglichen germanischen Elementes gegen das Eindringen und die äußerlich begründete Herrschaft des politisch und religiös ausgeprägten romanischen Wesens anschaulich zu machen und ohne Modernisirung des Stoffs und der Gestalten der Gegenwart angehörige Ideen zum Ausdruck zu bringen. Nach diesen kritischen Besprechungen ist der Held wie ein „Götz" des zehnten Jahrhunderts, aber „idealer", weniger beschränkt und instinctiv handelnd, dargestellt.

Beranw. Redact. Hermann Böhlau. — Druck u. Verlag von Hermann Böhlau in Weimar.
Halbjahrpreis 20 Sgr.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Digitized by Google



Digitized by Google